

Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen:

Individuelle Bewältigung und soziale Identität

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. phil.)

der Fakultät für Pädagogik
an der Universität Bielefeld

vorgelegt von
Stephanie Glassl
April 2008

Gutachter:
Apl. Prof. Dr. Jürgen Mansel, Universität Bielefeld
Prof. Dr. Gerd Bohner, Universität Bielefeld

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Abbildungsverzeichnis</i>	i
<i>Tabellenverzeichnis</i>	iii

1

EINLEITUNG 1

2

FORSCHUNGSSTAND 7

2.1	Lesben und Schwule	7
2.1.1	Diskriminierungserfahrungen, ihre Auswirkungen auf die Betroffenen und damit verbundene Bewältigungsstrategien	7
2.1.2	Soziale Identität im Kontext von Diskriminierung und Bewältigung	13
2.2	Menschen mit Behinderung	14
2.2.1	Interaktionen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung, Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien	14
2.2.2	Identitätskonstruktion	17
2.3	Wohnungslose	19
2.3.1	Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien	19
2.3.2	Identitätskonstruktion	22
	Zusammenfassung	25

3

THEORIE UND FORSCHUNGSFRAGEN 27

3.1	Zum Begriff „Diskriminierung“	27
3.1.1	Empirische Befunde: Leugnung von Diskriminierung	28
3.1.2	Diskriminierungserfahrungen als Stressoren	30

3.2	Der transaktionale Ansatz zu Streß und Streßbewältigung	33
3.2.1	Primäre Einschätzung (<i>primary appraisal</i>)	33
3.2.2	Sekundäre Einschätzung (<i>secondary appraisal</i>)	34
3.2.3	Neueinschätzung (<i>reappraisal</i>)	36
3.2.4	Bewältigungsstrategien im Kontext von Diskriminierung – empirische Befunde	36
3.2.5	Zur Bedeutung sozialer Unterstützung für die Bewältigung	38
3.3	Die Theorie der sozialen Identität	40
3.3.1	Soziale Identität im Kontext von Diskriminierung – empirische Befunde	42
3.3.2	Theoretische Überlegungen zum Begriff der Gruppenzugehörigkeit	44
3.4	Forschungsfragen	47
Zusammenfassung		48

4

METHODEN 49

4.1	Quantitative Untersuchung	49
4.1.1	Entwicklung eines Erhebungsinstruments	49
4.1.2	Testung und Überarbeitung des Instruments	50
4.1.3	Durchführung der Datenerhebung	52
4.2	Schnittstellen zwischen quantitativer und qualitativer Untersuchung	54
4.3	Qualitative Untersuchung	57
4.3.1	Das problemzentrierte Interview	57
4.3.2	Auswahl der Interviewpartner	59
4.3.3	Auswertung der Interviews	60

5

ERGEBNISSE 63

5.1	Demographische Daten	64
5.2	Merkmale der Gruppenzugehörigkeit	66
5.2.1	Lesben und Schwule	66
5.2.2	Menschen mit Behinderung	67
5.2.3	Wohnungslose	68
5.3	Diskriminierung	69
5.3.1	Strukturelle Diskriminierung	69
	<i><u>Lesben und Schwule</u></i>	71
	<i><u>Menschen mit Behinderung</u></i>	76
	<i>Fokus: Barrieren</i>	77
	<i>Fokus: Vorenthaltung von Informationen auf Ämtern</i>	79
	<i><u>Wohnungslose</u></i>	81
	<i>Fokus: Ausgrenzung</i>	82
	<i>Fokus: Bürokratische Hürden</i>	83
	Zusammenfassung	86
5.3.2	Interpersonelle Diskriminierung	88
	<i><u>Lesben und Schwule</u></i>	89
	<i>Fokus: Heteronormativität</i>	90
	<i>Fokus: Übertriebene Attribution auf Homosexualität</i>	93
	<i>Fokus: Enge Geschlechterrollen</i>	95
	<i>Fokus: Beleidigungen in der Familie</i>	96
	<i>Fokus: Stereotypisierungen im Freundeskreis</i>	97
	<i><u>Menschen mit Behinderung</u></i>	98
	<i>Fokus: Geschlecht „Rollstuhlfahrer“</i>	99
	<i>Fokus: Bevormundung</i>	100
	<i>Fokus: Aufgedrängte vs. vorenthaltene Hilfe</i>	101
	<i><u>Wohnungslose</u></i>	104
	<i>Fokus: Demütigung und Ignoranz</i>	105
	Zusammenfassung	106

5.3.3	Gewalt	108
	<i><u>Lesben und Schwule</u></i>	109
	<i><u>Menschen mit Behinderung</u></i>	110
	<i><u>Wohnungslose</u></i>	111
	<i>Fokus: Gewalt durch Polizeibeamte</i>	112
	Zusammenfassung	113
5.3.4	Umfeld der Diskriminierung	114
	<i>Diskriminierung im familiären Umfeld</i>	115
	<i>Diskriminierung im beruflichen Umfeld</i>	115
	<i>Diskriminierung im Freundes- und Bekanntenkreis</i>	116
	<i>Diskriminierung durch Fremde bzw. in der Öffentlichkeit</i>	116
	<i>Diskriminierung auf Ämtern bzw. bei der Polizei</i>	116
	Zusammenfassung	117
5.4	Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen	118
5.4.1	Das Gefühl der Benachteiligung als Streßindex	118
	<i>Streß und Lebensqualität</i>	119
5.4.2	Bewältigungsstrategien	119
	<i>Subjektiver Bewältigungserfolg</i>	124
5.4.3	Soziale Identität	129
	<i>Welche Rolle spielt die soziale Identität für den</i>	
	<i>Bewältigungserfolg?</i>	131
	<i>Vorläufiges Fazit</i>	132
5.4.4	Der Umgang mit konkreten Situationen	133
	<i><u>Lesben und Schwule</u></i>	133
	<i>Fokus: Umgang mit Heteronormativität und mit</i>	
	<i>übertriebener Attribution auf Homosexualität</i>	133
	<i>Fokus: Umgang mit engen Geschlechterrollen</i>	134
	<i>Fokus: Umgang mit Beleidigungen</i>	135
	<i>Fokus: Bewältigung der Lebenssituation</i>	137
	<i><u>Menschen mit Behinderung</u></i>	138
	<i>Fokus: Umgang mit Barrieren</i>	139
	<i>Fokus: Umgang mit Angestarrtwerden</i>	141
	<i>Fokus: Umgang mit Bevormundung</i>	142
	<i>Fokus: Umgang mit Beleidigungen</i>	143
	<i>Fokus: Bewältigung der Lebenssituation</i>	144

<i>Wohnungslose</i>	147
<i>Fokus: Umgang mit Vertreibung</i>	147
<i>Fokus: Umgang mit Demütigung</i>	148
<i>Fokus: Umgang mit Ignoranz</i>	149
<i>Fokus: Bewältigung der Lebenssituation</i>	150
Zusammenfassung	153

6

DISKUSSION 157

6.1 Zum Problem der Diskriminierung	157
6.1.1 Lesben und Schwule	157
6.1.2 Menschen mit Behinderung	161
6.1.3 Wohnungslose	166
6.1.4 Weitere Auffälligkeiten	169
6.2 Die Suche nach effektiven Bewältigungsstrategien	171
6.3 Zur Rolle der sozialen Identität	176
6.3.1 Lesben und Schwule	176
6.3.2 Menschen mit Behinderung	179
6.3.3 Wohnungslose	181
6.4 Allgemeine Kritikpunkte	183

7

AUSBLICK 187

7.1 Anknüpfende Fragestellungen	188
7.2 Praktische Anwendung der Forschungsergebnisse: der Personzentrierte Ansatz	190
<i>Literatur</i>	195

Anhang I: Quantitative Untersuchung

Fragebögen

- Fassung für Lesben und Schwule 205
- Fassung für Menschen mit Behinderung 213
- Fassung für Wohnungslose 221

Beteiligte Einrichtungen

- Auflistung aller beteiligten Einrichtungen mit Angaben über die Anzahl ausgelegter Fragebögen und Rücklaufzahlen 229

Fragen zur Gruppenzugehörigkeit

- Lesben und Schwule 230
- Menschen mit Behinderung 234
- Wohnungslose 238

Ergebnisse der Faktorenanalyse

- Tabellen zu Faktorladungen der Items, Eigenwerten, Kommunalitäten und aufgeklärter Varianz 240

CD-ROM

CD-ROM mit Datensatz der quantitativen Untersuchung (Umschlaginnenseite)

Anhang II: Qualitative Untersuchung

Interviewtranskripte: Lesben und Schwule

- Interview mit Agnes 245
- Interview mit Jutta 261
- Interview mit Tim 286
- Interview mit Willi 326

Interviewtranskripte: Menschen mit Behinderung

- Interview mit Rita 345
- Interview mit Sandra 383
- Interview mit Tanja 404
- Interview mit Thorsten 423

Interviewtranskripte: Wohnungslose

- Interview mit Jens 437
- Interview mit Kai 448
- Interview mit Richard 458
- Interview mit Uwe 473

Eidesstattliche Erklärung

Tabellenverzeichnis

	Seite
Tab. 1: Inhalte, die mithilfe des Fragebogens erhoben wurden	51
Tab. 2: Verteilung der Fragebögen	54
Tab. 3: Zusammenhänge zwischen quantitativer und qualitativer Untersuchung	56
Tab. 4: Kurzcharakterisierung der Interviewpartner	60
Tab. 5: Demographische Daten der untersuchten Stichprobe	64
Tab. 6: Selbstbezeichnung der befragten Lesben und Schwulen	66
Tab. 7: Art der Körperbehinderung der befragten Menschen mit Behinderung	67
Tab. 8: Ursache der Körperbehinderung der befragten Menschen mit Behinderung	67
Tab. 9: Aktuelle Wohnsituation der befragten Wohnungslosen	68
Tab. 10: Einrichtungen, die die befragten Wohnungslosen in den zwölf Monaten vor der Befragung in Anspruch genommen haben	68
Tab. 11: Häufigkeit struktureller Diskriminierungserfahrungen	69
Tab. 12: Übersicht über die abgefragten Emotionen	74
Tab. 13: Übersicht über die abgefragten psychosomatischen Beschwerden	74
Tab. 14: Häufigkeit interpersoneller Diskriminierungserfahrungen	88
Tab. 15: Häufigkeit erfahrener Gewalt	108
Tab. 16: Häufigkeiten von Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen sozialen Umfeldern in allen drei Gruppen	114
Tab. 17: Häufigkeiten von Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen sozialen Umfeldern in allen drei Gruppen	114
Tab. 18: Gefühl der Benachteiligung in allen drei Gruppen	118
Tab. 19: Bewältigungsstrategien: Faktoren incl. Varianzaufklärung, Faktorladungen der Items sowie Häufigkeiten für die drei Gruppen	120
Tab. 20: Faktormittelwerte für die drei Gruppen	121

Tab. 21:	Regressionsanalyse für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien	125
Tab. 22:	Getrennte Regressionsanalysen für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien	126
Tab. 23:	Als effektiv empfundene Bewältigungsstrategien im Umgang mit Diskriminierung	127
Tab. 24:	Zustimmungshäufigkeiten (mind. „stimmt zum Teil“) zu den Items der Skala „Soziale Identität“ für alle drei Gruppen	129
Tab. 25:	Getrennte Regressionsanalysen für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien und der sozialen Identität	131

Abbildungsverzeichnis

	Seite
Abb. 1: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Lesben und Schwulen differenziert nach Geschlecht	71
Abb. 2: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Lesben und Schwulen	72
Abb. 3: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Menschen mit Behinderung differenziert nach Geschlecht	76
Abb. 4: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Menschen mit Behinderung	80
Abb. 5: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Wohnungslosen differenziert nach Geschlecht	81
Abb. 6: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Wohnungslosen	85
Abb. 7: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Lesben und Schwulen differenziert nach Geschlecht	89
Abb. 8: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Menschen mit Behinderung differenziert nach Geschlecht	98
Abb. 9: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Wohnungslosen differenziert nach Geschlecht	104
Abb. 10: Gewalterfahrungen von Lesben und Schwulen differenziert nach Geschlecht	109
Abb. 11: Gewalterfahrungen von Menschen mit Behinderung differenziert nach Geschlecht	110
Abb. 12: Gewalterfahrungen von Wohnungslosen differenziert nach Geschlecht	111

*A parte che ho ancora il vomito
per quello che riescono a dire
non so se son peggio le balle
oppure le facce che riescono a fare*

*A parte che i sogni passano
se uno li fa passare
alcuni li hai sempre difesi
altri hai dovuto vederli finire*

*Niente paura
ci pensa la vita, mi han detto così*

(Ligabue, „Niente paura“, 2007)

*Baby slow down
the end is not as fun as the start
please stay a child somewhere in your heart*

*I'll give you everything you want
except the thing that you want
you are the first one of your kind*

*And you feel like no-one before
you steal right under my door
and I kneel 'cause I want you some more
I want the lot of what you got
and I want nothing that you're not*

*Everywhere you go you shout it
you don't have to be shy about it*

(U2, „Original Of The Species“, 2004)

1 Einleitung

„Mein Hauptproblem ist, daß ich meistens das Gefühl habe,
ich komme nicht vor als Lesbe.“

(Jutta, 46 Jahre, lesbisch)

„Was es eigentlich *bedeutet*, behindert zu sein,
welche Lebenseinschränkungen man da hat,
darüber wird gar nicht nachgedacht.“

(Thorsten, 26 Jahre, körperbehindert)

„Bettler wollen sie nicht sehen, die Leute,
die wollen in ihrer heilen Welt bleiben, und dann ist gut.
Das andere gibt es nicht für sie.“

(Jens, 30 Jahre, wohnungslos)

Auf den ersten Blick scheinen Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose nicht allzu viel gemeinsam zu haben. Zu unterschiedlich sind ihre Lebenswelten, zu verschieden ihre Geschichte. Tatsächlich jedoch verbindet die Angehörigen dieser drei Gruppen mehr, als es zunächst den Anschein hat. Was ihnen gemein ist, ist das Gefühl, mit ihrer Besonderheit in dieser Gesellschaft keinen Platz zu haben, nicht wahrgenommen zu werden. Sie haben den Eindruck, daß die anderen Menschen – die heterosexuellen, die nichtbehinderten und jene, die ein bürgerliches Leben führen – sie in ihrem Denken nicht mit einbeziehen und ihnen in ihrem Weltbild keinen Platz einräumen. Und so fühlen sie sich mit ihrer Lebensrealität nicht gesehen und nicht anerkannt.

In der vorliegenden Arbeit wird das Thema Diskriminierung aus der Perspektive der Betroffenen untersucht. Dabei kann gezeigt werden, daß Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose unterschiedliche Arten von Benachteiligung erfahren, und daß die Bewältigung derartiger Erlebnisse in jeder Situation neu abgestimmt werden muß. Eine besondere Rolle spielt dabei die soziale Identität der Betroffenen, die sowohl die Wahrnehmung von als auch den Umgang mit Diskriminierung beeinflusst. Die Stärke ihrer Ausprägung bestimmt zudem, was der Betroffene vorwiegend bewältigt: die Diskriminierung aufgrund seiner Andersartigkeit, oder das Stigma an sich.

Die Dissertation ist eingebettet in das Projekt „*Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*“ (GMF). Unter Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit versteht man ein Syndrom, das sich aus insgesamt neun Elementen zusammensetzt. Drei davon sind Homophobie, die Abwertung Obdachloser (im Unterschied zur vorliegenden Untersuchung, die von Wohnungslosen spricht) sowie die Abwertung von Menschen mit Behinderung (Heitmeyer, 2008). Im Rahmen des Projekts wird das Ausmaß und die Entwicklung des Syndroms menschenfeindlicher Einstellungen in der deutschen Bevölkerung analysiert und auf der Grundlage wissenschaftlicher Konzepte erklärt.

Im GMF-Survey wurde die Feindseligkeit gegenüber Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Obdachlosen zunächst unter dem Begriff der „Heterophobie“ zusammengefaßt. Demzugrunde lag der Gedanke, daß die Angehörigen dieser drei Gruppen grundsätzlich der sogenannten Mehrheitsgesellschaft entstammen. Erst durch ihre sexuelle Orientierung, durch ihre Behinderung bzw. durch den Verlust ihrer Wohnung werden sie zu Außenseitern, zu Angehörigen einer Minderheit, die von der Norm abweichen. Aufgrund theoretischer Weiterentwicklungen wurde die Gruppierung dieser drei Gruppen unter dem Oberbegriff „Heterophobie“ im Jahr 2006 jedoch aufgegeben; die Abwertung jeder der drei Gruppen stellt nun einzelne Syndromelemente dar. Was bleibt ist die Abweichung von der „Normalität“, die andere Menschen bei den Angehörigen dieser Gruppen wahrnehmen und die die Grundlage bildet für menschenfeindliches Verhalten gegenüber diesen drei Gruppen.

So geben im GMF-Survey 2007 31,3% der Befragten an, sie fänden es ekelhaft, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen. 17,3% sind der Meinung, Homosexualität sei unmoralisch, und 35,4% sprechen sich gegen gleichgeschlechtliche Ehen aus. Das Urteil gegenüber Menschen mit Behinderung fällt etwas milder aus: So sind 7,7% der Befragten der Meinung, für Menschen mit Behinderung werde in Deutschland zu viel Aufwand betrieben, 12,7% halten viele Forderungen von Menschen mit Behinderung für überzogen, und 8,0% finden, daß Menschen mit Behinderung zu viele Vergünstigungen erhalten. Besonders prekär stellt sich die Situation für obdachlose Menschen dar: 38,8% der Befragten finden die Obdachlosen in den Städten unangenehm, 32,9% glauben, die meisten Obdachlosen seien arbeitsscheu, und 34,0% sind der Meinung, bettelnde Obdachlose sollten aus den Fußgängerzonen entfernt werden (Heitmeyer, 2008). Den Betroffenen wird buchstäblich kein Platz zugestanden, sie sind mit ihrer Lebensrealität nicht erwünscht.

Die Erforschung von Vorurteilen und Diskriminierung kann sich jedoch nicht auf die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft beschränken. Die Sicht der Betroffenen stellt eine

reiche und wertvolle Informationsquelle über die Natur und das Erleben von Diskriminierung und Vorurteilen dar. Zum einen spiegeln sich in Berichten von Betroffenen deren persönliche Erfahrungen und Interpretationen von Situationen wieder, zum anderen können Betroffene, anders als Nichtbetroffene, als Experten für ihre Situation und ihre Eigengruppe begriffen werden. Durch Gespräche mit anderen Betroffenen erhalten sie zudem noch mehr Informationen über das breite Feld der Diskriminierung und können sich so ein umfassenderes Bild von der Situation machen als dies Außenstehenden möglich ist (siehe auch Swim, Cohen & Hyers, 1998).

Diskriminierung lediglich aus der Perspektive der „Täter“ zu untersuchen, würde somit ein einseitiges Bild zeichnen. Insbesondere wenn Diskriminierungsforschung zum Ziel hat, etwas an den bestehenden Verhältnissen zu ändern, ist es wichtig, daß sie jenen Gehör schenkt, die von diskriminierenden Handlungen betroffen sind. Eine Veränderung des Status Quo ist nur möglich, indem die betroffene Minderheit aktiv wird. Die Angehörigen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft werden nicht dafür sorgen, daß sich etwas an den aktuellen Zuständen ändert, denn ihre Welt ist in Ordnung. Eine Veränderung muß an den institutionellen Bedingungen ansetzen, und diese Bedingungen lassen sich nur ändern, wenn sich die Benachteiligten dafür stark machen (Lalonde & Cameron, 1994). Daher ist es unumgänglich, sich neben den Gefühlen und Gedanken der Betroffenen auch ihre Taten anzuschauen, also herauszufinden, wie Menschen reagieren, wenn sie Opfer von Diskriminierung werden.

Auch im Rahmen des Projekts „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ stand bislang die Perspektive der Mehrheitsgesellschaft im Vordergrund. Um ein umfassendes Verständnis dieses Syndroms zu erlangen, ist es jedoch auch von entscheidender Bedeutung, die Auswirkungen Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit auf die Betroffenen zu untersuchen. Wie genau wirken sich negative Einstellungen und Verhaltensweisen der Mehrheitsgesellschaft auf die Angehörigen von Minderheiten aus, und wie gehen die Betroffenen damit um? Die vorliegende Arbeit beantwortet diese Fragen und zeigt darüberhinaus auf, welche weiteren Probleme und Fragestellungen daran anknüpfen.

So gibt *Kapitel 2* einen Überblick über bisherige Forschung zu den Themen Diskriminierung, Bewältigung und soziale Identität bei Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen. Hier wird sichtbar, daß ein deutliches Ungleichgewicht zu Lasten der Wohnungslosen vorliegt, die bezüglich ihrer Diskriminierungserfahrungen bislang am wenigsten erforscht wurden. Zudem bezieht sich die Erforschung von Bewältigung in den drei Gruppen hauptsächlich auf die Bewältigung der Lebenssituation an sich. Darüberhinaus gibt es keinerlei Vergleichsstudie, die die drei genannten Gruppen

bezüglich ihrer Erfahrungen miteinander in Beziehung setzt.

Kapitel 3 erläutert den Begriff der Diskriminierung, beschreibt die Probleme bei der Erforschung von Diskriminierung und erklärt, warum Diskriminierung als Stressor wirkt. Darüberhinaus werden die beiden Theorien vorgestellt, auf die sich die Arbeit stützt – den transaktionalen Ansatz von Lazarus und Folkman (1984) sowie die Theorie der sozialen Identität von Tajfel und Turner (1979). Daran schließt sich die Darstellung empirischer Befunde zu Bewältigungsstrategien sowie zur sozialen Identität im Kontext von Diskriminierungserfahrungen an. Der Rolle der sozialen Unterstützung wird hier eine besondere Bedeutung beigemessen. Nach einem Exkurs zu theoretischen Überlegungen zum Begriff der Gruppenzugehörigkeit werden am Ende des Kapitels die Forschungsfragen für die vorliegende Untersuchung abgeleitet.

Die Methoden, die zur Untersuchung der Fragestellung eingesetzt werden, sind in *Kapitel 4* beschrieben. Es handelt sich dabei sowohl um quantitative als auch um qualitative Methoden, die einander für die Erforschung des Untersuchungsgegenstandes sinnvoll ergänzen. So wird nach der Beschreibung der Entwicklung des eingesetzten Erhebungsinstruments und dessen Überarbeitung auch auf die Besonderheiten des qualitativen Interviews eingegangen, das für weitergehende Fragestellungen eingesetzt wird. Hier wird im einzelnen herausgearbeitet, an welchen Punkten die quantitativen Methoden an ihre Grenzen stoßen und der Einsatz qualitativer Methoden anknüpft. Abschließend folgt eine Kurzcharakterisierung der Interviewpartner sowie eine Beschreibung ihrer Rekrutierung.

Die Ergebnisse der Untersuchungen werden in *Kapitel 5* dargestellt. Zu Beginn folgt ein Überblick über den Ablauf der Datenerhebung, über die soziodemographischen Daten der Befragten sowie über Besonderheiten der untersuchten Gruppen. Im Anschluß daran werden die Diskriminierungserfahrungen der Betroffenen auf unterschiedlichen Ebenen dargestellt (strukturelle Diskriminierung, interpersonelle Diskriminierung, körperliche Gewalt). Die Darstellung der quantitativen Daten wird hier unmittelbar durch das qualitative Material ergänzt, um dem Leser die Probleme der Angehörigen der untersuchten Gruppen möglichst gut verständlich und nachvollziehbar vor Augen zu führen. Es folgt eine Beschreibung der verschiedenen sozialen Umfelder, in denen die Betroffenen Diskriminierung erleben. Hieran schließt sich die Darstellung der angewendeten Bewältigungsstrategien an, wobei besonderes Augenmerk auf die Strategien gerichtet wird, die von den Betroffenen als effektiv wahrgenommen werden. Es folgt die Beschreibung der Rolle der sozialen Identität im Kontext von Diskriminierung und deren Bewältigung. Den Abschluß des Ergebnisteils bilden die qualitativen Befunde zur Bewältigung.

Dabei wird sowohl auf den Umgang mit Diskriminierungserfahrungen eingegangen als auch auf die Bewältigung der Lebenssituation an sich.

In *Kapitel 6* werden die Befunde im Hinblick auf die Fragestellung diskutiert. Dabei wird deutlich, daß es für Lesben und Schwule trotz wachsender gesellschaftlicher Akzeptanz und rechtlicher Angleichung insbesondere subtile Formen der Diskriminierung sind, die ihnen zu schaffen machen. Hier ist vor allem Heteronormativität zu nennen, aber auch die generelle Unsichtbarkeit gleichgeschlechtlicher Lebensweisen, übertriebene Attributionen auf Homosexualität sowie enge Geschlechterrollen sind von Bedeutung. Menschen mit Behinderung erleben stärkere strukturelle Diskriminierung, insbesondere in Form von Barrieren, während sie im interpersonellen Kontext häufig mit entmündigendem Verhalten zu kämpfen haben. Wohnungslose hingegen stoßen vor allem bei der Wiedereingliederung in die Gesellschaft auf Probleme, so etwa durch bürokratische Hürden, Ignoranz sowie Ausgrenzung. Es wird deutlich, daß der transaktionale Ansatz von Lazarus und Folkman (1984) im Falle subtiler Diskriminierung an seine Grenzen stößt. Das Kapitel schließt mit einer Beleuchtung der methodischen Kritikpunkte, wobei neben Merkmalen der Stichprobe auch die Schwierigkeiten im Kontext der Erforschung von Diskriminierung an sich angesprochen werden.

Die Arbeit endet mit *Kapitel 7*, das die wichtigsten Ergebnisse noch einmal auf den Punkt bringt und darüberhinaus aufzeigt, wo sich Anknüpfungspunkte für zukünftige Untersuchungen ergeben. Abschließend wird auf die Nützlichkeit des Beratungs- bzw. Therapiekonzepts des Personenzentrierten Ansatzes von Rogers (2004) im Kontext von Diskriminierung und Bewältigung verwiesen.

2 FORSCHUNGSSTAND

Bisherige Forschungsarbeiten, die das Problem der Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen beleuchten, beziehen sich zumeist auf die Situation von Migranten oder Frauen in der Gesellschaft. Neben den angewandten Bewältigungsstrategien, die zum Umgang mit Diskriminierung eingesetzt werden, stehen dabei häufig auch die Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen auf die körperliche und seelische Gesundheit der Betroffenen sowie auf deren Lebensqualität allgemein im Zentrum des Interesses (z.B. Dion, Dion & Pak, 1992; Evans & Evans, 1995; Landrine, Klonoff, Gibbs, Manning & Lund, 1995; Landrine & Klonoff, 1996; Allison, 1998; Clark, Anderson, Clark & Williams, 1999; Leonardelli & Tormala, 2003; Schmitt, Branscombe & Postmes, 2003; Foster, 2004). Demgegenüber sind Studien, die sich dem Thema aus Sicht von Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen widmen, insbesondere im deutschsprachigen Raum bislang eher spärlich gesät. Im folgenden wird eine Auswahl der bekannten Befunde präsentiert, die Diskriminierung, Bewältigung und soziale Identität bei Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen thematisieren. Dabei fällt auf, daß bisherige Studien insbesondere das Thema Bewältigung zumeist in bezug auf das Stigma an sich beleuchten; das heißt, in der Regel wurde der Frage nachgegangen, wie die Betroffenen ihre Homosexualität, ihre Behinderung bzw. ihre Wohnungslosigkeit bewältigen (siehe zur Situation Lesben und Schwuler z.B. Ross & Rosser, 1996; Pinel, 1999; Trump & Eberly, 2003; zur Situation von Menschen mit Behinderung z.B. Asch & Fine, 1988; Frank, 1988; Korkowski, 1993; Moore, Greer & Li, 1994; Bradbury, 1997; Wang, Badley & Gignac, 2004; zur Situation Wohnungsloser z.B. Horowitz, Boardman & Redlener, 1994; Murray, 1996; Brender, 1999; Gillich, 2003; Votta & Manion, 2003). Probleme, die in diesem Kontext auftreten, wie z.B. Auseinandersetzungen mit der Umwelt in Form von Benachteiligung oder Ausgrenzung, werden in solchen Untersuchungen daher häufig nur am Rande miterfaßt.

2.1 Lesben und Schwule

2.1.1 Diskriminierungserfahrungen, ihre Auswirkungen auf die Betroffenen und damit verbundene Bewältigungsstrategien

Es ist schwierig, allgemeine Aussagen über die Häufigkeit von Diskriminierungserfahrungen Lesben und Schwuler zu treffen, weil diese Vorfälle nicht zentral erfaßt werden. Jedoch tragen vereinzelt Initiativen die Meldungen über derartige Vorfälle zusammen

und veröffentlichen in regelmäßigen Abständen Berichte über ihre Arbeit. So meldet Maneo, das schwule Anti-Gewalt-Projekt in Berlin, für das Jahr 2006 insgesamt 304 bekannt gewordene Fälle von *gewalttätigen Übergriffen gegen schwule Männer*; davon alleine 274 Fälle in Berlin (Maneo, 2006). Zumeist handelt es sich dabei um Delikte wie Körperverletzung, Nötigung und Bedrohung sowie Raub bzw. Diebstahl. Wie der Name des Projekts schon sagt, werden hier jedoch nur solche Vorfälle erfaßt, bei denen Gewalt eine Rolle spielt und die sich gegen schwule Männer richten. Einige Jahre zuvor wurde im Auftrag der Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport eine Befragung insgesamt 217 Schwuler, Lesben und Bisexueller unter 28 Jahren zu deren *Lebenssituation* durchgeführt. Drei Viertel der befragten Mädchen bzw. Frauen und etwa zwei Drittel der Jungen bzw. Männer hatten schon einmal negative Reaktionen auf ihre Homo- bzw. Bisexualität erlebt. Dabei wurden Beschimpfungen, Beleidigungen und Kontaktabbruch von beiden Geschlechtern am häufigsten genannt, gefolgt von körperlicher Gewalt und Ausschluß aus der Gruppe. Die Befragten gaben zudem an, daß sie den Eindruck haben, mit ihrer sexuellen Orientierung nicht ernst genommen zu werden, daß andere ihnen gleichgültig gegenüberstehen und daß sie angestarrt oder gemobbt werden. Manche haben Erfahrungen mit sexueller Belästigung gemacht oder wurden auf der Straße verfolgt. Besorgniserregend sind die Antworten auf die Frage, was die Betroffenen schon unternommen haben, wenn sie große Probleme hatten. Die hier genannten Bewältigungsstrategien umfassen u.a. den Konsum von Alkohol oder Drogen, Suizidgedanken, Suizidversuche, Therapie, Weglaufen von zu Hause sowie Gespräche mit aber auch Rückzug von anderen Menschen. Sowohl Jungen als auch Mädchen sehen in ihrer Einsamkeit die Hauptursache für ihre Probleme, gefolgt von dem Umstand, daß sie niemanden haben, dem sie sich anvertrauen können, daß sie Probleme mit ihren Eltern haben oder ihre homosexuellen Gefühle nicht akzeptieren können. Hier wird deutlich, wie prekär die Lebenssituation heranwachsender Lesben und Schwuler ist, die in ihrer Suche nach Identität keinen Rückhalt spüren. So wird die ohnehin schon schwierige Zeit der Pubertät von den Betroffenen durch ihre individuelle Problematik häufig als besonders belastend und krisenreich erlebt (Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, 2001).

Um *Gewalt gegen lesbische Frauen* geht es in einer Untersuchung von Stein-Hilbers, Holzbecher, Klodwig, Kroder und Soine (1999). Die Autorinnen führten eine Kombination aus quantitativer Datenanalyse und qualitativen Interviews durch, um u.a. zu erfahren, in welchen sozialen Kontexten lesbische Frauen Diskriminierung erleben. Ihren Ergebnissen zufolge machen die befragten Frauen in verschiedenen Umfeldern Erfahrungen mit Diskriminierung, etwa im Privatbereich (z.B. in der Wohnung, durch Bekannte), in der Öffentlichkeit sowie am Arbeitsplatz. Die vorherrschenden Emotionen, die die Be-

fragten im Zusammenhang mit derartigen diskriminierenden Vorfällen erleben, sind Angst, Ohnmacht, Wut, Enttäuschung, Demütigung, Trauer, Verzweiflung sowie Mißtrauen.

Fast alle der befragten Frauen haben bereits verbale Diskriminierung und abwertende Bemerkungen erlebt. Am häufigsten sind dabei Äußerungen, mit denen ausgedrückt wird, daß das Lesbischsein doch nur eine Notlösung sei. Oftmals wird den Frauen unterstellt, sie hätten Angst vor Männern oder seien dem Richtigen noch nicht begegnet. Fast ebenso zahlreich sind Bemerkungen, wonach die lesbische Orientierung nur eine Phase sei. Körperliche Gewalt wurde von knapp einem Viertel der befragten Frauen erlebt. Am häufigsten kommen dabei körperliche Rempelen vor sowie Drohungen und Sachbeschädigung. Noch öfter als körperliche Gewalt werden Vorfälle sexualisierter Gewalt erlebt; knapp der Hälfte der befragten Frauen hat derartige Erfahrungen bereits gemacht. Darunter fallen z.B. anzügliche Bemerkungen, Aufforderungen zum Geschlechtsverkehr und sexuelle Belästigung. Sowohl körperliche als auch sexualisierte Gewalt erfolgen in der Regel durch Fremde bzw. in der Öffentlichkeit.

Die Bewältigungsstrategien, die die befragten Frauen zum Umgang mit Diskriminierung anwenden, sind unterschiedlicher Natur. So werden insbesondere Gespräche genannt; in vielen Fällen wurden die lesbischen Frauen zusammen mit ihrer Partnerin Ziel von Diskriminierung, und so tauschen sich die betroffenen Frauen dann in der Regel sogleich über das gemeinsam Erlebte aus. Auch im lesbischen Freundeskreis werden Diskriminierungserfahrungen thematisiert. Manchen Frauen hilft auch eine Psychotherapie bei der Bewältigung, die zumeist aus anderen Gründen begonnen wurde, die den Betroffenen aber dennoch helfen kann, ihren Umgang mit diskriminierenden Übergriffen zu verbessern bzw. ihre Lebenssituation insgesamt zu verändern. Viele engagieren sich zudem in lesbischen Gruppen und sind politisch aktiv bzw. setzen sich für mehr Gleichberechtigung und Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen ein. Auch diese Formen gesellschaftlichen Engagements lassen sich im weitesten Sinne als Bewältigungsstrategien verstehen, mithilfe derer die Betroffenen versuchen, die gesellschaftliche Situation, in der sie und ihre Gruppe leben, zu verändern.

Die Autorinnen fragten auch nach Präventionsstrategien, die die Frauen anwenden, um Diskriminierung von vornherein aus dem Weg zu gehen. Dabei unterscheiden sie zwischen aktiven und passiven Strategien. Aktive Strategien umfassen z.B. das Erlernen von Selbstverteidigungstechniken und Deeskalationsstrategien, weibliche Gruppenbildung und auch die Nutzung des Autos oder von Taxen. Dagegen stellt z.B. der Rückzug ins Privatleben eine passive Strategie dar – eine riskante Lösung, weil die viktimisierte

lesbische Frau auf diese Art keine Unterstützung durch andere Betroffene erfährt. Zudem besteht so die Gefahr, daß der Vorfall individualisiert und damit der Umstand vergessen wird, daß es sich bei Diskriminierung um ein gesamtgesellschaftliches Problem handelt. Die Viktimisierung der einzelnen ist stets nur stellvertretend für die hinter ihr stehende Gesamtgruppe zu sehen.

Gonsiorek (1988) zufolge bestehen die größten *externalen Stressoren bei schwulen und lesbischen Jugendlichen bzw. Heranwachsenden* in verbalen und körperlichen Attacken durch Gleichaltrige. Die Betroffenen erleben zudem häufig Konflikte innerhalb der Familie und einen Mangel an institutioneller Unterstützung. Internale Stressoren, die hinzukommen, sind (1) der *Coming-Out-Prozeß* und die damit verbundenen Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen mit dem sozialen Umfeld, (2) *sozialer Rückzug*, weil sich lesbische und schwule Jugendliche häufig nicht so recht zugehörig fühlen sowie (3) *internalisierte Homophobie*. Unter internalisierter Homophobie versteht man die Übernahme negativer gesellschaftlicher Überzeugungen bezüglich Homosexualität in das eigene Selbstbild. Wenn Lesben und Schwule im Rahmen ihrer Erziehung die Einstellung vermittelt wurde, daß Homosexualität etwas Schlechtes ist, wird die Entdeckung der eigenen Homosexualität von ihnen zunächst häufig negativ bewertet und abgelehnt. Die betroffene Person möchte dann nicht homosexuell sein und wehrt sich dagegen, denn sie hat ja von klein auf gelernt, daß dies etwas Schlechtes ist. Die negativen Gefühle und Bewertungen, die damit verbunden sind, werden in das Selbstbild übernommen. Die Symptome dieser internalisierten Homophobie reichen von Selbstzweifeln bis hin zu offenem Selbsthaß. Gonsiorek unterscheidet eine offene und eine verdeckte Form internalisierter Homophobie. Die offene Form äußert sich, indem sich der Betroffene z.B. selbst beschuldigt, wegen seiner Homosexualität schlecht oder minderwertig zu sein. Häufig geht mit dieser konfliktreichen Auseinandersetzung selbstzerstörerisches Verhalten einher, etwa in Gestalt von Suchterkrankungen oder Substanzmißbrauch. Solche offenen Formen internalisierter Homophobie kommen aber nur selten vor. Häufiger sind verdeckte Formen, wonach sich die Person etwa selbst zu akzeptieren scheint, sich tatsächlich aber immer wieder selbst sabotiert. So steckt sie z.B ihre Ziele absichtlich niedrig, weil sie überzeugt davon ist, daß sie sie aufgrund von Vorurteilen ohnehin nicht erreichen kann. Internalisierte Homophobie zeigt sich auch in der Reaktion auf Diskriminierung, etwa indem der Betroffene sich nicht wehrt, weil er insgeheim der Du-Botschaft des Angreifers (z.B. „Du bist pervers“) zustimmt.

Die *verschiedenen Arten von Streß*, die Lesben und Schwule erfahren, wurden von DiPlacido (1998) untersucht. Dabei wird eine Unterscheidung getroffen zwischen *externalem, also durch äußere Faktoren verursachtem Streß*, und *internalem Streß, der durch*

innerpsychische Prozesse hervorgerufen wird. Die Befunde legen nahe, daß insbesondere jene Lesben und Schwule unter externalem Streß leiden, die ihre sexuelle Orientierung offen ausleben, da sie aufgrund ihrer besseren Erkennbarkeit für andere häufiger mit negativen Reaktionen konfrontiert werden. Internaler Streß hingegen entsteht vor allem durch internalisierte Homophobie und das Verstecken und Kontrollieren der eigenen Gefühle; der Betroffene lehnt sich selbst ab, und es fällt ihm schwer, seine sexuelle Orientierung zu akzeptieren. Demzufolge leiden vor allem jene Lesben und Schwulen unter internalem Streß, die ihre sexuelle Orientierung nach außen hin verbergen. DiPlacido folgert daraus, daß sowohl offen lebende als auch verdeckt lebende Lesben und Schwule Streß erfahren und sich lediglich in der Ursache dieses Stressses unterscheiden.

Wie sich *chronischer Streß*, den homo- bzw. bisexuelle Jugendliche aufgrund von verbalem und körperlichem Mißbrauch durch Gleichaltrige und Erwachsene erleben, auf die Betroffenen auswirkt, wurde von Savin-Williams (1994) näher erforscht. Diese Stressoren nehmen auf vielerlei Lebensbereiche homo- bzw. bisexueller Jugendlicher Einfluß und können in Folge zu Schulproblemen, Weglaufen von zu Hause, Substanzmißbrauch, Prostitution und Suizid führen. Dabei werden vor allem drei Arten von Situationen von den Jugendlichen als besonders streßreich empfunden: (1) ihr Coming Out, (2) die Entdeckung ihrer sexuellen Orientierung durch andere sowie (3) die Herabwürdigung ihrer sexuellen Orientierung, z.B. durch Beleidigungen oder Demütigungen. Mit dem Erleben dieser Situationen geht ein starkes Gefühl von *Kontrollverlust* einher, da die betroffenen Jugendlichen auf die Reaktionen der anderen keinen Einfluß haben und somit nie sicher sein können, was als nächstes geschieht. Dabei kommen verbale Übergriffe am häufigsten vor, wobei Beschimpfungen und Beleidigungen oftmals übergehen in körperliche Gewalt (Garnets, Herek & Levy, 1990). Das besondere traumatisierende Potential dieser Situationen liegt in ihrer Unvorhersehbarkeit begründet: Der Betroffene weiß nicht, wie die Situation ausgehen wird, ob es „lediglich“ bei verbalen Demütigungen bleibt oder ob der Konflikt eskaliert und in offene Gewalt mündet. Solcherlei Erlebnisse sind oftmals schwieriger zu verarbeiten als körperliche Übergriffe, weil keine sichtbare Verletzung vorliegt, auf die der Betroffene seine negativen Gefühle attribuieren könnte. Als Konsequenz versuchen die betroffenen Lesben und Schwulen häufig, derartige Situationen in Zukunft zu vermeiden, was bedeutet, daß sie sich zurückziehen oder sich in der Öffentlichkeit nicht mehr als homosexuell zu erkennen geben.

Wie wirken sich Diskriminierungserfahrungen auf die Betroffenen aus? Garnets et al. (1990) gingen der Frage nach, welchen Effekt *Heterosexismus* und „*hate crime*“ auf Lesben und Schwule haben. Unter Heterosexismus wird eine gesellschaftliche, kulturelle,

institutionelle und individuelle Überzeugung verstanden, daß Heterosexualität die einzig natürliche, normale und akzeptable Orientierung sei. „Hate crime“ stellt den Autoren zufolge eine kriminelle Handlung dar, die zum Ziel hat, eine Person wegen ihrer Rasse, Ethnizität, sexueller Orientierung, Religion oder eines anderen Minderheitenstatus zu verletzen oder einzuschüchtern. Wenn eine Person Opfer einer Gewalttat wird, weil sie lesbisch oder schwul ist, kann diese Viktimisierungserfahrung Garnets et al. zufolge dazu führen, daß die Person eine Verbindung herstellt zwischen ihrer Homosexualität und dem Gefühl der erhöhten Vulnerabilität. Dann besteht das Risiko, daß der Betroffene seine sexuelle Orientierung als Quelle negativer Gefühle wie Schmerz und Bestrafung erlebt statt wie zuvor als Quelle positiver Gefühle wie Freundschaft, Intimität und Liebe. Bereits überwundene internalisierte Homophobie kann so wiederbelebt oder verstärkt werden.

Herek, Gillis und Cogan (1999) untersuchten die psychologischen Folgeerscheinungen, die das Erleben eines „hate crime“ nach sich ziehen kann. Lesben und Schwule, die in den vergangenen fünf Jahren vor der Befragung Opfer eines „hate crime“ geworden waren, berichten über signifikant mehr Symptome von Depression, posttraumatischem Streß, Angst und Wut als die Vergleichsgruppe, die kein „hate crime“ erlebt hatte. Zudem sehen sie die Welt eher als unsicher an, nehmen Personen als böswillig wahr, haben geringere Kontrollüberzeugungen und neigen dazu, negative Ereignisse in ihrem Leben auf Vorurteile gegenüber Homosexuellen zu attribuieren.

Die Konsequenzen von Diskriminierungserfahrungen beschränken sich jedoch nicht nur auf das Opfer sondern betreffen auch sein soziales Umfeld (Trump & Eberly, 2003). Da derartige Übergriffe sich gegen eine Person als Mitglied einer bestimmten sozialen Gruppe richten, werden dadurch auch andere Gruppenangehörige in Angst und Schrecken versetzt; es entsteht der Druck, die sexuelle Orientierung zu verbergen. Um eigene Vulnerabilitätsgefühle zu reduzieren und um ein Gefühl von Kontrolle über das eigene Leben wiederherzustellen, wird nicht selten dem Opfer die Schuld an seiner Viktimisierung gegeben, etwa im Sinne von Sorglosigkeit oder mangelnder Vorsicht; ein Befund, der auch aus der Forschung zu Vergewaltigungsmythen bekannt ist (Bohner, 1998). Derartige Rationalisierungsversuche bergen jedoch die Gefahr in sich, Heterosexismus zu zementieren bzw. weiter zu verstärken (Garnets et al., 1990). Nicht zuletzt können derlei Erlebnisse aber auch dazu führen, daß die Betroffenen aktiv werden, z.B. indem sie sich politisch engagieren, um den Status ihrer Gruppe zu verbessern und um ihre Selbstwirksamkeit zu erhöhen (z.B. Birt & Dion, 1987).

2.1.2 Soziale Identität im Kontext von Diskriminierung und Bewältigung

Bei der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen spielt die *Stufe des Coming Out* eine wichtige Rolle. Jene Lesben und Schwulen, die in ihrem Coming Out schon weiter vorangeschritten sind, haben in der Regel bereits Bewältigungsstrategien entwickelt, die ihnen nun helfen können, mit der benachteiligenden Situation fertig zu werden. Hier sind insbesondere soziale Netzwerke und die Unterstützung innerhalb der Eigengruppe zu nennen, aber auch eine positive, selbstbewußte und selbstbejahende Einstellung, die sich für gewöhnlich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Zudem erleben die Betroffenen zu einem späteren Zeitpunkt im Coming-Out-Prozeß ihre Homosexualität zumeist als Quelle positiver Gefühle und Ereignisse, was ihnen womöglich dabei helfen kann, Erfahrungen von Ausgrenzung und Diskriminierung auszubalancieren. Lesben und Schwule, die sich noch in einer frühen Phase ihres Coming Out befinden, erfahren oftmals noch keine so ausgeprägte soziale Unterstützung und haben zudem meist eine noch schwache soziale Identität. Kommt zu diesen Bedingungen auch noch internalisierte Homophobie hinzu, liegt eine Konstellation vor, die das Risiko in sich birgt, daß die Betroffenen im Falle von Diskriminierung die an sie vermittelte Du-Botschaft eher annehmen und sich mit dem Angreifer identifizieren. So wird durch Viktimisierungserfahrungen das Coming Out weiter erschwert (Garnets et al., 1990).

Die Befunde von Meyer und Dean (1998) weisen in eine ähnliche Richtung. Demnach führt erfahrene Diskriminierung bei schwulen Männern mit einem hohen Maß an internalisierter Homophobie zu stärkerem psychischen Leid als bei Männern mit niedriger Homophobie. Die Viktimisierung wird also als belastender empfunden, wenn der Betroffene selbst mit dem Täter einer Meinung ist (etwa im Sinne von: „Er hat ja recht, ich habe das verdient.“). Die Betroffenen identifizieren sich mit dem Täter und stigmatisieren sich infolgedessen selbst. Männer mit niedriger internalisierter Homophobie hingegen können der Diskriminierung positive Überzeugungen entgegensetzen (z.B. „Der spinnt doch, ich bin ok so, wie ich bin.“). Diese positiven Überzeugungen nehmen zu, je stärker die Person in ihrer Eigengruppe verwurzelt ist.

2.2 Menschen mit Behinderung

2.2.1 Interaktionen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung, Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien

Ähnlich wie bei Lesben und Schwulen werden auch Diskriminierungsvorfälle gegenüber Menschen mit Behinderung nicht zentral erfaßt. Daher ist es schwierig, konkrete Zahlen zur Häufigkeit von Diskriminierung behinderter Menschen zu nennen. Der Verstößebericht des Berliner Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung listet in regelmäßigen Abständen auf, in welchen Bereichen und auf welche Art gegen die *Regelungen zur Gleichstellung behinderter Menschen* verstoßen wurde. Für das Jahr 2006 finden sich Verstöße in den Bereichen Arbeit und Soziales, Stadtentwicklung, Bildung und Wissenschaft sowie Inneres und Sport. Konkret verbirgt sich dahinter z.B. schlechter Service für Menschen mit Behinderung in den Job-Centern, nicht wiederhergestellte Barrierefreiheit nach Baumaßnahmen, unzureichende Bereitstellung von Gebärdendolmetschern für gehörlose Studierende oder diskriminierende Nutzungssatzungen der Berliner Bäder-Betriebe. All dies sind Fälle struktureller Diskriminierung, die im Verstößebericht zusammengetragen werden, um auf die noch immer benachteiligende Situation von Menschen mit Behinderung aufmerksam zu machen (Marquard, 2007). So wird, wie auch im Falle des schwulen Anti-Gewalt-Projekts Maneo, nur ein Teil der Vorfälle erfaßt, die in der vorliegenden Untersuchung erforscht werden.

Neben diesen strukturellen Formen von Benachteiligung erleben Menschen mit Behinderung auch Diskriminierung im interpersonellen Kontext. Cahill und Eggleston (1995) fanden heraus, daß sich die Reaktionen nichtbehinderter Menschen auf Rollstuhlfahrer in der Öffentlichkeit in aller Regel in zwei Kategorien einteilen lassen: Entweder die Nichtbehinderten schenken dem Menschen im Rollstuhl keine Beachtung, oder sie verhalten sich auf eine Weise, die die persönlichen Grenzen des behinderten Menschen verletzt: *„All users of wheelchairs know that when they are in public places, they are commonly noticed by everyone and acknowledged by nobody.“* (Murphy, Scheer, Murphy & Mack, 1988, Seite 239). Menschen mit Behinderung werden also für gewöhnlich von allen Menschen in ihrer Umgebung bemerkt, wirklich wahrgenommen werden sie von diesen jedoch häufig nicht. Diese Art der *Nichtbeachtung* drückt sich neben Ignorieren auch noch auf andere Art aus. So machen viele behinderte Menschen die Erfahrung, daß sie, wenn sie in Begleitung unterwegs sind, von dritten Personen häufig gar nicht erst ins Gespräch mit einbezogen werden sondern stattdessen ihr Begleiter angesprochen wird, z.B. beim Einkauf in Geschäften oder beim Besuch von Restaurants. Demgegenüber zeichnet sich *Grenzüberschreitung* häufig dadurch aus, daß die Person im Rollstuhl

stets auf ihre Behinderung angesprochen wird, etwa mit Fragen nach dem Preis eines Rollstuhls oder eines behindertengerechten Autos, oder auch mit Kommentaren, die verbündend wirken sollen (z.B. „Meine Tante sitzt auch im Rollstuhl“). Bisweilen wird auch die bloße Anwesenheit eines Rollstuhlfahrers in der Öffentlichkeit als bemerkenswert hingestellt und dem Betroffenen ungefragt als besondere Leistung kommuniziert. Cahill und Eggleston (1995) beschreiben weitere Probleme, die in der Interaktion zwischen Menschen mit und ohne Behinderung entstehen können. So wird im Umgang mit Kellnern oder Verkäufern erwartet, daß diese Personen eine bestimmte Dienstleistung erbringen; es besteht eine klare Rollenverteilung. Allerdings geht die erforderliche Dienstleistung bei Menschen im Rollstuhl häufig über das übliche Maß hinaus. So sind sie möglicherweise beim Schuhkauf darauf angewiesen, daß der Verkäufer ihnen nicht nur das gewünschte Modell in der passenden Größe heraussucht, sondern auch beim Anziehen behilflich ist. Dies kann zu Schwierigkeiten führen, wenn der Verkäufer zunächst großzügig eine Hilfestellung anbietet und schließlich feststellen muß, daß er mit der Durchführung überfordert ist. Die „Wissenden“ – gemeint sind z.B. gehende Freunde und Familienmitglieder, Goffman (1967) nennt sie die „Weisen“ – sind mit der Situation des Rollstuhlfahrers vertraut und wissen daher, wie sie ihm in bestimmten Situationen am besten helfen können. Dies kann von Vorteil sein, weil der behinderte Mensch somit nicht auf die Hilfe von Verkäufern oder Fremden angewiesen ist; zudem sind er und der „Wissende“ einander vertraut und die „Zusammenarbeit“, die sich über lange Zeit eingeschlichen hat, klappt problemlos. Nachteilig kann sich die Begleitung einer solchen helfenden Person auswirken, wenn Dritte im Gespräch die Person im Rollstuhl übergehen und stattdessen den Begleiter nach den Wünschen des behinderten Menschen fragen (siehe auch Fox & Giles, 1996). Nicht zuletzt erleben behinderte Menschen immer wieder Situationen, in denen sie auf die Unterstützung von Fremden angewiesen sind, womit die von Cahill und Eggleston befragten Interviewpartner durchweg positive Erfahrungen gemacht haben. Sie beschreiben die von ihnen angesprochenen Personen als sehr hilfsbereit; manchen wurde von fremden Menschen sogar Hilfe beim Toilettengang geleistet. Nachteilig erleben einige der Befragten, daß Fremde ihnen gelegentlich ihre *Hilfe anbieten bzw. aufdrängen* und keine Rücksicht darauf nehmen, ob sie diese Hilfe überhaupt wollen oder brauchen (siehe auch Cloerkes, 1985). Menschen mit Behinderung machen somit häufig die Erfahrung, daß andere ihnen mit Bevormundung begegnen und sie für inkompetent halten. Dabei verletzt aufgezwungene Hilfe nicht nur die Gefühle des Menschen im Rollstuhl, weil hier eine Handlung an ihm gegen seinen Willen geschieht – auch der Helfer wird, sofern der behinderte Mensch widerspricht, in seine Schranken gewiesen. Dies geschieht jedoch selten, und viele Menschen mit Behinderung lassen derartige Grenzverletzungen einfach geschehen, ohne sich zu wehren. Als Grund nennen sie z.B., daß sie die andere Person nicht verärgern wollten, und daß der Helfer

es ja schließlich „nur gut gemeint“ habe (Weinberg, 1983).

Somit läßt sich festhalten, daß die Behandlung von Rollstuhlfahrern in der Öffentlichkeit nicht als pauschal positiv oder negativ beurteilt werden kann, sondern in vielen Fällen sowohl positive als auch negative Komponenten beinhaltet. Ursächlich hierfür dürfte u.a. die unklare soziale Situation sein, in der sich Menschen im Rollstuhl für Außenstehende häufig befinden: So sind sie einerseits sehr selbständig und in der Lage, viele Dinge ohne Hilfe zu erledigen, andererseits sind sie in manchen Situationen auf Hilfe angewiesen. In Murphys Worten sind sie *liminal*, ständig an der Grenze – mal ganz autonom, mal hilfebedürftig (Murphy, 1990). Dieser unklare Status kann Fehleinschätzungen bei anderen, außenstehenden Personen begünstigen, da sie nicht wissen, auf welchen der beiden Aspekte sie reagieren sollen.

White, Wright und Dembo (1948) untersuchten bereits vor sechzig Jahren, wie Personen mit Körperbehinderung mit der Reaktion ihrer Mitmenschen umgehen. Sie interviewten u.a. Menschen mit amputierten Gliedmaßen und fanden heraus, daß diese unterschiedlich auf verschiedene Arten von grenzüberschreitendem Verhalten ihrer nichtbehinderten Mitmenschen reagieren. So lehnen alle Befragten es ab, von fremden Menschen angestarrt zu werden. Die Betroffenen empfinden *Starren* als besondere Form von Diskriminierung, weil sie sich dadurch zum Objekt degradiert fühlen; zudem stellt es ein Eindringen in ihre Privatsphäre dar, die ja auch ihre Behinderung mit einschließt (siehe auch Bradbury, 1997). Werden die Befragten jedoch in einer passenden Situation und auf angemessene Art und Weise ehrlich interessiert von anderen Menschen auf ihre Behinderung hin angesprochen, begrüßen sie dies in der Regel. Zudem akzeptieren die Befragten eine Thematisierung ihrer Behinderung eher, wenn sich das Thema auf natürliche Weise aus dem Gesprächsverlauf ergibt und nicht direkt von anderen Menschen angesprochen oder ihnen gar aufgezwungen wird.

Wie andere Menschen auf eine behinderte Person reagieren, hängt jedoch nicht nur von dem Stigma an sich ab, sondern auch von dem Ausmaß, in dem andere die Person für ihr Stigma *verantwortlich* halten. So erfahren Menschen, denen selbst eine (*Teil-*)*Schuld an ihrer Behinderung* gegeben wird, besonders starke Diskriminierung (Farina, Holland & Ring, 1966). Hier sei das Beispiel von Menschen mit amputierten Gliedmaßen angeführt, denen häufig pauschal unterstellt wird, sie hätten zuviel geraucht und seien somit selbst schuld an ihrem Zustand. Daß die Betroffenen in der Regel unter Gefäßerkrankungen leiden, für die ganz unterschiedliche Faktoren ursächlich sind, und daß das Rauchen hier lediglich ein Element in einem komplexen Prozeß aus Wechselwirkungen darstellt, wird dabei von Außenstehenden gerne übersehen. Stattdessen ziehen sie vorschnelle

und vereinfachende Schlußfolgerungen und urteilen etwa: „Raucherbein – selbst schuld.“

Menschen, deren Äußeres von der Norm abweicht oder entstellt ist, ziehen sich häufig aus der Gesellschaft anderer Menschen zurück, um deren Blicken und verletzenden Kommentaren zu entgehen (Bradbury, 1997). Als Selbstschutzmaßnahme ist eine derartige Reaktion durchaus verständlich, jedoch bringen die Betroffenen sich auf diese Art um die Chance zu lernen, mit derartigen Situationen umzugehen. Als Konsequenz eines solchen sozialen Rückzugs fühlen sie sich diskriminierenden Blicken und Worten häufig noch weniger gewachsen und sind so noch weniger bereit dazu, sich auf derartige Begegnungen mit nichtbehinderten Menschen einzulassen.

2.2.2 Identitätskonstruktion

Bisherige Forschung zur Identität von Menschen mit Behinderung bezieht sich in der Regel eher auf personale als auf soziale Identität. Wie im folgenden noch deutlich wird, unterscheiden sich Menschen mit Behinderung in verschiedenen Merkmalen von anderen gesellschaftlichen Minderheiten (siehe Kapitel 3.3.2, *Theoretische Überlegungen zum Begriff der Gruppenzugehörigkeit*). Falls sie nicht schon mit ihrer Behinderung geboren wurden, sehen sie sich schließlich irgendwann in ihrem Leben mit dieser neuen Situation konfrontiert, die es zu meistern gilt.

Nach dem Modell von Kerr (1977) durchläuft eine Person bei der Anpassung an eine Behinderung *fünf Stufen*, die weniger als diskrete Kategorien sondern vielmehr als Kontinuum verstanden werden wollen. Im ersten Stadium, dem des *Schocks*, ist sich die betroffene Person noch nicht bewußt darüber, daß mit ihr etwas anders ist als zuvor. Wenn sie dann langsam begreift, daß sich etwas an ihr verändert hat, erwartet sie, daß dieser *Zustand nur vorübergehend* ist und sie bald wieder voll genesen sein wird. In dieser zweiten Phase hat die Person also keine Motivation zu lernen, mit der Behinderung zu leben, sondern sie setzt sich vielmehr aktiv dafür ein, daß der Zustand bald behoben sein wird. Bleibt die erwartete Besserung aus, kommt es in einer dritten Phase zu *Gefühlen akuter Not und Verzweiflung*, unter Umständen bis hin zu Suizidgedanken. Manche Betroffene verhaften in dieser Phase, die gekennzeichnet ist durch Selbstmitleid und Feindseligkeit. Die meisten Personen jedoch überwinden diese schwierige persönliche Zeit und versuchen schließlich, ihre *Behinderung zu bewältigen und in ihr Leben zu integrieren*. Sie lernen, mit auftretenden Schwierigkeiten umzugehen oder diese zu umgehen. Personen, die die nächste Stufe, die der *Anpassung*, erreichen, sehen ihre Behinde-

rung nicht mehr als Problem, gegen das sie ankämpfen müssen; sie haben Wege gefunden, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und sehen sich selbst als ganze Person. Die Behinderung stellt für sie nun ein neutrales Faktum dar – einen Teil, der auf natürliche Art zu ihnen gehört.

Vash (1981) erweitert das Modell von Kerr um eine weitere Stufe, die der *Transzendenz*: Die betroffene Person nimmt ihre Behinderung als Katalysator für Wachstum wahr, als Lebensereignis, das eine spirituelle Entwicklung in Gang gesetzt hat, und das die Person zu dem Menschen gemacht hat, der sie heute ist. Sie möchte kein anderer Mensch sein. Dieses Potential positiver Veränderung macht die Behinderung zu einem Geschenk und letztlich zu einer Lebensbereicherung. Vashs Modell ersetzt so den defizitorientierten Blick, der die Behinderung als Einschränkung oder Makel begreift, durch eine Perspektive, die in der Behinderung eine einmalige Möglichkeit zur Persönlichkeitsentwicklung sieht.

Weinberg (1988) untersuchte, welche Einstellungen behinderte Menschen zu ihrer Behinderung haben, und gelangt zu einem ähnlichen Ergebnis: Nur wenige der befragten Personen schätzen ihre Behinderung als Tragödie ein bzw. nehmen sie als das Schlimmste wahr, was ihnen je widerfahren ist. Die Mehrheit der Befragten sieht ihre Behinderung als Tatsache an, mit der sie sich über kurz oder lang arrangieren. So unterscheiden sich Menschen mit und ohne Behinderung auch nicht in ihrer Lebenszufriedenheit, sie schätzen ihr Leben lediglich als etwas schwieriger ein, weil sie z.B. mehr planen oder disponieren müssen. Darüberhinaus gibt es Personen, die ihre Behinderung als besondere Gabe ansehen, als Geschenk, das es ihnen ermöglicht, ihre Lebensziele zu erreichen. Weinberg führt an dieser Stelle das Beispiel einer gehörlosen Stuntfrau an, die von sich selbst sagt, daß sie sich dank ihrer Gehörlosigkeit hervorragend konzentrieren könne, eben weil sie am Set nicht durch Geräusche abgelenkt wird. Daran wird deutlich, daß eine Behinderung nicht zwangsweise die Einschränkung von Möglichkeiten bedeutet, sondern sich im Gegenteil viele neue Wege auftun können – es kommt eben auf den Blickwinkel an.

2.3 Wohnungslose

2.3.1 Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien

Gibt es für Homosexuelle und für Menschen mit Behinderung zumindest vereinzelte Institutionen, die sich darauf spezialisiert haben, Vorfälle von Diskriminierung und Gewalt zu sammeln und zu dokumentieren, so haben wohnungslose Menschen derlei Anlaufstellen nicht. Bereits hier zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen der Gruppe der Wohnungslosen und den beiden anderen untersuchten Gruppen: Wohnungslose haben keine Lobby.

Bisherige Untersuchungen zur Bewältigung bei Wohnungslosen thematisieren meist die Bewältigung der Wohnungslosigkeit an sich bzw. die Bewältigung vorausgegangener und begleitender kritischer Lebensereignisse, die als mitverursachend für die Wohnungslosigkeit angesehen werden. So haben die betroffenen Menschen zu dem Zeitpunkt, wenn sie ihre Wohnung verlieren, in der Regel bereits ein *hohes Maß kritischer Lebensereignisse* erfahren, und zwar sowohl vor als auch während des Übergangs in die Wohnungslosigkeit. Die Betroffenen nehmen dabei insbesondere ökonomische Krisen als kausal für den Verlust der Wohnung wahr, aber auch persönliche, emotionale und institutionelle Faktoren spielen eine Rolle (Muñoz, Vázquez, Bermejo & Vázquez, 1999). Nach Trabert (1997a; 1997b) ist die *mangelnde individuelle Bewältigung belastender Lebensereignisse* mitursächlich für Wohnungslosigkeit. Zudem begünstigt ein Defizit an Bewältigungsstrategien zusammen mit mangelnder sozialer Unterstützung die Hinwendung zu dysfunktionalen Bewältigungsstrategien wie z.B. Substanzmißbrauch.

North, Smith und Spitznagel (1994) untersuchten *Gewalterfahrungen* im Leben von wohnungslosen Männern und Frauen und stellten fest, daß über 40% der Befragten in ihrem Leben *mindestens ein Trauma* erlebt hatten. Dabei handelte es sich bei den Männern in den meisten Fällen um einen gewaltsamen Überfall, bei Frauen um Vergewaltigung. In der Mehrzahl der Fälle fand dieses Trauma vor der ersten Episode von Wohnungslosigkeit statt. Häufig stammten die Befragten zudem aus zerrütteten Familien, in denen Gewalterfahrungen sowie körperlicher und/oder sexueller Mißbrauch zum Alltag gehörten. Die Autoren kommen aufgrund dieser Befunde zu dem Schluß, daß das wiederholte Erleben traumatischer Ereignisse dazu führen kann, daß die Fähigkeit zur Bewältigung sich schließlich erschöpft und so die Entwicklung psychischer Störungen begünstigt sowie die Vulnerabilität für Substanzmißbrauch erhöht wird.

Die *Prävalenz psychischer Störungen* ist sowohl bei wohnungslosen Frauen als auch bei

Männern gegenüber der Gesamtbevölkerung erhöht. So leiden wohnungslose Frauen im Vergleich mit einer Kontrollstichprobe (Robins, Hetzer, Weissman, Orvaschel, Gruenberg, Burke & Regier, 1984) insbesondere unter einem höheren Risiko für Alkoholmißbrauch/-abhängigkeit (Lebenszeitprävalenz: 91% vs. 4,8%), Angststörungen (59%), Depressionen (50% vs. 8,7%), manische Episoden (44% vs. 1,3%), Drogenmißbrauch/-abhängigkeit (41%) sowie für Schizophrenie (25% vs. 2,6%) (Greifenhagen & Fichter, 1998). An dieser Stelle sei zu erwähnen, daß fast zwei Drittel der befragten wohnungslosen Frauen in ihrem Leben schon einmal Opfer sexuellen Mißbrauchs wurden – ein Ereignis, das an sich bereits einen Risikofaktor für die Entstehung psychischer Erkrankungen darstellt (siehe z.B. Mullen, Romans-Clarkson, Walton & Herbison, 1988). So formulieren Greifenhagen und Fichter die Annahme, daß die meisten Frauen bereits an einer psychischen Erkrankung litten, bevor sie wohnungslos wurden, und daß sich der Krankheitsverlauf durch die instabile Lebenssituation weiter verschlechtert und chronifiziert hat. Auch bei wohnungslosen Männern läßt sich eine – im Vergleich zu einer Kontrollstichprobe (Wittchen, Essau, von Zerßen, Krieg & Zaudig, 1992) – erhöhte Lebenszeitprävalenz für psychische Störungen feststellen (Quadflieg, 1998) wie z.B. für Alkoholabhängigkeit (82,9% vs. 21,0%), affektive Erkrankungen (41,8% vs. 6,4%), Angsterkrankungen (22,6% vs. 9,1%), Drogenmißbrauch/-abhängigkeit (17,8% vs. 1,4%) sowie für Psychosen (12,4% vs. 0,7%). Dabei besteht insbesondere bei Alkoholabhängigen eine hohe Komorbiditätsneigung mit anderen Störungen (z.B. Psychosen).

Wohnungslose Menschen haben somit zu dem Zeitpunkt, wenn sie ihre Wohnung verlieren, in der Regel schon viele belastende Ereignisse bewältigen müssen. Durch das Leben auf der Straße werden ihre Bewältigungskompetenzen dann weiter auf eine harte Probe gestellt. Sumerlin und Bundrick (1997) zufolge lassen sich schon während der Kindheit *prädisponierende Faktoren* finden, die das Risiko einer späteren Wohnungslosigkeit erhöhen, u.a. etwa mangelnde Fürsorge der Eltern sowie die Trennung von wichtigen Bezugspersonen. So entsteht der Eindruck, daß Menschen, die wohnungslos werden, ihr ganzes Leben lang damit beschäftigt sind, belastende Ereignisse zu bewältigen. Ein Aspekt, der in der Bewältigungsforschung zudem häufig vernachlässigt wird, ist die Tatsache, daß bereits allein das Leben bzw. das *Überleben* auf der Straße an sich schon eine extreme Herausforderung darstellt, die von den Betroffenen bewältigt werden muß. Verschiedentlich wird deshalb die Forderung geäußert, den defizitorientierten Blick durch eine *ressourcenorientierte Sichtweise* zu ersetzen, also das Augenmerk von den Schwächen der wohnungslosen Menschen abzuwenden und stattdessen ihren Stärken und Ressourcen mehr Beachtung zu schenken (z.B. Sumerlin & Bundrick, 1997; Gillich, 2003). Nur indem man die Fähigkeiten dieser Menschen erkennt und fördert, ist es möglich, Ansatzpunkte für Hilfen zur Selbsthilfe zu schaffen.

Der Umgang Wohnungsloser mit Diskriminierung wurde bislang kaum erforscht. Vereinzelt Studien berühren das Thema jedoch am Rande. So befragten Reid und Klee (2000) junge wohnungslose Drogennutzer im Großraum Manchester, um zu erfahren, wie diese mit Belästigung umgehen. Die Befragten berichteten insbesondere über erlebte *verbale und körperliche Aggressionen* durch Fremde sowie über *sexuelle Angebote*. Auf die Frage, wie sie mit derlei Erlebnissen umgehen, gab ein Drittel der Befragten an, bestimmte Plätze oder Personen von vorneherein zu meiden, um es erst gar nicht zu einer Konfrontation kommen zu lassen. Andere reagieren, indem sie das Gespräch mit dem Angreifer suchen oder Rache für erfahrene Übergriffe üben. Insbesondere ältere Wohnungslose rächen sich für erfahrene Aggressionen; vermutlich sind sie aufgrund der längeren Zeit auf der Straße selbstbewußter im Umgang mit derartigem Verhalten und lassen sich weniger gefallen. Die Befragten, die sexuelle Belästigung erlebt haben, berichten vorwiegend über Situationen, in denen ihnen im Austausch für sexuelle Handlungen Geld, Essen oder eine Übernachtungsmöglichkeit angeboten wurde sowie über ungebetene sexuelle Annäherungen in einer vorübergehenden Bleibe. Die meisten der Befragten antizipieren derlei Situationen und sind so in der Lage, sie zu vermeiden. Kommt es zur Konfrontation, reagieren sie meist mit verbaler Aggression und suchen die Unterstützung von Freunden. Generell wird soziale Unterstützung nicht nur als emotionale Strategie zum Umgang mit aggressivem Verhalten seitens Fremder angewandt, sondern auch, um praktische Hilfe im alltäglichen Leben zu erhalten. Die Forscher formulieren die Idee, daß die Betroffenen manche Erfahrungen gar nicht als besondere Stressoren wahrnehmen, sondern als Ereignisse, die zum Leben auf der Straße dazugehören und die somit von den Wohnungslosen antizipiert werden.

Murray (1996) führte eine Untersuchung zu *Stressoren und Bewältigungsstrategien* an einer Stichprobe von 150 männlichen Wohnungslosen in den USA durch. Als Antwort auf die Frage nach dem schwierigsten Aspekt der Wohnungslosigkeit wurden von den Befragten vier Bereiche angesprochen: die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse, frustrierende Erlebnisse mit Angestellten in Hilfseinrichtungen, negative Reaktionen anderer Menschen sowie das Überleben auf der Straße im allgemeinen. Auf die Frage nach dem schlimmsten Vorfall, den die Betroffenen erlebt haben, seit sie wohnungslos sind, wurden insbesondere Gewalterfahrungen genannt, gefolgt von Diebstahl, der Schwierigkeit, grundlegende Bedürfnisse zu befriedigen, Demütigung und Ablehnung durch andere Menschen sowie gesundheitliche Probleme. Die Strategien, die die Befragten zur Bewältigung dieser Situationen einsetzten, lassen sich unterteilen in körperliche (z.B. Sport, Substanzmißbrauch), kognitive (z.B. innerer Dialog), emotionale (z.B. Verdrängung, Rationalisierung), soziokulturelle (z.B. Gespräche) und spirituelle (z.B. Gebete) Strategien. Dabei zeigt sich eine negative Korrelation zwischen Dauer der Wohnungslo-

sigkeit und der Häufigkeit des Einsatzes von Bewältigungsstrategien sowie deren Effektivität: Je länger eine Person auf der Straße lebt, desto seltener setzt sie Strategien ein, die sie subjektiv als hilfreich empfindet.

2.3.2 Identitätskonstruktion

Bisherige Forschung zur Identität Wohnungsloser beschäftigt sich vor allem mit dem Selbstkonzept der Betroffenen sowie mit der Frage, wie es ihnen gelingt, unter ihren entbehrungsreichen Lebensumständen eine *positive Identität* zu konstruieren bzw. zu bewahren. Eine der erkenntnisreichsten Untersuchungen zur Identitätskonstruktion Wohnungsloser wurde von Snow und Anderson (1987) in den USA durchgeführt. Die Forscher beschreiben darin, wie sich die Identität der Wohnungslosen über die Zeit und mit der Dauer ihrer Wohnungslosigkeit verändert. Sie skizzieren einen typischen Verlauf, wonach sich der Betroffene zunächst von anderen Wohnungslosen sowie von der Wohnungslosenrolle distanziert. Ursächlich hierfür ist die Inkonsistenz zwischen seinem Selbstkonzept („Ich bin nicht wie die anderen“) und seiner sozialen Identität. Zudem hat der Betroffene zu Beginn der Wohnungslosigkeit häufig Zukunftsfantasien über ein Leben fernab der Straße, die sich manchmal sogar realisieren lassen, so daß er es schafft, zurück in sein altes Leben zu finden. Je länger der Betroffene jedoch in seiner Situation verharret, desto mehr schwinden seine Chancen auf Ausstieg; zugleich gelingt es ihm immer besser, seine Situation anzunehmen und zu akzeptieren. Schließlich werden soziale Identität, persönliche Identität und Selbstkonzept konsistent – der Betroffene nimmt die Rolle als Wohnungsloser an, und sie bietet ihm nun eine *Quelle für positive Identität und Selbstwert* (die Autoren erwähnen an dieser Stelle z.B. die Selbstbezeichnung als „expert dumpster diver“, also als Experte im Mülldurchsuchen). Der Betroffene akzeptiert nun auch andere Wohnungslose und schließt Freundschaften. Soziale Beziehungen werden ernstgenommen und die Reziprozitätsnorm anerkannt; so verstehen sich viele Wohnungslose als Beschützer oder Verteidiger ihrer Freunde. Gleichzeitig kommt es zur Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen von Wohnungslosen. Mit zunehmender Dauer der Wohnungslosigkeit wächst auch die *Distanz zu Institutionen der Wohnungslosenhilfe*. In diesem Zusammenhang sei auf die Befunde Schröders (2004) verwiesen, wonach Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zunehmend von Menschen genutzt werden, die noch nicht so lange wohnungslos sind. Jene Betroffenen hingegen, die bereits mehrere Jahre auf der Straße leben, sind zunehmend schwieriger zu erreichen. So werden z.B. Übernachtungsangebote von dieser Personengruppe seltener genutzt, es werden weniger Wünsche an die Angebote der Wohnungslosenhilfe formuliert und eher Hilfen gesucht, die das Überleben auf der Straße sichern als solche, die den Ausstieg erleichtern

sollen (Schaak, 2004). Ähnliches zeigte sich auch in der Untersuchung von Snow und Anderson. So werden derartige Einrichtungen insbesondere von jenen Wohnungslosen kritisiert, die schon seit längerer Zeit auf der Straße leben. Ein solches Verhalten schafft Distanz zwischen dem Selbstbild der Betroffenen einerseits und dem durch diese Institutionen vermittelten Wohnungslosenbild andererseits und dient den Betroffenen so zur Erhaltung des eigenen Selbstkonzepts. Eine ähnliche Funktion erfüllt die *Distanzierung von bestimmten Beschäftigungsverhältnissen*, wie z.B. Hilfsarbeiten oder Jobs im Niedriglohnsektor. Indem der Betroffene behauptet, bestimmte Arbeiten seien unter seinem Niveau, drückt sich die Inkonsistenz zwischen seiner sozialen Identität und seinem Selbstbild aus: Die soziale Identität, die durch die beschränkten Arbeitsmöglichkeiten geschaffen wird, ist nicht mit dem Selbstkonzept vereinbar, in dem der Betroffene nach mehr – Bezahlung, Prestige etc. – strebt. Indem die Arbeit ausgeschlagen oder gekündigt wird, findet eine Aufwertung des Selbst statt („I deserve better than that“).

Da der Weg der Selbstdefinition mithilfe materieller Güter Wohnungslosen in der Regel verwehrt bleibt, wenden sich viele Personen *Ideologien* zu, durch die sie positive Identität erhalten. Hier spielen insbesondere religiöse Überzeugungen eine Rolle, aber auch der Glaube an das Okkulte oder an übernatürliche Mächte. Die Übernahme bestimmter ideologischer Überzeugungen ermöglicht es der Person, einen Sinn in ihrem Dasein und insbesondere in ihrer Wohnungslosigkeit zu sehen und sich darüberhinaus von anderen Menschen auf positive selbstwerterhaltende Art abzugrenzen. Damit zeigt die Arbeit von Snow und Anderson, daß bei den Wohnungslosen basale Bedürfnisse durchaus zugleich neben höheren Bedürfnissen bestehen. Die Betroffenen streben in ihrer entbehrensreichen Lebenssituation nach positiver Identität, auch wenn sie parallel hierzu noch viel grundlegendere Bedürfnisse haben, die noch unbefriedigt sind.

Mithilfe einer teilnehmenden Beobachtung in einem britischen Wohnungslosenasyll wollten Farrington und Robinson (1999) herausfinden, wie es Wohnungslosen gelingt, eine positive soziale Identität aufrechtzuerhalten, und welche Strategien sie dazu anwenden. Aufgrund ihrer Ergebnisse sowie Befunden aus vorausgegangenen Untersuchungen erstellen sie ein *Vier-Phasen-Modell*, das insgesamt dem Modell von Snow und Anderson sehr ähnlich ist, weshalb auf dessen Darstellung an dieser Stelle verzichtet wird. Darüber hinaus kommen die Autoren zu der Erkenntnis, daß den Betroffenen zum Erhalt bzw. zur Wiederherstellung einer positiven sozialen Identität noch mehr Strategien zur Verfügung stehen als in der Theorie der sozialen Identität beschrieben werden (Tajfel & Turner, 1979; welche Strategien dies im einzelnen sind, wird in Kapitel 3.3, *Die Theorie der sozialen Identität*, näher erläutert). So schaffen sich Wohnungslose, die bereits seit

längerer Zeit auf der Straße leben, häufig ihre eigene Gruppe unter den Wohnungslosen, um günstige Intergruppenvergleiche zu ziehen. Manche der Betroffenen verzichten komplett auf Intergruppenvergleiche zwischen der allgemeinen Gruppe der Wohnungslosen und der Mehrheitsgesellschaft.

Farrington und Robinson zufolge befinden sich Wohnungslose mit einer starken positiven sozialen Identität in einer *paradoxen Situation*: Sie erhalten ihre positive soziale Identität über eine starke Identifikation mit der Wohnungslosenrolle und der damit verbundenen Unterstützung von wohnungslosen Freunden. Somit sind diese Menschen insgesamt sehr stark in ihrer Wohnungslosigkeit verwurzelt. Genau diese Eigenschaften jedoch stehen einem Ausstieg aus der prekären Lebenssituation und dem Erhalt eines dauerhaften festen Wohnsitzes im Wege. Um diesen Menschen dennoch Ausstiegshilfen anbieten zu können, ist es notwendig, ihnen die Möglichkeit einer positiven Identifikation zu schaffen, die unabhängig von der Wohnungslosigkeit ist und die durch andere Faktoren aufrechterhalten wird. Die bloße Bereitstellung von Wohnraum ohne weitergehende soziale Unterstützung ist hier bei weitem nicht ausreichend und greift zu kurz.

Daß es möglich ist, eine positive soziale Identität als Wohnungsloser beizubehalten und dennoch den Ausstieg vom Leben auf der Straße zu schaffen, zeigt eine Untersuchung von Cohen und Wagner (1992). So identifizieren sich viele der von ihnen befragten ehemals Wohnungslosen noch immer sehr stark mit der Wohnungslosenrolle, obwohl sie zum Zeitpunkt der Befragung gar nicht mehr wohnungslos sind. Durch das Engagement für andere Wohnungslose gelingt es ihnen, ihre positive soziale Identität aufrechtzuerhalten. Eine starke Identifikation mit der Wohnungslosenrolle und daraus resultierende positive soziale Identität muß also nicht notwendigerweise bedeuten, daß die Betroffenen zu einem Leben auf der Straße verdammt sind. Im Gegenteil: Die Befunde von Cohen und Wagner zeigen sehr deutlich, daß das Erleben von Wohnungslosigkeit über die obdachlose Periode hinaus die *Möglichkeit einer positiven Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit* in sich birgt. Sumerlin (1996) fragte Wohnungslose, was sie durch die Episode der Wohnungslosigkeit für ihr Leben gelernt haben, was sie nicht auf eine andere Art hätten lernen können. Die häufigste Antwort der Befragten war „How to survive“, gefolgt von einem reicheren und tieferen Wissen über die Menschheit und über sich selbst („the true generosity and kindness of people“, „gives me strength to know that I can make it“). Die Betroffenen berichten jedoch auch von negativen Erfahrungen, die sie während ihrer Zeit auf der Straße gemacht haben, und aus denen sie ebenfalls gelernt haben („not to be so trusting“, „that people are cold-blooded“). Boydell, Goering und Morrell-Bellai (2000) kommen in einer Untersuchung Wohnungsloser in Toronto zu ähnlichen Ergebnissen. Zu ihren Zukunftsplänen befragt gaben viele Personen an, daß es ih-

nen ein Bedürfnis sei, anderen Wohnungslosen zu helfen und sie nach Kräften zu unterstützen. Manche der Befragten beschrieben, wie sie durch die Wohnungslosigkeit ein tieferes Verständnis für den Sinn des Lebens erlangt hätten. So wird das Erleben von Wohnungslosigkeit zu einer *wertvollen und sinnspendenden Episode* im Leben vieler Betroffenen, für die sie im Nachhinein dankbar sind. Hier gibt es offenbar Gemeinsamkeiten mit der Gruppe der Menschen mit Behinderung, die ihre Behinderung wie bereits beschrieben in vielen Fällen als ähnlich wichtig und unentbehrlich für ihre Persönlichkeitsentwicklung wahrnehmen (z.B. Weinberg, 1988; Vash, 1981).

Zusammenfassung

Bisherige Forschungsarbeiten zu den Themen Diskriminierung und Bewältigung bei Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen gehen zumeist der Frage nach, wie die Betroffenen ihre generelle Lebenssituation bewältigen. Dabei steht insbesondere die Auseinandersetzung mit dem eigenen Anderssein im Mittelpunkt des Interesses, und Bewältigungsprozesse werden in aller Regel in bezug auf das Stigma untersucht. Der Umgang mit Diskriminierungserfahrungen spielt dabei – vor allem in der Forschung zu Menschen mit Behinderung sowie Wohnungslosen – eine eher untergeordnete Rolle. Deutlich wird, daß eine Aussage über die Häufigkeit von Diskriminierungserfahrungen nur schwer möglich ist. Prozesse der Identitätskonstruktion finden in allen drei Gruppen statt; ihre Rolle im Kontext von Diskriminierungserfahrungen wurde hingegen nur für die Gruppe der Lesben und Schwulen näher untersucht.

3 THEORIE UND FORSCHUNGSFRAGEN

3.1 Zum Begriff „Diskriminierung“

Was genau ist unter „Diskriminierung“ zu verstehen? Allport (1954) zitiert einen Bericht der Vereinten Nationen, der den Begriff wie folgt definiert: *„Diskriminierung liegt vor, wenn einzelnen oder Gruppen von Menschen die Gleichheit der Behandlung vorenthalten wird, die sie wünschen. (...) Diskriminierung umfaßt alles Verhalten, das auf Unterschieden sozialer oder natürlicher Art beruht, die keine Beziehung zu individuellen Fähigkeiten oder Verdiensten haben noch zu dem wirklichen Verhalten der individuellen Person.“* Was mit dieser Definition also nicht gemeint ist, ist eine Ungleichbehandlung aufgrund individueller Eigenschaften. Es geht ausschließlich um eine *unterschiedliche Behandlung aufgrund der Zugehörigkeit zu einer ethnischen oder sozialen Kategorie*, die die Individualität einer Person und ihre persönlichen Eigenschaften außer acht läßt.

Diese Ungleichbehandlung kann sich auf verschiedenen Ebenen und in vielgestaltiger Form vollziehen; sie kann sich im strukturellen bzw. institutionellen Rahmen zeigen oder im interpersonellen Kontext auftreten. Pettigrew (1986) zufolge stellt *institutionalisierte Diskriminierung* den Kern des Problems dar: Zum einen nährt sie Vorurteile in der Bevölkerung gegenüber bestimmten Gruppen, zum anderen wird sie durch eben diese Vorurteile legitimiert. Einzelne Agenten finden in strukturellen Bedingungen die Rechtfertigung für diskriminierendes Verhalten. Gleichzeitig werden diskriminierende Strukturen von der Mehrheitsgesellschaft anerkannt.

Markefka (1982) spricht in diesem Zusammenhang von *gesellschaftlicher Benachteiligung* bzw. *sozialer Diskriminierung*. Er unterscheidet vier gesellschaftliche Bereiche, in denen Angehörige von Minderheiten soziale Diskriminierung erfahren:

(1) Wirtschaft und Arbeit

Eine freie Berufswahl oder Berufsausübung kann nicht für alle Menschen gleichermaßen gewährleistet werden. So werden Menschen mit Behinderung in Stellengesuchen zwar ausdrücklich aufgefordert, sich zu bewerben bzw. sollen bei gleicher Eignung bevorzugt eingestellt werden – tatsächlich ist der Anteil behinderter Menschen in vielen Berufen jedoch verschwindend gering.

(2) Politik

Die volle politische Gleichberechtigung bzw. Herrschaftsbeteiligung ist bei den Angehö-

rigen gesellschaftlicher Minderheiten nicht garantiert. So fällt die Wahlbeteiligung unter Wohnungslosen in der Regel niedrig aus, obwohl den Betroffenen durchaus das Wahlrecht zusteht.

(3) Recht

Es herrscht Ungleichheit vor Gesetz und Justiz. So bleibt Lesben und Schwulen mit Kinderwunsch nur die Möglichkeit der Stiefkindadoption, hier sind sie heterosexuellen Paaren nicht gleichgestellt. Auch die rechtliche Ungleichstellung der eingetragenen Lebenspartnerschaft mit der Ehe ist hier als Beispiel anzuführen.

(4) Organisation

Die Zugehörigkeit der Minderheit zur Mehrheit wird beschränkt, und zwar sowohl formell als auch informell. Beispiele hierfür sind die Unterbringung von Wohnungslosen in Siedlungen, oder auch die Unterbringung von Menschen mit Behinderung in Einrichtungen, die meist am Stadtrand oder außerhalb des Siedlungsgebiets liegen (räumliche Segregation).

Heute ist eine Diskriminierung in diesen Bereichen durch Gesetze mehr oder weniger untersagt. Das bedeutet jedoch nicht, daß es keine Ungleichbehandlung gibt, wie die oben genannten Beispiele verdeutlichen.

Lykes (1983) beschreibt institutionellen Rassismus als *systematische Unterdrückung durch gesellschaftliche Institutionen*. Doch Institutionen sind keine denkenden, fühlenden Wesen, und deshalb können sie weder Vorurteile haben noch diskriminieren. Institutionen werden durch handelnde Menschen verkörpert und repräsentiert. So läßt sich auch die Situation, wenn einem schwulen Mann im Krankenhaus die Auskunft bezüglich seines Partners verweigert wird, als institutionelle Diskriminierung begreifen. Die Diskriminierung findet zwar in einer interpersonellen Situation statt, die Krankenschwester ist jedoch letztlich nur ausführendes Organ der gesetzlich festgelegten Ungleichbehandlung homosexueller Partnerschaften. Lalonde und Cameron (1994) fassen solche Situationen als interpersonell auf, weil hier ein direkter Kontakt mit dem Diskriminierer stattfindet.

3.1.1 Empirische Befunde: Leugnung von Diskriminierung

Ein Phänomen, das im Rahmen der Forschung zu Diskriminierung häufig beobachtet wird, ist die Leugnung eigener Betroffenheit. Crosby, Pufall, Snyder, O'Connell und Wha-

len (1989) untersuchten anhand einer Stichprobe lesbischer Frauen, welche Faktoren bei der Leugnung von Diskriminierung eine Rolle spielen. Ausgangspunkt ihrer Forschung war die Beobachtung, daß sich z.B. eine Frau durchaus darüber bewußt sein mag, daß Frauen in der Gesellschaft benachteiligt werden – sie selbst fühlt sich persönlich jedoch nicht davon betroffen. Die Autoren stellten fest, daß jene lesbischen Frauen, die sich besonders stark mit der Gruppe der Lesben identifizieren, sich auch am stärksten benachteiligt fühlen, und zwar insbesondere im Berufsleben. Je stärker die soziale Identität einer Person ausgeprägt ist, desto seltener wird sie Diskriminierungserfahrungen leugnen. Auch bei Menschen mit dunkler Hautfarbe, bei Arbeitslosen und bei anderen sozialen Gruppen läßt sich dieses Phänomen beobachten (Taylor, Wright, Moghaddam & Lalonde, 1990). Wie läßt es sich erklären, daß Personen zwar allgemein die Diskriminierung ihrer Gruppe einräumen, sich selbst aber so wenig betroffen fühlen? Taylor et al. führen für diese Diskrepanz dreierlei Gründe an: Möglicherweise spielen *Verdrängungsprozesse* eine Rolle, die dazu führen, daß der Betroffene eigene persönliche Diskriminierungserfahrungen nicht wahrnimmt oder herunterspielt. Denkbar ist auch, daß die Betroffenen die Diskriminierung der Gruppe *übertreiben*, z.B. um Forderungen nach sozialem Wandel durchzusetzen. Nicht zuletzt können auch Fehler in der *Informationsverarbeitung* die Diskrepanz begünstigen, indem die Person sämtliche singulären Ereignisse, die anderen zustoßen, aufsummiert und mit eigenen Erfahrungen in Beziehung setzt. Viele Betroffene tauschen sich mit anderen Menschen über ihre Diskriminierungserfahrungen aus (z.B. Stein-Hilbers et al., 1999). So werden auch bei den Gesprächspartnern Erinnerungen an eigene Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen geweckt, was in Folge dazu führt, daß solche Vorkommnisse letztlich nicht als singuläre Phänomene wahrgenommen werden. Und natürlich sind sie das auch nicht, denn Diskriminierung richtet sich immer gegen die ganze Gruppe und wird lediglich an Einzelpersonen, die sozusagen stellvertretend für ihre Gruppe stehen, ausagiert.

Welche Rolle spielt das *soziale Umfeld* bei der Leugnung von Diskriminierung? Stangor, van Allen, Swim und Sechrist (2002) fanden heraus, daß Betroffene in Gegenwart von Nichtstigmatisierten dazu neigen, negative Erlebnisse auf eigenes Versagen zu attribuieren, während sie in Gegenwart von Angehörigen ihrer eigenen stigmatisierten Gruppe solche Erfahrungen klar auf Diskriminierung zurückführen. Als Erklärung ziehen die Autoren die Ergebnisse von Ruggiero und Taylor (1995; 1997) heran. Demzufolge kommt für die Betroffenen nur dann eine Attribution negativer Ereignisse auf Diskriminierung in Frage, wenn die Situation keine andere Erklärung zuläßt. In *mehrdeutigen Situationen* hingegen, in denen keine eindeutige Klärung möglich ist, sind die Personen eher geneigt, ihr Versagen auf persönliche Ursachen zu attribuieren. Den Autoren zufolge spielen hier *Selbstwert* und *Kontrollüberzeugungen* der Person eine wichtige Rolle. Die Er-

klärung eines negativen Ereignisses mit Diskriminierung stellt eine externale Attribution dar, die zunächst selbstwerterhaltend wirkt (siehe auch Crocker & Major, 1989). Jedoch gibt die Person mit einer derartigen Attribution auch die Kontrolle aus der Hand; sie legt ihr Schicksal sozusagen in die Hände der anderen. Da dies kein erstrebenswerter Zustand ist, werden negative Ereignisse in mehrdeutigen Situationen eher auf eigenes Versagen attribuiert. Auf diese Weise ist die Kontrolle im persönlichen und sozialen Bereich gesichert. Ruggiero und Taylor schließen daraus, daß es für Angehörige von Minderheiten offenbar für das psychische Wohlbefinden besser ist, die Wahrnehmung von Diskriminierung zu minimieren.

Schmitt und Branscombe (2002) kommen nach Sichtung verschiedener empirischer Studien zu dem Schluß, daß eine Attribution negativer Erfahrungen auf Diskriminierung schmerzhaft und damit nicht geeignet ist, das Selbstwertgefühl zu stabilisieren. Dabei stellen insbesondere mehrdeutige Situationen eine große Belastung dar, weil die Person nie sicher sein kann, ob sie diskriminiert wird oder nicht, und ihr marginaler Status ihr so immer wieder salient gemacht wird.

Doch auch ein anderer Faktor kann in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen. So ist nach Kaiser und Miller (2001) die offene Attribution negativer Erfahrungen auf Diskriminierung abhängig davon, wie das *Kosten-Nutzen-Verhältnis* für den Betroffenen aussieht. So kann die öffentliche Behauptung, Opfer von Diskriminierung geworden zu sein, dazu führen, daß der Betroffene von anderen Nichtstigmatisierten negativer wahrgenommen wird als wenn er das Ereignis auf eigenes Verhalten attribuiert. Die Person wird dann z.B. als überempfindlich, emotional, streitsüchtig oder lästig charakterisiert – und das selbst in Situationen, in denen es sich für Betroffene und Beobachter eindeutig um Diskriminierung handelt. Den Autoren zufolge können solche Erlebnisse dazu führen, daß sich Betroffene im Diskriminierungsfall aus Angst vor negativen Konsequenzen still verhalten und sich nicht zur Wehr setzen, um nicht als schwach oder nörglerisch zu gelten. Ein Zusammenhang mit der Ausprägung von sozialer Identität und Selbstwertgefühl ist ebenfalls nicht auszuschließen.

3.1.2 Diskriminierungserfahrungen als Stressoren

Was löst erfahrene Diskriminierung bei einem Menschen aus? Der Betroffene erlebt immer wieder, daß Menschen ihn anders behandeln, und das nur, weil er sich in einem Merkmal von ihnen unterscheidet. Je nachdem wie tief dieses Merkmal in der Identität der Person verwurzelt ist, ist denkbar, daß sich diese Ungleichbehandlung auf die Be-

troffenen unterschiedlich stark auswirkt.

Auf den Punkt gebracht heißt das: Je stärker die Identität eines Menschen (als Schwuler, als Lesbe, als Mensch mit Behinderung bzw. als Wohnungslose(r)) entwickelt ist, desto wahrscheinlicher ist es, daß er Diskriminierungserfahrungen als negativ erlebt (Allison, 1998). Indem das entscheidende Merkmal salient gemacht wird – die Homosexualität, die Behinderung bzw. die Wohnungslosigkeit – ist die Auseinandersetzung mit der erfahrenen Diskriminierung somit eng verbunden mit der Auseinandersetzung mit dem Anderssein, mit der Abweichung. So ist auch die Bewältigung von Ausgrenzungserfahrungen eng verwoben mit der *Bewältigung des eigenen (Außenseiter-)Status*; die Person wird immer wieder zurückgeworfen auf ihren marginalen Status (Murphy, 1990). Es besteht die Gefahr, daß die Betroffenen die negativen Einstellungen der anderen in ihr Selbstkonzept integrieren; bei Homosexuellen spricht man in diesem Fall von internalisierter Homophobie (z.B. Meyer & Dean, 1998; Gonsiorek, 1988).

Inwiefern lassen sich nun Diskriminierungserfahrungen als Stressoren begreifen? Wheaton (1997) zufolge muß ein Stressor hierfür die *Identität des Betroffenen bedrohen oder verändern*. Er unterscheidet insgesamt neun verschiedene Formen von chronischem Streß, wovon vier insbesondere im Zusammenhang mit Diskriminierung relevant sind:

(1) Bedrohungen (*threats*)

Eine Person ist in ständiger Erwartung, verletzt zu werden und keine Kontrolle darüber zu haben. Das trifft auch auf Diskriminierung zu, insbesondere auf persönliche Angriffe und körperliche Gewalt.

(2) Strukturelle Zwänge (*structural constraints*)

Hierunter fallen z.B. *soziale Benachteiligung oder systematische Diskriminierung*. So lassen sich die beschränkten Teilhabemöglichkeiten Wohnungsloser am gesellschaftlichen Leben als strukturelle Zwänge begreifen. Auch die Tatsache, daß für mobilitätsbehinderte Menschen viele Gebäude, Verkehrsmittel oder Dienstleistungen nicht barrierefrei nutzbar bzw. erreichbar sind, fällt hierunter.

(3) Einschränkung von Wahlmöglichkeiten (*restriction of choice*)

Hier geht es um *strukturelle Einschränkungen*, etwa wenn jemand eine soziale Rolle ablegen möchte, dies aber nicht möglich ist (z.B. die Rolle der Mutter). Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose stecken alle – mehr oder weniger – in ihren Rollen fest und haben nicht die Möglichkeit sozialer Mobilität.

(4) Benachteiligung (*underreward*)

Eine Person fühlt sich benachteiligt, wenn sie glaubt, weniger zu bekommen als ihr zusteht, oder mehr zu investieren als sie zurückbekommt (z.B. in der Partnerschaft, im Beruf etc.) oder subjektiv zu wenig Wertschätzung erfährt. Dies trifft insbesondere auf strukturelle Gegebenheiten zu, durch die die Angehörigen der untersuchten Gruppen systematisch benachteiligt werden.

Nach Wheaton läßt sich Diskriminierung somit als chronischer Stressor verstehen (siehe auch Lepore, 1997). Doch Vorurteile und Diskriminierung wirken sich nicht nur auf direktem Wege belastend auf den Betroffenen aus, sondern sie können auch auf indirektem Wege Streß erzeugen, wie Allison (1998) beschreibt. Hierzu zählen

(1) *subtile Formen von Diskriminierung*, die möglicherweise regelmäßig oder täglich erfahren werden;

(2) Ereignisse, die direkt mit der *Zugehörigkeit zu einer statusniedrigen Gruppe* zusammenhängen (z.B. Coming Out; Identitätsentwicklung);

(3) Anforderungen, die mit *unterschiedlichen sozialen Rollen* einhergehen und damit eher strukturell begründet sind (z.B. Berufstätigkeit und Elternschaft) sowie

(4) *indirekte Wirkungen von Diskriminierung* (z.B. geringes Einkommen).

In einer Reihe von Untersuchungen ließ sich ein direkter Zusammenhang nachweisen zwischen dem Erleben von Diskriminierung und einer schlechten gesundheitlichen Verfassung (z.B. Landrine, Klonoff, Gibbs, Manning & Lund, 1995; Clark, Anderson, Clark & Williams, 1999; Schmitt, Branscombe & Postmes, 2003). Diskriminierende Ereignisse stellen also Stressoren dar, die die Bewältigungsressourcen der Betroffenen täglich aufs Neue herausfordern. Wie genau sich der Prozeß der Bewältigung verstehen läßt und welche Faktoren dabei eine Rolle spielen, wird im folgenden genauer verdeutlicht.

3.2 Der transaktionale Ansatz zu Stress und Stressbewältigung

Als Grundlage für die Erforschung der Bewältigung diskriminierender Ereignisse dient der transaktionale Ansatz von Lazarus und Folkman (1984). Demnach entsteht Stress, wenn eine Person sich mit Anforderungen konfrontiert sieht, die ihrer kognitiven Einschätzung zufolge ihre persönlichen und sozialen Ressourcen zur Bewältigung übersteigen. Lazarus und Folkman begreifen Stress also als *Ergebnis einer Wechselwirkung von Person- und Umweltfaktoren*. Nicht die äußeren Anforderungen an sich erzeugen Stress, sondern erst das ungünstige Verhältnis zwischen den Anforderungen einerseits und der wahrgenommenen Bewältigungskompetenz der Person andererseits. Kommt die Person zu der Einschätzung, daß die Anforderungen ihre Ressourcen übersteigen, fühlt sie sich gestreßt.

3.2.1 Primäre Einschätzung (*primary appraisal*)

Wird eine Person mit einem Ereignis konfrontiert, trifft sie eine Entscheidung darüber, ob es für sie bedeutsam ist, und wenn ja, welche Bedeutung es für sie hat. So kommt sie zu dem Schluß, daß das Ereignis *irrelevant, positiv oder stressreich* ist. Ein irrelevantes Ereignis hat keine Bedeutung für das Wohlergehen der Person und fordert von ihr keine Handlung. Ein positives Ereignis verspricht ein angenehmes Erlebnis für die Person, es ist erwünscht und gewollt. Im Falle eines stressreichen Ereignisses läßt sich eine weitere Unterteilung vornehmen: Die Person nimmt das Ereignis als *Schädigung oder Verlust* wahr, wie z.B. im Falle einer Krankheit, einer Verletzung oder des Todes einer nahestehenden Person. Hier ist das stressreiche Ereignis also bereits geschehen. Schätzt die Person das Ereignis hingegen als *Bedrohung* ein, so antizipiert sie eine künftige Verletzung oder Schädigung, wie z.B. im Falle der Entlassung von Kollegen die mögliche Gefährdung des eigenen Arbeitsplatzes. Wenn die Person das Ereignis als *Herausforderung* einschätzt, besteht in ihrer Wahrnehmung die Möglichkeit, die Situation zu meistern oder zumindest etwas Positives aus ihr zu ziehen.

Nicht immer fällt die Einschätzung eines Ereignisses so klar aus. Die meisten Situationen sind vielschichtig und facettenreich und alles andere als eindeutig. Je nachdem, welchen Aspekt die Person in ihrer Wahrnehmung der Situation als dominierend ansieht, wird ihre Einschätzung ausfallen. So kann z.B. eine Beförderung und die damit einhergehende Veränderung der Arbeitsaufgaben und die größere Verantwortung zugleich als Herausforderung wie auch als Bedrohung erlebt werden.

Bei der Einschätzung einer Situation spielen sowohl Persönlichkeitsfaktoren als auch Merkmale der Situation eine wichtige Rolle. Wichtige *Persönlichkeitsfaktoren* sind insbesondere *Überzeugungen und Vorstellungen* einer Person. Sie sind die Grundlage, auf der die Person die Situation versteht und bewertet, und sie beeinflussen darüberhinaus auch ihre Emotionen. Im Rahmen der primären Einschätzung von diskriminierungsrelevanten Stimuli sind weitere Persönlichkeitsfaktoren bedeutsam (Allison, 1998). So spielen z.B. das *Selbstkonzept* und der *Grad der Identitätsentwicklung* eine wichtige Rolle. Personen, die im Prozeß der Identitätsentwicklung weiter fortgeschritten sind, sind sensibler für diskriminierende Ereignisse. Damit sind sie einem höheren Risiko ausgesetzt, unter diskriminierungsbasiertem Streß zu leiden. Darüberhinaus ist von Bedeutung, ob die Person das Ereignis internal oder external, stabil oder variabel, global oder spezifisch *attribuiert*. *Situative Merkmale*, die für die primäre Einschätzung insbesondere im Kontext von Diskriminierung eine wichtige Rolle spielen, sind z.B. *Neuheit, Vorhersagbarkeit, Ungewißheit, Mehrdeutigkeit, Dringlichkeit und Dauer der Situation*.

3.2.2 Sekundäre Einschätzung (*secondary appraisal*)

Nachdem die Person die Situation bewertet hat und damit zu einer Einschätzung gekommen ist, ob es sich um eine Schädigung, eine Bedrohung bzw. einen Verlust oder um eine Herausforderung handelt, folgt der nächste Schritt: Die Person trifft eine Entscheidung darüber, was zu tun ist. Sie trifft diese Entscheidung auf der Grundlage der *Ressourcen*, die ihr zur Verfügung stehen. Es geht nun also um die Frage, welche dieser Ressourcen sie aktivieren kann, um auf das Ereignis adäquat zu reagieren. Hierunter fallen die Fähigkeiten oder Eigenschaften, mit denen eine Person ausgestattet ist, und auf die sie zur Bewältigung zurückgreifen kann. Hierzu zählen z.B. *Gesundheit und Energie, positive Überzeugungen, Problemlösefähigkeiten, soziale Kompetenzen sowie soziale und materielle Unterstützung*. Im Rahmen der sekundären Einschätzung entscheidet die Person darüber, a) welche *Handlungsoptionen* ihr zur Verfügung stehen, b) mit welcher Wahrscheinlichkeit sie diese Optionen zum *Ziel* führen werden und c) mit welcher Wahrscheinlichkeit sie diese Strategien *effektiv* anwenden kann. Es geht also darum, inwiefern die Person in der Lage ist, aktiv in die Problemlage einzugreifen und diese zu verändern. Lazarus und Folkman unterscheiden hier zwischen problem- und emotionsfokussierten Strategien.

All jene Strategien, die geeignet sind, die Problemlage an sich zu verändern, werden von Lazarus und Folkman als *problemfokussierte Bewältigungsstrategien (problem-focused coping)* bezeichnet. Solche Strategien können sowohl auf die Veränderung der Umwelt

ausgerichtet sein (z.B. Barrieren aus der Welt schaffen), als auch auf die Veränderung der eigenen Person (z.B. andere Lösungswege suchen). Der Betroffene wendet insbesondere dann problemfokussierte Bewältigungsstrategien an, wenn er eine realistische Chance sieht, das Problem zu lösen. Strategien, die die Person einsetzt, um ihre eigene emotionale Befindlichkeit zu verbessern, werden von Lazarus und Folkman unter dem Begriff *emotionsfokussierte Bewältigungsstrategien (emotion-focused coping)* zusammengefaßt. Welche Strategien eher emotions- und welche eher problemfokussiert sind, läßt sich nicht pauschal feststellen. Zwar legen manche Strategien die Einteilung in eine der beiden Kategorien nahe, dennoch warnen Lazarus und Folkman vor einer vorschnellen Zuordnung. Nach ihrer Auffassung ist es ohne genaue Kenntnis des Kontexts nicht möglich, eine eindeutige Zuordnung zu treffen; aus diesem Grund verzichteten sie in dem von ihnen entwickelten Fragebogen „*Ways of Coping*“ auf eine Einteilung der Bewältigungsitems zu einem der beiden Bereiche. Obwohl die meisten Stressoren sowohl emotions- als auch problemfokussierte Lösungsversuche beim Betroffenen auslösen, scheint es sich nach Lazarus und Folkman so zu verhalten, daß problemfokussierte Strategien eher in Situationen eingesetzt werden, in denen der Betroffene glaubt, etwas verändern zu können. Sieht sich der Betroffene hingegen mit einer Situation konfrontiert, der er nichts entgegensetzen kann, so wird er eher auf emotionsfokussierte Strategien zurückgreifen. Nichtsdestotrotz werden in den meisten Situationen Bewältigungsstrategien aus beiderlei Bereichen angewendet.

Lazarus und Folkman zufolge existieren per se keine „guten“ oder „schlechten“ Bewältigungsstrategien. Die Strategien, die eine Person in einer bestimmten Situation anwendet und die sie als effektiv erlebt, können in einer anderen Situation gänzlich unangebracht und damit wirkungslos sein. Auch lassen sich Strategien nicht von einer Person zur anderen übertragen: Was dem einen Menschen hilft, ist für den anderen möglicherweise überhaupt nicht wirksam, selbst wenn es sich um eine ähnliche Situation handelt. Ob eine Bewältigungsstrategie die gewünschte Erleichterung bringt, ist somit abhängig von der Person, die sie einsetzt, und von der Situation, in der sie angewendet wird. Auch Strategien, die auf lange Sicht dysfunktional sind (z.B. Alkoholmißbrauch), können kurzfristig effektive Bewältigungsstrategien sein, durch die der Betroffene Entlastung erfährt. Nach Lazarus und Folkman ist es von Vorteil, wenn eine Person über eine breite Palette an möglichen Bewältigungsstrategien verfügt, um flexibel auf Stressoren reagieren und sich den Erfordernissen der Situation anpassen zu können.

3.2.3 Neueinschätzung (*reappraisal*)

Erhält die Person zusätzliche Informationen über ihre Situation, kann sie sie neu einschätzen. Stellt sie z.B. fest, daß sie den Stressor besser bewältigen kann als angenommen, oder merkt sie, daß der Stressor nicht so bedrohlich war wie zunächst gedacht, nimmt sie bereits eine Art *Reevaluation der Situation* vor. Umgekehrt kann auch der Fall eintreten, daß ein Stressor, der zunächst harmlos schien, bei näherer Auseinandersetzung doch so etwas wie eine Bedrohung beinhaltet. Auch in diesem Fall wird die Person den Einsatz ihrer Bewältigungsstrategien dem Ergebnis der Neueinschätzung anpassen.

Hier zeigt sich deutlich der *zirkuläre Verlauf von Bewältigungsprozessen*: Es handelt sich eben nicht um eine lineare Abfolge von Ereignissen, sondern um einen dynamischen Prozeß, in dessen Verlauf es immer wieder zu *Rückkoppelung* und wechselseitiger Beeinflussung kommt. Auch hierin wird der transaktionale Charakter des Ansatzes von Lazarus und Folkman deutlich. Person- und Umweltfaktoren wirken aufeinander ein und verändern im Laufe dieses Prozesses sich selbst und einander.

3.2.4 Bewältigungsstrategien im Kontext von Diskriminierung – empirische Befunde

Diskriminierung stellt hohe Ansprüche an die Bewältigungsressourcen der Betroffenen. Stressoren mit diskriminierendem Charakter sind vielgestaltig und damit häufig *mehrdeutig*, so daß sie ganz unterschiedliche Ressourcen zur Bewältigung erfordern. Offenbar spielt dabei besonders die Ebene, auf der die Diskriminierung stattfindet, eine große Rolle. So wenden Opfer institutioneller Diskriminierung eher *kollektive Strategien* an, um mit der Situation umzugehen (z.B. Suche von Kontakt zu anderen Betroffenen). Diskriminierung, die auf interpersoneller Ebene erfolgt, begegnen die Betroffenen hingegen eher direkt und mit *individuellen Strategien* (z.B. indem sie das Problem gleich aus der Welt schaffen). Die Reaktion der betroffenen Person ist also u.a. davon abhängig, in welchem Rahmen die Diskriminierung stattfindet (Lykes, 1983; Lalonde & Cameron, 1994).

Auch wenn es Lazarus und Folkman zufolge keine „guten“ und „schlechten“ Bewältigungsstrategien gibt, so gibt es doch Hinweise darauf, daß ein bestimmtes Muster von Bewältigungsverhalten mit einem eher günstigen Bewältigungsverlauf einhergeht, während andere Strategien mit einem eher ungünstigen Bewältigungsverlauf assoziiert sind. Richter (1997) untersuchte den Bewältigungsprozeß bei Personen, die Opfer von krimi-

nellen Gewalttaten geworden waren. Dabei fand er heraus, daß die Befragten ihre Bewältigung in Abhängigkeit von den gewählten Bewältigungsstrategien einschätzen. Personen, die ein eher depressives Bewältigungsverhalten zeigen (z.B. mit depressiven Kognitionen und sozialem Rückzug und Abkapselung), beurteilten ihre Bewältigung als eher schlecht. Im Gegensatz dazu berichten Personen, deren Bewältigung geprägt ist von einer Änderung der Lebenseinstellung (etwa im Sinne von „sich mehr gönnen“, „sich vornehmen, intensiver zu leben“) und religiös-philosophischer Sinnsuche über einen eher positiven Bewältigungsverlauf. Die Wahl der Bewältigungsstrategie spielt also eine wichtige Rolle hinsichtlich der *subjektiv empfundenen Qualität des Bewältigungserfolgs*.

Unger, Kipke, Simon, Johnson, Montgomery und Iverson (1998) untersuchten an wohnungslosen Jugendlichen, wie Streß, Bewältigungsstrategien und soziale Unterstützung zusammenhängen mit depressiven Symptomen, körperlicher Gesundheit sowie Substanzmißbrauch. Sie fanden heraus, daß Jugendliche, die eher emotionsfokussiert bewältigen, häufiger unter Depressionen leiden und Substanzmißbrauch betreiben. Andere Jugendliche, die eher problemfokussiert bewältigen, neigten weniger zu Alkoholmißbrauch. Darüberhinaus zeigte sich, daß solche Jugendliche, die sozial gut unterstützt wurden, seltener depressiv waren. Auch hier findet sich also ein Zusammenhang zwischen der Art der Bewältigung und dem *Wohlbefinden* der befragten Personen.

Nicht zuletzt entscheidet das Ergebnis der primären Einschätzung einer Situation als Schädigung/Verlust, Bedrohung bzw. Herausforderung darüber, für welche Bewältigungsstrategie sich eine Person entscheidet. McCrae (1984) zufolge reagieren Personen auf Verluste bzw. Schädigungen (z.B. Tod oder Scheidung) mit Glaube, Fatalismus und Ausdruck von Gefühlen, auf Bedrohungen (z.B. Krankheit) mit Glaube, Fatalismus und Wunschdenken, und auf Herausforderungen (z.B. Geburt eines Kindes, neuer Job) mit rationalem Handeln, positivem Denken, Anpassung sowie Humor. Der Anteil der aufgeklärten Varianz der Bewältigungsstrategien liegt jedoch bei nur 16%, was darauf hindeutet, daß es bei der *Wahl einer Bewältigungsstrategie* noch andere, unbekannte Einflußgrößen gibt, die in der Studie nicht identifiziert werden konnten.

Clark et al. (1999) beschreiben ein Dilemma in der Diskriminierungsforschung. Häufig werden Diskriminierungserfahrungen automatisch als streßreich für den Betroffenen eingestuft. Dies ist jedoch ein vorschneller Schluß, da diese Einstufung nicht konsistent ist mit dem Ansatz von Lazarus und Folkman. Hiernach ist das Erlebnis ja zunächst einmal der primären Einschätzung des Betroffenen unterworfen. Entscheidet dieser, daß das Ereignis für ihn irrelevant ist, besteht für ihn kein Anlaß, Bewältigungsstrategien

anzuwenden (da es nichts gibt, was bewältigt werden muß). Das heißt, die subjektive Wahrnehmung eines Ereignisses als stressreich muß erfüllt sein, nicht die objektive Beurteilung, ob das Ereignis für die Person unter Umständen eine Belastung darstellt. Die Autoren führen zudem den Punkt an, daß die *Wirksamkeit* einer Bewältigungsstrategie mit davon abhängt, wie oft sie eingesetzt wird. So kann es hilfreich sein, akute Stressoren zu verdrängen, bei chronischen Stressoren wird das langfristig schwierig sein und womöglich zu Problemen führen.

3.2.5 Zur Bedeutung sozialer Unterstützung für die Bewältigung

Zahlreiche Untersuchungen beschäftigen sich mit der Frage, welche Rolle soziale Unterstützung im Umgang mit Stressoren spielt. Die Ergebnisse sind vielgestaltig. DeLongis, Folkman und Lazarus (1988) untersuchten, wie sich tägliche Stressoren auf Stimmung und Gesundheit von Ehepaaren auswirken und welche Bedeutung dabei Ressourcen wie sozialer Unterstützung und Selbstwertgefühl zukommt. Es zeigte sich, daß sich die Stressoren stärker negativ auf die Stimmung und die Gesundheit der Befragten auswirken, wenn diese nur wenig soziale Unterstützung erfahren und ein geringes Selbstwertgefühl haben. Es ließen sich jedoch auch Personen finden, deren Stimmung und Gesundheit sich unter Streß verbessern. Die Befunde sind also widersprüchlich und lassen keine allgemeine Aussage zu.

Es ist wichtig zu erwähnen, daß das soziale Umfeld einer Person nicht zwangsläufig einen positiven Einfluß auf ihren Umgang mit Belastungen hat; es kann Streß auch erst verursachen oder bereits bestehenden Streß verschlimmern. Lepore (1997) zufolge können die Auswirkungen von chronischem Streß durch das soziale Umfeld abgemildert werden (im Sinne einer *Pufferwirkung*); z.B. erscheinen Stressoren nicht mehr so bedrohlich und wirken sich damit nicht mehr so stark auf die körperliche bzw. psychische Gesundheit aus. Chronische Stressoren, die die Betroffenen nicht kontrollieren können, erfordern jedoch eher emotionale als instrumentelle Unterstützung. So kann die falsche Art von Unterstützung einen Menschen noch mehr frustrieren, z.B. wenn er Ratschläge erhält, wie er das Unveränderbare ändern soll. In solchen Fällen kann soziale Unterstützung also das Gegenteil von dem bewirken, was der Helfende beabsichtigt. Zudem können sich unter dem Einfluß von chronischem Streß die Bedürfnisse des Betroffenen im Laufe der Zeit verändern, so daß er sich phasenweise mehr oder weniger soziale Unterstützung erhofft.

Carver, Scheier und Weintraub (1989), die ein eigenes Instrument zur Erfassung von Be-

wältigungsstrategien entwickelten, kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Ihre Bewältigungsskala „*seeking social support*“ geht sowohl mit Auseinandersetzung als auch mit Vermeidung einher und nimmt damit eine *Zwischenstellung zwischen den* – von ihnen postulierten – *funktionalen und den dysfunktionalen Strategien* ein. Die Autoren interpretieren diesen Befund in dem Sinne, daß die Suche nach sozialer Unterstützung nicht von vorneherein als positiv oder negativ zu beurteilen ist, sondern in Abhängigkeit davon wirkt, welche weiteren Bewältigungsstrategien gewählt werden. Es kommt also auf die Einbettung in den Gesamtzusammenhang an, ob der Betroffene soziale Unterstützung als hilfreiche oder als nutzlose oder gar dysfunktionale Strategie wahrnimmt.

In einer Studie mit Krebspatienten kommen Dakof und Taylor (1990) zu weiteren aufschlußreichen Ergebnissen. Demzufolge ist die Effektivität sozialer Unterstützung abhängig von der *Rolle*, die die unterstützende Person inne hat. Die Befragten sollten angeben, welches Verhalten sie von welcher Person als besonders hilfreich und welches Verhalten sie als besonders wenig hilfreich empfinden. So werden die Lebensgefährten der kranken Befragten als am meisten unterstützend wahrgenommen, wenn sie einfach nur für den Befragten da sind und ihre Besorgnis und Zuneigung ausdrücken. Am störendsten ist es hingegen, wenn die Partner den Umgang mit der Krankheit kritisieren und an den Befragten herumnörgeln und sie bevormunden, und auch wenn sie die Krankheit herunterspielen. Ganz ähnlich verhält es sich mit anderen Familienmitgliedern; von ihnen wird das gleiche Verhalten wie von Seiten des Partners als hilfreich bzw. nicht hilfreich wahrgenommen. Bei Freunden hingegen werden andere Verhaltensweisen genannt: Hier spielt für eine als effektiv empfundene Unterstützung neben dem Ausdruck von Zuneigung und Sorge auch praktische Hilfe eine Rolle. Hingegen ist es für den Betroffenen wenig hilfreich, wenn der Freund den Kontakt vermeidet und dem Betroffenen aus dem Weg geht. Ähnlich verhält es sich bei Bekannten: Besorgt und ruhig erlebt der Betroffene sie als hilfreich, jedoch schlägt zu viel Sorge oder Pessimismus schnell ins Gegenteil um. Was das Verhalten anderer Krebspatienten angeht, also solchen Personen, die in der selben Situation sind oder bereits waren, sind ganz andere Dinge wichtig. Besonders hilfreich ist es für den Betroffenen, die eigene Erfahrung mit einem „Gleichgesinnten“ zu teilen, also mit jemandem, der die aktuelle Situation bereits am eigenen Leib erlebt hat. Die Betroffenen fühlen sich dadurch auf besondere Art verstanden, und häufig benötigen sie nicht viele Worte, um sich einander mitzuteilen, weil beide ein besonderes Verständnis der Situation haben sowie davon, was es bedeutet, an Krebs erkrankt zu sein. Auch das Vermitteln von Informationen über das Leben mit der Krankheit wird als hilfreich empfunden. Zudem stellen solche Menschen häufig gute Vorbilder dar, an denen sich die Betroffenen orientieren können, vor allem was die innere Einstellung angeht. Genau an dieser Stelle kann sich die Wahrnehmung jedoch auch

ins Gegenteil verkehren: Leidensgenossen werden dann am wenigsten hilfreich eingeschätzt, wenn sie ein schlechtes Vorbild im Umgang mit ihrer Krankheit abliefern (z.B. Pessimismus, ungesunder Lebensstil). Hier spielt also der Umgang mit dem Stressor die entscheidende Rolle dafür, ob der Betroffene sich von diesen Personen gut unterstützt fühlt oder nicht.

Die soziale Unterstützung spielt also im Rahmen von Bewältigungsprozessen eine wichtige Rolle. Mit dem Eingebundensein in ein soziales Netzwerk und der Zugehörigkeit zu einer Gruppe geht ein anderes Konstrukt einher, das bereits einige Male angeklungen ist: das der sozialen Identität. Das theoretische Konzept, das dieser Arbeit für die Erforschung der sozialen Identität der Betroffenen zugrundeliegt, ist die Theorie der sozialen Identität von Tajfel und Turner (1979; 1986). Aufgrund des Bekanntheitsgrads dieser Theorie wird sie im folgenden lediglich kurz skizziert. Zu weiterführenden empirischen Befunden siehe z.B. Sarbin und Scheibe (1983); Blanz, Mummendey, Mielke und Klink (1998); Ellemers, Kortekaas und Ouwerkerk (1999); Brown (2000) sowie Cadinu und Reggiori (2002).

3.3 Die Theorie der sozialen Identität

Tajfel und Turner (1979; 1986) zufolge definiert sich das Selbstkonzept einer Person nicht nur über ihre personale Identität, sondern auch über ihre *Selbstzuschreibung zu einer sozialen Kategorie* – einer Gruppe. Eine solche Gruppe zeichnet sich dadurch aus, daß die Angehörigen einander als zur selben sozialen Kategorie zugehörig wahrnehmen, eine emotionale Verbundenheit mit dieser Zugehörigkeit assoziieren und bis zu einem gewissen Grad einen Konsens über die Bewertung dieser Gruppe und ihrer Zugehörigkeit zu ihr erreichen. Darüberhinaus verbinden die Angehörigen mit der Gruppe bestimmte Vorstellungen über deren Merkmale, Verhalten und Bedeutung (siehe Deaux & Ethier, 1998).

Wenn eine Person ihre Eigengruppe mit anderen Gruppen vergleicht, fällt dieser Vergleich entweder zugunsten ihrer Eigengruppe (*positive Distinktheit*) oder zugunsten der anderen Gruppe (*negative Distinktheit*) aus. Im Falle positiver Distinktheit erhält die Person positive soziale Identität, im Falle negativer Distinktheit erhält sie negative soziale Identität. Die Person ist immer bestrebt, positive soziale Identität zu erhalten, weil dadurch ihr Selbstwertgefühl gestärkt wird. Fällt der Vergleich zwischen Eigen- und Fremdgruppe nun zugunsten der Fremdgruppe aus, kann die Person verschiedene Strategien einsetzen, um positive Distinktheit und damit positive soziale Identität wiederher-

zustellen und ihr Selbstwertgefühl zu bewahren. Hier sind zum einen *Handlungsstrategien* zu nennen wie z.B. *soziale Mobilität*: Die Person verläßt ihre Gruppe und wechselt in eine andere, statushöhere Gruppe über. Ist ihr dies nicht möglich, kann sie dennoch versuchen, sich von ihrer Eigengruppe zu distanzieren, um eine Aufwertung ihrer sozialen Identität zu erfahren. In jedem Fall handelt es sich hierbei um eine *individuelle Strategie*, die nichts an dem niedrigen Status der Eigengruppe ändert; die Intergruppensituation bleibt somit die gleiche. Demgegenüber zielen Handlungen im Sinne *kollektiven sozialen Wandels* darauf ab, den Status der Eigengruppe zu verbessern, etwa im Sinne des Wettbewerbs mit der Fremdgruppe. So läßt sich auch das Engagement für die Gleichstellung unterlegener Gruppen als Strategie sozialen Wandels verstehen, durch die eine Statusangleichung zwischen den Gruppen erreicht werden soll. Eine weitere Möglichkeit zur Aufwertung bedrohter sozialer Identität sind *kognitive Strategien*, die den Statusunterschied zwischen den Gruppen zwar nicht verändern, die aber eine Reinterpretation der Intergruppensituation mithilfe kognitiver Neubewertung ermöglichen. So kann die Person etwa die *Dimension wechseln*, auf der sie ihre Eigengruppe mit der statushöheren Fremdgruppe vergleicht, so daß die Eigengruppe schließlich positiver gegenüber der Fremdgruppe abschneidet. Ein Beispiel hierfür wäre etwa: „Westdeutsche sind zwar wirtschaftlich erfolgreicher als Ostdeutsche, aber dafür vergleichsweise weniger herzlich und kinderfreundlich“ (Mummendey & Otten, 1992); das heißt, auf der Vergleichsdimension „wirtschaftlicher Erfolg“ wird die Gruppe der Ostdeutschen als unterlegen angesehen, auf der Dimension „Herzlichkeit“ jedoch als überlegen. Eine weitere Möglichkeit ist die *Umbewertung der Vergleichsdimension*, so daß ein vormals negativer Intergruppenvergleich nun zugunsten der eigenen Gruppe ausfällt (z.B. „Black is beautiful“). Nicht zuletzt kann die Person auch die *Vergleichsgruppe wechseln*, um positive Distinktheit wiederherzustellen. Dafür wird die Eigengruppe nun nicht mehr mit der statushöheren Fremdgruppe verglichen, sondern mit einer anderen Gruppe, die der eigenen Gruppe unterlegen ist.

Welche Strategie eine Person in einer konkreten Situation anwendet, um zu positiver Distinktheit für ihre Gruppe zu gelangen, hängt nicht zuletzt davon ab, wie sie soziale Struktur der Beziehungen zwischen ihrer Eigengruppe und der Fremdgruppe wahrnimmt. Die Parameter, die für diese Einschätzung eine Rolle spielen, sind die *Stabilität* oder Veränderbarkeit des Statusunterschieds, dessen *Legitimität* sowie die wahrgenommene *Permeabilität* (Durchlässigkeit) der Gruppengrenzen. Je nachdem wie die Person die Intergruppensituation auf diesen drei Dimensionen einschätzt, wird sie eher Strategien der individuellen Mobilität oder aber der sozialen Veränderung wählen.

Strategien der individuellen Mobilität werden insbesondere dann angewandt, wenn die

Person die Statusunterschiede zwischen ihrer Eigengruppe und der Fremdgruppe als unveränderbar und legitim wahrnimmt, die Grenzen zwischen den Gruppen jedoch als durchlässig einschätzt. Sie hat so die Möglichkeit, ihre soziale Identität durch einen Wechsel von der statusniedrigen in die statushöhere Gruppe zu verbessern. *Strategien der sozialen Veränderung* hingegen kommen in Situationen zum Einsatz, in denen die Person die Statusunterschiede zwischen den beiden Gruppen als veränderbar und unge-rechtfertigt einschätzt, die Gruppengrenzen jedoch als undurchlässig wahrnimmt. In sol-chen Situationen hat sie nicht die Möglichkeit, ihre Eigengruppe zu verlassen, so daß sich der Einsatz individueller Strategien ausschließt. Stattdessen können Veränderun-gen der Intergruppensituation nur über kollektive Strategien und damit durch eine ge-meinsame Anstrengung der Gruppenmitglieder erfolgen.

Gemäß der Theorie der sozialen Identität lassen sich individuelle Mobilität und soziale Veränderung als *Pole eines Kontinuums* verstehen. Je nachdem wo sich die Person mit ihren Überzeugungen auf diesem Kontinuum verortet, wird sie als Reaktion auf die In-tergruppenbeziehung eher interpersonales oder eher intergruppaes Verhalten an den Tag legen.

3.3.1 Soziale Identität im Kontext von Diskriminierung – empirische Befunde

Zahlreiche empirische Befunde deuten darauf hin, daß die soziale Identität im Zusam-menhang mit Diskriminierung eine wichtige Rolle spielt: Zum einen beeinflusst die sozia-le Identität einer Person deren *Wahrnehmung von und Sensibilität für Diskriminierung* und auch deren *subjektives Gefühl der Benachteiligung*. Zum anderen legt sie mit fest, auf welche Art und wie effektiv die Person derartige Erfahrungen bewältigt. Je nachdem wie stark die soziale Identität einer Person ausgeprägt ist, werden die Weichen für die *Bewältigung* gestellt. Einige empirische Befunde werden an dieser Stelle herausgegrif-fen, die die zentrale Stellung der sozialen Identität in diesem Kontext untermauern.

Branscombe und Ellemers (1998) zufolge spielt der Grad der Identifikation mit der Ei-gengruppe eine Schlüsselrolle beim Umgang mit Diskriminierung. Je stärker sich die Person mit ihrer Eigengruppe identifiziert, desto eher wird sie zur Bewältigung von Dis-kriminierungserfahrungen *gruppenbasierte Strategien* nutzen – also solche Strategien, die geeignet sind, den Status der Gruppe zu verbessern. Personen hingegen, die sich nur schwach mit der Gruppe identifizieren, werden eher *individualistische Strategien* einset-zen, eben solche, die auf die Verbesserung der eigenen Situation abzielen. Eine starke Bindung an die Eigengruppe kann zudem als Puffer wirken für die negativen Erfahrun-

gen, die die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe mit sich bringen kann. Nach Branscombe und Ellemers ist zudem die Wichtigkeit der Gruppe für die eigene Identität eine entscheidende Determinante, nicht nur bei der Bewältigung von Diskriminierungserfahrung, sondern auch bereits bei deren Wahrnehmung.

Insgesamt spielt die Ausprägung der sozialen Identität eine wichtige Rolle für das *Wohlbefinden* und die *Güte der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen*. So wirken sich bei Personen, die sich stark mit ihrer Gruppe identifizieren, Diskriminierungserfahrungen weniger stark auf das Wohlbefinden aus (Branscombe, Schmitt & Harvey, 1999). Die soziale Identität wirkt hier als Mediator zwischen Diskriminierungserfahrungen einerseits und subjektivem Wohlbefinden andererseits; Branscombe et al. sprechen vom „*rejection-identification model*“, wonach sich die wahrgenommene Diskriminierung auf zweierlei Weise auswirkt: Zum einen nimmt sie einen direkten negativen Einfluß auf das Wohlbefinden des Betroffenen, zum anderen wirkt sie sich über den *Mediator soziale Identität* positiv auf das Wohlbefinden aus.

Wenige Jahre später konnten Schmitt, Spears und Branscombe (2003) mit einer Untersuchung an ausländischen Studierenden in den USA zeigen, daß dieses Modell auch für Gruppen Gültigkeit hat, die *keine gemeinsame Geschichte oder Kultur* teilen – wie es z.B. auch bei Menschen mit Behinderung oder Wohnungslosen der Fall ist. Ausländische Studierende, die Diskriminierung erlebten, entwickelten demzufolge eine stärkere soziale Identität. Zudem berichteten sie über ein besseres subjektives Wohlbefinden als gering identifizierte Studierende. Auch andere Befunde stützen diesen Zusammenhang. So leiden insbesondere jene Personen unter der Ablehnung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft, die keine stark ausgeprägte soziale Identität und damit kein Zugehörigkeitsgefühl zu ihrer Minderheit haben (z.B. Berlin, 1987).

Swim, Cohen und Hyers (1998) zufolge sind die Befunde zur Beziehung zwischen der Ausprägung sozialer Identität einerseits und der Reaktion auf erfahrene Diskriminierung andererseits widersprüchlich. Nicht immer setzen sich Personen mit stark ausgeprägter sozialer Identität nachdrücklich und vehement gegen Benachteiligung zur Wehr. Und ebensowenig darf man Personen mit einer schwächer ausgeprägten sozialen Identität generell als eher passiv und „erduldend“ verstehen. Es liegt nahe, daß auch *Persönlichkeitsfaktoren* in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen – allgemein im Umgang mit Problemen oder Konflikten, und insbesondere in der Reaktion auf erfahrene Diskriminierung.

Der Einsatz für die eigene Gruppe stärkt die soziale Identität (Simon, Loewy, Stürmer,

Weber, Freytag, Habig, Kampmeier & Spahlinger, 1998), bringt jedoch auch das Risiko mit sich, Opfer von Diskriminierung zu werden. Eine Person, die sich stark mit ihrer Gruppe identifiziert und sich politisch für deren Ziele einsetzt, gibt sich auf diese Weise als zugehörig zu dieser Gruppe zu erkennen (z.B. Klandermans, 1997). Auch andere Auswirkungen dieses Engagements sind denkbar. So kann der Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit die eigene Sensibilität für Ungleichbehandlung erhöhen und damit die Schwelle für die Wahrnehmung von Diskriminierung absenken.

Letztlich gilt es festzuhalten, daß die soziale Identität einer Person für deren Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten im Prozeß wichtig wird. So läßt sie sich einerseits als unabhängige Variable verstehen, die die Wahrnehmung von Diskriminierungserfahrungen und die Auswahl von Bewältigungsstrategien beeinflusst. Und sie kann als abhängige Variable begriffen werden, die durch die Erfahrung von Diskriminierung sowie durch den Einsatz von Bewältigungsstrategien verändert wird (Branscombe und Ellemers, 1998).

3.3.2 Theoretische Überlegungen zum Begriff der Gruppenzugehörigkeit

Turner (1982) definiert eine Gruppe als zwei oder mehr Individuen, die sich als Mitglieder der selben sozialen Kategorie begreifen. Diese eher allgemeine Definition einer Gruppe läßt sich auch auf Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose übertragen. In der Literatur finden sich jedoch verschiedene Merkmale, die Menschen mit Behinderung von anderen gesellschaftlichen Minderheiten unterscheiden. So erleben die Betroffenen Diskriminierung in der Regel, anders als z.B. Lesben und Schwule, als isoliertes Individuum. Der Großteil der Menschen mit Behinderung verbringt zudem die meiste Zeit seines Lebens in der *Gegenwart von Nichtbehinderten* (in der Familie, im Freundeskreis, in der Schule, am Arbeitsplatz usw.). Somit sind die meisten Personen, mit denen behinderte Menschen zu tun haben, nicht wie sie – sie sind anders (Morris, 1993). Dies legt die Vermutung nahe, daß die Vorstellungen der behinderten Menschen über sich selbst und über ihre Behinderung stark von den nichtbehinderten Menschen in ihrem Umfeld beeinflusst sind. Schulz von Thun (1981) zufolge läßt sich das Selbstkonzept einer Person als Ergebnis der Verdichtung der an sie gerichteten *Beziehungsbotschaften* begreifen. Das bedeutet, daß sowohl explizite als auch implizite Du-Botschaften an die Person in ihr Selbstbild mit einfließen und damit festlegen, wie sie sich und die Welt wahrnimmt. Hierin besteht ein immenser Unterschied zu Lesben und Schwulen und auch zu Wohnungslosen. Gerade letztgenannte verbringen zumeist den Großteil ihrer Zeit zusammen mit anderen Wohnungslosen und haben in der Regel nur

wenig Kontakte zu nichtwohnungslosen Menschen.

Ein weiterer Unterschied liegt darin begründet, daß Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung selten offen ausgedrückt, sondern eher in Form von *paternalistischer Bevormundung* ausgelebt werden (siehe das *Stereotype Content Model* von Fiske, Cuddy, Glick & Xu, 2002). Ursächlich hierfür sind die *ambivalenten Gefühle*, die viele Menschen gegenüber behinderten Personen haben. Es handelt sich dabei häufig um eine Mischung aus Ablehnung, Abwehr, schlechtem Gewissen, Mitleid u.a. (Cloerkes, 1985; Gill, 2001). Zudem basiert die Ablehnung einer behinderten Person auf einem *tatsächlichen Anderssein*: Ein Mann ohne Beine kann de facto nicht laufen und ist in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt, somit ergibt sich aufgrund seiner Andersartigkeit ein tatsächlicher Unterschied zu anderen Menschen. Ein Mensch mit dunkler Hautfarbe jedoch ist nicht weniger intelligent als ein Mensch heller Hautfarbe. So wird im einen Fall der äußerliche Unterschied nur vorgeschoben, um auf anderer Ebene zu diskriminieren, im anderen Fall ist er tatsächlich vorhanden und bringt gewisse Einschränkungen mit sich.

Im Vergleich mit behinderten Menschen fällt zudem auf, daß z.B. Angehörige ethnischer Minderheiten häufig innerhalb einer (*geographischen*) *community* leben; als Beispiel sei hier auf Berlin-Kreuzberg verwiesen, ein Stadtbezirk, dessen Bevölkerung zu rund einem Drittel aus türkischstämmigen Personen besteht. Andere Minderheiten entwickeln eine eigene *Subkultur* aufgrund ihrer kollektiven Vergangenheit oder ihrer sozialen Position. Eine derartige Verbundenheit begünstigt zudem das Lernen mit dem Umgang mit gesellschaftlicher Ausgrenzung. Bei Menschen mit Behinderung gibt es ein derartiges Gemeinschaftsgefühl in der Regel nicht. Ausnahmen bestehen, wenn die Behinderung mehrerer Personen die selbe Ursache hat, etwa im Falle von Schädigungen durch den Arzneimittelwirkstoff Thalidomid (Contergan). Hier handelt es sich zudem um eine Generation, was sicherlich das Gefühl eines Gruppenzusammenhalts erleichtert. Dies gilt auch für Betroffene, die das selbe Unglück erlebt haben, wie etwa den Flugunfall in Ramstein 1988 oder das Zugunglück bei Eschede 1998. Zum einen haben die Überlebenden dieser Unglücke womöglich ähnliche Verletzungen, zum anderen finden sie dadurch, daß die anderen Beteiligten das gleiche erlebt, gesehen und durchlitten haben, besonderes Verständnis für ihre Situation. Diese Beispiele zeigen, daß – anders als bei anderen stigmatisierten Gruppen – jeder Mensch ganz plötzlich, durch Unfall, Krankheit oder fortschreitendes Alter, zur Gruppe der Menschen mit Behinderung gehören kann (siehe auch Murphy, Scheer, Murphy & Mack, 1988).

Waxman (1991) zitiert eine Umfrage unter Menschen mit Behinderung in den USA, wonach 74% der Befragten so etwas wie eine gemeinsame Identität mit anderen behinder-

ten Menschen spüren, und 45% verstehen sich als Angehörige einer gesellschaftlichen Minderheit. Ungeachtet des Umstands, ob und wie stark sich Menschen mit Behinderung innerhalb eines Kollektivs verwurzelt sehen, werden sie doch offensichtlich von Nichtbehinderten als Angehörige einer sozialen Gruppe wahrgenommen („die Behinderten“) und als solche diskriminiert. Dennoch läßt es sich nicht von der Hand weisen, daß sich die Gruppe der Menschen mit Behinderung in den angeführten Punkten von anderen gesellschaftlichen Minderheiten unterscheidet.

Um aufgrund der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe diskriminiert zu werden, ist es unabdingbar, als ein Mitglied dieser Gruppe erkennbar zu sein. Bei Menschen mit Behinderung ist diese *Erkennbarkeit* in der Regel gegeben, zumindest bei jenen, die für die vorliegende Untersuchung befragt wurden, nämlich Menschen mit Körperbehinderung. Lesben und Schwule hingegen können selbst entscheiden, inwieweit sie sich in der Öffentlichkeit als homosexuell zu erkennen geben. Bei Wohnungslosen ist es insofern problematisch, da Wohnungslose nicht unbedingt als solche identifizierbar sind. Insbesondere wohnungslose Frauen sind häufig sehr darauf bedacht, nicht als wohnungslos erkennbar zu sein, und achten sehr auf ihr Äußeres – hier geht es ganz offensichtlich um Werte wie Stolz und Selbstachtung. Umgekehrt ist nicht jeder Mensch, der verwarlost, alkoholisiert und bettelnd in der Öffentlichkeit auffällt und damit das gängige Klischee eines „Penners“ erfüllt, automatisch auch ohne festen Wohnsitz. Kurz: Nicht alle Wohnungslosen werden in der Öffentlichkeit als solche wahrgenommen, insbesondere dann nicht, wenn sie äußerlich und in ihrem Verhalten dem Klischee widersprechen. Andere Personen werden, obwohl sie eine Bleibe haben, als „Penner“ etikettiert, weil sie sich auf eine Art benehmen, die mit Wohnungslosigkeit in Verbindung gebracht wird. Das heißt, der Beobachter schließt von äußeren Attributen wie Kleidung und Habitus auf weitere Merkmale, die er hinter der Fassade vermutet. Ob diese Merkmale zutreffen, kann er nicht überprüfen. So wird die Erfassung von Diskriminierung gegenüber Wohnungslosen erschwert.

Im GMF-Survey (Heitmeyer, 2008) wird die Einstellung gegenüber Obdachlosen erfragt. In der vorliegenden Untersuchung ist hingegen von Wohnungslosen die Rede; der Grund hierfür liegt in einer Erweiterung der befragten Personengruppe. So wurden nicht nur Menschen befragt, die ohne Obdach, sprich: auf der Straße leben, sondern allgemein Menschen, die keinen festen Wohnsitz haben. Die Gruppe der Obdachlosen stellt damit eine Teilgruppe der Wohnungslosen dar.

3.4 Forschungsfragen

Das Ziel der Untersuchung ist es, Antworten auf die drei folgenden Fragen zu finden:

Forschungsfrage 1:

- *Welche Formen von Diskriminierung erleben die Angehörigen der drei Gruppen?*

In diesem Zusammenhang interessiert vor allem, welche Erfahrungen die Betroffenen auf den drei Ebenen (strukturelle Diskriminierung, interpersonelle Diskriminierung, Gewalt) machen und mit welcher Häufigkeit sie derartige Ereignisse erleben. Darüberhinaus wird erforscht, wie stark sich die Betroffenen durch diese Erfahrungen benachteiligt fühlen und welche Emotionen sie mit diesen Situationen verbinden. Aufgrund der beschriebenen Ähnlichkeit zwischen den Angehörigen der drei Gruppen einerseits (siehe Einleitung) und der offensichtlichen Verschiedenheiten der jeweiligen Lebenssituation andererseits ist zudem interessant, inwieweit sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Gruppen bezüglich ihrer Diskriminierungserfahrungen finden lassen.

Forschungsfrage 2:

- *Wie gehen die Betroffenen mit diesen Erlebnissen um?*

Hier ist insbesondere von Interesse, welche Strategien die Betroffenen im Umgang mit erlebter Diskriminierung einsetzen, und wie sie die Effektivität dieser Strategien zur Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen einschätzen. Auch hier interessiert, inwieweit die Angehörigen der einzelnen Gruppen einander in Bezug auf diesen Prozeß ähneln oder sich voneinander unterscheiden.

Forschungsfrage 3:

- *Welche Bedeutung hat die soziale Identität im Kontext von Diskriminierungserfahrungen?*

In diesem Zusammenhang wird beleuchtet, wie stark die soziale Identität der Betroffenen als Angehörige ihrer jeweiligen Gruppen ausgeprägt ist, und welche Rolle die soziale Identität für das Gefühl der Benachteiligung und die Bewältigung der Diskriminierungserfahrungen spielt. Wie bereits bei den beiden vorangestellten Forschungsfragen werden auch hier Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den drei Gruppen in den Blickpunkt gerückt.

Die Untersuchung dieser drei Fragenkomplexe erfolgt mit einer Kombination aus quantitativen und qualitativen Methoden, die im folgenden Kapitel genauer beschrieben wird.

Zusammenfassung

Angehörige gesellschaftlicher Minderheiten erleben Diskriminierung auf unterschiedlichen Ebenen. In Anlehnung an bisherige Forschung wird hier unterschieden zwischen struktureller Diskriminierung, interpersoneller Diskriminierung sowie körperlicher Gewalt. Derartige Diskriminierungserfahrungen lassen sich als Stressoren verstehen, die die Bewältigungsressourcen des Betroffenen herausfordern. Im Rahmen des Bewältigungsprozesses lassen sich dabei im Sinne Lazarus und Folkmans (1984) zwei Phasen unterscheiden: die der primären Einschätzung, während der die Person zu einer Entscheidung darüber kommt, um was für eine Situation es sich handelt, und die der sekundären Einschätzung, während der sie eine Wahl zugunsten einer oder mehrerer verfügbarer Bewältigungsstrategien trifft. Sowohl die Wahrnehmung der Situation als auch die Auswahl der Bewältigungsstrategie wird von der sozialen Identität (Tajfel & Turner, 1979; 1986) der Person beeinflusst. Im Unterschied zur personalen Identität handelt es sich hierbei um jene Identität, die eine Person durch die Selbstzuschreibung zu einer sozialen Gruppe erhält. Bisherige Forschungsergebnisse legen die Vermutung nahe, daß die soziale Identität im Kontext der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen eine wesentliche Rolle spielt.

4 METHODEN

4.1 Quantitative Untersuchung

Zur Erfassung der Häufigkeit einzelner Diskriminierungserfahrungen auf verschiedenen Ebenen, der Stärke der empfundenen Benachteiligung durch diese Erfahrungen, der Häufigkeit und Effektivität der angewandten Bewältigungsstrategien sowie der Stärke der Ausprägung der sozialen Identität bietet sich eine quantitative Datenerhebung mithilfe eines *standardisierten Fragebogens* an. Ein derartiges Vorgehen ermöglicht zudem direkte Vergleiche zwischen den drei untersuchten Gruppen. Im folgenden wird die Entwicklung eines Erhebungsinstruments mit den verschiedenen notwendigen Arbeitsschritten skizziert sowie die Grenzen der Methode aufgezeigt.

4.1.1 Entwicklung eines Erhebungsinstruments

Um Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien zu erfassen, liegen verschiedene Instrumente vor, die sich inhaltlich und insbesondere in Bezug auf die abgefragten Stressoren unterscheiden. So existieren zahlreiche Instrumente, die Stressoren aus den Bereichen Krankheit, Alltagsbelastungen, Partnerschaftsprobleme u.ä. abfragen. Da noch kein Instrument zur Erfassung des Umgangs mit Diskriminierungserfahrungen vorhanden war, war es notwendig, ein eigenes Instrument zu entwickeln.

Die Suche nach geeigneten Items erfolgte auf mehreren Wegen. Zunächst wurde im Rückgriff auf bestehende Forschungsliteratur nach relevanten Situationen gesucht, durch die Schwule und Lesben, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose sich diskriminiert fühlen. Zudem erfolgte eine Durchsicht bestehender Instrumente im Hinblick auf adäquate Items; diese wurden (gegebenenfalls in modifizierter Form) übernommen (z.B. Lazarus & Folkman, 1984; Carver, Scheier & Weintraub, 1989; Richter, 1997; Steinhilbers, Holzbecher, Klodwig, Kroder & Soine, 1999).

Auf diese Weise wurde ein erstes Gerüst des Fragebogens entworfen. Um sicherzustellen, daß die relevanten Diskriminierungssituationen darin adäquat abgebildet sind, wurden im Vorfeld zudem *Experteninterviews* geführt. Bei den Gesprächspartnern handelte es sich entweder um Gruppenmitglieder selbst, oder aber um Personen, die in engem Kontakt mit Angehörigen einer der Gruppen standen (z.B. Mitarbeiter in Beratungsstellen für Lesben und Schwule oder Menschen mit Behinderung, Mitarbeiter in Notüber-

nachtungen für Wohnungslose etc.). Die Gespräche dienten der allgemeinen Erörterung der Fragen: (1) Welche Art von Diskriminierung erfahren Lesben und Schwule bzw. Menschen mit Behinderung bzw. Wohnungslose, und (2) wie bewältigen die Betroffenen solche Erlebnisse? Beide Fragen wurden aus Sicht der befragten Experten für die Angehörigen der jeweiligen Gruppe beantwortet.

Die Experten nannten weitere relevante Diskriminierungssituationen, die in die Konstruktion des Instruments miteinbezogen wurden. Der auf diese Weise entworfene Fragebogen wurde dann wiederum den Experten zur Durchsicht vorgelegt, wodurch erneute Nachbesserungen und eine Präzisierung der Antwortoptionen möglich waren.

4.1.2 Testung und Überarbeitung des Instruments

Das Instrument wurde im Pretest an einer Stichprobe von $N = 99$ Personen überprüft. Aufgrund der Ergebnisse der Itemanalyse sowie der Kommentare und Anregungen der Testpersonen wurde der Fragebogen erneut überarbeitet und umstrukturiert. So wurden Items mit kleiner Trennschärfe eliminiert und Veränderungen an den Itemformulierungen vorgenommen, um eine bessere Verständlichkeit zu gewährleisten.

Neben diesen kleineren Überarbeitungsschritten wurden zwei größere Veränderungen durchgeführt. Die erste davon betrifft die Erfassung der Strategien, die die Betroffenen zur Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen einsetzen. Die Ergebnisse des Pretests machten deutlich, daß eine situationsübergreifende Erfassung von Bewältigungsstrategien schwierig ist. Zudem variiert die Effektivität der Strategien je nach Situation und Kontext (siehe auch Lykes, 1983; Lalonde & Cameron, 1994). Daher wurde für die Haupterhebung die Erfassung von Bewältigungsstrategien auf den *Umgang mit struktureller Diskriminierung* eingegrenzt. Pettigrew (1986) sieht in dieser Form von Diskriminierung den Nährboden für andere Arten von Diskriminierung, z.B. auf interpersoneller Ebene. Strukturelle Ungleichbehandlung kann somit als Rechtfertigungsgrund für Diskriminierung auf anderen Ebenen angesehen werden. Daher wurde dieses Vorgehen sowohl aus methodischer als auch aus theoretischer Sicht als durchaus vertretbar angesehen.

Die zweite wichtige Veränderung besteht in der Integration eines Fragenkomplexes zum *subjektiven Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Gegebenheiten*. Dies wurde aufgrund der Kommentare und Anregungen der Befragten aus dem Pretest als notwendig erachtet. Es handelt sich hierbei um strukturelle Bedingungen, durch die sich die

Betroffenen diskriminiert fühlen können, ohne sie jedoch selbst am eigenen Leib zu erfahren. Ein Beispiel hierfür ist die mangelnde Gleichstellung zwischen Eingetragener Partnerschaft und Ehe, ein Umstand, durch den sich auch nichtverpartnerte Lesben und Schwule durchaus benachteiligt fühlen können. Derartige strukturelle Bedingungen existieren für alle drei Gruppen, so daß sie in jeder Gruppe mit sechs Items abgefragt wurden.

Tabelle 1 listet die Inhalte auf, die in der endgültigen Version des Fragebogens enthalten sind, zusammen mit der Anzahl der jeweiligen Items pro Gruppe.

<i>Im Fragebogen abgefragte Bereiche</i>	Lesben & Schwule	Menschen mit Behinderung	Wohnungslose
1. <i>Soziale Identität</i>	8	8	8
2. <i>Empfundene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen</i>	6	6	6
3. <i>Erfahrungen mit struktureller Diskriminierung</i>	12	13	11
4. <i>Emotionen im Zusammenhang mit erlebter struktureller Diskriminierung</i>	8	8	8
5. <i>Strategien zur Bewältigung erlebter struktureller Diskriminierung</i>	20	20	20
6. <i>Effektive Strategien zur Bewältigung erlebter struktureller Diskriminierung</i>	1	1	1
7. <i>Erfahrungen mit interpersoneller Diskriminierung</i>	11	9	9
8. <i>Erfahrungen mit körperlicher bzw. sexueller Gewalt</i>	10	10	10
9. <i>Umfeld, in dem Diskriminierung erlebt wurde</i>	4	4	4
10. <i>Empfundene Benachteiligung durch die Diskriminierungserfahrungen</i>	3	3	3
11. <i>Subjektive Güte der Bewältigung erlebter Diskriminierung</i>	1	1	1
12. <i>Psychosomatische Beschwerden</i>	6	6	6
13. <i>Lebenszufriedenheit</i>	1	1	1
14. <i>Demographische Daten</i>	7	7	7
15. <i>Merkmale der Gruppenzugehörigkeit</i>	5	6	7
<i>Summe der Items pro Gruppe</i>	103	103	102

Tabelle 1: Inhalte, die mithilfe des Fragebogens erhoben wurden

Aus der Tabelle wird ersichtlich, daß sich die Fragebögen für die einzelnen Gruppen in verschiedenen Bereichen unterscheiden. So werden unter „Empfundene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen“, „Erfahrungen mit struktureller Diskriminierung“ und „Erfahrungen mit interpersoneller Diskriminierung“ teilweise unterschiedliche

Items abgefragt, was den verschiedenen Lebensbedingungen der drei Gruppen geschuldet ist. Auch die Fragen zu Merkmalen der Gruppenzugehörigkeit sind für jede der drei Gruppen unterschiedlich.¹

Insgesamt legten die Befunde aus dem Pretest nahe, die extensive quantitative Erhebung der Diskriminierungserfahrungen und der Bewältigungsstrategien methodisch um eine qualitative Komponente zu ergänzen. In Gesprächen mit Betroffenen am Rande der Durchführung des Pretests zeigten sich zahlreiche Facetten sowohl von Diskriminierung als auch von Bewältigung, die durch das quantitative Raster fallen und die sich auch durch eine Modifikation des Fragebogens nicht zufriedenstellend erheben lassen. Hierzu zählt nicht nur die Erfassung effektiver Bewältigungsstrategien, sondern beispielsweise auch die Qualität subtiler Diskriminierung, die in Gesprächen mit Betroffenen während der Erhebung immer wieder anklang.

Somit wurden die Diskriminierungserfahrungen und die Bewältigungsstrategien auf zweierlei Arten erhoben: Zum einen erfolgte eine extensive Erfassung von Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien mithilfe des Fragebogens. Zum anderen konnte durch den Einsatz qualitativer Methoden eine Zuspitzung und Vertiefung in den Bereichen geschehen, die sich einer quantitativen Erhebung entziehen. Um welche es sich dabei genau handelt, wird in Kapitel 4.2, *Beschreibung der Schnittstellen zwischen quantitativer und qualitativer Untersuchung*, verdeutlicht.

4.1.3 Durchführung der Datenerhebung

Gesellschaftliche Prozesse machen sich am stärksten und auffälligsten in Großstädten mit ihrer heterogenen Einwohnerstruktur bemerkbar. Berlin nimmt hier, als Hauptstadt und Metropole, eine herausragende Stellung ein. Nirgendwo sonst in Deutschland finden sich so viele Angehörige aller drei Gruppen auf vergleichsweise kleinem Raum. So waren im März 2004 mehr als 6.000 Menschen bei den Berliner Behörden als obdachlos registriert; Schätzungen zufolge liegt das Dunkelfeld bei weiteren 2.000 bis 3.000 Betroffenen (Welle & Schneider, 2004). Dies sind 0,2 bis 0,3% der Berliner Bevölkerung. Dem Berliner Behindertenbericht für 2006 ist zu entnehmen, daß insgesamt 543.487 behinderte und schwerbehinderte Menschen in Berlin leben. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung beträgt damit 16% (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz, 2006). Über die Zahl Lesben und Schwuler, die in Berlin leben, läßt sich hingegen nur spekulieren. Schätzungen zufolge, die jedoch stark variieren, sind etwa 2-4%

¹ Die drei Versionen des Fragebogens finden sich im Anhang.

der Menschen homosexuell (Kinsey, 1970a; 1970b); auf die Berliner Bevölkerung umgerechnet wären dies etwa 68.000 bis 136.000 Betroffene. Es ist jedoch davon auszugehen, daß in Berlin deutlich mehr Lesben und Schwule leben. Die Stadt bietet ein für alle drei Gruppen gleichermaßen breites Angebot an Beratungsstellen, Vereinen, Hilfseinrichtungen etc., die gut organisiert sind und teilweise auch gruppenübergreifend vernetzt arbeiten. Die Kontaktaufnahme zu den Betroffenen wird durch diese Netzwerkstruktur stark vereinfacht. Alles in allem trifft hier eine Vielzahl günstiger Umstände zusammen, die die Entscheidung für Berlin als Ort sowohl der quantitativen Befragung als auch der qualitativen Interviews nahegelegt haben.

Im Zeitraum von Mitte Januar bis Anfang März 2006 wurden insgesamt 495 Personen befragt. Für die Gruppe der Lesben und Schwulen sowie der Menschen mit Behinderung wurden zu diesem Zweck Fragebögen in verschiedenen Berliner Einrichtungen für Angehörige dieser Gruppen ausgelegt, zusammen mit einem frankierten und adressierten Rückumschlag. Parallel zu der Befragung über Beratungsstellen konnte der Fragebogen im Internet ausgefüllt werden, wo er von Mitte Januar bis Ende April 2006 zur Bearbeitung bereitstand. Die Befragung der Wohnungslosen fand direkt vor Ort in den jeweiligen Einrichtungen (z.B. Suppenküchen, Notübernachtungen und Beratungsstellen) statt.²

Vor Beginn der Berechnungen wurden die Daten folgender Personen aus dem Datensatz ausgeschlossen:

- Personen, die nicht in Berlin leben,
- die eine andere Nationalität als die deutsche haben,
- die keine Körperbehinderung haben (nach der Definition von Bleidick, 1985),
- die nicht aktuell wohnungslos sind.

Damit sollte sichergestellt werden, daß die Ergebnisse nicht durch mögliche Konfundierungen verfälscht werden, z.B. in Form anderer Diskriminierungserfahrungen von Wohnungslosen mit Migrationshintergrund, von Lesben und Schwulen in ländlichen Gegenden oder von Menschen mit geistiger Behinderung.

Die Verteilung der Fragebögen in den jeweiligen Gruppen ist in umseitiger Tabelle 2 dargestellt.

² Eine Übersicht aller beteiligten Einrichtungen mit den dazugehörigen Rücklaufzahlen findet sich im Anhang.

	Lesben & Schwule	Menschen mit Behinderung	Wohnungslose	Gesamt
<i>FB in Papierform</i>	82	51	119	252
<i>FB online</i>	208	35	-	243
<i>FB gesamt</i>	290	86	119	495
<i>nach Ausschluß</i>	164	58	81	303

Tabelle 2: Verteilung der Fragebögen

Die ungleichen Stichprobengrößen sind für die angewandten statistischen Analysen wenig problematisch. Lediglich Faktorenanalysen konnten nur für die Gesamtstichprobe gerechnet werden.

4.2 Schnittstellen zwischen quantitativer und qualitativer Untersuchung

Im Folgenden werden die Grenzen der eingesetzten quantitativen Methoden bei der untersuchten Fragestellung aufgezeigt und erläutert, auf welche Art qualitative Methoden hier ein sinnvolles und weiterführendes Mittel zum Erkenntnisgewinn darstellen.

Forschungsfrage 1:

- *Welche Formen von Diskriminierung erleben die Angehörigen der drei Gruppen?*

Im Vorfeld der Untersuchung wurde angenommen, daß Diskriminierung in allen drei Gruppen auf unterschiedlichen Ebenen erfahren wird (strukturell, interpersonell, körperliche Gewalt), sich an konkreten diskriminierenden Handlungen oder Ereignissen identifizieren läßt (z.B. Beschimpfungen) bzw. sich an bestimmten strukturellen Bedingungen manifestiert (z.B. Barrieren für Rollstuhlfahrer). Solche Situationen stellen zählbare Einheiten dar, die quantitativ erfaßt werden können. Im Rahmen des Pretests wurde deutlich, daß es neben der konkret benennbaren und offensichtlichen Diskriminierung für die Angehörigen aller drei Gruppen eine weitere Qualität der Benachteiligung gibt, die die Befragten auf subtile Art herabsetzt und die aus diesem Grund nur schwer quantifizierbar ist. In allen drei Gruppen gibt ein Großteil der Befragten an, weniger offensichtliche Formen von Benachteiligung zu erleben, die sich kaum durchschauen und somit noch weniger als diskrete Ereignisse zählen lassen. Dies wurde als Indiz gewertet, daß die Diskriminierung, die die Befragten erleben, über die Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen und das Erleben von eindeutig benennbaren und damit quanti-

fizierbaren Situationen hinausgeht. Es gibt also neben konkreten benachteiligenden Ereignissen auch solche Facetten von Diskriminierung, die sich einer quantitativen Erhebung entziehen, und die daher mithilfe qualitativer Methoden erforscht werden müssen, um der Fragestellung gerecht zu werden.

Forschungsfrage 2:

➤ *Wie gehen die Betroffenen mit diesen Erlebnissen um?*

Eine aussagekräftige Erfassung von Bewältigungsstrategien, die die Betroffenen im Umgang mit Diskriminierung als effektiv empfinden, ist rein quantitativ nur schwer möglich. Im Pretest wurde deutlich, daß die Wege, wie die Betroffenen mit Stressoren umgehen, vielfältig sind und sich nicht verallgemeinern lassen. Selbst ähnliche Situationen werden in Abhängigkeit vom Kontext immer wieder anders bewertet und bewältigt. Daher ist es notwendig, neben der breiten Erfassung des Repertoires von Bewältigungsstrategien mithilfe des Fragebogens auch ganz gezielt den Umgang mit einzelnen Situationen zu betrachten, um genau nachvollziehen zu können, was geschehen ist und wie der Betroffene reagiert hat. Durch die Einbeziehung von Interviews wird dieser individuellen Konstellation auf besondere Art Rechnung getragen.

Forschungsfrage 3:

➤ *Welche Bedeutung hat die soziale Identität im Kontext von Diskriminierungserfahrungen?*

Gespräche mit Angehörigen der drei Gruppen im Rahmen des Pretests haben gezeigt, daß die Unterscheidung zwischen der Bewältigung ihrer Lebenssituation im allgemeinen und der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen im besonderen für viele der Befragten schwierig ist (Gottlieb, 1997). Die Grenze zwischen diesen beiden Bereichen scheint in der Wahrnehmung der Betroffenen fließend zu sein. Ein Mensch erlebt Diskriminierung eben aus dem Grund, *weil* er einer bestimmten Gruppe angehört, z.B. weil er eine Behinderung hat. Somit ist die Bewältigung dieser Diskriminierung eng verknüpft mit der Bewältigung des Stigmas, das durch die Diskriminierung salient gemacht wurde; in diesem Falle mit der Bewältigung der Behinderung. Es ist daher denkbar, daß die Bewältigungsstrategien, die als Reaktion auf Diskriminierungserfahrungen gezeigt werden, nicht nur der Bewältigung der Diskriminierung dienen, sondern auch der Bewältigung des Stigmas. Möglicherweise ist der Grad der Ausprägung der sozialen Identität entscheidend für die Frage, ob eher das Stigma (bei schwacher sozialer Identität) oder eher

die Diskriminierung (bei starker sozialer Identität) bewältigt wird. So ergänzen sich die quantitative Erhebung der Stärke der sozialen Identität und die qualitative Erfassung der Rolle der sozialen Identität im Kontext von Diskriminierung und Bewältigung.

Aufgrund der obigen Ausführungen ergeben sich die folgenden Zusammenhänge, die in Tabelle 3 dargestellt werden.

Fragebogenerhebung (quantitativ)	problemzentrierte Interviews (qualitativ)
Welche Formen von Diskriminierung erleben die Angehörigen der drei Gruppen?	↔ Wie sehen die <i>subtilen Formen</i> von Diskriminierung aus?
Welche Bewältigungsstrategien wenden sie an, um mit diesen Erfahrungen umzugehen?	↔ Wie werden Diskriminierungserfahrungen <i>effektiv</i> bewältigt?
Welche Bedeutung hat die soziale Identität im Kontext von Diskriminierungserfahrungen?	↔ Wie stellt sich die <i>Verflechtung</i> der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung von Diskriminierung aufgrund des Stigmas dar?

Tabelle 3: Zusammenhänge zwischen quantitativer und qualitativer Untersuchung

Die obigen Ausführungen machen deutlich, daß es für eine möglichst lebensnahe und detaillierte Erfassung von Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien unabdinglich war, die Fragestellung der vorliegenden Arbeit sowohl mit quantitativen als auch mit qualitativen Methoden zu untersuchen. Wie aus Tabelle 3 ersichtlich wird, sind die quantitativ und qualitativ zu untersuchenden Forschungsfragen eng miteinander verknüpft. So gehen die qualitativen Fragestellungen aus den quantitativen Fragestellungen hervor und stellen eine inhaltliche Weiterentwicklung des interessierenden Themenfelds dar.

4.3 Qualitative Untersuchung

Zur Klärung der qualitativen Fragen bietet sich die Methode des problemzentrierten Interviews an, die nachfolgend beschrieben wird.

4.3.1 Das problemzentrierte Interview

Das problemzentrierte Interview (Witzel, 1989; 2000) ist ein Verfahren, das es ermöglicht, im induktiv-deduktiven Wechselspiel neues Wissen über einen Gegenstandsbereich hervorzubringen und in einem Sinnzusammenhang zu organisieren. Das Verfahren zeichnet sich im Wesentlichen durch die drei Merkmale *Problemzentrierung*, *Gegenstandsorientierung* und *Prozessorientierung* aus, die im Folgenden kurz erläutert werden.

Problemzentrierung heißt, daß die Kommunikation immer präziser auf den interessierenden Gegenstand zugespitzt wird. Dies geschieht durch Nachfragen sowie durch Aufforderungen an den Gesprächspartner, in seinen Beschreibungen noch genauer und konkreter zu werden („Was genau ist da passiert?“ – „Können Sie das noch genauer beschreiben?“ – „Wie war das, als Sie...?“). Die Methode ist dabei sehr flexibel gegenüber dem Untersuchungsgegenstand und seinen unterschiedlichen Anforderungen – sie ist *gegenstandsorientiert*. So können die Gesprächstechniken variabel eingesetzt werden, z.B. in Abhängigkeit von der Eloquenz und Selbstreflektionsfähigkeit des Interviewpartners. Die Befragten entwickeln im Laufe des Interviews immer neue Aspekte und Perspektiven zum Thema, sie nehmen Korrekturen vor, wiederholen oder widersprechen sich. Hier zeigt sich die *Prozessorientierung* der Methode. Dabei besteht die Aufgabe des Interviewers darin, die Befragten zum Ausdruck ihrer persönlichen Sichtweise und ihrer Gefühle zum Thema zu ermutigen. Er ist dabei stets wertschätzend und empathisch, so daß die Befragten sich respektiert und verstanden fühlen und es ihnen leichter fällt, sich im Gespräch zu öffnen. Im Verlauf des Interviews profitieren also gewissermaßen beide Parteien: der Befragte, indem er alle Aspekte des Themas und alle damit verbundenen Gefühle beleuchten und ausdrücken kann und auf diese Art immer tiefer an den Kern seiner persönlichen Erfahrungen herangeführt wird – und der Interviewer, der auf diesem Weg sehr viel Wissen über den interessierenden Gegenstand erhält bzw. bestehendes Wissen neu organisieren kann.

Vor Beginn eines problemzentrierten Interviews ist es daher wichtig, den Befragten über den Verlauf und die Zielsetzung des Gesprächs zu informieren. Dabei soll er sich insbesondere darüber bewußt werden, daß er selbst keine passive Rolle innehat und nicht le-

diglich auf Fragen antwortet, sondern daß es ausdrücklich erwünscht ist, daß er den Verlauf des Gesprächs aktiv mitgestaltet. Er soll verstehen, daß es seine Sicht der Dinge ist, die Gegenstand des Interviews ist: Was *er* denkt, wie *er* die Zusammenhänge sieht, das ist entscheidend. Er wird dazu aufgefordert, seine eigene Sichtweise zu dem Problemfeld darzulegen und so genau wie möglich zu beschreiben. Dabei legt er selbst den Fokus auf jene Aspekte des Themas, die ihm persönlich wichtig sind. Der Befragte wird als Experte bezüglich des Gesprächsthemas begriffen, und der Interviewer ist der interessierte Laie, der etwas über das Thema erfahren möchte.

Ein Interviewleitfaden ist nützlich, jedoch soll dieser nicht streng abgearbeitet werden. Er enthält lediglich die interessierenden Problemfelder und soll damit als Gedächtnisstütze in der Interviewsituation dienen, so daß der Interviewer im Gespräch den roten Faden nicht verliert.

Bei der Gestaltung des Gesprächsverlaufs unterscheidet man erzählungsgenerierende und verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien. Die *erzählungsgenerierenden Kommunikationsstrategien* sollen den Befragten zum Erzählen einladen und ihn ermutigen, seine Sichtweise zum Thema offenzulegen. Dazu gehören z.B. eine *vorformulierte Einleitungsfrage*, die den Befragten zum Thema hinführen soll, aber dennoch so offen sein muß, daß er sie wie eine leere Seite selbst füllen kann (z.B. „Wenn Sie an Ihr Leben denken, seit Sie offen lesbisch leben, was sind für Sie so die größten Probleme gewesen?“). Im folgenden nutzt der Interviewer *allgemeine Sondierungen*, um vom Befragten angesprochene Themenbereiche weiter auszuloten und um den roten Faden weiterzuspinnen. Sollte der Befragte von sich aus bestimmte interessierende Themenbereiche nicht ansprechen, sind *Ad-hoc-Fragen* notwendig, um die gewünschten Informationen zu bekommen.

Der Interviewer greift auf *verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien* zurück, um sicherzustellen, daß er das Gesagte richtig versteht, und um seine Hypothesen zu überprüfen. *Spezifische Sondierungen*, wie z.B. das Zurückspiegeln von Äußerungen der Befragten, klärende Verständnisfragen oder Konfrontationen, dienen allesamt dazu, das Wissen über den interessierenden Gegenstand abzusichern und zu vertiefen.

Zusammenfassend läßt sich also festhalten: Der Interviewer regt die Äußerungen des Befragten mit erzählungsgenerierenden Strategien an, um ihn zum Reden zu motivieren. An den Stellen, an denen er mehr wissen will, hakt er mit verständnisgenerierenden Strategien nach und läßt sich den Sachverhalt genauer erklären.

4.3.2 Auswahl der Interviewpartner

Für die Auswahl der Interviewpartner wurde zum Großteil auf bestehende Netzwerke zurückgegriffen, die sich im Rahmen der Rekrutierung der Teilnehmer für die quantitative Untersuchung ausgebildet hatten.

Lesben und Schwule

Die Kontakte zu den Interviewpartnern erfolgten auf unterschiedliche Art. Durch die Online-Befragung der Lesben und Schwulen bestanden bereits Kontakte zu einigen Betroffenen. Diese wurden erneut angeschrieben und gefragt, ob sie Interesse hätten, sich in einem Interview noch einmal eingehender zu ihren Erfahrungen zu äußern. Auf diese Weise kamen drei Kontakte mit Interessenten zustande. Ein weiterer Kontakt wurde durch eine Beratungsstelle für schwule Männer in Berlin-Charlottenburg ermöglicht. Die Gespräche fanden zum Teil bei den Interviewpartnern zu Hause statt, zum Teil am Arbeitsplatz und in einem Café.

Menschen mit Behinderung

Die Rekrutierung von Interviewpartnern mit Behinderung erfolgte über eine Beratungsstelle für Menschen mit spastischer Behinderung in Berlin-Kreuzberg. So konnte der Kontakt zu zwei Interessenten hergestellt werden, die sich zu einem Gespräch bereit erklärten. Über Mundpropaganda wurde die Information zudem an zwei weitere Betroffene herangetragen. Die Gespräche fanden bei den Interviewpartnern zu Hause statt.

Wohnungslose

Bei der Gruppe der Wohnungslosen erfolgte die Rekrutierung von Interessenten über eine Tagesstätte für wohnungslose und mittellose Menschen in Berlin-Charlottenburg. Insgesamt haben sich sechs Männer bereit erklärt, an einem Interview teilzunehmen; vier der Gespräche wurden in die Auswertung einbezogen. Die Tagesstätte stellte für die Interviews ihre Räumlichkeiten zur Verfügung.

In umseitiger Tabelle 4 werden die Interviewpartner mit einigen persönlichen Angaben kurz vorgestellt.

Lesben & Schwule	Menschen mit Behinderung	Wohnungslose
Tim , 20 Jahre alt, lebt offen schwul, seit er 14 Jahre alt ist.	Rita , 28 Jahre alt, hat eine spastische Tetraplegie von Geburt an. Sie sitzt im Rollstuhl.	Uwe , 66 Jahre alt, lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit einer Woche auf der Straße, vorher bereits schon einmal zweieinhalb Jahre.
Jutta , 46 Jahre alt, lebt seit knapp zwanzig Jahren offen lesbisch.	Sandra , 27 Jahre alt, hat eine Friedreich-Ataxie seit dem 13. Lebensjahr. Seit sie 21 ist, sitzt sie im Rollstuhl. Auch beim Sprechen hat sie Schwierigkeiten.	Kai , 23 Jahre alt, war früher in Kiel dreieinhalb Jahre wohnungslos. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er in Berlin in betreutem Wohnen.
Willi , 58 Jahre alt, hat schon immer offen schwul gelebt.	Tanja , 30 Jahre alt, hat eine Spastik von Geburt an. Sie sitzt nicht im Rollstuhl, aber man sieht ihr die Behinderung an; auch beim Sprechen hat sie Schwierigkeiten.	Jens , 30 Jahre alt, war früher drei Jahre wohnungslos und ist herumgezogen. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er in Berlin in betreutem Wohnen.
Agnes , 50 Jahre alt, lebt seit ihrem vierten Lebensjahrzehnt offen lesbisch.	Thorsten , 26 Jahre alt, hat eine Spina bifida von Geburt an. Er sitzt im Rollstuhl.	Richard , 48 Jahre alt, ist zum Zeitpunkt des Interviews seit einem Dreivierteljahr wohnungslos, zunächst in Stuttgart, dann in Berlin. Auch davor hat er schon Episoden auf der Straße erlebt.

Tabelle 4: Kurzcharakterisierung der Interviewpartner

Alle Interviews wurden auf ein Diktiergerät aufgezeichnet und für die Auswertung komplett verschriftlicht.³ Die Interviewpassagen, die in den folgenden Kapiteln zitiert werden, sind z.T. sprachlich geglättet, so daß es dem Leser erleichtert wird, das Gesagte auch in Schriftform zu verstehen. Richard war der einzige Interviewpartner, der in starkem Berliner Dialekt sprach. Um einen möglichst authentischen Eindruck von dem Gespräch mit ihm zu vermitteln, wurde auf eine Niederschrift in Hochdeutsch verzichtet.

4.3.3 Auswertung der Interviews

Die Auswertung problemzentrierter Interviews erfolgte in mehreren Schritten und orientierte sich an dem im Interview zugrundegelegten Leitfaden (vgl. Mühlfeld, Windolf, Lampert & Krüger, 1981). Zunächst wurden die Textpassagen gekennzeichnet, die für die Beantwortung der Fragestellung relevant waren. Dies waren all jene Passagen, in denen die Gesprächspartner über ihre Diskriminierungserfahrungen, ihren Umgang mit

³ Die vollständige Transkription der zwölf Interviews findet sich im Anhang.

diesen und über ihre soziale Identität als Angehörige der betreffenden Gruppe sprachen. In einem zweiten Schritt folgte die Codierung dieser Passagen, wobei das Kategoriensystem des Leitfadens zugleich erweitert wurde. Im einzelnen bedeutet das, daß den ausgewählten Textpassagen jeweils passende Oberbegriffe zugeordnet wurden, die die berichteten Inhalte möglichst adäquat repräsentieren. Im Anschluß daran wurden Interviewauszüge identifiziert, die besonders gut geeignet sind, Antworten auf die Fragen nach subtilen Diskriminierungserfahrungen, effektiven Bewältigungsstrategien sowie der Verflechtung der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung von Diskriminierung zu geben; Auszüge, die die geschilderte Problematik besonders gut und präzise auf den Punkt bringen. Sodann wurden die Inhalte dieser Auszüge verschriftlicht und weiter ausgearbeitet und präzisiert.

5 ERGEBNISSE

Im folgenden werden die Ergebnisse der quantitativen sowie der qualitativen Untersuchung vorgestellt. Da beide Untersuchungen einander ergänzen, baut auf diesem Prinzip auch die Ergebnispräsentation auf: Nach Darstellung der statistischen Kennwerte wird anhand von Interviewpassagen verdeutlicht, was die Ergebnisse inhaltlich bedeuten. Auf diesem Wege soll es dem Leser ermöglicht werden, ein umfassendes Verständnis für die Situation der drei befragten Gruppen zu erlangen.

Zunächst erfolgt eine Übersicht über die demographischen Daten der untersuchten Stichprobe sowie über die Merkmale der Gruppenzugehörigkeit, die für die Angehörigen jeder der drei Gruppen erfaßt wurden. Im Anschluß daran werden die Diskriminierungserfahrungen dargestellt, die die befragten Lesben und Schwulen, Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen auf struktureller und interpersoneller Ebene gemacht haben sowie ihre Erfahrungen mit körperlicher Gewalt. Es folgt die Beschreibung der Bewältigungsstrategien, die die Befragten zum Umgang mit derlei Erlebnissen anwenden, sowie die Klärung der Rolle der sozialen Identität der Betroffenen in diesem Zusammenhang.

5.1 Demographische Daten

Auf dieser und der nachfolgenden Seite gibt Tabelle 5 eine Übersicht über die demographischen Daten der untersuchten Gruppen. Aufgelistet sind Alter, Geschlecht, Familienstand und der zum Zeitpunkt der Befragung höchste erreichte Ausbildungsabschluß.

	Lesben & Schwule n = 164		Menschen mit Behinderung n = 58		Wohnungslose n = 81		Gesamt N = 303	
Alter								
<i>Durchschnittsalter in Jahren</i>	32,73		43,83		41,06		37,04	
<i>jüngste(r) Befragte(r)</i>	16		21		19		16	
<i>älteste(r) Befragte(r)</i>	75		73		69		75	
Geschlecht								
	%	n	%	n	%	n	%	n
<i>weiblich</i>	48,2	79	63,8	37	12,3	10	41,6	126
<i>männlich</i>	47,6	78	36,2	21	87,7	71	56,1	170
<i>andere Selbstdefinition¹</i>	4,3	7	-	-	-	-	2,3	7
Familienstand								
<i>ledig</i>	46,3	76	43,1	25	54,3	44	47,9	145
<i>habe eine(n) Partner(in)</i>	38,4	63	22,4	13	8,6	7	27,4	83
<i>verlobt</i>	0,6	1	-	-	1,2	1	0,7	2
<i>verheiratet</i>	1,8	3	17,2	10	1,2	1	4,6	14
<i>eingetragene Partnerschaft</i>	9,1	15	-	-	-	-	5,0	15
<i>geschieden oder getrennt lebend</i>	3,0	5	17,2	10	29,6	24	12,9	39
<i>verwitwet</i>	-	-	-	-	2,5	2	0,7	2
<i>keine Angabe</i>	0,6	1	-	-	2,5	2	1,0	3

¹ Für die Gruppe der Lesben und Schwulen wurde hier eine dritte Kategorie als offene Frage angegeben; Anmerkungen im Rahmen des Pretests legten dieses Vorgehen nahe. Aufgrund der geringen Zahl der Befragten, die sich hier einordneten, wurden deren Daten aus Berechnungen zu Geschlechterunterschieden jedoch ausgeschlossen.

	Lesben & Schwule n = 164		Menschen mit Behinderung n = 58		Wohnungslose n = 81		Gesamt N = 303	
	%	n	%	n	%	n	%	n
Höchster Ausbildungsabschluß								
<i>ohne Schulabschluß</i>	1,8	3	1,7	1	1,2	1	1,7	5
<i>Sonderschule</i>	-	-	2	3,4	3,7	3	1,7	5
<i>Haupt-/Volksschulabschluß bzw. POS² (8./9. Klasse)</i>	4,3	7	12,1	7	45,7	37	16,8	51
<i>Mittlere Reife, Fachschulabschluß bzw. POS (10. Klasse)</i>	11,0	18	37,9	22	32,1	26	21,8	66
<i>Abitur bzw. EOS³ mit Abschluß</i>	35,4	58	10,3	6	9,9	8	23,8	72
<i>Fachhochschulabschluß</i>	9,8	16	13,8	8	1,2	1	8,3	25
<i>Hochschulabschluß</i>	36,3	60	19	11	2,5	2	24,1	73
<i>keine Angabe</i>	1,2	2	1,7	1	3,7	3	2,0	6

Tabelle 5: Demographische Daten der untersuchten Stichprobe

Es fällt auf, daß in der Gruppe der Lesben und Schwulen die Personen mit höherem Bildungsabschluß im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überrepräsentiert sind. Hierfür gibt es unterschiedliche Gründe, die im Rahmen der Diskussion erneut aufgegriffen werden. In der Gruppe der Wohnungslosen hingegen sind die Personen mit niedrigem Bildungsabschluß im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überrepräsentiert.

2 POS = Polytechnische Oberschule

3 EOS = Erweiterte Oberschule

5.2 Merkmale der Gruppenzugehörigkeit

Neben soziodemographischen Daten wurden in jeder Gruppe auch Merkmale der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit erfragt. Im folgenden werden diese Merkmale kurz umschrieben, um ein Bild von der Lebenssituation der Befragten zu vermitteln.⁴

5.2.1 Lesben und Schwule

Die Mehrheit der Befragten gibt an, ihre Homosexualität offen zu leben, und das seit durchschnittlich elf Jahren. Etwa die Hälfte der Befragten besucht häufig Szenelokale, knapp zwei Drittel lesen regelmäßig schwulesbische Zeitschriften. Tabelle 6 gibt einen Überblick über die Selbstbezeichnung der Befragten.

Selbstbezeichnung	Lesben & Schwule	
	N = 164	
	%	n
<i>schwul</i>	40,2	66
<i>lesbisch</i>	34,8	57
<i>andere</i>	24,4	23
<i>bisexuell</i>	3,7	6
<i>keine Angabe</i>	3,0	5
<i>lesbisch/bisexuell</i>	2,4	4
<i>schwul/bisexuell</i>	1,8	3

Tabelle 6: Selbstbezeichnung der befragten Lesben und Schwulen

Die meisten Befragten bezeichnen sich selbst als eindeutig lesbisch oder schwul. Andere Formulierungen stehen an dritter Stelle und umfassen Äußerungen wie z.B. „queer“, „als Mensch“ oder „am liebsten gar nicht“.

⁴ Eine detaillierte Auflistung der Angaben zur Gruppenzugehörigkeit findet sich im Anhang.

5.2.2 Menschen mit Behinderung

Zum Zeitpunkt der Erhebung leben die Befragten seit durchschnittlich 27 Jahren mit ihrer Behinderung. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um Schädigungen des Zentralnervensystems, wie aus Tabelle 7 ersichtlich wird.

Art der Körperbehinderung	Menschen mit Behinderung N = 58	
	%	n
<i>Schädigungen des ZNS</i> (z.B. erworbene Querschnittslähmung, zerebrale Bewegungstörungen, Spastik, Multiple Sklerose, Spina bifida)	56,9	33
<i>Nicht näher spezifizierte Körperbehinderungen</i>	17,2	10
<i>Entzündliche Erkrankungen der Knochen und Gelenke</i> (z.B. Arthritis)	13,8	8
<i>Muskelsystemerkrankungen</i> (z.B. Muskelatrophie, Muskeldystrophie)	5,2	3
<i>Fehlbildungen des Skelettsystems</i> (z.B. Amelien, Dysmelien)	1,7	1
<i>Schädigungen des Skelettsystems</i> (z.B. Skoliosen, Glasknochenkrankheit)	1,7	1
<i>Amputationen</i> (z.B. durch Gefäßerkrankungen, Unfälle, Tumore)	1,7	1
<i>keine Angabe</i>	1,7	1

Tabelle 7: Art der Körperbehinderung der befragten Menschen mit Behinderung

Dabei werden zumeist Krankheiten als ursächlich für die Behinderung angegeben. Nur bei jedem zehnten Betroffenen hingegen ist ein Unfall der Grund für die Behinderung. In Tabelle 8 werden die Ursachen für die Behinderung nach ihrer Häufigkeit dargestellt.

Ursache der Körperbehinderung	Menschen mit Behinderung N = 58	
	%	n
Krankheit	46,6	27
angeboren	32,8	19
Unfall	10,3	6
Sonstiges	8,6	5
keine Angabe	1,7	1

Tabelle 8: Ursache der Körperbehinderung der befragten Menschen mit Behinderung

Die Mehrheit der Befragten ist zur Fortbewegung entweder auf einen Rollstuhl oder auf Krücken und Prothesen angewiesen. Etwa die Hälfte der Befragten gehört einem Behindertenverein an.

5.2.3 Wohnungslose

Die Befragten sind zum Zeitpunkt der Erhebung seit durchschnittlich etwa fünf Jahren wohnungslos. Dabei leben knapp zwei Drittel auf der Straße bzw. in Notunterkünften, wie aus Tabelle 9 ersichtlich wird.

Aktuelle Wohnsituation	Wohnungslose N = 81	
	%	n
<i>Notunterkunft auf der Straße</i>	35,8	29
<i>bei Freund/Freundin</i>	28,4	23
<i>Wohnheim</i>	21,0	17
<i>keine Angabe</i>	9,9	8
<i>Sonstiges</i>	3,7	3
	1,2	1

Tabelle 9: Aktuelle Wohnsituation der befragten Wohnungslosen

Zwei von fünf Befragten waren in der Vergangenheit bereits schon einmal wohnungslos. Ein Drittel der Befragten gibt an, regelmäßig oder hin und wieder zu betteln. Fast alle nehmen Angebote der Wohnungslosenhilfe in Anspruch. Insbesondere Notübernachtungen und Essensausgaben werden von den Betroffenen häufig frequentiert, wie sich aus Tabelle 10 entnehmen läßt.

Besuchte Einrichtungen	Wohnungslose N = 81	
	%	n
<i>Notübernachtungen</i>	67,9	55
<i>Suppenküchen/Essensausgaben</i>	58,0	47
<i>Wärmestuben/Tagesaufenthalte</i>	50,6	41
<i>Kleiderausgabestellen</i>	42,0	34
<i>Arztpraxen/Arztmobil</i>	33,3	27
<i>andere Einrichtungen</i>	7,4	6
<i>gar keine</i>	7,4	6

Tabelle 10: Einrichtungen, die die befragten Wohnungslosen in den zwölf Monaten vor der Befragung in Anspruch genommen haben (Mehrfachnennungen möglich)

5.3 Diskriminierung

Im folgenden werden drei Bereiche von Diskriminierung unterschieden: Strukturelle Diskriminierung, interpersonelle Diskriminierung und Gewalt. Zunächst folgt die Darstellung der strukturellen Diskriminierungserfahrungen für jede der drei Gruppen. Dabei geht es neben konkret erlebten Situationen auch um das Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen. Im Anschluß daran werden Diskriminierungserfahrungen im interpersonellen Kontext sowie Gewalterfahrungen dargestellt.

5.3.1 Strukturelle Diskriminierung

In allen drei Gruppen wurde gefragt, wie häufig die Betroffenen bestimmte Situationen erlebt haben, die sich unter dem Oberbegriff strukturelle Diskriminierung zusammenfassen lassen.⁵ Tabelle 11 zeigt die Häufigkeiten für die einzelnen Gruppen.

<i>Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie aufgrund Ihres Lesbischseins / Ihres Schwulseins / Ihrer Behinderung / Ihrer Wohnungslosigkeit...</i>	Lesben & Schwule n = 157	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
<i>Hausverbot bekamen</i>	6,7	13,8	54,3
<i>Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche hatten</i>	13,4	41,4	81,5
<i>auf Ämtern kein Verständnis für Ihre Situation erfahren haben</i>	30,5	63,8	79
<i>wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt wurden</i>	58,5	63,8	81,5
<i>weniger offensichtliche Benachteiligungen erlebt haben, die sich kaum durchschauen lassen</i>	64,6	63,8	66,7
<i>in einem Café, Restaurant o.ä. nicht bedient wurden</i>	12,8	10,3	* ⁶
<i>als Frau bzw. als Mann nicht ernstgenommen wurden</i>	68,9	62,1	*
<i>eine Stelle nicht bekommen haben oder Ihnen gekündigt wurde</i>	13,4	34,5	*
<i>Nachteile bei Ihrer beruflichen Weiterentwicklung hatten</i>	28,7	50,0	*
<i>Ihre Arbeitsleistung besonders kritisch beurteilt wurde</i>	38,4	53,4	*
<i>als Paar nicht zugelassen wurden (z.B. Tanzkurs o.a.)</i>	8,5	*	*
<i>Ihre(n) Partner(in) nicht im Krankenhaus besuchen durften oder Informationen verweigert wurden</i>	10,4	*	*
<i>öffentliche Verkehrsmittel nicht nutzen konnten</i>	*	75,9	*

5 Antwortabstufungen: nein, noch nie; 1-5x; 6-10x; häufiger als 10x

6 mit Sternchen versehene Items wurden in der betreffenden Gruppe nicht abgefragt

<i>Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie aufgrund Ihres Lesbischseins / Ihres Schwulseins / Ihrer Behinderung / Ihrer Wohnungslosigkeit...</i>	Lesben & Schwule n = 157	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
<i>Ihnen durch Treppen, Bordsteine, Türen usw. der Zugang versperrt war</i>	*	84,5	*
<i>keinen Zutritt ins Kino, Theater etc. bekamen (z.B. wegen Brandschutzbestimmungen)</i>	*	41,4	*
<i>aus Bahnhöfen, Einkaufspassagen usw. vertrieben wurden</i>	*	*	77,8
<i>bei Fahrscheinkontrollen weniger freundlich behandelt wurden als andere Fahrgäste</i>	*	*	69,1
<i>zu Unrecht beschuldigt worden sind, ein Verbrechen begangen zu haben (z.B. etwas gestohlen zu haben)</i>	*	*	51,9
<i>in einer Notunterkunft bestohlen worden sind</i>	*	*	53,1
<i>in einer Notunterkunft Opfer von Gewalt geworden sind</i>	*	*	24,7
<i>von anderen ausgenutzt worden sind</i>	*	*	69,1

Tabelle 11: Häufigkeit struktureller Diskriminierungserfahrungen (Angaben in Prozent); Situationen, die mind. 50% der Befragten schon einmal erlebt haben, sind grau hervorgehoben.

Lesben und Schwule

79,5% der befragten schwulen Männer und 88,6% der befragten lesbischen Frauen haben bereits strukturelle Diskriminierung erlebt. Dabei sehen sich Lesben und Schwule insbesondere mit subtilen Formen von Diskriminierung konfrontiert. Erst danach folgen Erfahrungen mit konkreter Benachteiligung, insbesondere am Arbeitsplatz oder wenn die Befragten sich als Paar zu erkennen geben. Abbildung 1 gibt einen detaillierten Überblick über die erfahrene strukturelle Diskriminierung von lesbischen Frauen und schwulen Männern.

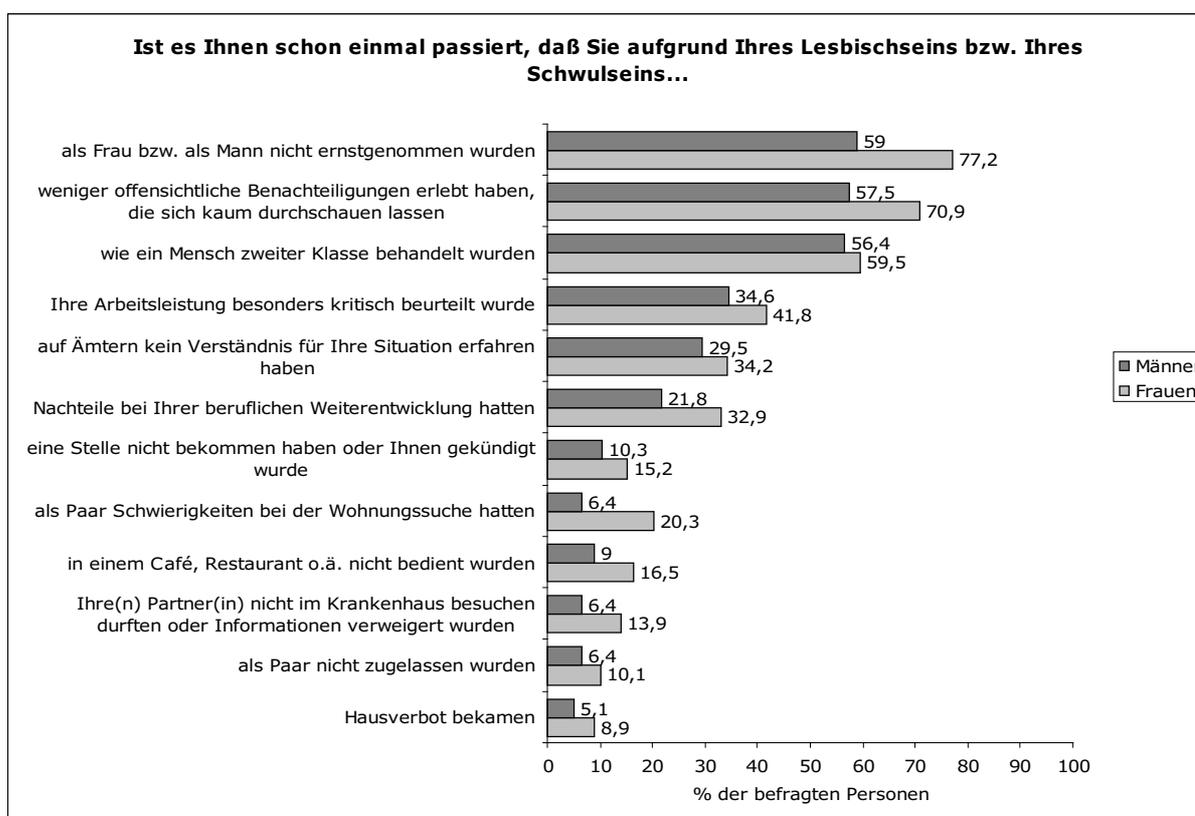


Abbildung 1: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Lesben und Schwulen (n=157), differenziert nach Geschlecht

Offensichtliche Formen der Ablehnung erfahren die Befragten eher selten. Vor allem lesbische Frauen geben häufige Erfahrungen struktureller Diskriminierung an. Am häufigsten erleben die Befragten, daß sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung in ihrer Rolle als Frau oder Mann nicht ernstgenommen werden⁷, gefolgt von eher undurchschaubaren Formen von Benachteiligung.⁸ Generell fühlen sich lesbische Frauen durch struktu-

7 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 6.017, p = .017, 77.2\% \text{ vs. } 59.0\%$

8 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 7.217, p = .010, 41.8\% \text{ vs. } 21.8\%$

relle Diskriminierung stärker benachteiligt als schwule Männer.^{9 10}

Die Interviews mit Lesben und Schwulen haben gezeigt, daß subtile Formen von Diskriminierung insbesondere im interpersonellen Kontext zutage treten. Aus diesem Grund wird das Phänomen in Kapitel 5.3.2, *Interpersonelle Diskriminierung*, näher erörtert.

Gefühl der Benachteiligung durch konkrete strukturelle Bedingungen

Strukturelle Diskriminierung manifestiert sich nicht nur in einzelnen konkreten Erlebnissen sondern wird durch Bedingungen geschaffen. Die Angehörigen der Gruppen können sich durch diese strukturellen Bedingungen benachteiligt fühlen, obwohl sie möglicherweise noch nie persönlich davon betroffen waren. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen: Eine lesbische Frau kann sich durch das geltende Adoptionsrecht benachteiligt fühlen, wonach homosexuelle Paare nur leibliche Kinder adoptieren dürfen, auch wenn sie selbst gar nicht den Wunsch verspürt, ein Kind zu adoptieren. Daher wurden neben konkreten und zählbaren Diskriminierungserfahrungen auch solche Situationen abgefragt, die eine Ungleichbehandlung von Lesben und Schwulen darstellen, die die Betroffenen möglicherweise aber noch nicht selbst erfahren haben. Abbildung 2 stellt einige dieser Situationen dar und verdeutlicht, wie stark sich lesbische Frauen und schwule Männer durch diese Bedingungen benachteiligt fühlen.

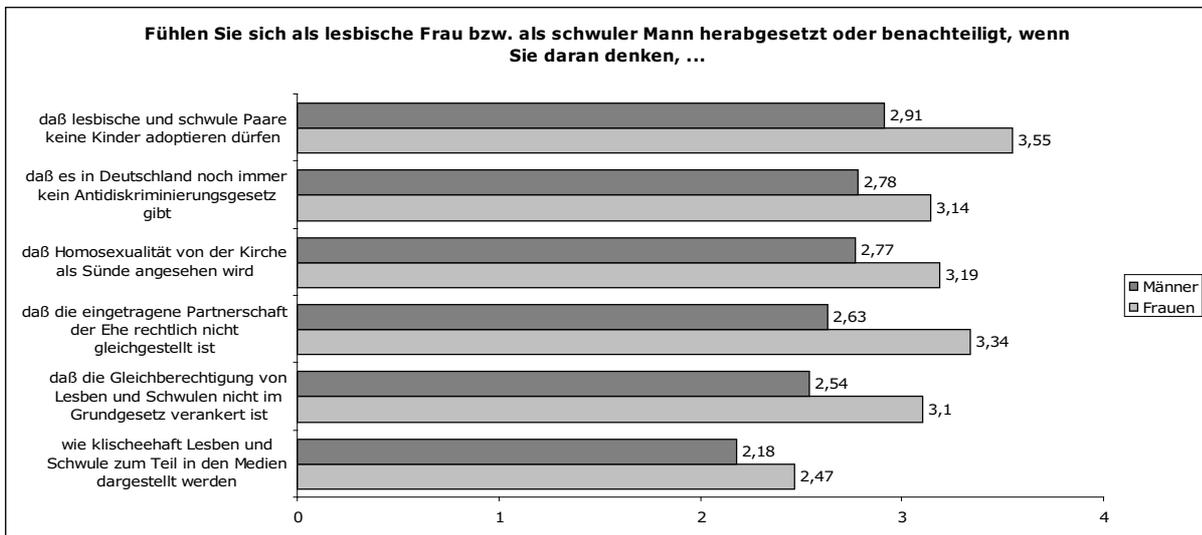


Abbildung 2: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Lesben und Schwulen (0 = gar nicht; 1 = ein wenig; 2 = mittelmäßig; 3 = stark; 4 = sehr stark)

9 t-Test: $t(140) = 2.668, p = .009, MW = 2.46$ vs. 3.01

10 Die Stärke der Benachteiligung wurde für alle drei Diskriminierungsskalen auf einer fünfstufigen Skala erfaßt (0 = gar nicht, 1 = ein wenig, 2 = mittelmäßig, 3 = stark, 4 = sehr stark).

Es fällt sofort ins Auge, daß sich die lesbischen Frauen durch alle abgefragten Bedingungen stärker diskriminiert fühlen als die schwulen Männer. Am stärksten fühlen sich beide Geschlechter durch die derzeitige Rechtslage benachteiligt, die ihnen nicht erlaubt, Kinder zu adoptieren (mit Ausnahme von Stiefkindern).¹¹ Auch die fehlende rechtliche Gleichstellung von eingetragener Partnerschaft und Ehe¹², der nicht vorhandene Schutz Lesben und Schwuler durch das Grundgesetz¹³ sowie die negative Haltung der Kirche zur Homosexualität¹⁴ wird von den lesbischen Frauen als stärkere Benachteiligung empfunden als von den schwulen Männern. Die teilweise klischeehafte Darstellung Lesben und Schwuler in den Medien¹⁵ sowie das Fehlen eines Antidiskriminierungsgesetzes¹⁶ wird von den lesbischen Frauen nur tendenziell negativer beurteilt als von den schwulen Männern (zum Zeitpunkt der Befragung war über den Gesetzesentwurf zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz noch nicht entschieden worden). Insgesamt fühlen sich die lesbischen Frauen durch alle abgefragten Bedingungen also stärker benachteiligt als die schwulen Männer. Dieser Befund wird in der Diskussion erneut aufgegriffen.

Um festzustellen, wie stark sich die Angehörigen der Gruppen durch strukturelle Bedingungen insgesamt benachteiligt fühlen, wurde der Mittelwert aus den sechs Items gebildet (vgl. Abbildung 2). Dieser dient als Index für die wahrgenommene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen und wird im folgenden auch in den anderen Gruppen unter dieser Bezeichnung verwendet.

Strukturelle Benachteiligung und Lebensqualität

Um einschätzen zu können, wie stark sich die wahrgenommene Benachteiligung auf die Lebensqualität der Befragten auswirkt, wurde nach den Emotionen gefragt, die die Betroffenen mit Benachteiligung verbinden. Dabei wurde unterschieden zwischen anomischen Gefühlen, aggressiven Gefühlen und Belastungsgefühlen. Die umseitige Tabelle 12 zeigt, welche Emotionen im einzelnen abgefragt wurden.

-
- 11 t-Test: $t(154) = 4.008$, $p < .001$, $MW = 2.91$ vs. 3.55 . 92.9% der Frauen fühlen sich durch das Adoptionsrecht stark bis sehr stark benachteiligt (Männer: 70.5%). Tendenzuell handelt es sich hierbei um eher jüngere Frauen ($r = -.212$, $p = .062$).
- 12 t-Test: $t(155) = 4.172$, $p < .001$, $MW = 2.63$ vs. 3.34 . 89.8% der Frauen fühlen sich durch diese fehlende rechtliche Gleichstellung stark bis sehr stark benachteiligt (Männer: 61.6%).
- 13 t-Test: $t(155) = 2.830$, $p = .005$, $MW = 2.54$ vs. 3.10
- 14 t-Test: $t(155) = 2.163$, $p = .032$, $MW = 2.77$ vs. 3.19 . Mit zunehmendem Alter fühlen sich schwule Männer durch die Haltung der Kirche jedoch stärker benachteiligt ($r = .225$, $p = .047$).
- 15 t-Test: $t(155) = 1.683$, $p = .094$, $MW = 2.18$ vs. 2.47
- 16 t-Test: $t(155) = 1.957$, $p = .052$, $MW = 2.78$ vs. 3.14

	Wie fühlen Sie sich, wenn Sie an diese Situationen denken? ¹⁷
Emotionen	
<i>anomische Gefühle</i>	hilflos überflüssig ängstlich einsam
<i>aggressive Gefühle</i>	gereizt aggressiv
<i>Belastungsgefühle</i>	überlastet gestreßt

Tabelle 12: Übersicht über die abgefragten Emotionen

Als weiteres Maß für die Belastung, die die Gruppenangehörigen durch Diskriminierung erleben, wurde die Häufigkeit von psychosomatischen Beschwerden erfragt. Tabelle 13 veranschaulicht, um welche Symptome es sich dabei handelt.

	Wie oft haben Sie in den vergangenen 12 Monaten die folgenden Beschwerden erlebt? ¹⁸
Psychosomatische Beschwerden	
<i>vegetative Beschwerden</i>	Händezittern starkes Herzklopfen Nervosität/Unruhe
<i>somatische Beschwerden</i>	Magenbeschwerden Kopfschmerzen Appetitlosigkeit

Tabelle 13: Übersicht über die abgefragten psychosomatischen Beschwerden

Auch die allgemeine Lebenszufriedenheit der Befragten wurde mit einer Frage erhoben.¹⁹

Wie wirkt sich nun die empfundene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen auf die Lebensqualität von Lesben und Schwulen aus? Lesbische Frauen erleben im Zusammenhang mit Diskriminierung stärkere aggressive und Belastungsgefühle als schwule Männer.²⁰ Insgesamt verbinden diejenigen Lesben und Schwulen, die sich durch die ab-

17 Fünfstufige Antwortskala: gar nicht; ein wenig; mittelmäßig; stark; sehr stark

18 Vierstufige Antwortskala: gar nicht; 1-2x; 3-5x; häufiger als 5x

19 Fünfstufige Antwortskala: sehr unzufrieden; eher unzufrieden; mittelmäßig; eher zufrieden; sehr zufrieden

20 t-Test: aggressive Gefühle: $t(149) = 2.012, p = .046, MW = 1.66$ vs. 2.03 ; Belastungsgefühle:

gefragten Bedingungen stark benachteiligt fühlen, mit diesen Situationen in hohem Maße belastende Gefühle.²¹ Aber auch diejenigen Befragten, die häufig konkrete strukturelle Diskriminierung erleben, bringen diese mit belastenden Gefühlen in Zusammenhang.²² Lesben und Schwule, die häufig strukturelle Diskriminierung erleben, sind zudem tendenziell unzufriedener mit ihrem Leben.²³ Die empfundene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen hingegen hat weder einen Einfluß auf die Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden noch auf die Lebenszufriedenheit in der Gruppe der Lesben und Schwulen.

t (148) = 2.009, p = .046, MW = 1.07 vs. 1.42

21 anomische Gefühle: r = .303, p < .001; aggressive Gefühle: r = .402, p < .001; Belastungsgefühle: r = .295, p < .001

22 t-Test: anomische Gefühle: t (149) = -4.494, p < .001, MW = 0.71 vs. 1.27; aggressive Gefühle: t (149) = -5.918, p < .001, MW = 1.30 vs. 2.29; Belastungsgefühle: t (148) = -4.864, p < .001, MW = 0.82 vs. 1.61

23 t-Test: t (149) = 1.803, p = .073, MW = 2.72 vs. 2.99

Menschen mit Behinderung

Welche Formen struktureller Diskriminierung erleben Menschen mit Behinderung? Abbildung 3 gibt einen Überblick über die erfahrenen Situationen differenziert nach Geschlecht.

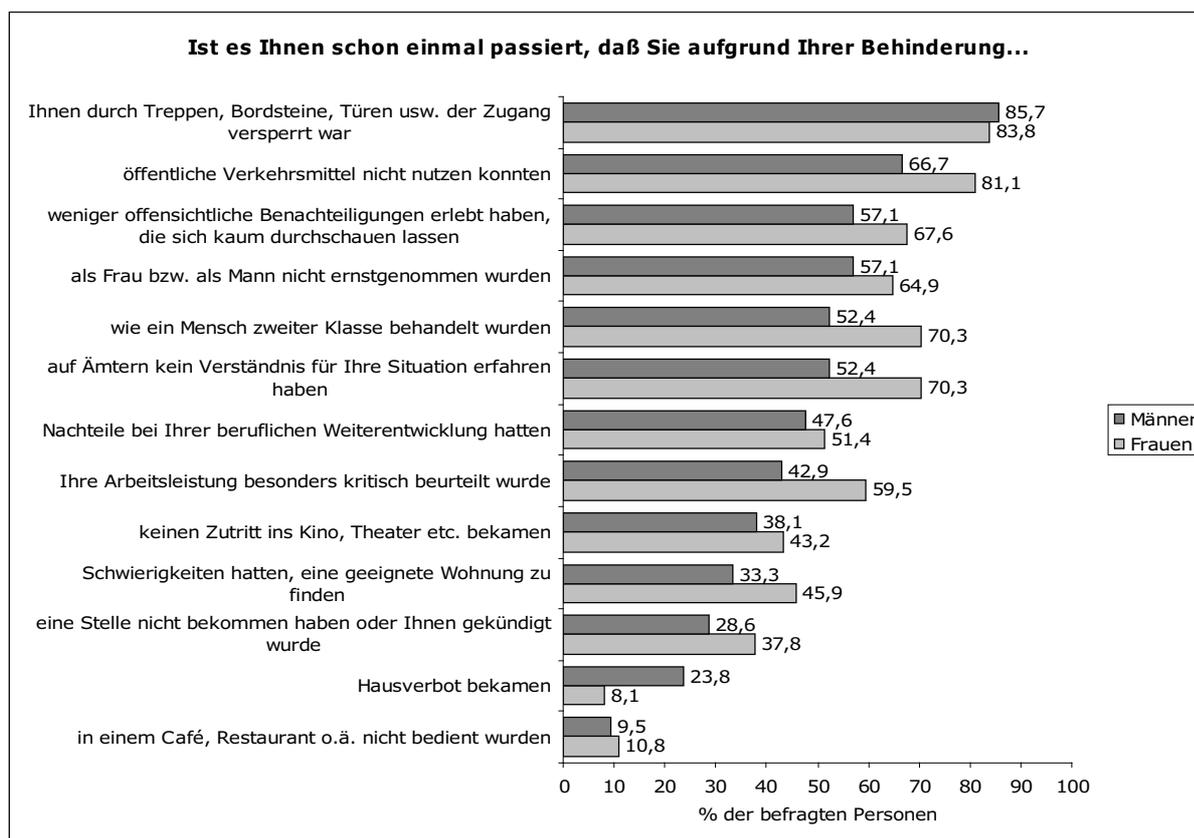


Abbildung 3: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Menschen mit Behinderung (n=58), differenziert nach Geschlecht

95,2% der befragten behinderten Männer sowie alle befragten behinderten Frauen haben bereits strukturelle Diskriminierung erlebt. Aus Abbildung 3 ist ersichtlich, daß es für Menschen mit Behinderung insbesondere bauliche Barrieren sind, die ihnen im Alltag die größten Schwierigkeiten bereiten. Auch die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel ist ihnen erschwert. Wie auch in der Gruppe der Lesben und Schwulen spielt bei den behinderten Menschen subtile Diskriminierung eine große Rolle. Signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden sich dagegen in dieser Gruppe nicht.

Im folgenden wird genauer erläutert, wie Menschen mit Behinderung die Benachteiligung durch Barrieren und bei der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel erleben. Subtile Formen von Diskriminierung finden – wie auch bei der Gruppe der Lesben und Schwulen – vor allem im interpersonellen Kontext statt und werden daher im Kapitel 5.3.2, *Inter-*

personelle Diskriminierung, behandelt.



Fokus: Barrieren

„Da begegnet man immer irgendwo Ecken in der Stadt, wo man sagt, hm, jetzt bist du ja wieder außen vor.“ (Thorsten, 189-190)

Die Interviewpartner berichten allesamt von Erfahrungen mit Barrieren im Alltag. Sie stoßen immer wieder auf unerwartete Hindernisse, die spontane Unternehmungen ohne große Planung so gut wie unmöglich machen. Um sich uneingeschränkt bewegen zu können, müssen sie Wege sorgfältig planen und diese auf ihre Barrierefreiheit hin absichern. Wenn es doch einmal zu einer Änderung im Ablauf kommt (z.B. aufgrund von defekten Aufzügen), sehen sich die Betroffenen plötzlich mit Hindernissen konfrontiert und müssen zum Teil umständliche und lange Umwege auf sich nehmen. Auch bezüglich ihrer Freizeitgestaltung müssen sie Hindernisse immer antizipieren. Gerade in Restaurants, Kneipen oder Discos stellen Stufen oder Schwellen oft ein Problem dar. Selbst wenn es sich manchmal nur um einen kleinen Höhenunterschied handelt, der einem Nichtbehinderten womöglich nicht einmal auffällt, stellen auch solche Absätze für die Befragten ein Hindernis dar, das sie aus eigener Kraft häufig nicht überwinden können. Oftmals ärgern sie sich dann darüber, daß bei den Baumaßnahmen nicht an sie gedacht wurde, oder daß es den anderen Menschen offenbar nicht wichtig ist, daß auch ihnen als Menschen mit Einschränkung der Zugang zu solchen Lokalitäten ermöglicht wird. Thorsten schildert, wie er in einem von ihm häufig besuchten Restaurant dem Personal vorgeschlagen hat, eine Rampe zur Terrasse anzubringen, so daß auch Gäste im Rollstuhl im Sommer draußen sitzen können. Der Betreiber des Restaurants ist nicht auf seinen Vorschlag eingegangen, was Thorsten als Desinteresse und Geringschätzung seiner Person wertet: Offenbar könne man auf solche Kunden wie ihn verzichten (Thorsten, 197-209). Thorsten fühlt sich durch diesen Umstand frustriert, weil er nicht spontan entscheiden kann, was er tut und wie er seine Freizeit verbringt, sondern gezwungen ist, im Vorfeld sehr viel nachzudenken und zu disponieren.

Auch Rita hat es schon erlebt, daß sie wegen sicherheitstechnischer bzw. versicherungstechnischer Gründe Unannehmlichkeiten hinnehmen mußte. Meistens handelt es sich dabei um Situationen, in denen andere ihr die Hilfe aus eben solchen rechtlichen Gründen verweigern, z.B. wenn es darum geht, sie Treppen hinauf- oder herunterzutragen (etwa im Kino oder am Bahnhof). Rita schildert eine Situation, an der deutlich wird, welche absurde und unmenschliche Szenarien sich aus dieser Haltung bisweilen ergeben. Rita war gemeinsam mit ihrer Freundin verreist, und als die beiden Frauen mit dem Zug

zurück nach Berlin fahren wollten, gab es an dem nicht rollstuhlgerechten Bahnhof des Abfahrtsortes einen Zwischenfall.

Rita: Wir sind auf dem Rückweg nach Berlin, und dann sind die Fahrstühle kaputt. Dafür können wir ja nichts. Und dann sagt der [Bahn-Beamte], „Nö, wir können Sie da jetzt nicht hochtragen.“ Ich: „Wie, unser Zug geht doch jetzt!?“ - „Nee, das geht aus sicherheitstechnischen Gründen nicht. Wir können Sie nicht hochtragen.“ Dann sind wir da so gut es ging mit unseren Möglichkeiten vierzig, sechzig Stufen da hoch gekraxelt, sind zu spät gekommen und haben es mit Mühe und Not geschafft, die Bahnleute zu überreden, unser Ticket auf einen anderen Zug gültig zu machen. (...) Wie gesagt, ich verstehe zwar, daß aus sicherheitstechnischen Gründen irgendetwas nicht funktioniert oder nicht ausgeführt werden kann. Aber wenn es nun eine Notlage ist, dann hätte man mit uns noch eine oder zwei S-Bahn-Stationen fahren können und uns von dort aus zum Bahnhof begleiten können. Hat man nicht gemacht. Man hat uns lieber eine halbe Stunde und länger die Treppen hochkraxeln lassen. Man hat zwar dann mit Mühe und Not gerade noch die Rollstühle hochgeschleppt bekommen, weil die tun ja nicht weh, denen kann es ja nicht irgendwie großartig schaden, es sei denn, du läßt sie von oben herunterfallen. Aber uns helfen, nee, das geht aus sicherheitstechnischen, versicherungstechnischen Gründen nicht. Wenn irgend jemand in Not ist, ist es mir fast egal, aus welchen Gründen ich da jetzt helfen muß und ob da die Versicherung mitspielt oder nicht. (...) Aber sowas, daß ich sage, „Nee, ich helfe Ihnen nicht“?! [616-638]

Rita ärgert sich sehr darüber, wie die Bahnbeamten mit ihr und ihrer Freundin umgegangen sind, und daß sie die Notlage der beiden Frauen nicht erkannt haben. Sie kann nicht verstehen, daß selbst dann streng nach Vorschrift gehandelt wird, wenn ein Mensch offensichtlich in Not gerät und sich nicht selbst helfen kann. Ihrer Meinung nach müssen menschliche Belange in dieser Situation Vorrang haben, und sie ist sehr empört darüber, wie wenig Empathie die Beamten ihr und ihrer Freundin entgegengebracht haben.

Auch bei der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel stoßen die Befragten häufig auf Hindernisse: Sei es, daß es an S-Bahnhöfen keine Aufzüge gibt oder die vorhandenen Aufzüge defekt sind (Sandra, 662-667; Rita, 1089-1125), oder daß Rampen nicht funktionieren (Rita, 420-422). Thorsten beschreibt, wie frustrierend es für ihn ist, wenn der Busfahrer zu bequem ist, um die Rampe für ihn auszufahren.

Thorsten: Busfahrer werden zwar darauf geschult, behinderten Menschen zu helfen und die Rampe zu bedienen, aber in gewisser Weise sind sie einfach zu faul. Ich stehe dann an der Bushaltestelle genau im Sichtfeld des Busfahrers, und er bemüht sich nicht, auch nicht auf Ansprache. Er sagt dann einfach „Ich hab's mit dem Rücken“ oder „Kann nicht“. Aber wenn er's mit dem Rücken hat, bin ich der Meinung, sollte man doch für diese Zeit das Busfahren sein lassen. Weil er muß ja immer damit rechnen, daß an irgendeiner Bushaltestelle jemand steht, der Hilfe braucht. [51-58]

Thorsten erklärt sich dieses Verhalten mit mangelnder Sensibilität. Andere Menschen könnten einfach nicht verstehen, was es bedeutet, eine Behinderung zu haben. Er kommt an mehreren Stellen im Interview darauf zurück, so daß in der Diskussion näher auf diesen Punkt eingegangen wird.



Fokus: Vorenthaltung von Informationen auf Ämtern

„Auskünfte werden immer sehr allgemein gehalten.“

(Thorsten, 59-60)

Thorsten beschreibt, daß er auf Ämtern häufig den Eindruck hat, man würde ihn nicht umfassend über seine Rechte aufklären.

Thorsten: Auf Ämtern werden Auskünfte oder sonstige Sachen immer sehr allgemein gehalten. Gerade wenn es ums Behindertenrecht geht. Wir sind ja nun trotz unserer Behinderung in der glücklichen Lage, daß wir in bestimmten Gesetzesteilen Bevorzungen haben oder andere Gesetzesrichtungen [gelten]. Die werden uns aber nie mitgeteilt, die müssen wir uns selber raussuchen. Also da ist schon eine gewisse Einschränkung. [59-64]

Thorsten hat das Gefühl, daß ihm mit Absicht Informationen vorenthalten werden, um die er sich schließlich selbst bemühen muß. Auch hier erklärt er sich den Unwillen, ihm entgegenzukommen, mit einem Mangel an Verständnis und Einfühlungsvermögen.

Gefühl der Benachteiligung durch konkrete strukturelle Bedingungen

Auch in der Gruppe der behinderten Menschen gibt es strukturelle Bedingungen, durch die die Befragten sich diskriminiert fühlen können, ohne sie jedoch konkret am eigenen Leib zu erleben. Die umseitige Abbildung 4 stellt differenziert nach Geschlechtern dar, wie stark sich die befragten Menschen mit Behinderung durch verschiedene strukturelle Bedingungen benachteiligt fühlen.

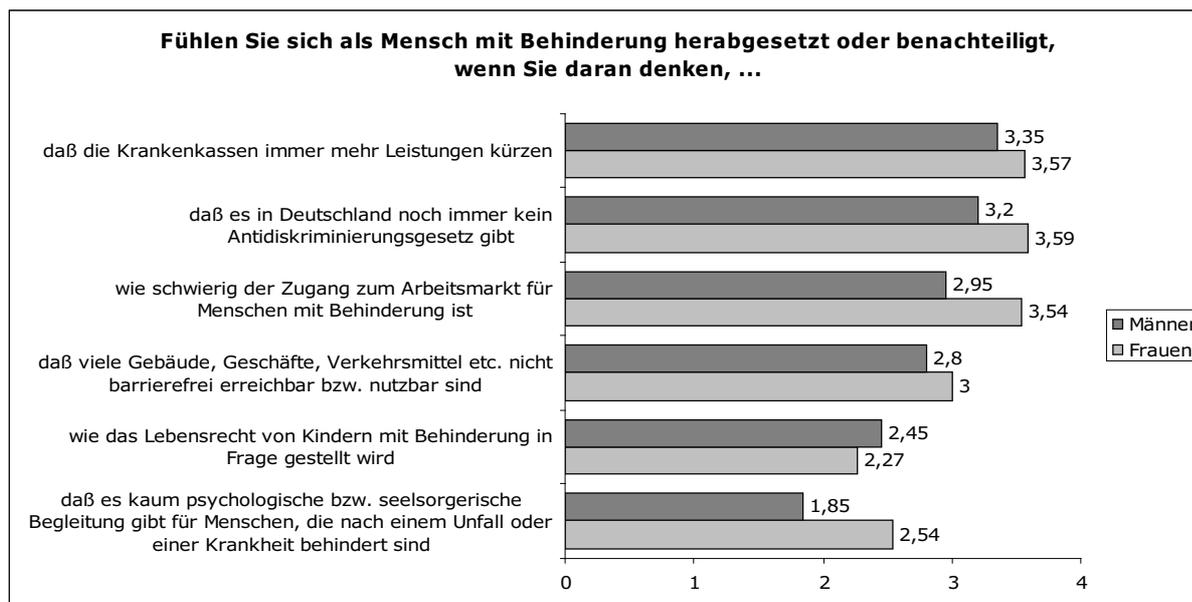


Abbildung 4: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Menschen mit Behinderung (0 = gar nicht; 1 = ein wenig; 2 = mittelmäßig; 3 = stark; 4 = sehr stark)

Wie bereits in der Gruppe der Lesben und Schwulen fällt auch bei den Menschen mit Behinderung auf, daß sich insbesondere die befragten Frauen stark herabgesetzt fühlen. Am meisten fühlen sie sich dadurch benachteiligt, daß es zum Zeitpunkt der Befragung noch kein Antidiskriminierungsgesetz gab; hierin unterscheiden sie sich zumindest tendenziell von den Männern.²⁴ Frauen mit Behinderung fühlen sich zudem durch den schwierigen Zugang zum Arbeitsmarkt²⁵ sowie durch mangelnde psychologische bzw. seelsorgerische Betreuung²⁶ stärker benachteiligt als Männer. Die behinderten Männer hingegen nehmen die Leistungskürzungen der Krankenkassen als stärkste Benachteiligung wahr. Darüberhinaus fühlen sie sich mit steigendem Alter zunehmend durch bauliche Barrieren beeinträchtigt.²⁷

Strukturelle Benachteiligung und Lebensqualität

Menschen mit Behinderung, die sich durch strukturelle Bedingungen stark benachteiligt fühlen, verbinden damit häufig belastende Gefühle.²⁸ Männer und Frauen sind hiervon in gleichem Maße betroffen. Insbesondere Frauen mit Behinderung, die sich durch strukturelle Bedingungen stark benachteiligt fühlen, berichten über häufige psychosomatische Beschwerden.²⁹ Die Lebenszufriedenheit der Befragten bleibt unbeeinflusst von der

24 t-Test: $t(55) = 1.754$, $p = .085$, MW = 3.20 vs. 3.59

25 t-Test: $t(55) = 2.185$, $p = .033$, MW = 2.95 vs. 3.54

26 t-Test: $t(55) = 1.746$, $p = .086$, MW = 1.85 vs. 2.54

27 $r = .459$, $p = .042$

28 aggressive Gefühle: $r = .328$, $p = .014$; Belastungsgefühle: $r = .376$, $p = .005$

29 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 58) = 4.655$, $p = .049$, 86.5% vs. 61.9%

wahrgenommenen Benachteiligung. Mit steigendem Lebensalter fühlen sich Menschen mit Behinderung durch strukturelle Diskriminierung jedoch tendenziell stärker benachteiligt³⁰ und verbinden mit der Benachteiligung eher aggressive Gefühle.³¹

Wohnungslose

98,6% der befragten wohnungslosen Männer und alle befragten wohnungslosen Frauen haben bereits strukturelle Diskriminierung erlebt. Abbildung 5 stellt die Erfahrungen dieser Gruppe nach Geschlechtern getrennt dar.

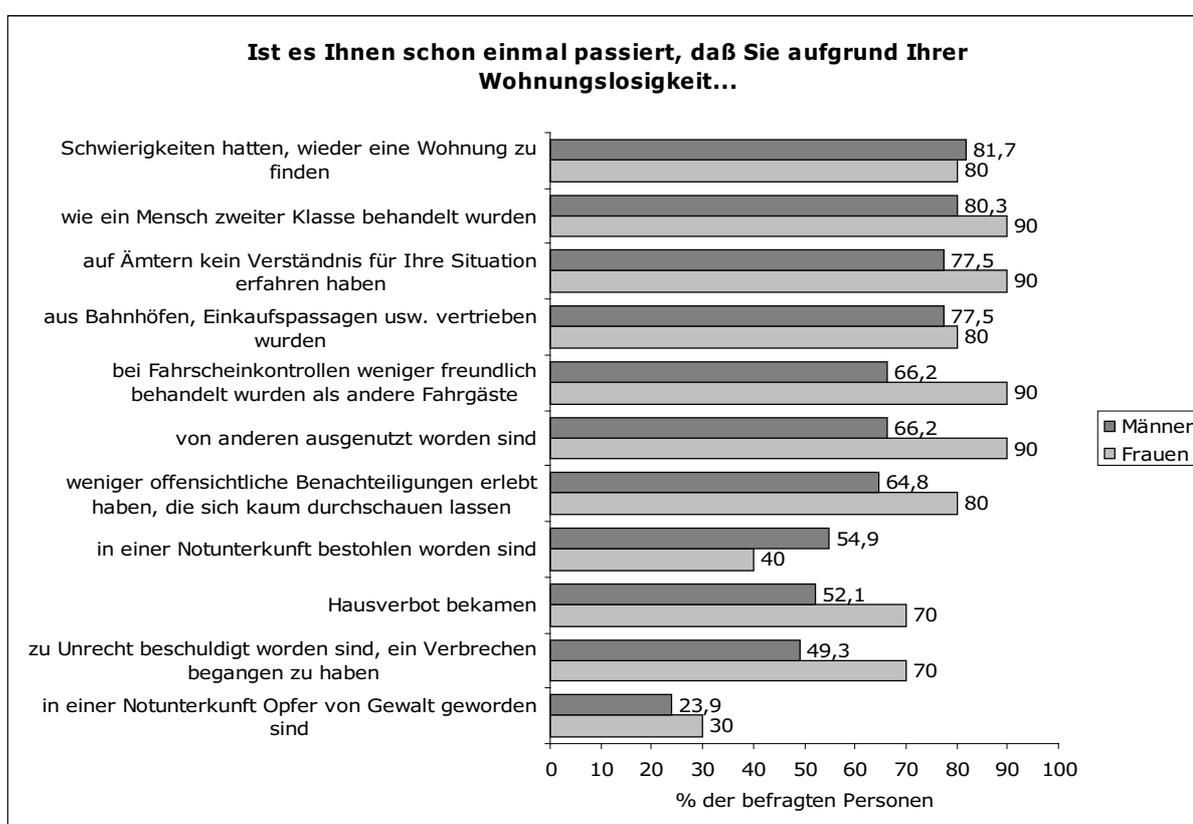


Abbildung 5: Strukturelle Diskriminierungserfahrungen von Wohnungslosen (n=81), differenziert nach Geschlecht

Auffällig ist, daß die Befragten insbesondere dann auf Widerstände stoßen, wenn sie sich um Wiedereingliederung in die Gesellschaft bemühen und Anschluß suchen. Viele haben sich bereits mehrfach erfolglos um eine Wohnung bemüht; ein Drittel der Befragten insgesamt häufiger als zehn Mal. Auch gesellschaftliche Segregationsmaßnahmen hat bereits die Mehrheit der Befragten erlebt. Insgesamt berichten die befragten woh-

30 $r = .244, p = .068$

31 $r = .233, p = .084$

nungslosen Frauen häufiger über Diskriminierung als die Männer. Da jedoch nur zehn Frauen befragt werden konnten, müssen alle Befunde, die sich auf Geschlechterunterschiede beziehen, mit Vorsicht interpretiert werden. Eine Überprüfung der Geschlechterunterschiede auf Signifikanz wurde aus diesem Grund nicht durchgeführt.

Wie genau sieht die Ausgrenzung Wohnungsloser aus der Gesellschaft aus, und wie erleben die Befragten solche Situationen? Der folgende Abschnitt verdeutlicht, welche Erfahrungen die Betroffenen mit Sicherheitsdiensten machen und auf welche bürokratischen Hürden sie in ihrem Alltag treffen.



Fokus: Ausgrenzung

„Du bist halt ein nicht gern gesehener Gast.“

(Jens, 39-40)

Die Interviewpartner beschreiben allesamt, daß sie sich aus der Gesellschaft ausgegrenzt und nicht mehr zugehörig fühlen. Sie haben den Eindruck, daß ein Mensch nicht mehr viel wert ist und abgeschoben wird, sobald er einen gewissen Lebensstandard nicht mehr halten kann. Die Betroffenen schildern Situationen, in denen sie es selbst erfahren haben, daß sie nicht erwünscht sind; so wurden sie z.B. aus U-Bahnhöfen, Kaufhäusern oder Bibliotheken vertrieben. Ihre Anwesenheit wird an diesen Orten nicht geduldet, und so sind sie gezwungen, sich in anderen Gegenden oder Stadtvierteln aufzuhalten, wo sie nicht auf Anhieb sichtbar sind (Jens, 61-67; 81-88; 214-218). Besonders deutlich zeigt sich diese Ausgrenzung im Vorgehen von Polizei und Sicherheitsdiensten, mit denen alle Interviewten schon schlechte Erfahrungen gemacht haben. Sie berichten entweder über Ereignisse, die sie am eigenen Leib erfahren haben, oder über Vorkommnisse, die sie bei anderen beobachtet haben, von denen sie jedoch selbst nicht unmittelbar betroffen waren. Oft handelt es sich hierbei um Situationen, in denen die befragten Wohnungslosen zugegen waren und eingegriffen haben, als das Verhalten der Polizei bzw. des Sicherheitsdienstes für sie unerträglich wurde und sie den Eindruck hatten, sie müssen handeln, um Schlimmeres abzuwenden (z.B. Richard, 453-466). Meist sind dies Vorfälle, bei denen wohnungslose oder drogenabhängige Menschen z.B. aus Bahnhöfen vertrieben werden sollen, die dann zur Eskalation führen. Die Befragten beschreiben das Verhalten der Polizeibeamten bzw. der Sicherheitsbediensteten als respektlos; die Wohnungslosen werden grob angefaßt, unfreundlich angesprochen, beschimpft oder geduzt. Manchmal wird auch Gewalt angewendet, z.B. Treten, Schlagen oder am Kragen packen (z.B. Uwe, 447-466), obwohl die beteiligten Wohnungslosen sich in der Regel friedlich verhalten und keinen Widerstand leisten. So berichtet Uwe, wie er tags zuvor

Zeuge eines Vorfalls wurde, der sich am Bahnhof Zoo ereignete, als er sich zusammen mit anderen Wohnungslosen auf den Weg zur Notübernachtung in der Lehrter Straße machte.

Uwe: Zum Beispiel am Bahnhof Zoo gestern Abend. Da waren einige Leute, die auch zur Lehrter Straße mußten. Gut, die fahren auch alle schwarz. Verständlich. Warum nicht? Die haben ja nichts. Na ja, und dann kamen diese Sicherheitsleute, die die roten Mützen aufhaben, und was ich da erlebt habe... Die haben die angefaßt, dann haben sie sie rausgeschmissen aus dem Bahnhof. Es war ja noch kalt, und sie haben sie auf die Straße geschmissen. Dann standen sie vorne am Gehsteig und mußten noch weiter zurück. Und in was für einem Ton! Dann bin ich rübergegangen, da kommt der auf mich zu, so ein Großer, und sagt zu mir – nicht „Sie“ oder irgend etwas –, da sagt der zu mir: „Du geh mal rüber, du Penner!“ Da sage ich zu ihm: „Moment mal, was haben Sie gesagt? Wenn Sie jetzt nicht einen anderen Ton anwenden mir gegenüber, dann gehen wir mal zu [Ihrem Chef], und dann wollen wir mal sehen, was da los ist. Hier sehen Sie meinen Personalausweis, ich habe Wohnsitz“ – trotzdem ich keinen mehr hab, das spielt ja auch keine Rolle – „hab Wohnsitz, und hier ist mein Fahrschein. Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Und Sie reden mich mit 'Penner' an? Wo haben Sie denn die Schule gemacht, sind Sie irgendwo aus einem Karton gesprungen und machen jetzt den dicken Mann oder wollen Ihr Geltungsbedürfnis auffrischen und den Leuten zeigen, 'ich bin hier der Herr, mir gehört das' und so weiter?“

Interviewerin: Da hast du dich richtig gewehrt.

Uwe: Ja, da habe ich mich richtig gewehrt, weil ich das gesehen habe, wie der die anderen angepackt hatte. (...) Das ekelt mich regelrecht an, wie die die Arbeitslosen oder Obdachlosen oder Drogenabhängigen behandelt haben. Man kann ja auch zu denen sagen, 'Sind Sie so freundlich und gehen Sie bitte.' Das sind doch bloß ein paar Worte! Ob das so gemeint ist, spielt doch keine Rolle, aber das ist für so einen Menschen irgendwie eine Aufmunterung. [203-240]

Die Betroffenen fühlen sich in solchen Situationen wütend und traurig, sind angewidert vom Verhalten der Sicherheitsbeamten und wie diese ihre Macht einsetzen. Ihr Eindruck, daß sie überflüssig sind und keinen Platz mehr in der Gesellschaft haben, wird durch derartige Erlebnisse bestätigt. So wird ihr ohnehin schon angeschlagenes Selbstwertgefühl weiter geschwächt (Jens, 72-77; 270-277).



Fokus: Bürokratische Hürden

„Man wird abgekanzelt wie das letzte Stück Dreck.“

(Uwe, 199)

Auch auf Behörden erleben viele Wohnungslose mehr oder weniger offene Ablehnung. Manche fühlen sich durch die Behandlung der Sachbearbeiter regelrecht schikaniert und deren Wohlwollen ausgeliefert. Den Betroffenen wird offen oder unterschwellig das Gefühl vermittelt, sie seien lästig, und sie leiden darunter, daß sich niemand für sie zuständig fühlt. Häufig werden sie von einer Stelle zur anderen geschickt und bekommen

so den Eindruck, man wolle sie für dumm verkaufen (Uwe, 276-288). Auch der bürokratisierte Ablauf sowie wechselnde Ansprechpartner innerhalb der Behörde führen dazu, daß den Wohnungslosen nicht optimal geholfen werden kann.

Kai hat die Erfahrung gemacht, daß es sich negativ auswirken kann, wenn er seine Rechte allzu gut kennt und das auch deutlich zur Sprache bringt. Er beschreibt eine Situation, in der er auf einem Amt vom Sicherheitsdienst hinausgeworfen wurde, als er auf die Einhaltung seiner Rechte pochte. Er hatte den Eindruck, daß die Bereitschaft, sich für ihn einzusetzen, sank, sobald deutlich wurde, daß er gut über seine Rechte informiert ist. Auch auf dem Wohnungsamt oder bei Wohnungsbaugesellschaften hat er keine Hilfe erfahren. Sobald er offengelegt hat, daß er wohnungslos ist, wurde ihm die Hilfe verweigert und er wurde weggeschickt. Kai sagt, daß er resigniert hat, daß die linke Szene nun sein Zuhause ist und er sich dort aufgehoben fühlt (Kai, 63-102). Häufig erleben die interviewten Wohnungslosen auch auf Ämtern subtilere Formen von Ablehnung, die sich z.B. in Mimik, Gestik und im Tonfall zeigen. Jens beschreibt den Sachverhalt aus seiner Sicht.

Jens: Die sagen dann halt von Vorneherein, „Penner = Alkoholiker“. Da geht es ja schon los. Für die bist du halt ein niedrigwertiger Mensch, im Grunde genommen.

Interviewerin: Und wie merkst du das?

Jens: Ja, wie sie mit dir reden und so. Die sagen dir das ja dann durch die Blume, auf Deutsch gesagt. Die sagen es nicht offensichtlich, aber du merkst es an der Mimik, an der Gestik und so. (...)

Interviewerin: Was ist denn das für eine Mimik oder für eine Gestik, kannst du das beschreiben, hast du das gerade vor Augen?

Jens: Na ja, ein strengeres Gesicht, ein härterer Ton. Das ist halt verschieden, kommt auf den Menschen drauf an, aber man merkt es halt. [41-59]

Jens fühlt sich durch eine solche Behandlung erniedrigt und zutiefst verletzt. Wenn andere ihm so begegnen, sieht er darin die Bestätigung, daß er nicht mehr dazugehört und nicht mehr erwünscht ist (Jens, 71-77). Auch Uwe hat es auf Behörden schon erlebt, daß die Mitarbeiter demonstrativ die Nase rümpfen, sobald er den Raum betritt, und ihn mit seinem Anliegen möglichst schnell abservieren (Uwe, 197-199).

Gefühl der Benachteiligung durch konkrete strukturelle Bedingungen

Wie in den beiden anderen Gruppen gibt es auch in der Gruppe der Wohnungslosen strukturelle Bedingungen, die benachteiligend auf die Befragten wirken, ohne daß sie persönlich davon betroffen sein müssen. Die umseitige Abbildung 6 gibt einen Überblick

über die empfundene Benachteiligung durch die verschiedenen Bedingungen, differenziert nach den Geschlechtern.

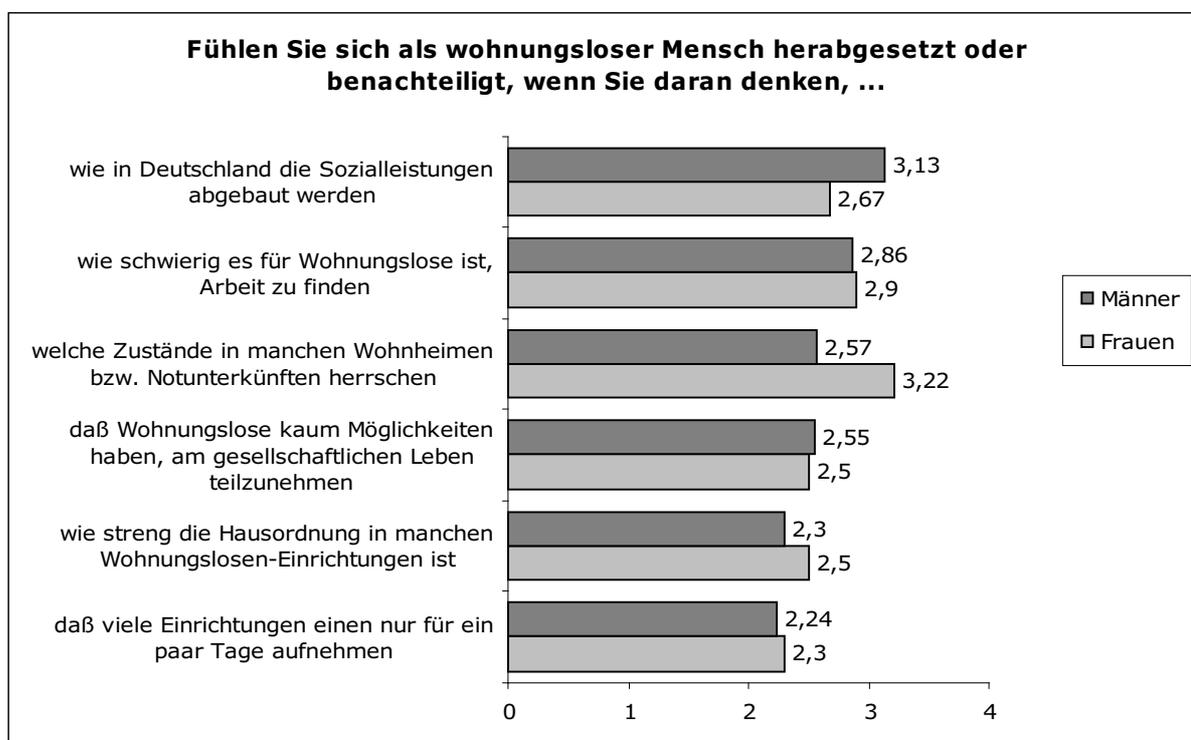


Abbildung 6: Gefühl der Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen in der Gruppe der Wohnungslosen (0 = gar nicht; 1 = ein wenig; 2 = mittelmäßig; 3 = stark; 4 = sehr stark)

Während sich die wohnungslosen Männer durch den Abbau der Sozialleistungen am stärksten benachteiligt fühlen (davon 56,3% stark bis sehr stark), sind es bei Frauen die Zustände in Wohnheimen bzw. Notunterkünften, die sie am meisten stören (70% stark bis sehr stark). Es ist denkbar, daß die befragten Frauen hier insbesondere das mangelhafte Angebot an Einrichtungen, die sich ausschließlich an Frauen richten, kritisieren. Was die weiteren Bedingungen angeht, fühlen sich beide Geschlechter etwa gleich stark benachteiligt; auf Signifikanztests wurde aufgrund der geringen Stichprobengröße bei den wohnungslosen Frauen verzichtet. Die kleine Anzahl weiblicher Befragter wird in der Diskussion erneut thematisiert.

Die empfundene Benachteiligung durch strukturelle Bedingungen verändert sich in Abhängigkeit von der Dauer der Wohnungslosigkeit. Je länger die Menschen wohnungslos sind, desto stärker fühlen sie sich tendenziell vom Abbau der Sozialleistungen betroffen.³² Die geringen Teilhabechancen am Arbeitsmarkt hingegen werden von ihnen nicht mehr beklagt.³³

32 $r = .224, p = .071$

33 $r = -.272, p = .026$

Strukturelle Benachteiligung und Lebensqualität

Die Benachteiligung, die die befragten Wohnungslosen aufgrund von strukturellen Bedingungen erleben, beeinträchtigt ihre Lebensqualität massiv. Die Befragten berichten über häufige belastende Gefühle³⁴, und sie klagen über psychosomatische Beschwerden.³⁵ Zudem schätzen sie ihre Lebenszufriedenheit niedrig ein.³⁶ Im Vergleich mit den beiden anderen Gruppen sind die befragten Wohnungslosen am unzufriedensten mit ihrem Leben.³⁷ Interessanterweise steigt jedoch mit zunehmender Dauer der Wohnungslosigkeit auch die Lebenszufriedenheit der Befragten an.³⁸

Strukturelle Diskriminierung – Zusammenfassung

Lesben und Schwule

Etwa neun von zehn befragten Lesben und acht von zehn befragten Schwulen haben schon einmal strukturelle Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Präferenz erlebt. Dabei drückt sich die Diskriminierung eher in subtilen Handlungen aus: Man nimmt die Betroffenen in ihrer Geschlechterrolle nicht ernst, nimmt ihre Lebensrealität nicht wahr; sie fallen quasi durchs heterozentristische Raster und kommen in der Wahrnehmung der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft nicht vor. Konkrete Situationen struktureller Diskriminierung, wie etwa Benachteiligung am Arbeitsplatz, wurden nur von etwa einem Drittel der Befragten erlebt. Insgesamt geben lesbische Frauen mehr Erfahrungen mit struktureller Diskriminierung an als schwule Männer. Häufige strukturelle Diskriminierungserlebnisse gehen mit starken anomischen, aggressiven und Belastungsgefühlen einher; die Betroffenen sind mit ihrem Leben eher unzufrieden. Fast alle befragten Lesben und Schwulen fühlen sich durch konkrete strukturelle Bedingungen, durch die sie anders behandelt werden als heterosexuelle Menschen, stark herabgesetzt. Dabei fühlen sich die lesbischen Frauen durch alle abgefragten Sachverhalte in stärkerem Maße diskriminiert als die schwulen Männer. Lesben und Schwule, die sich durch strukturelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen, verbinden damit anomische, aggressive und Belastungsgefühle und leiden zudem tendenziell eher unter psychosomatischen Beschwerden.

34 anomische Gefühle: $r = .426$, $p < .001$; aggressive Gefühle: $r = .402$, $p = .001$; Belastungsgefühle:

$r = .428$, $p < .001$

35 $\rho = .438$, $p < .001$

36 $r = -.340$, $p = .003$

37 t-Test: LS/MmB: $t(212) = 2.476$, $p = .014$, MW = 2.85 vs. 2.51; LS/W: $t(236) = 10.413$, $p < .001$, MW = 2.85 vs. 1.41; MmB/W: $t(136) = 5.805$, $p < .001$, MW = 2.51 vs. 1.41

38 $r = .241$, $p = .046$

Menschen mit Behinderung

Fast alle der befragten Menschen mit Behinderung haben schon einmal strukturelle Diskriminierung erfahren. Dabei werden am häufigsten Situationen erlebt, in denen die Bewegungsfreiheit der Befragten durch Barrieren im Alltag eingeschränkt wird. Die Bandbreite ist hier besonders groß und betrifft alle Lebensbereiche (Beruf, Freizeitgestaltung, Arztbesuche, Behördengänge etc.). Aber auch subtile Formen der Herabsetzung werden erfahren, wie mangelhafte Beratung auf Ämtern oder das Nichternstgenommenwerden in der Rolle als Frau bzw. Mann. Fast alle behinderten Frauen und Männer fühlen sich durch konkrete strukturelle Bedingungen, die ihnen das Leben mit der Behinderung erschweren, herabgesetzt. Dabei sind es insbesondere die Leistungskürzungen der Krankenkassen, das zum Zeitpunkt der Befragung noch ausstehende Antidiskriminierungsgesetz und der erschwerte Zugang zum Arbeitsmarkt, die die Befragten am stärksten beeinträchtigen. Behinderte Menschen, die sich durch die geschilderten Bedingungen stark benachteiligt fühlen, verbinden damit anomische, aggressive und Belastungsgefühle.

Wohnungslose

Fast alle befragten Wohnungslosen haben schon einmal strukturelle Diskriminierung erlebt. Dabei fällt auf, daß die befragten Wohnungslosen in jenen Bereichen auf die größten Widerstände stoßen, in denen sie auf Hilfe angewiesen sind (z.B. Wohnungssuche, Hilfestellung durch Ämter). Darüberhinaus werden auch direkte Formen von Ausgrenzung erlebt, wie z.B. Vertreibung aus Bahnhöfen oder Einkaufspassagen oder unfreundliche Behandlung bei Fahrscheinkontrollen. Manchmal gehen solche Situationen über in Gewalt, oder zumindest wird häufig von seiten der Sicherheitsbeamten eine unnötige Grobheit an den Tag gelegt. Vier von fünf befragten Wohnungslosen fühlen sich als Menschen zweiter Klasse behandelt. Nahezu alle Befragten fühlen sich durch konkrete strukturelle Bedingungen, die sie als Wohnungslose in ihrer Lebensführung direkt betreffen, herabgesetzt oder benachteiligt. Dabei sind es insbesondere der Abbau der Sozialleistungen, die Zustände in Wohnungsloseneinrichtungen sowie die Schwierigkeiten bei der Arbeitssuche, unter denen wohnungslose Männer und Frauen am meisten leiden. Wohnungslose, die sich durch strukturelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen, verbinden damit anomische, aggressive und Belastungsgefühle. Zudem leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden und sind mit ihrem Leben eher unzufrieden.

5.3.2 Interpersonelle Diskriminierung

Die Angehörigen der drei Gruppen wurden außerdem nach ihren Diskriminierungserfahrungen im interpersonellen Kontext gefragt. Tabelle 14 zeigt die Häufigkeiten für die einzelnen Gruppen.

Wie häufig ist es in den letzten 12 Monaten vorgekommen, daß aufgrund Ihres Lesbischseins / Ihres Schwulseins / Ihrer Behinderung / Ihrer Wohnungslosigkeit...³⁹	Lesben & Schwule n = 157	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
<i>Sie beleidigt, beschimpft oder angepöbelt wurden</i>	62,2	41,4	51,9
<i>in Ihrer Gegenwart dumme Sprüche oder Witze über Lesben und Schwule / Menschen mit Behinderung / Wohnungslose gemacht wurden</i>	80,5	39,7	61,7
<i>Sie angestarrt wurden</i>	71,3	77,6	61,7
<i>hinter Ihrem Rücken über Sie getuschelt wurde</i>	72,6	56,9	66,7
<i>Ihnen gegenüber die Umgangsformen nicht eingehalten wurden („Bitte“, „Danke“, „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“ usw.)</i>	26,8	34,5	58,0
<i>Sie ignoriert wurden</i>	31,1	56,9	58,0
<i>von Ihnen erwartet wurde, daß Sie Ihr Lesbischsein / Ihr Schwulsein verstecken</i>	43,9	* ⁴⁰	*
<i>Ihr Lesbischsein / Ihr Schwulsein nicht ernstgenommen wurde („nur eine Phase“ o.ä.)</i>	37,8	*	*
<i>Sie als lesbisch/schwul geoutet wurden, obwohl Sie es nicht wollten</i>	30,5	*	*
<i>Ihr(e) Partner(in) nicht mit Ihnen zusammen eingeladen wurde</i>	29,9	*	*
<i>Ihnen gesagt wurde, Homosexualität sei unnatürlich</i>	46,3	*	*
<i>Kellner, Verkäufer o.a. Ihre Begleitung nach Ihren Wünschen gefragt haben, statt Sie direkt anzusprechen</i>	*	44,8	*
<i>Ihnen Hilfe aufgedrängt wurde, die Sie nicht wollten oder brauchten</i>	*	60,3	*
<i>man Ihnen selbst die Schuld an Ihrer Behinderung gegeben hat</i>	*	13,8	*
<i>man Ihnen unterstellt hat, Sie würden nur „auf Mitleid machen“</i>	*	*	49,4
<i>man Ihnen gesagt hat, Wohnungslose kosten nur Geld</i>	*	*	53,1
<i>Ihnen unterstellt wurde, Sie seien „bloß zu faul zum Arbeiten“</i>	*	*	65,4

Tabelle 14: Häufigkeit interpersoneller Diskriminierungserfahrungen (Angaben in Prozent); Situationen, die mind. 50% der Befragten schon einmal erlebt haben, sind grau hervorgehoben.

39 Antwortabstufungen: nein, noch nie; 1-5x; 6-10x; häufiger als 10x

40 mit Sternchen versehene Items wurden in der betreffenden Gruppe nicht abgefragt

Lesben und Schwule

97,5% der befragten lesbischen Frauen und 91% der befragten schwulen Männer haben im abgefragten Zeitraum Diskriminierung im interpersonellen Kontext erfahren. Abbildung 7 gibt einen Überblick über die erlebten Situationen differenziert nach Geschlecht. Aufgrund der Annahme, daß Diskriminierungserfahrungen im interpersonellen Raum am häufigsten vorkommen, wurde der abgefragte Zeitraum für alle drei Gruppen auf die letzten zwölf Monate vor der Befragung eingegrenzt.

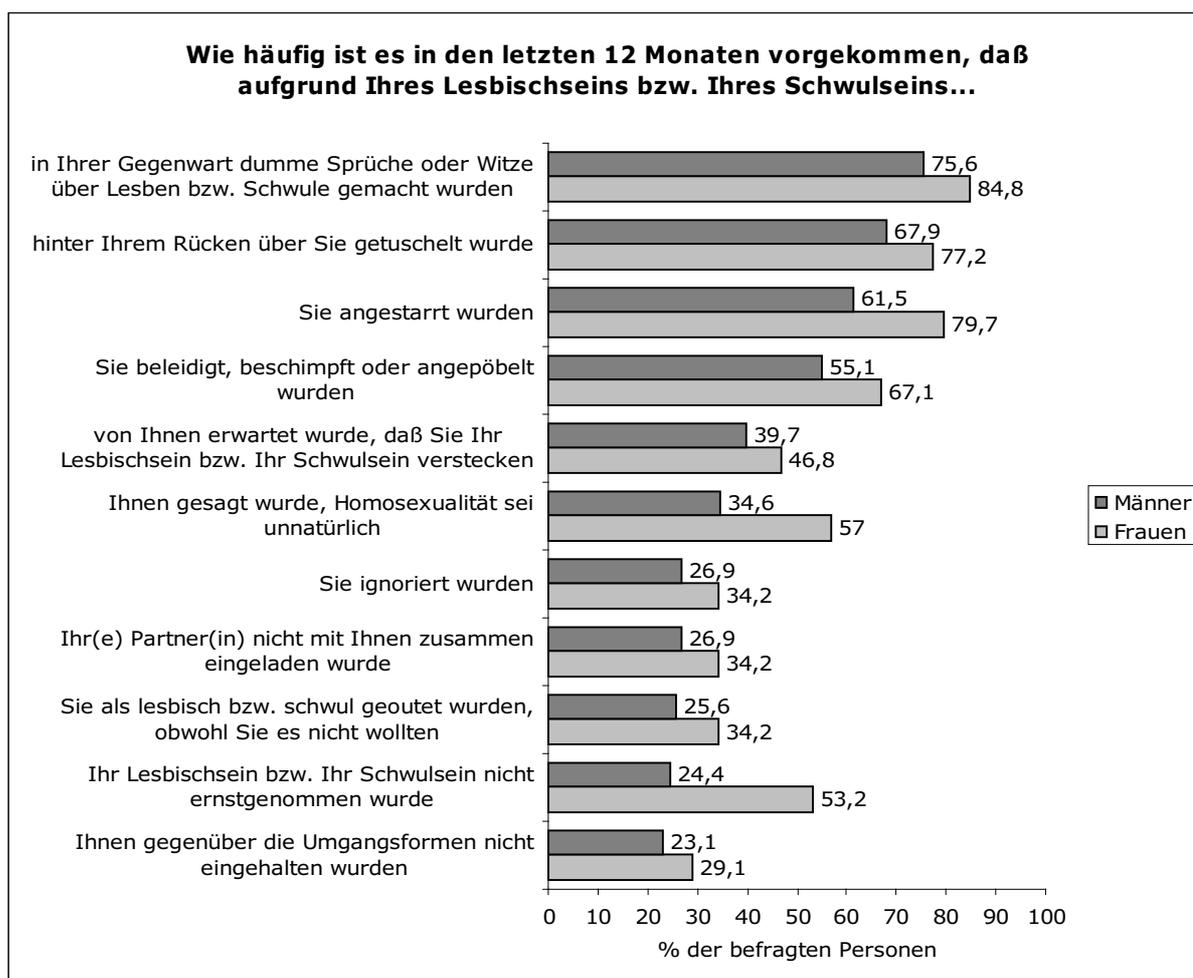


Abbildung 7: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Lesben und Schwulen (n=157), differenziert nach Geschlecht

Die häufigsten Diskriminierungserfahrungen von Lesben und Schwulen im interpersonellen Kontext sind dumme Sprüche; jede(r) Fünfte hat dies im erfragten Zeitraum häufiger als zehn Mal erlebt. Viele Befragte, insbesondere lesbische Frauen, erleben zudem, daß hinter ihrem Rücken über sie getuschelt wird.⁴¹ Lesbische Frauen werden außerdem

41 χ^2 -Test: $\chi^2 (1, 157) = 9.641, p = .003, 40.5\% \text{ vs. } 16,9\%$

häufiger angestarrt als schwule Männer⁴² und bekommen öfter zu hören, Homosexualität sei unnatürlich.⁴³ Darüber hinaus erleben sie es, daß ihre Homosexualität nicht ernstgenommen und z.B. als „Phase“ abgetan wird⁴⁴, und daß man von ihnen erwartet, ihre gleichgeschlechtliche Neigung zu verstecken.⁴⁵ In diesem Kontext überrascht es nicht, daß sich lesbische Frauen durch interpersonelle Diskriminierung signifikant stärker benachteiligt fühlen als schwule Männer.⁴⁶

Interpersonelle Diskriminierung und Lebensqualität

Lesben und Schwule, die häufig interpersonelle Diskriminierung erleben, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden⁴⁷ und sind mit ihrem Leben eher unzufrieden.⁴⁸ Zudem leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden, wenn sie sich durch interpersonelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen.⁴⁹

An dieser Stelle sollen die unter 5.3.1, *Strukturelle Diskriminierung*, bereits angesprochenen subtilen Formen der Diskriminierung Lesbian und Schwuler wieder aufgegriffen werden. Was genau verbirgt sich hinter dieser subtilen Benachteiligung? Am Beispiel der Heteronormativität, der übertriebenen Attribution auf Homosexualität sowie an engen Geschlechterrollen wird dies im folgenden näher erläutert.



Fokus: Heteronormativität

„In dem Gedankengebäude der Leute komme ich als Frau, die mit Frauen lebt, nicht vor.“ (Jutta, 141-142)

Fast alle Interviewpartner erzählen davon, daß andere Menschen zunächst wie selbstverständlich davon ausgehen, die Betroffenen seien heterosexuell (z.B. Tim, 1381-1392; Agnes, 215-253). Heterosexualität ist die Norm und wird in der Regel implizit angenommen, wenn man das Gegenüber nicht kennt. Das stört die Befragten mehr oder weniger stark. Sie führen immer wieder den Begriff der „Norm“ an: Sie erleben, daß ihre Gesprächspartner in der Auseinandersetzung mit ihnen eine Norm konstruieren und diese

42 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 6.282, p = .014, 79.7\% \text{ vs. } 61.5\%$

43 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 7.894, p = .006, 57.0\% \text{ vs. } 34.6\%$

44 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 5.216; p = .037, 16.5\% \text{ vs. } 5.1\%$

45 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 6.001, p = .023, 21.5\% \text{ vs. } 7.7\%$

46 t-Test: $t(154) = 2.483, p = .014, MW = 2,00 \text{ vs. } 2,50$

47 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 157) = 6.770, p = .014, 60.0\% \text{ vs. } 79.4\%$

48 t-Test: $t(149) = 1.738, p = .084, MW = 2.75 \text{ vs. } 3.02$

49 $\rho = .272, p < .001$

Norm mit der homosexuellen Lebensrealität kontrastieren: „Normale Menschen sind ja so und so, und wie bist du?“ (Tim, 89-93). Dabei nehmen sich die Betroffenen selbst gar nicht als unnormale an. Agnes führt an dieser Stelle das Merkmal der Händigkeit an, um zu verdeutlichen, wie ein anderer Umgang mit Homosexualität aussehen könnte: Linkshänder sind zwar gesellschaftlich in der Minderheit, ihr Minderheitenstatus wird jedoch inzwischen als selbstverständliche Normvarianz wahrgenommen und nicht weiter thematisiert (Agnes, 239-249). Jutta beschreibt, daß sie häufig mit ihrer Lebensrealität als lesbische Frau völlig ignoriert wird, selbst von Menschen, die wissen, daß sie lesbisch ist. Sie ärgert sich darüber, für eine „Single-Hetera“ gehalten zu werden. Umso mehr freut sie sich, wenn sie merkt, daß ihr Lebensstil als Möglichkeit von vorneherein mit einbezogen wird, wie folgender Interviewauszug veranschaulicht.

Jutta: Zum Beispiel beim Tierarzt, mein Kater hat Verhaltensstörungen. Dann habe ich was von neuer Partnerschaft gesagt, dann sagte er gleich, „Ja, Ihr neuer Partner“. Da muß ich dann korrigieren oder auch nicht. Aber ich muß mich jedes Mal entscheiden. Ich will es dann auch nicht so stehen lassen. Man könnte ja sagen, ist egal, oft lasse ich es auch so stehen, aber es ist eben jedes Mal ein Ding, wo ich merke, in dem Gedankengebäude der Leute komme ich als Frau, die mit Frauen lebt, nicht vor. (...) Er hätte ja nachfragen können, 'Partner oder Partnerin' hätte er sagen können. Irgendwo habe ich das mal erlebt, da fand ich das nämlich so angenehm, daß jemand zumindest die Möglichkeit mit in Betracht gezogen hat und das auch geäußert hat. Da ist mir das auch nochmal aufgefallen, wie entlastend das ist, wenn ich das Gefühl habe, ja, ich bin da mit gemeint, oder ich komme darin vor.

Interviewerin: Da denkt jemand an mich und an meine Lebensrealität.

Jutta: Ja, nicht nur an mich, sondern einfach daran, daß es auch andere Lebensrealitäten gibt als die eigene und die der Mehrheitsgesellschaft. Das reicht mir ja schon. [136-160]

Jutta sieht sich in solchen Situationen jedesmal wieder vor die Entscheidung gestellt, ob sie die Fehleinschätzung des anderen korrigiert oder nicht. Tut sie es, empfindet sie es auf die Dauer als Anstrengung, unterläßt sie es, bleibt für sie das ungute Gefühl der Selbstverleugnung und sie denkt, sie hätte es lieber richtigstellen sollen. So empfindet sie es als außerordentlich entlastend, wenn sie das Gefühl bekommt, daß sie mit einbezogen wird mit ihrer Lebensweise. Auf diese Art bleibt ihr der korrigierende Eingriff erspart und die Interaktion ist für sie weniger anstrengend: Sie hat einen Platz im Weltbild des anderen.

Darüberhinaus erlebt Jutta, daß an ihrem Arbeitsplatz mit ihr als lesbischer Frau ein anderer Umgang gepflegt wird als mit ihren heterosexuellen Kolleginnen. Ihre Kollegen und ihre Chefin erkundigen sich nicht mit dem gleichen Maß an Neugier und Offenheit nach ihrer Partnerschaft, so daß sie das Gefühl bekommt, die anderen nehmen weniger Anteil an ihrem Leben als an dem ihrer heterosexuellen Kolleginnen. Sie erklärt sich dieses Verhalten mit Scheu und Desinteresse und glaubt, die Kolleginnen trauen sich nicht

nachzufragen, oder es interessiere sie nicht.

Jutta: Diese Unsicherheit, die die anderen haben, die ist anstrengend für mich. Das ist nichts Schlimmes, da kann ich auch mit leben, aber es ist ein Stück anstrengender. Also ich wüßte genau, wenn ich jetzt einen neuen Freund hätte, dann würden sich alle ganz schnell mit mir freuen und sagen, 'Oh, wie toll!' Mit einer neuen Freundin, das dauert erstmal länger, bis sie es wissen, und dann freuen sie sich auch irgendwie, aber es ist schon noch anders, man merkt schon den Unterschied. [509-515]

Jutta wünscht sich, daß die anderen mehr Interesse an ihr zeigen und auch von sich aus auf sie zugehen und sich nach ihrem Privatleben erkundigen. Wenn Jutta selbst etwas von sich und ihrer Partnerin erzählt, sagt sie, dann „fällt das immer in so ein Nichts“ (Jutta, 53-54). Bei ihr fragt niemand nach, bei anderen Frauen hingegen, die von ihren männlichen Partnern erzählen, schon. Das ärgert Jutta, sie fühlt sie sich zurückgesetzt und nicht wahrgenommen.

Tim beschreibt die Erfahrung, daß Homosexualität häufig wie eine Krankheit behandelt wird, oder daß Vergleiche oder Relativierungen mit Krankheiten oder Behinderungen herangezogen werden, um dem Betroffenen zu sagen, seine sexuelle Orientierung sei ja „nicht so schlimm“. Tim kommen die Reaktionen der anderen Menschen manchmal so vor, als ob sie Schwule mit Verbrechern auf eine Stufe stellen.

Tim: Gerade am Anfang habe ich gemerkt, daß es so wie eine Krankheit behandelt wird, also fast wie eine Behinderung. Die Menschen verfallen dann immer in solche Sätze von wegen, 'Ach naja, wenn du jetzt Krebs oder AIDS hättest, wär es schlimmer'. Immer dieser Vergleich, daß es schon als Krankheit zählt, aber AIDS wäre schlimmer. (...) Man wird behandelt, als ob das eine total negative Sache ist oder irgendetwas Perverses, daß man mit Männern schläft. Wie wenn jemand ein Kind vergewaltigt und vor Gericht steht. Also wenn man auch im Fernsehen immer sieht, wie jemandem hinterhergerufen wird, „Pädophiler“ und Proteste und so, und so fühlt man sich dann echt, daß die Leute mit Schildern rumrennen nach dem Motto „Schwule Sau raus“, das ist echt kraß. Man hat manchmal das Gefühl, daß man mit Rechtsradikalen und Pädophilen und allen in einen Topf geschmissen wird, also alle Leute, die irgendwie böse sind oder was anderes machen als was der Norm entspricht, daß die halt so abgewertet werden. [60-66; 551-563]

Tim fühlt sich zu unrecht mit Rechtsradikalen und Pädophilen in einen Topf geworfen. Er sagt, was er tut, schadet niemandem, und er versucht lediglich, glücklich zu werden. Er versteht nicht, daß andere Menschen es so wichtig nehmen, wie und mit wem er seine Sexualität lebt, und er fragt sich, wie es sein kann, daß dieses Merkmal zum alleinigen Maßstab für seine Persönlichkeit wird. Auch Jutta stört sich daran, wenn z.B. *Politiker* sich negativ über Lesben und Schwule äußern. Auch wenn sie nicht persönlich angesprochen wird, so ist sie doch mit gemeint und daher auch mit betroffen von solchen Äußerungen. Sie erlebt es als bedrohlich, daß Menschen sich öffentlich derartig negativ über gesellschaftliche Minderheiten äußern können und deren Meinung von anderen auch noch toleriert oder gar unterstützt wird (Jutta, 691-708).

Tim beklagt zudem das eindimensionale stereotype Bild, das die *Medien* von Lesben und Schwulen vermitteln. Er ist überzeugt davon, daß die Medien mit ihrer einseitigen Berichterstattung und mit ihrer Fixierung auf bestimmte Typen – etwa den „tuntigen Schwulen“ oder die „Lesbe im Holzfällerhemd“ – einen Großteil dazu beitragen, daß sich das Klischee der Schwulen und Lesben so hartnäckig in den Köpfen der Menschen hält (Tim, 1137-1153). Auch Jutta fühlt sich mit Menschen in einen Topf geworfen, mit denen sie nichts gemeinsam hat. Sie fürchtet, daß sie mit solchen Personen identifiziert oder gleichgesetzt wird, wenn sie sagt, daß sie lesbisch ist, und daß bei ihrem Gegenüber sogleich entsprechende Stereotype aktiviert werden („Ach, das sind *die*“) und er von diesen Menschen auf Jutta schließt (Jutta, 174-192).

Eine andere Form subtiler Diskriminierung Lesben und Schwuler besteht darin, ihr Verhalten in unterschiedlichsten Kontexten mit der sexuellen Orientierung zu erklären. Was genau darunter zu verstehen ist, wird im folgenden verdeutlicht.



Fokus: Übertriebene Attribution auf Homosexualität

„Alles, was du machst, bewerten sie vor dem Hintergrund, daß du schwul bist.“ (Tim, 365)

Die Befragten beschreiben, daß andere Menschen ihr Verhalten unterschiedlich wahrnehmen oder bewerten mit dem Wissen, daß sie lesbisch bzw. schwul sind. Plötzlich bekommen Eigenschaften oder Verhaltensweisen eine andere Bedeutung, sie werden im Kontext der sexuellen Orientierung gesehen: Jemand tut etwas (auf eine bestimmte Art), *weil* er homosexuell ist. Egal, was derjenige tut, es wird plötzlich vor dem Hintergrund der Homosexualität gesehen und dahingehend bewertet, damit erklärt oder in Verbindung gebracht („Wie trägt er jetzt die Einkaufstüten hoch, sieht das schwul aus?“ Tim, 367-368). Umgekehrt scheint es jedoch absurd, das gleiche Verhalten bei einem heterosexuellen Menschen auf dessen sexuelle Orientierung zu attribuieren (Tim, 362-378; Jutta, 409-432). Die Befragten, die diese Erfahrung machen, fühlen sich dadurch zum Teil in ihrer Handlungsfreiheit eingeschränkt. Auch Juttas Befürchtung, kritische Äußerungen von ihr geraten „gleich wieder auf die Lesbenschiene“ (Jutta, 422-423) zählen hierzu. Die Interviewpartner machen die Erfahrung, daß nicht nur tatsächlich gemachte Aussagen im Hinblick auf ihre sexuelle Orientierung interpretiert werden, sondern daß andere Menschen auch implizit annehmen, der oder die Betroffene müsse aufgrund seiner oder ihrer Homosexualität eine bestimmte Position vertreten. Diese Position wird von anderen als real wahrgenommen, auch wenn sie nicht offen ausgedrückt wird. Jutta hat das in einer Frauentherapiegruppe erlebt, in der die anderen – heterose-

xuellen – Frauen ihr schlechtes Gewissen bezüglich ihrer Partnerschaftsprobleme auf Jutta projizierten und ihr in Folge unterstellten, sie würde die Lage der Frauen mißbilligen (Jutta, 893-903). So wird die sexuelle Präferenz der Befragten zur Erklärung verschiedenster Einstellungen und Verhaltensweisen herangezogen. Jutta beschreibt eine Situation aus ihrem beruflichen Alltag, in der ihr ein Mann im Rahmen einer Auseinandersetzung männerfeindliches Verhalten vorwarf.

Jutta: Da war mir schon ein bißchen mulmig, als dieses Wort 'Männerfeindlichkeit' fiel. Ich weiß nicht, was dann passiert wäre. Also [meine Chefin] hätte pro forma schon noch hinter mir gestanden, das muß sie einfach auch tun, aber es hätte sein können, daß sie mich hinterher beiseite nimmt und sagt, 'So, Frau Schneider, was haben Sie denn da eigentlich gemacht?' Das würde mich nicht wundern. Ich denke, wenn das gleiche einer Kollegin passiert, die mit einem Mann zusammenlebt, dann würden die sagen, 'Männerfeindlich, hä? Was ist das denn für ein komischer Vorwurf?' Also da bin ich mir relativ sicher. Und bei mir würden sie zumindest zweimal darüber nachdenken, ob das denn sein kann, oder eben fragen. Allein daß sie fragen würden, 'Was hast du denn da gemacht?' und 'Bist du denn männerfeindlich?', das würden sie, glaube ich, bei einer Heterokollegin nicht mal fragen. [374-389]

Jutta ist sich keines männerfeindlichen Verhaltens bewußt. Sie beschreibt, daß sie wenig auf Männer reagiert, und z.B. auf Komplimente oder Einladungen zum Flirt nicht eingeht. So vermutet sie, daß ihr dieses eher neutrale, distanzierte Verhalten schon als ablehnend und damit als männerfeindlich ausgelegt wird (Jutta, 279-285). Auch Willi hat es schon erlebt, daß im beruflichen Umfeld mit seinem Schwulsein bestimmte negative Erwartungen verknüpft sind. So deutete eine frühere Vorgesetzte ihm gegenüber einmal an, daß er in einer Führungsposition möglicherweise seine Macht gegenüber Untergebenen mißbrauchen könne, um diese zu etwas zu zwingen (Willi, 237-261).



Fokus: Enge Geschlechterrollen

"Der indignierte Aufschrei in der Damentoilette: Haben Sie sich in der Tür geirrt?!" (Agnes, 85-86)

Eng verbunden mit der sexuellen Identität ist die Ausgestaltung der eigenen Geschlechterrolle und damit das Auftreten nach außen. Agnes erlebt es aufgrund ihrer Kleidung und ihrer Frisur häufig, daß sie für einen jungen Mann gehalten wird.

Agnes: Das hängt natürlich oberflächlich mit meinem Auftreten zusammen – mit meiner Kleidung, meiner Frisur und meinem Auftreten. Das ist aber nicht einfach nur so gewählt, sondern alles drei hängt damit zusammen, daß ich lesbisch bin. Das heißt nicht, daß jede Lesbe sich entschließt, sich so burschikos männlich zu kleiden oder eine solche Frisur zu wählen. Aber bei mir hängt es ganz eindeutig damit zusammen, daß ich lesbisch bin. [85-90]

Agnes macht immer wieder die Erfahrung, daß ihre Art sich zu kleiden bei anderen Menschen Mißverständnisse hervorruft. Ihrer Meinung nach gibt es ein breites Spektrum an Kleidung, das Männern und Frauen offensteht, und sie bedient sich dessen, was ihr gefällt. Im beruflichen Umfeld hat sie es auch schon erlebt, daß ihr von seiten ihrer Vorgesetzten angeraten wurde, sich weiblicher zu kleiden. Gemeint ist damit: weiblicher im Sinne eines traditionellen Rollenverständnisses. Dies empfindet Agnes als Grenzüberschreitung, als Einmischung in persönliche Angelegenheiten, die niemanden außer ihr etwas angehen (Agnes, 155-186). In der Diskussion wird dieser Punkt weiter vertieft.

Neben diesen eher subtilen Formen von Diskriminierung erleben die befragten Lesben und Schwulen auch offene Anfeindung und Ausgrenzung. Die zerstörerische Wirkung von Bemerkungen ist sehr stark davon abhängig, von wem sie kommen. So werden Kommentare in der Öffentlichkeit bzw. von Fremden von allen Befragten mehr oder weniger abgeschüttelt. Anders sieht es jedoch aus, wenn es nahestehende Menschen sind, die sich abfällig über die Homosexualität der Betroffenen äußern oder die Personen deshalb sogar ablehnen oder den Kontakt zu ihnen abbrechen. Tim und Jutta haben hier sehr einschneidende Erfahrungen gemacht, die im folgenden näher beschrieben werden.



Fokus: Beleidigungen in der Familie

„Solche Sätze sind in einem Moment gesagt, aber sie verfolgen einen ein ganzes Leben.“ (Tim, 877-879)

Tims Vater belauschte ein Gespräch zwischen Tim und dessen Schwester, in dem es um Tims Schwulsein ging. Die beiden Geschwister redeten offen miteinander, ohne zu wissen, daß der Vater im Türrahmen steht und alles mitanhört. Tim beschreibt die sehr heftige Reaktion seines Vaters, als diesem bewußt wurde, daß Tim schwul ist.

Tim: Er kam reingeschossen wie ein Wilder, hat den Frühstückstisch umgehauen und alles gegen die Wand geklatscht und ist total ausgerastet. Ich weiß auch nicht mehr, was er direkt gesagt hat, es war so ein Krach und Lärm, und ich habe mich nur noch geduckt, daß ich nichts von den Schüsseln abkriege. Der ist richtig ausgerastet, und meine Schwester hat heulend in der Ecke gestanden. Und dann hat er solche Sachen rausgehauen wie, daß es ihm total weh tut, daß so etwas aus seiner Zeugung herausgekommen ist, und daß er ja anscheinend besoffen war, als er mich gezeugt hat. Und dann hat er mir ins Gesicht gesagt, daß man alle Schwulen an die Wand stellen und abknallen müßte, wie früher. Also so richtig kraß. Und das war ein Moment, wo ich ihn nur angeguckt habe, und ich konnte nicht wirklich heulen. Ich bin dann nur gegangen und abgehauen.

Interviewerin: Wie ging es dir damit?

Tim: Also das war schon kraß, es ging irgendwie gleich so ins Herz rein, nicht mal durch den Kopf. Man läßt es sich nicht durch den Kopf gehen, man guckt die Person einfach nur an, von wegen, oh mein Gott, daß du so etwas sagen kannst, ist hart... Ich war sprachlos, bin einfach gegangen. (...) Von einem Vater tut es einem noch mehr weh, als wenn es irgend jemand von der Straße sagt. Weil es einfach mehr bedeutet, das ist klar, mit dem Menschen hat man mehr zu tun. Und ich kam mir da wirklich richtig Scheiße vor, ich habe wirklich mindestens zwei Wochen lang immer darüber nachgedacht. (...) Dieser eine Satz, der geht mir nicht mehr aus dem Kopf, das ist wie so ein Trauma, das mit diesem „an die Wand stellen und abknallen“. Das war hart. Ab dem Moment ist diese Vater-Sohn-Beziehung völlig weg gewesen bei mir. Ich habe ihn nicht mehr als Vater gesehen, auch wenn meine Mutter ganz oft von ihm gesprochen hat. Ich habe darauf bestanden, daß man ihn bitte nicht mehr meinen Vater nennt, sondern nur noch Erzeuger. [396-414; 426-431; 496-511]

Hier zeigt sich deutlich, wie stark und wie nachhaltig Worte, die im Eifer des Gefechts ausgesprochen werden, die Betroffenen verletzen können. Obwohl die geschilderte Situation zum Zeitpunkt des Interviews schon mehrere Jahre zurück liegt, beschäftigt sie Tim noch heute, und er wirkt beim Erzählen noch immer spürbar erschüttert.



Fokus: Stereotypisierungen im Freundeskreis

„Sie sah nur noch dieses Klischee: 'Lesbe'.“

(Jutta, 277-278)

Jutta erlebte ein Zerwürfnis mit einer langjährigen Freundin, als offensichtlich wurde, daß diese mit Juttas Lesbischsein ein Problem hat. In einem gemeinsamen Urlaub wurde Jutta von ihrer Freundin Männerfeindlichkeit und dominantes Verhalten vorgeworfen. Die Freundin befürchtete, man könne sie in Juttas Gegenwart für lesbisch halten, was ihre Chancen bei den Männern schmälern würde. Jutta fühlte sich vor den Kopf gestoßen und hatte den Eindruck, die Freundin meint sie gar nicht sie persönlich mit ihren Vorwürfen und ihren Anklagen, sondern sie reagiert lediglich auf Klischees, die sie im Kopf hat.

Jutta: Sie hat mir wirklich alles mögliche vorgeworfen, wo ich das Gefühl hatte, das bin ich als Person überhaupt nicht, das waren Klischees. Ich sei dominant, ach, was da alles kam: Männliche Ausstrahlung kam immer, dabei haben wir noch zusammen einen Rock für mich gekauft! Das ist absurd.

Interviewerin: Also als meinte sie dich gar nicht in der Situation sondern irgend etwas anderes?

Jutta: Sie hat mich als Person überhaupt nicht mehr gesehen, sondern nur dieses Klischee 'Lesbe'. (...) Das war eine ganz, ganz harte Erfahrung, das ist auch noch nicht ausgestanden. Ich denke mal, die Freundschaft ist jetzt auch beendet, weil sie auch überhaupt nicht kapiert, was da gelaufen ist. Und was mir schon ziemlich zugesetzt hat und wo mir auch nochmal deutlich geworden ist, was so gesellschaftlich doch im Umlauf ist an Klischees, an Ausgrenzung. (...) Ja, das war echt eine heftige Erfahrung.

Interviewerin: So enttäuscht zu werden von so einer langjährigen Freundin?

Jutta: Ja, natürlich bin ich enttäuscht, daß die solche Sachen im Kopf hat. Das ist die Enttäuschung.

Interviewerin: Daß sie dich nicht sieht in der Situation sondern ihre Klischees?

Jutta: Ja, und auch offenbar nicht in der Lage ist, das zu hinterfragen. (...) Da habe ich mich mit meinem Sein sehr runtergemacht gefühlt. [268-278; 321-337; 359-360]

Jutta äußert die Vermutung, daß die Freundin erst im gemeinsamen Urlaub begriffen hat, was es eigentlich bedeutet, daß Jutta lesbisch ist. Jutta hatte den Eindruck, daß ihre Freundin Juttas Lebensweise als minderwertig bezeichnet, und sie fühlte sich dadurch als Person sehr stark herabgesetzt und entwürdigt.

An diesen beiden Beispielen zeigt sich deutlich, wie nachhaltig verletzend und demütigend die Abwertung ihrer homosexuellen Lebensweise im sozialen Nahraum von den Betroffenen erlebt wird. Obwohl abfällige Bemerkungen oder Beleidigungen durch Fremde sehr viel häufiger erfahren werden, so sind es doch die singulären Ereignisse im Famili-

en- und Freundeskreis, die die befragten Lesben und Schwulen besonders lange beschäftigen und tiefe Wunden hinterlassen.

Menschen mit Behinderung

Auch Menschen mit Behinderung erleben Diskriminierung im interpersonellen Kontext. Abbildung 8 gibt einen Überblick über die erlebten Situationen differenziert nach Geschlecht.

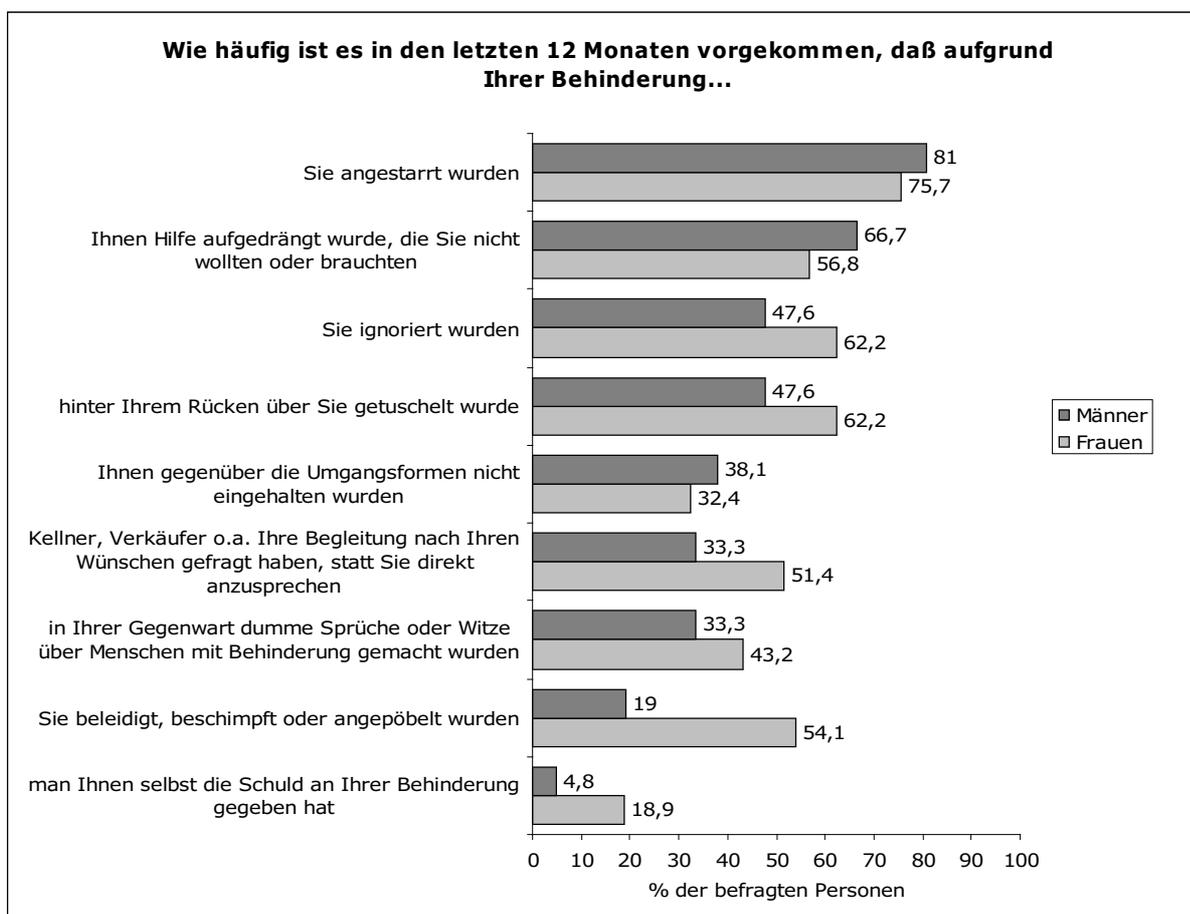


Abbildung 8: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Menschen mit Behinderung (n=58), differenziert nach Geschlecht

94,6% der behinderten Frauen und 90,5% der behinderten Männer haben im erfragten Zeitraum Diskriminierung im interpersonellen Kontext erlebt. Die häufigste Erfahrung für beide Geschlechter ist dabei das Angestarrtwerden – drei Viertel der befragten Frauen und acht von zehn Männern haben dies im abgefragten Zeitraum erlebt, jeder dritte davon häufiger als zehn Mal. Ansonsten fällt auf, daß behinderte Frauen in größerem Ausmaß mit interpersoneller Diskriminierung konfrontiert werden als behinderte Män-

ner; insbesondere werden sie häufiger beleidigt.⁵⁰ Obwohl behinderte Frauen in stärkerem Ausmaß interpersoneller Diskriminierung ausgesetzt sind, fühlen sie sich dadurch nicht stärker benachteiligt als Männer.

Interpersonelle Diskriminierung und Lebensqualität

Menschen mit Behinderung, die sich durch interpersonelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden⁵¹ und sind mit ihrem Leben unzufriedener.⁵²

An dieser Stelle soll näher auf die subtilen Formen der Diskriminierung behinderter Menschen eingegangen werden. Wie genau stellt sich diese eher unterschwellige Benachteiligung von Menschen mit Behinderung im interpersonellen Kontext dar? Im folgenden wird dies intensiver in den Blickpunkt gerückt: am Beispiel der „Geschlechtskategorie“ Rollstuhl, der Entmündigung oder Bevormundung durch andere sowie dem schwierigen Spannungsfeld zwischen aufgedrängter und vorenthaltener Hilfe.



Fokus: Geschlecht „Rollstuhlfahrer“

„Der Rollstuhl will aussteigen.“

(Rita, 443)

Die Interviewpartner, die im Rollstuhl sitzen, haben allesamt die Erfahrung gemacht, daß sie von anderen Menschen in erster Linie als Rollstuhl wahrgenommen werden statt als Mann oder Frau (Thorsten, 397-400; Sandra, 255-257). Rita beschreibt das sehr anschaulich.

Rita: Ich versuche, die BVG zu nutzen, und dann hörst du dann manchmal so Sprüche wie „Der Rollstuhl will aussteigen“, obwohl du ja eine Person bist.

Interviewerin: Ja, eine Frau.

Rita: Ja! „Der Rollstuhl will aussteigen.“ Da denkst du dir manchmal, du wirst nur noch auf den Rollstuhl reduziert. Das tut vielleicht mal am Anfang weh, aber mittlerweile hast du dich daran gewöhnt. Oder gibt es an Rollstuhltoiletten ein Männlich- oder Weiblich-Zeichen? (...)

Interviewerin: Man wird nicht mehr als Frau gesehen, sondern...

50 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 58) = 6.768, p = .013, 54.1\% \text{ vs. } 19.0\%$

51 $\rho = .470, p = .001$

52 $r = -.440, p = .002$

Rita: Ja, es wird nicht differenziert zwischen Frau und Mann, sondern es ist der Rollstuhl da, und prompt bist du Rollstuhl. Das heißt nicht, 'Der Fahrgast will aussteigen' oder 'Die Person will aussteigen' oder 'Sie will aussteigen', nein: 'Der Rollstuhl will aussteigen'. [438-458]

Es scheint, als ob die anderen Menschen nicht einen Mann oder eine Frau wahrnehmen, der oder die sich mithilfe eines Rollstuhls fortbewegt – vielmehr verschmilzt der Rollstuhl und sein Benutzer in der Wahrnehmung der anderen zu einer gesonderten Kategorie. Als verliere ein Mensch mit der Fähigkeit zu laufen auch sein biologisches und soziales Geschlecht. In der Diskussion wird dieser Punkt erneut aufgegriffen.



Fokus: Bevormundung

„Wie eine Fünfjährige.“

(Tanja, 29)

Tanja erlebt es häufig, daß sie von fremden Menschen geduzt und wie ein Kind angesprochen wird (z.B. beim Einkaufen, von Ärzten). Sie schildert eine Situation, als ein Arzt sie bei einem Hausbesuch wie ein kleines Mädchen behandelte. Dabei wird deutlich, wie anmaßend sie ein derartiges Verhalten erlebt und wie sehr sie sich darüber ärgert.

Tanja: Dann kam der Notarzt. Und wie der mich behandelt hat, das werde ich nie vergessen. „Was hast du denn? Wo tut's dir denn weh?“ Mein Betreuer und mein Mann standen nebeneinander, und der Arzt hat immer nur die beiden angeguckt. Und ich lag da und dachte, toll, wer ist denn nun halb am Abkratzen? (...) Ich hab auch gesagt, „Siezen Sie mich mal bitte!“ Das hat der gar nicht realisiert. „Ach mach doch mal den Bauch frei, wo tut's denn weh?“ Ich dachte, hau ab, sonst vergesse ich mich! (241-246; 253-255)

Die Art, wie der Arzt mit ihr redete, daß er sie duzte und mit ihr wie mit einem Kind sprach, machte Tanja sehr wütend. Sie war fassungslos und frustriert, und als sie den Arzt aufforderte, sie zu siezen, wurde sie nicht gehört. So entmündigt zu werden, hat sie sehr verletzt (Tanja, 241-286).

Auch beim Einkaufen erlebt Tanja es häufiger, daß man sie für ein Kind hält und mit Du anspricht, sobald sie etwas sagt. In diesen Situationen hat sie oftmals nicht den Mut, sich zu behaupten und auf der Anrede mit Sie zu bestehen. Sie läßt die Behandlung über sich ergehen, verläßt das Geschäft und ärgert sich, daß sie sich nicht gewehrt hat. Sie wünscht sich, daß die Menschen sie als die erwachsene Frau wahrnehmen, die sie ist, und daß man ihr mit mehr Respekt begegnet (Tanja, 27-63).



Fokus: Aufgedrängte vs. vorenthaltene Hilfe

„Irgendein anderer wird sich schon finden.“

(Thorsten, 376)

Das Thema Hilfe ist im Leben von Menschen mit Behinderung ein zweiseitiges Schwert. Die Interviewten haben es häufig erlebt, daß ihnen in manchen Situationen Hilfe von Fremden geradezu aufgenötigt wird, obwohl sie weder Hilfe brauchen noch darum gebeten haben. In anderen Situationen hingegen, in denen sie tatsächlich Hilfe benötigen, ist wiederum oftmals niemand bereit, ihnen zu helfen. So ist es Rita schon häufig passiert, daß Fremde mit ihrer gut gemeinten Hilfe ihren Rollstuhl beschädigen. Es ärgert sie dabei besonders, wenn sie genaue Anweisungen gibt, die dann nicht befolgt werden, weil der Helfer im Glauben ist, er wüßte es besser. Sie versucht, sich dadurch nicht beirren zu lassen und nachsichtig mit der helfenden Person zu sein (Rita, 731-777). Rita hat es auch schon erlebt, daß sie im Rollstuhl von einem Fremden über die Straße geschoben wurde, ohne vorher gefragt zu werden, ob sie das überhaupt möchte. Sie beschreibt diese Situation als ungewollten Kontrollverlust und fand es sehr unangenehm, sich einem fremden Menschen so ausgeliefert zu fühlen, der nicht weiß, worauf er im Umgang mit ihr und ihrem Rollstuhl achten muß (Rita, 796-830). Eine ähnliche Erfahrung hat sie auf einer Urlaubsreise gemacht, wo man sie nach der Landung des Flugzeugs auf einem kleinen Transportstuhl rückwärts die Flugzeugtreppe hinuntergetragen hat. Rita empfand ihre Lage als furchterregend und schrecklich, und sie hatte große Angst zu stürzen. Für sie war es unerträglich, in einem fremden Land so hilflos an unbekannte Menschen ausgeliefert zu sein, und es wäre ihr am liebsten gewesen, man hätte sie auf der Stelle hinuntergelassen und sie hätte die Stufen aus eigener Kraft bewältigen können (Rita, 834-865). Dieser Mangel an Einfühlungsvermögen von Seiten des Personals wurde auch beim Einstieg ins Flugzeug deutlich, als Rita so grob durch die Sitzreihen gezogen wurde, daß sie wiederholt mit den Hüften gegen die Armlehnen der Sitze stieß und Blutergüsse davontrug (Rita, 878-882).

Rita: Ja, da fragst du dich manchmal echt, ob die sich einmal [in den Transportstuhl] hineingesetzt haben und sich selbst mal durch den Gang haben ziehen lassen (...), bevor sie das so ausüben, wie sie da das gemacht haben. Manchmal fragt man sich das echt.

Interviewerin: Wie die so gedankenlos sein können.

Rita: Ja. Ich weiß ja selbst, daß man manchmal mehr zur Hilfe neigt, als daß man vorher gefragt hat. Aber wenn man das tagtäglich macht, dann muß man das ja irgendwie trainiert haben, also vorher gezeigt bekommen haben. [885-894]

Auch Sandra hat es schon erlebt, daß sie von einem Fremden ungefragt in ihrem Rollstuhl über die Straße geschoben wurde, obwohl sie das gar nicht wollte. Sie erzählt von

ihren eigenen Schwierigkeiten mit aufgedrängter Hilfe, und auch daß sie selbst erst lernen mußte, andere Menschen um Hilfe zu bitten. Zu Beginn ihrer Zeit im Rollstuhl kostete sie dies große Überwindung.

Sandra: Bei mir war das auch mal so. Die haben mich einfach über die Straße geschoben, und ich sagte, „Nee, stopp mal.“ (...) Ich stand da [am Straßenrand] und habe gewartet, und dann, bumm, rüber. Und dann war es wiederum so, da war Winter und da hatte ich den anderen Rollstuhl noch, der hatte kein Gummi dran, und dann sind meine Finger bald eingefroren. Und dann dachte ich auch, und jetzt hilft mir keiner. Und dann dachte ich, die anderen Leute ringsherum, die können ja auch nicht Gedanken lesen, da muß ich schon irgendetwas sagen, wenn ich etwas will. Denn es gibt schon ziemlich viele Leute, die helfen wollen würden, sich aber nicht trauen. Ich kenne Leute, die haben gesagt, sie trauen sich gar nicht, jemandem Hilfe anzubieten, weil sie denken, der ärgert sich dann. Und das stimmt auch. Je länger ich im Rollstuhl sitze, merke ich selbst, daß mein Denken auch anders wird. Am Anfang dachte ich, na hilf mir mal! Wenn ich hier ganz traurig gucke, dann könnt ihr mir ruhig helfen! Und dann hat man Tage, da will man gar nicht, daß einem geholfen wird. Also ist es schon gut, wenn man seinen Mund benutzt. [183-202]

Thorsten hat die Erfahrung gemacht, daß Menschen häufig zögern, wenn er sie um Hilfe bittet. Oft erlebt er es, daß die angesprochene Person nicht auf seine Anleitungen hört sondern eigene Vorstellungen von Hilfe umsetzt, die Thorsten mehr behindern als daß sie ihm nützen. Er bekommt dann den Eindruck, daß der andere ihm nicht zuhört, wenn Thorsten ihm erklärt, wie er ihm am besten helfen kann, und so fühlt er sich nicht ernstgenommen. Schließlich weiß er selbst am besten, welche Unterstützung er benötigt, aber dieser Expertenstatus wird von den potentiellen Helfern häufig verkannt. Letztlich machen sie es dann so, wie sie selbst meinen, daß es richtig ist, und oftmals ist das dann gerade falsch und hat unangenehme Folgen für Thorsten (wie z.B. daß er aus dem Rollstuhl fällt). Derartige Erfahrungen führen nach Thorstens Meinung dazu, daß die Menschen in Zukunft in ähnlichen Situationen eher zögern und noch weniger bereit sind, einem Menschen mit Behinderung zu helfen (Thorsten, 365-379).

Auch der umgekehrte Fall tritt immer wieder auf: Menschen mit Behinderung benötigen Hilfe, und niemand hilft ihnen. Rita beschreibt, daß es ihr beim Einkaufen immer wieder passiert, daß andere Menschen die Tür vor ihr zufallen lassen. Sie ärgert sich in solchen Situationen vor allem über die Gedankenlosigkeit der Menschen, die sie sehen, sie ansehen, und sich dennoch abwenden, ohne ihr die Tür aufzuhalten. Rita ist über derlei Verhalten häufig so entrüstet, daß sie ihren Ärger sofort laut ausdrückt und dem anderen damit seine Taktlosigkeit deutlich macht. Manchmal erreicht sie damit, daß die Menschen zu ihr zurückkommen und sich kleinlaut bei ihr entschuldigen.

Rita: Ich möchte raus, die sehen mich, ich sehe sie, ich gucke sie an, sie gehen raus und lassen die Tür zufallen. Das ist manchmal so ärgerlich, daß ich sage, „Danke schön“, aber so laut, daß sie sich geschockt umdrehen: „Oh, ich habe Sie nicht gesehen.“ Aber ich bin so ein Klotz, wenn ich da stehe, ich bin echt nicht zu übersehen. Ich meine, gut, die Sensibilität anderer Leute einzufordern ist manchmal echt schon

viel verlangt, wenn man in der Situation sitzt. Aber manchmal denke ich mir, wenn du mich schon anguckst und da durchgehst, und ich stehe hinter dir, wieso kannst du dann nicht die Tür auflassen? Ich finde das schrecklich. (...) Das ist so eine Situation, wo ich sage, am liebsten würde ich sie jetzt nehmen und ihnen erklären, wie schlimm das ist, eine zufallende Glastür vor der Nase zu haben. [204-224]

Neben diesen für Rita alltäglichen Erfahrungen berichtet sie von einer weiteren Situation, in der sie in Not geriet und ihr niemand geholfen hat. Hier wird deutlich, welche dramatischen Ausmaße unterlassene Hilfeleistung annehmen kann, und wie sehr die betroffene Person darunter leidet.

Rita: Ich wollte mit meiner Abschlußklasse in eine Kneipe gehen, und wir gehen über die Straße mit einer Ampel, und da war gerade eine neue Teerdecke frisch aufgelegt. Und dann war da dieser Abstandsstein zwischen Bordstein und der Teerdecke, da blockieren diese kleinen Räder. (...) Ich falle hin, bin voll angeschnallt mit Fußbändern, Kniebändern, Beinen, Bauchgurt, und hab dann quasi den Rollstuhl wie so eine Schildkröte auf mir liegen. Und die Autos fahren 20 cm neben meinen Händen einfach weiter. Und meine ganze Klasse stand erstmal hilflos neben mir, weil man mich nicht abschnallen konnte, weil ich mein ganzes Gewicht ja auf die Gurte gelegt hatte. Und dann hat sich die Schmalste von uns breit auf die Straße gestellt und hat erstmal die Autos angehalten, bis man irgendwie an mich herankam und die gesamten Gurte dann lösen konnte. (...) Ich fand das schlimm, weil woher wollen die [Autofahrer] wissen, wo meine Hände aufhören und wo sie anfangen? Es hat sich keiner bemüht auszustiegen und zu helfen. [1241-1274]

Das Beispiel mag ein schockierender Einzelfall sein, und doch stellt sich die Frage, als was ein Mensch wahrgenommen wird, wenn ihm diese Behandlung widerfährt. Wenn er es nicht wert ist, daß man aussteigt und ihm hilft, sondern ihn stattdessen umrundet wie ein Hindernis, wie einen Gegenstand, der die Fahrbahn blockiert. Das Thema wird in der Diskussion erneut aufgegriffen.

Wohnungslose

85,9% der befragten wohnungslosen Männer und alle befragten wohnungslosen Frauen haben in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung Diskriminierung im interpersonellen Kontext erlebt. Abbildung 9 gibt einen Überblick über die Häufigkeit der Erfahrungen differenziert nach Geschlecht.

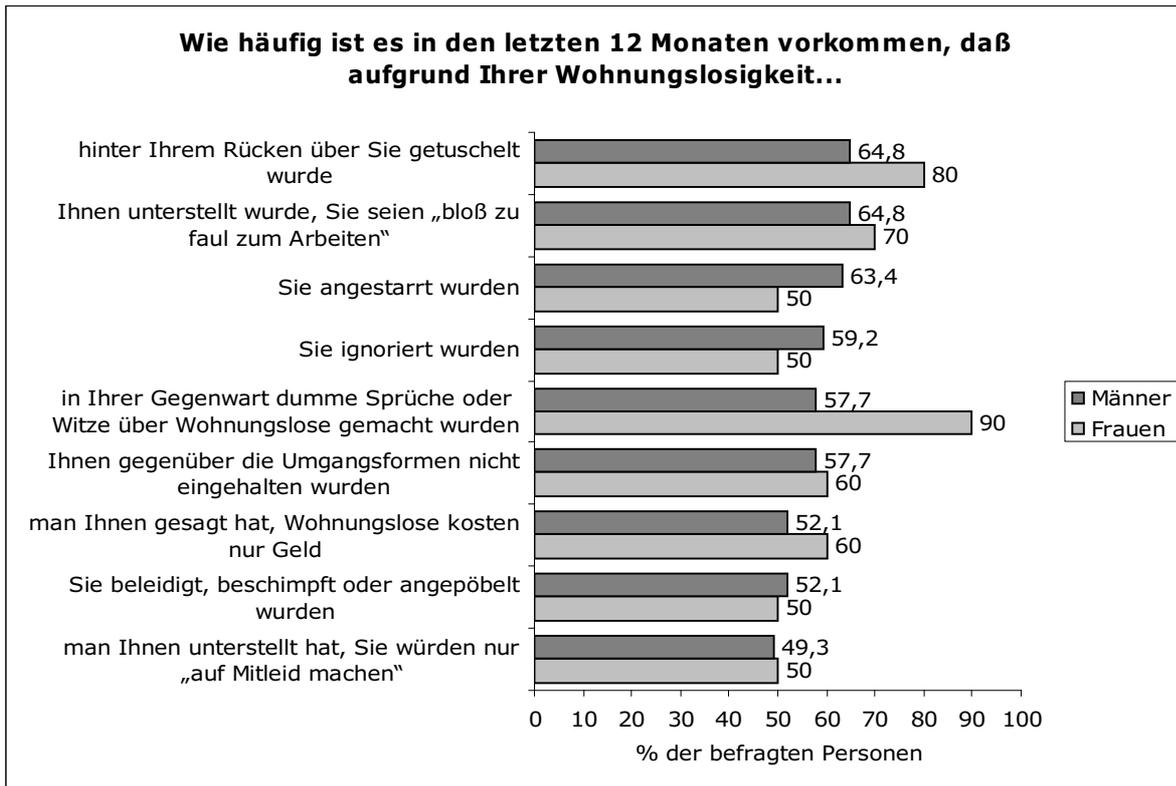


Abbildung 9: Interpersonelle Diskriminierungserfahrungen von Wohnungslosen (n=81), differenziert nach Geschlecht

Wohnungslose Männer und Frauen erleben im interpersonellen Kontext sehr ähnliche Diskriminierung. Lediglich beim Erleben dummer Sprüche und Tuscheleien scheinen sich die Geschlechter zu unterscheiden. Aufgrund der geringen Stichprobengröße bei den wohnungslosen Frauen (n=10) wurde jedoch auf Signifikanztests verzichtet.

Interpersonelle Diskriminierung und Lebensqualität

Wohnungslose, die häufig interpersonelle Diskriminierung erleben⁵³, bzw. Wohnungslose, die sich hierdurch stark benachteiligt fühlen⁵⁴, leiden häufiger unter psychosomati-

53 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 81) = 13.783, p < .001, 46.2\% \text{ vs. } 85.5\%$

54 $\rho = .514, p < .001$

schen Beschwerden.

Alle interviewten Wohnungslosen berichten von Erfahrungen mit Demütigung und Ignoranz in der Öffentlichkeit. Die Situationen, die sie im Interview beschreiben, sind alle unterschiedlich, im Kern haben sie jedoch eines gemeinsam: In ihnen spiegelt sich die Mißachtung von seiten der Gesellschaft gegenüber jenen, die nicht dazugehören. Diese Verachtung drückt sich in zwei Verhaltenstendenzen aus: in Demütigungen und in Ignoranz.



Fokus: Demütigung und Ignoranz

„Das ist schlimmer als wenn man denen auf die Fresse haut: die Verachtung, die man denen gegenüber zeigt.“ (Uwe, 201-202)

Demütigendes Verhalten umfaßt verbale Äußerungen wie Bemerkungen oder Beschimpfungen („Penner“, „Asozialer“), die die meisten Betroffenen schon einmal erlebt haben. Häufig zeigt sich diese Ablehnung auch lediglich in einer bestimmten Mimik, wobei die Befragten sehr genau spüren, wenn sie angeekelt angeschaut werden (Uwe, 191-193). Die Interviewten erleben auch Situationen, in denen es gar keine direkte Konfrontation mit anderen Passanten gibt, in denen aber dennoch eine Erniedrigung stattfindet. So ist es z.B. Richard widerfahren: Er hatte eine Weile auf der Straße gesessen und Gitarre gespielt und entfernte sich kurz von seinem Platz. Als er wiederkam, fand er die Stelle voller Müll vor, den andere dort abgeladen hatten (Richard, 275-280).

Ignoranz ist subtiler, wirkt aber auf die Betroffenen mindestens ebenso stark wie direkte Beschimpfungen, wenn nicht noch stärker. Viele der befragten Wohnungslosen beschreiben ihren Eindruck, daß die anderen Menschen auf der Straße sie zwar ansehen, sie jedoch nicht sehen wollen. So werden sie aus der Wahrnehmung ausgeblendet, denn sie sind nicht wichtig und gehören ja ohnehin nicht mehr dazu. So bekommt auch Richard sehr genau mit, daß die Menschen ihn ansehen und dann wieder wegschauen: Man nimmt ihn wahr, aber man sieht ihn nicht.

Richard: Wat mir uffjefallen is, viele Menschen tun dich einfach ignorieren. Ick seh's ja, wenn ick unten uff der Straße bin, ick beobachte ja die Leute, wie se an mir vorbeilooften. Da haste viele Leute, die gucken zu dir; und dann ist der Blick gleich wieder weg. Oder manche Leute, die sehen dich zwar; die loofen janz vorbei, die wollen dich überhaupt jar nich sehen. [98-103]

Jens bringt es auf den Punkt: So als könnten die anderen Menschen ihre Illusion der hei-

len Welt nur aufrechterhalten, wenn sie den Anblick der Obdachlosen auf der Straße nicht bis in ihr Bewußtsein vordringen lassen (Jens, 238-244).

Interpersonelle Diskriminierung – Zusammenfassung

Lesben und Schwule

Fast alle der befragten Lesben und Schwulen haben im Zeitraum von zwölf Monaten vor der Befragung Diskriminierung im interpersonellen Kontext erlebt. Die häufigsten Erfahrungen sind dumme Sprüche oder Witze über Lesben bzw. Schwule, Tuscheln und Angestarrtwerden. Lesbische Frauen machen häufiger als schwule Männer die Erfahrung, daß ihre Homosexualität nicht ernstgenommen sondern als Phase abgetan wird. Zudem bekommen sie öfter zu hören, Homosexualität sei unnatürlich, und sie sollten ihr Lesbischsein nicht offen zeigen. Einstellung, Verhalten, Äußerungen etc. der Befragten werden auf ihre sexuelle Orientierung attribuiert und damit erklärt, selbst wenn der Zusammenhang hanebüchen ist. Ablehnung erfahren die Befragten auch, wenn sie in Kleidung und Auftreten von den gängigen Geschlechterrollenerwartungen abweichen. Lesben und Schwule, die häufig Diskriminierung im interpersonellen Kontext erleben, sind mit ihrem Leben weniger zufrieden. Außerdem leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.

Menschen mit Behinderung

Nahezu alle befragten Menschen mit Behinderung haben in den zwölf Monaten vor der Befragung Diskriminierung im interpersonellen Kontext erlebt. Dabei ist die häufigste Erfahrung, sowohl für behinderte Frauen als auch für Männer, das Angestarrtwerden, gefolgt von Ignorieren und Tuscheln. Vielen wird Hilfe aufgedrängt, die sie nicht wollen, bzw. Hilfe vorenthalten, wenn sie in Not sind. Anstatt die Person selbst anzusprechen, werden Dritte ins Gespräch gezogen. Es sind also insbesondere entmündigende, bevormundende Verhaltensweisen, durch die behinderte Menschen im interpersonellen Kontext diskriminiert werden. Menschen mit Behinderung, die solche Diskriminierung häufig erleben, sind weniger zufrieden mit ihrem Leben. Darüber hinaus leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.

Wohnungslose

Die überwiegende Mehrheit der befragten Wohnungslosen hat in den zwölf Monaten vor der Befragung Diskriminierung im interpersonellen Kontext erlebt. Dabei haben die Betroffenen zumeist die Erfahrung gemacht, daß in ihrer Gegenwart dumme Sprüche über Wohnungslose fallengelassen wurden. Häufig wurden sie auch angestarrt, gedemütigt oder ignoriert. Wohnungslose, die häufig Diskriminierung im interpersonellen Rahmen erleben, leiden öfter unter psychosomatischen Beschwerden.

5.3.3 Gewalt

Neben der Erfassung von Diskriminierungserfahrungen auf struktureller sowie interpersoneller Ebene wurden die Angehörigen der drei Gruppen außerdem gefragt, ob sie aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit schon einmal Opfer von Gewalt oder gewaltähnlichen Handlungen geworden sind. Tabelle 15 zeigt die Häufigkeiten für die einzelnen Gruppen.

<i>Wurden Sie schon einmal aufgrund Ihres Lesbischseins / Ihres Schwulseins / Ihrer Behinderung / Ihrer Wohnungslosigkeit...⁵⁵</i>	Lesben & Schwule n=157	Menschen mit Behinderung n=58	Wohnungslose n=81
<i>bedroht (z.B. auf der Straße, am Telefon etc.)</i>	56,1	20,7	33,3
<i>verfolgt</i>	24,4	6,9	22,2
<i>körperlich bedrängt, angerempelt oder festgehalten</i>	43,3	20,7	35,8
<i>bespuckt</i>	22,0	13,8	22,2
<i>mit Gegenständen beworfen</i>	17,1	12,1	22,2
<i>überfallen und dabei leicht verletzt</i>	11,0	5,2	25,9
<i>überfallen und dabei schwer verletzt</i>	1,2	-	14,8
<i>sexuell belästigt</i>	28,0	10,3	17,3
<i>vergewaltigt oder zu sexuellen Handlungen gezwungen</i>	4,3	6,9	9,9
<i>Sachbeschädigung</i>	25,0	25,9	27,2

Tabelle 15: Häufigkeit erfahrener Gewalt (Angaben in Prozent); Situationen, die mind. 25% der Befragten schon einmal erlebt haben, sind grau unterlegt.

⁵⁵ Antwortabstufungen: nein, noch nie; 1-2x; 3-5x; häufiger als 5x

Lesben und Schwule

67,1% der befragten lesbischen Frauen und 69,2% der befragten schwulen Männer haben schon einmal aufgrund ihrer sexuellen Präferenz Gewalt erlebt. Abbildung 10 gibt einen Überblick über die Häufigkeit unterschiedlicher Gewalterfahrungen differenziert nach Geschlechtern.

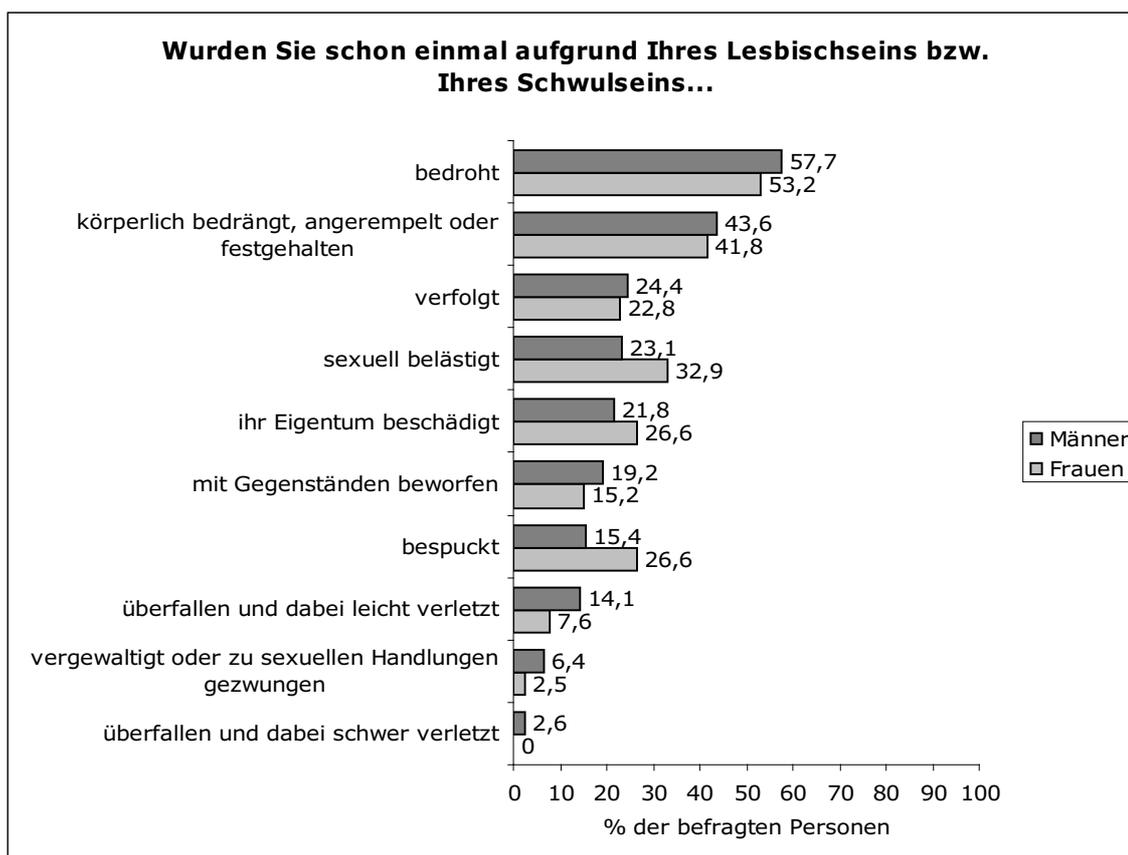


Abbildung 10: Gewalterfahrungen von Lesben und Schwulen (n=157), differenziert nach Geschlecht

Am häufigsten sind bei beiden Geschlechtern Erfahrungen wie Drohungen oder körperliche Rempelen. Signifikante Geschlechterunterschiede finden sich nicht.

Gewalt und Lebensqualität

Lesben und Schwule, die häufig Gewalt erleben, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.⁵⁶ Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit von Gewalterfahrungen und der Lebenszufriedenheit hingegen lassen sich nicht finden.

56 χ^2 -Test: $\chi^2 (1, 157) = 8.736, p = .004, 65.4\% \text{ vs. } 88.0\%$

Menschen mit Behinderung

In der Gruppe der Menschen mit Behinderung haben 51,4% der Frauen und 28,6% der Männer schon einmal Gewalt aufgrund ihrer Behinderung erfahren. Abbildung 11 gibt einen Überblick über die Häufigkeit unterschiedlicher Gewalterfahrungen differenziert nach Geschlechtern .

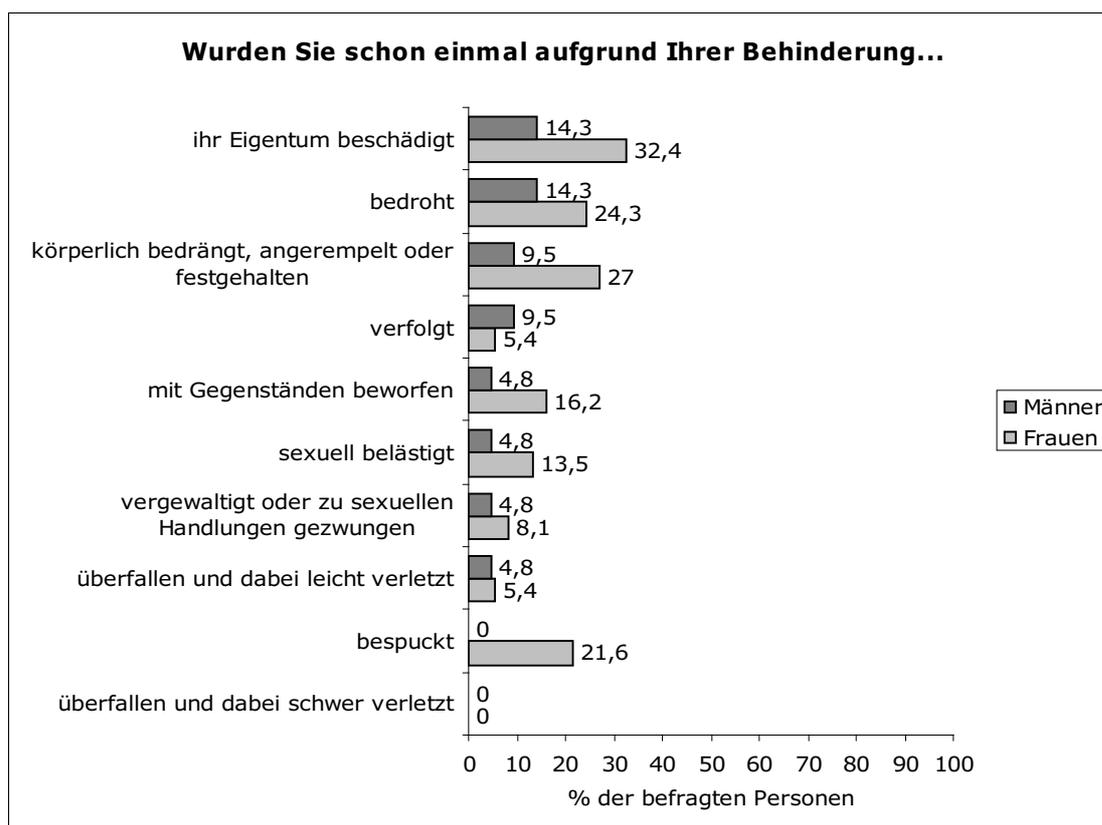


Abbildung 11: Gewalterfahrungen von Menschen mit Behinderung (n=58), differenziert nach Geschlecht

Am häufigsten haben sowohl Frauen als auch Männer mit Behinderung Sachbeschädigung und Drohungen erlebt. Behinderte Frauen scheinen in stärkerem Ausmaß von Gewalt betroffen zu sein, statistisch signifikant ist jedoch nur die unterschiedliche Häufigkeit des Bespucktwerdens.⁵⁷ Frauen mit Behinderung fühlen sich durch Gewalt signifikant stärker benachteiligt als Männer mit Behinderung.⁵⁸

57 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 58) = 5.267, p = .041, 0.0\%$ vs. 21.6%

58 t-Test: $t(45) = 2.155, p = .037, MW = 0.89$ vs. 1.97

Gewalt und Lebensqualität

Menschen mit Behinderung, die sich durch Gewalt stark benachteiligt fühlen, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.⁵⁹ Jedoch finden sich auch hier keine Zusammenhänge mit der Lebenszufriedenheit

Wohnungslose

70% der befragten wohnungslosen Frauen und 62% der befragten wohnungslosen Männer haben aufgrund ihrer Wohnungslosigkeit schon einmal Gewalt erlebt. Abbildung 12 gibt einen Überblick über die Häufigkeit von Gewalterfahrungen differenziert nach Geschlechtern.

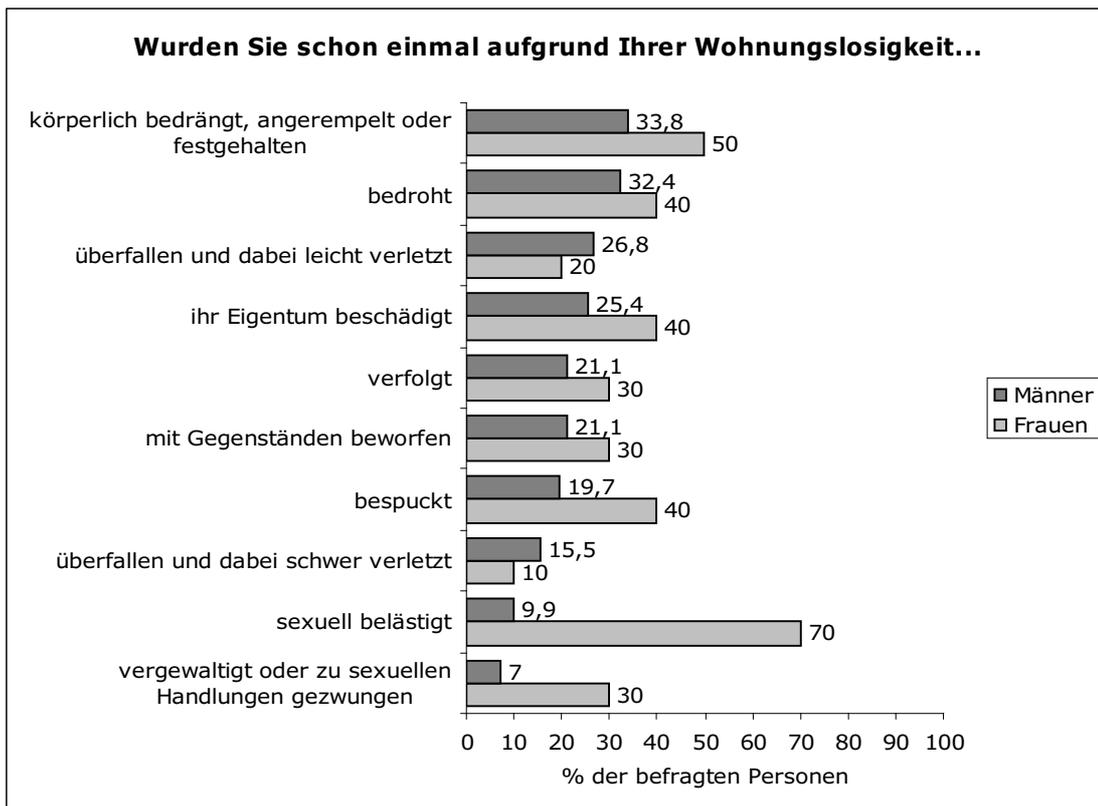


Abbildung 12: Gewalterfahrungen von Wohnungslosen (n=81), differenziert nach Geschlecht

Die Erfahrung, über die die wohnungslosen Frauen am häufigsten berichten, ist sexuelle Belästigung. Männer hingegen erleben zumeist körperliche Rempelen. Insgesamt scheinen wohnungslose Frauen häufiger Erfahrungen mit Gewalt zu machen als woh-

59 rho = .397, p = .006

nungslose Männer, auf Signifikanztests wurde aufgrund der geringen Stichprobengröße der wohnungslosen Frauen jedoch auch hier verzichtet..

Wohnungslose, die häufig Gewalt erleben⁶⁰, bzw. die sich durch Gewalt stark benachteiligt fühlen, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.⁶¹ Wie in den anderen beiden Gruppen lassen sich auch hier keine Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit von Gewalterfahrungen und der Lebenszufriedenheit feststellen.



Fokus: Gewalt durch Polizeibeamte

„Ohne zu fragen!“

(Uwe, 468)

Uwe berichtet von negativen Erfahrungen mit Polizeibeamten, die eine Gruppe von Wohnungslosen nachts aus dem Schlaf hochschreckten.

Uwe: Hier am Bahnhof Zoo die Deutsche Bank, die hatte damals so einen Unterstand. Und da lagen wir mit fünf oder sechs Leuten in Schlafsäcken und wollten nur schlafen. Auf einmal so gegen halb zwölf: Wumms, wumms, wumms ging das nur noch, ohne zu fragen, standen da ungefähr acht Bullen. Als wenn die gedacht hätten, wir wollten in die Bank einbrechen, und wir waren bloß da um zu schlafen, nicht betrunken, überhaupt nichts, gar nichts. Und dann ging es los, dann haben sie uns mitgenommen zur Polizeistation. (...) Morgens um 4 Uhr mußten sie uns dann wieder entlassen, weil gegen uns nichts vorlag. Ja, das war das erste Mal, daß ich das erlebt habe, daß man getreten wurde, und daß man geschlagen wurde. [447-466]

Wie bereits bei den von Uwe geschilderten Erlebnissen mit den Sicherheitsbeamten im Bahnhof zeigt sich auch hier das völlig unverhältnismäßige Vorgehen der Beamten, die mit Gewalt gegen Menschen vorgehen, die sich friedlich verhalten und die keine Bedrohung darstellen.

60 χ^2 -Test: $\chi^2(1, 81) = 12.839$, $p < .001$, 59.6% vs. 96.6%

61 $\rho = .291$, $p = .010$

Gewalt - Zusammenfassung

Lesben und Schwule

Gut zwei Drittel der Befragten sind aufgrund ihrer sexuellen Orientierung schon einmal Opfer von Gewalt oder gewaltähnlichen Handlungen geworden. Dabei sind Drohungen, körperliche Rempelen oder Festgehaltenwerden die häufigsten Erfahrungen. Lesben und Schwule, die häufig Gewalt erleben, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.

Menschen mit Behinderung

Mehr als die Hälfte der befragten Frauen und gut ein Viertel der befragten Männer ist aufgrund ihrer Behinderung schon einmal Opfer von Gewalt oder gewaltähnlichen Handlungen geworden. Dabei ist Sachbeschädigung die häufigste Erfahrung, aber auch Rempelen und Drohungen werden relativ oft erlebt. Menschen mit Behinderung, die häufig Gewalt erfahren, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.

Wohnungslose

Sieben von zehn Frauen und sechs von zehn Männern sind schon einmal Opfer von Gewalt oder gewaltähnlichen Handlungen geworden, weil sie wohnungslos sind. Häufig sind Rempelen, Drohungen und Sachbeschädigung. Frauen erleben am häufigsten sexuelle Belästigung. Wohnungslose, die oft derartige Erlebnisse haben, leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden.

5.3.4 Umfeld der Diskriminierung

Neben der Erfassung verschiedener Diskriminierungssituationen wurde auch erhoben, in welchem Umfeld die Befragten Benachteiligungen durch andere Menschen erlebt haben. Tabelle 16 listet auf, welche Erfahrungen in welchen Bereichen abgefragt wurden, und gibt einen allgemeinen Überblick über die Häufigkeiten für die Gesamtgruppe der Befragten. Die häufigsten Erfahrungen sind grau unterlegt.

	in der Familie	in Schule, Studium, Ausbildung, Beruf	im Freundes-/Bekannteskreis	von Fremden, in der Öffentlichkeit	auf Ämtern, bei der Polizei
<i>Diskriminierende Handlungen</i>					
<i>Dumme Sprüche, Bemerkungen, Beleidigungen o.ä.</i>	30,4	38,3	24,4	63,4	18,8
<i>Ausgrenzung, Kontaktabbruch o.ä.</i>	21,8	20,5	29,7	16,5	6,3
<i>Körperl. Gewalt, Drohungen, Sachbeschädigung o.ä.</i>	5,6	7,3	5,9	31,4	4,3
<i>sexuelle Belästigung/Übergriffe, Vergewaltigung</i>	4,0	5,3	5,6	13,5	1,3

Tabelle 16: Häufigkeiten von Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen sozialen Umfeldern insgesamt (Angaben in Prozent, N = 303)

Die Angehörigen aller drei Gruppen erleben Diskriminierung am häufigsten in der Öffentlichkeit bzw. durch Fremde. Dennoch kommt auch Diskriminierung im näheren sozialen Umfeld, wie z.B. in der Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz, immer wieder vor. Tabelle 17 gibt einen Überblick über die Häufigkeitsverteilung der Diskriminierungserfahrungen in den verschiedenen Bereichen. Die häufigsten Erfahrungen in jeder Gruppe sind grau hervorgehoben.

<i>Umfeld, in dem Diskriminierung erfahren wurde</i>	Lesben & Schwule n = 164	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
<i>in der Familie</i>	40,2	25,9	49,4
<i>in Schule, Studium, Ausbildung, Beruf</i>	63,4	34,5	19,8
<i>im Freundes-/Bekannteskreis</i>	46,3	34,5	46,9
<i>von Fremden, in der Öffentlichkeit</i>	79,9	51,7	65,4
<i>auf Ämtern, bei der Polizei</i>	16,5	19,0	34,6

Tabelle 17: Häufigkeiten von Diskriminierungserfahrungen in verschiedenen sozialen Umfeldern für die drei Gruppen (Angaben in Prozent)

Im folgenden wird näher beschrieben, wie sich die Diskriminierungserfahrungen in den verschiedenen sozialen Bezügen darstellen.

Diskriminierung im familiären Umfeld

Diskriminierung im familiären Umfeld, vor allem in Form von Ausgrenzung und Kontaktabbruch, wird insbesondere von Wohnungslosen erlebt; hier hat jeder zweite Befragte schon einmal derartige Erfahrungen gemacht. In der Gruppe der Menschen mit Behinderung ist jeder vierte von Diskriminierung im familiären Umfeld betroffen; dabei handelt es sich insbesondere um Ausgrenzung sowie um Beleidigungen. Von den befragten Lesben und Schwulen hat einer von fünf Befragten Diskriminierung innerhalb der Familie erlebt, zumeist in Form von dummen Sprüchen oder Beleidigungen. Welche Form diese Art der Diskriminierung haben kann, wurde am Beispiel von Tim unter *Fokus: Beleidigungen in der Familie* bereits detailliert beschrieben. Diskriminierung im familiären Umfeld wirkt sich bei den Angehörigen aller drei Gruppen auf die Lebensqualität aus. So leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden⁶² und sind mit ihrem Leben eher unzufrieden.⁶³

Diskriminierung im beruflichen Umfeld

Fast zwei Drittel der Lesben und Schwulen haben in ihrem beruflichen Umfeld schon einmal Diskriminierung erfahren; zumeist handelt es sich dabei um dumme Sprüche oder Beleidigungen. Demgegenüber ist nur etwa ein Drittel der Menschen mit Behinderung und jeder fünfte Wohnungslose von Diskriminierungserfahrungen im beruflichen Umfeld betroffen, was sich möglicherweise damit erklären läßt, daß die Angehörigen dieser beiden Gruppen nur unzureichend in den Arbeitsmarkt eingebunden sind. Diskriminierung im beruflichen Umfeld wirkt sich bei den Angehörigen aller drei Gruppen auf die Lebensqualität aus. So leiden sie häufiger unter psychosomatischen Beschwerden⁶⁴ und sind mit ihrem Leben eher unzufrieden.⁶⁵ Bei den Menschen mit Behinderung sowie bei den Wohnungslosen liegt die Vermutung nahe, daß es hier eher die verminderten Teilhabechancen im Berufsleben sind, die die Betroffenen als diskriminierend empfinden und unter denen sie leiden.

62 LS: rho = .202, p = .011; MmB: rho = .422, p = .001; W: rho = .239, p = .031

63 LS: r = -.180, p = .027; MmB: r = -.368, p = .005

64 LS: rho = .266, p = .001; MmB: rho = .474, p < .001

65 LS: r = -.235, p = .004; MmB: r = -.334, p = .011; W: r = -.245, p = .027

Diskriminierung im Freundes- und Bekanntenkreis

Etwa die Hälfte der befragten Lesben und Schwulen hat Diskriminierung im Freundes- bzw. Bekanntenkreis erlebt. Auch hier sind es vor allem dumme Sprüche und Beleidigungen, über die die Befragten berichten. Unter *Fokus: Sterotypisierungen im Freundeskreis* wurde am Beispiel von Jutta beschrieben, welche Auswirkungen ein solches Verhalten auf die Betroffenen haben kann. Auch etwa ein Drittel der Menschen mit Behinderung und jeder zweite der befragten Wohnungslosen hat Diskriminierung im Freundeskreis erlebt; bei ihnen stehen Erfahrungen wie Ausgrenzung und Kontaktabbruch an erster Stelle. Diskriminierung im Freundes- und Bekanntenkreis wirkt sich bei den Angehörigen aller drei Gruppen auf die Lebensqualität aus: Sie leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden⁶⁶ und sind mit ihrem Leben weniger zufrieden.⁶⁷

Diskriminierung durch Fremde bzw. in der Öffentlichkeit

Am häufigsten erleben die Angehörigen aller drei Gruppen dumme Sprüche und Beleidigungen durch Fremde bzw. in der Öffentlichkeit. Vier von fünf Lesben und Schwulen haben dies bereits erlebt, sowie die Hälfte der Menschen mit Behinderung und zwei Drittel der Wohnungslosen. Negative Auswirkungen auf die Lebensqualität spüren jedoch nur die Menschen mit Behinderung; sie klagen über eine größere Anzahl psychosomatischer Beschwerden.⁶⁸

Diskriminierung auf Ämtern bzw. bei der Polizei

Auch auf Ämtern bzw. bei der Polizei erleben die Betroffenen Diskriminierung, wenngleich seltener als in anderen sozialen Bezügen. Am häufigsten kommen dumme Sprüche und Beleidigungen vor, die insbesondere bei Lesben und Schwulen und Menschen mit Behinderung mit einer größeren Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden einhergehen.⁶⁹

66 LS: rho = .257, p = .001; MmB: rho = .322, p = .014

67 LS: r = -.272, p = .001; MmB: r = -.317, p = .016; W: r = -.236, p = .034

68 rho = .473, p < .001

69 LS: rho = .238, p = .003; MmB: rho = .237, p = .073

Umfeld der Diskriminierung - Zusammenfassung

Insbesondere Diskriminierung im sozialen Nahraum wirkt sich stark negativ auf die Lebensqualität der Betroffenen aus. Die Ausgrenzung aus bestehenden sozialen Verbänden wie der Familie, dem Freundes- und Bekanntenkreis sowie sozialen Netzen am Arbeitsplatz wird von den Betroffenen als sehr belastend erlebt. Häufiger sind jedoch Diskriminierungserfahrungen in der Öffentlichkeit bzw. von Fremden, die von den Befragten jedoch als weniger dramatisch eingeschätzt werden.

Es konnte gezeigt werden, daß die Befragten in allen drei Gruppen einer Vielzahl sehr heterogener diskriminierender Stressoren ausgesetzt sind. Wie bewältigen die Angehörigen der drei Gruppen solche Erfahrungen? Im folgenden Kapitel wird dieser Frage nachgegangen.

5.4 Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen

5.4.1 Das Gefühl der Benachteiligung als Streßindex

Nach Wheaton (1997) läßt sich Diskriminierung als chronischer Stressor verstehen. Das Gefühl der Benachteiligung, das die Befragten durch die Diskriminierung auf den unterschiedlichen Ebenen erleben, dient daher als Indikator für den Streß, der durch Diskriminierung verursacht wird. Somit wurde der Mittelwert der drei Items berechnet, die das Gefühl der Benachteiligung bezüglich unterschiedlicher Diskriminierungsebenen erfassen: strukturelle Diskriminierung, interpersonelle Diskriminierung und körperliche Gewalt. Das Ergebnis ist ein Indikator für das Ausmaß von Streß, das die Befragten durch die Gesamtheit aller diskriminierungsrelevanten Stressoren erleben. Tabelle 18 gibt einen Überblick darüber, wie stark sich die Angehörigen der drei Gruppen durch Diskriminierung – auf den unterschiedlichen Ebenen sowie insgesamt – benachteiligt fühlen.

<i>Gefühl der Benachteiligung durch...</i>	Lesben & Schwule	Menschen mit Behinderung	Wohnungslose
	n = 164	n = 58	n = 81
<i>strukturelle Diskriminierung</i>	2,75	2,83	2,35
<i>interpersonelle Diskriminierung</i>	2,30	1,94	1,65
<i>Gewalt</i>	2,12	1,55	0,90
<i>Gesamt</i>	2,41	2,11	1,64

Tabelle 18: Gefühl der Benachteiligung in allen drei Gruppen (Skalierung: 0 = gar nicht; 1 = ein wenig; 2 = mittelmäßig; 3 = stark; 4 = sehr stark)

Signifikante Mittelwertsunterschiede finden sich lediglich zwischen der Gruppe der Lesben und Schwulen und der Gruppe der Wohnungslosen. So fühlen sich die befragten Lesben und Schwulen sowohl durch interpersonelle Diskriminierung⁷⁰ als auch durch Gewalt⁷¹ signifikant stärker benachteiligt als die befragten Wohnungslosen. Bezüglich der Benachteiligung durch strukturelle Diskriminierung finden sich keine Unterschiede zwischen den Gruppen.

70 t-Test: $t(236) = 3.496, p = .001, MW = 1.65$ vs. 2.30

71 t-Test: $t(226) = 5.011, p < .001, MW = 0.95$ vs. 2.12

Streß und Lebensqualität

In allen drei Gruppen geht eine hohe Belastung durch Streß mit häufigen psychosomatischen Beschwerden einher.⁷² Nur bei den Menschen mit Behinderung findet sich auch ein Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit: Jene Menschen mit Behinderung, die sich durch Diskriminierung stark gestreßt fühlen, sind mit ihrem Leben weniger zufrieden.⁷³ Für die Lesben und Schwulen und für die Wohnungslosen läßt sich ein derartiger Zusammenhang nicht feststellen.

5.4.2 Bewältigungsstrategien

Die Bewältigungsstrategien, die die Befragten zum Umgang mit struktureller Diskriminierung anwenden, wurden mithilfe von 20 Items auf einer fünfstufigen Skala erfaßt.⁷⁴ Zum Zweck besserer Interpretierbarkeit wurden die Items einer Faktorenanalyse unterzogen (Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation bzw. schiefwinkliger Rotation). Als beste Lösung erwies sich eine Lösung mit fünf Faktoren nach Varimax-Rotation, die insgesamt 54,74 % der Varianz aufklären. Die schiefwinkliger Rotation brachte im wesentlichen die gleichen Ergebnisse.⁷⁵

Die umseitige Tabelle listet die extrahierten Faktoren sowie die durch sie aufgeklärte Varianz auf. Darüberhinaus sind die Faktorladungen der einzelnen Items angegeben. Zudem wird die Häufigkeit angeführt, mit der die Befragten aus den drei untersuchten Gruppen verschiedene Bewältigungsstrategien anwenden, um mit struktureller Diskriminierung umzugehen (mind. „trifft zum Teil zu“). Strategien, die von mindestens zwei Dritteln der Befragten angewendet werden, sind hervorgehoben.

72 LS: rho = .188, p = .027; MmB: rho = .448, p = .002; W: rho = .515, p < .001

73 rho = -.289, p = .049

74 Antwortabstufung von „trifft gar nicht zu“ bis „trifft voll und ganz zu“

75 Tabellen zu den Faktorladungen der Items, Eigenwerten, Kommunalitäten und aufgeklärter Varianz finden sich im Anhang.

ERGEBNISSE

Faktor	Faktorladung	Items	L&S n = 164	MmB n = 58	W n = 81
Verdrängung und Schuldgefühle - 15,05% -	.737	3. Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	42,1	44,8	75,3
	.710	5. Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	56,7	72,4	82,7
	.597	4. Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	60,4	60,3	77,8
	.567	10. Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	50,0	63,8	66,7
	.531	8. Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	25,0	37,9	69,1
	.524	16. Ich wünschte, ich wäre nicht lesbisch/schwul bzw. behindert bzw. wohnungslos.	11,6	62,1	85,2
Sozialer Austausch - 10,87% -	.825	2. Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	85,4	91,4	69,1
	.686	9. Ich frage andere Lesben/Schwule bzw. Menschen mit Behinderung bzw. Wohnungslose, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	76,8	82,8	64,2
	-.518	1. Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	54,9	77,6	82,7
Hinwendung an höhere Instanzen - 10,56% -	.620	14. Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	22,6	55,2	65,4
	.619	6. Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	39,0	72,4	48,1
	.593	15. Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	12,8	22,4	44,4
Grübeln und Abkapseln - 10,40% -	.754	12. Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	59,8	58,6	64,2
	.639	18. Mir gehen Rachege Gedanken durch den Kopf.	40,9	20,7	23,5
	.577	7. Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	29,3	31,0	35,8
Herunterspielen - 7,88% -	.706	13. Ich sage mir, es ist mir egal.	42,7	22,4	42,0
	.705	17. Ich mache Witze darüber.	47,0	37,9	40,7
Eliminierte Items		11. Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	11,0	8,6	53,1
		19. Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	48,2	67,2	79,0
		20. Ich versuche künftig zu verbergen, daß ich ls/b/w bin.	21,3	27,6	54,3

Tabelle 19: Bewältigungsstrategien: Faktoren incl. Varianzaufklärung, Faktorladungen der Items sowie Häufigkeiten für die drei Gruppen (Angaben in Prozent, N = 303)

Die befragten Lesben und Schwulen wenden mit Abstand am häufigsten solche Strategien an, die ihnen den Austausch mit anderen über ihre Erlebnisse ermöglichen. Sie behalten das Erlebte in der Regel nicht für sich sondern suchen das Gespräch darüber (Items 2, 9). Danach folgen Strategien wie die intensive Auseinandersetzung mit dem

Geschehen, die Analyse der Situation sowie die Beschäftigung mit sich selbst (Items 1, 4, 12), gefolgt von Ablenkungs- oder Vermeidungsstrategien (Items 3, 10). Auch die Menschen mit Behinderung wenden vor allem Strategien an, bei denen sie sich mit anderen über ihre Erlebnisse austauschen oder sich beschweren (Items 2, 6, 9). Danach folgen Strategien wie der Versuch, alleine mit dem Erlebten zurechtzukommen, sich davon abzulenken oder das Erlebte zu bagatellisieren (Items 3, 10, 19). Die befragten Wohnungslosen setzen am häufigsten Strategien ein, die sich mit Vermeiden, Bagatellisieren und Eskapismus umschreiben lassen (Items 3, 5, 16, 19). Danach folgen Strategien wie die intensive Auseinandersetzung mit dem Erlebten, die Beschäftigung mit sich selbst und die Analyse, inwieweit das eigene Verhalten mit zu der Situation beigetragen hat (Items 1, 4, 8).

Ein Blick auf die Faktorwerte verrät, wie häufig die Strategien in den einzelnen Gruppen angewendet werden. Tabelle 20 stellt die mittleren Faktorwerte für alle drei Gruppen gegenüber. Dabei bedeuten positive Zahlen eine überdurchschnittliche Anwendung der Strategie in den Gruppen, negative Zahlen hingegen eine unterdurchschnittliche Anwendung. Diejenigen Werte, die auf eine überdurchschnittlich häufige Anwendung der jeweiligen Strategie hindeuten, sind grau unterlegt.

Faktoren	Lesben & Schwule n = 164	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
<i>Faktor 1: Verdrängung und Schuldgefühle</i>	-.361	-.030	.746
<i>Faktor 2: sozialer Austausch</i>	.229	.141	-.574
<i>Faktor 3: Hinwendung an höhere Instanzen</i>	-.472	.508	.524
<i>Faktor 4: Grübeln und Abkapseln</i>	.117	-.341	.047
<i>Faktor 5: Herunterspielen</i>	.032	-.222	.120

Tabelle 20: Faktormittelwerte für die drei Gruppen

Bereits hier zeigt sich, daß die Angehörigen der drei Gruppen unterschiedliche Bewältigungsstrategien anwenden. Im folgenden werden die fünf Faktoren inhaltlich beschrieben. In diesem Zusammenhang wird außerdem die Ausprägung der Faktoren in den einzelnen Gruppen thematisiert und dargestellt, mit welchen anderen Merkmalen die einzelnen Bewältigungsstrategien einhergehen.

Faktor 1: Verdrängung und Schuldgefühle

Inhaltlich zeichnet sich dieser Faktor durch eine starke innere Verstrickung der Person aus: Sie versucht einerseits, sich von dem Erlebten abzulenken und es zu verdrängen („Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen“; „Ich versuche, nicht so viel daran zu denken“); andererseits erfolgt eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhalten und mit eigenen Anteilen, die die Situation womöglich mitverursacht haben könnten („Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können“; „Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin“).

Diese Strategie wird insbesondere von Wohnungslosen angewendet, um mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen.⁷⁶ Bei den Lesben und Schwulen steht ein solch verstricktes Bewältigungsverhalten darüber hinaus in Zusammenhang mit einer schwach ausgeprägten sozialen Identität.⁷⁷ Unter Menschen mit Behinderung sind es vor allem jene Personen, die noch nicht so lange mit ihrer Behinderung leben, die diese Strategie anwenden.⁷⁸ Aber auch Menschen mit Behinderung, die sich stark diskriminiert fühlen, grübeln eher und kapseln sich ab, wenn sie mit der Benachteiligung starke aggressive Gefühle verbinden.⁷⁹ Insgesamt läßt sich festhalten, daß mit diesem verstrickten Bewältigungsmuster eine eher niedrige Lebenszufriedenheit⁸⁰ und eine starke Belastung durch psychosomatische Beschwerden einhergeht.⁸¹

Faktor 2: Sozialer Austausch

Dieser Faktor läßt sich eindeutig mit sozialem Austausch beschreiben. Die Person teilt die eigenen Erfahrungen anderen Menschen mit und will auch deren Meinung und Erfahrungen wissen („Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen“; „Ich frage andere Lesben und Schwule bzw. Menschen mit Behinderung bzw. Wohnungslose, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben“).

Diese Strategie wird insbesondere von Lesben und Schwulen und von Menschen mit Behinderung angewendet, um mit struktureller Diskriminierung umzugehen.⁸² Vor allem

76 t-Test: LS/W: $t(205) = -8.621, p < .001$, MW s. Tabelle 20; MmB/W: $t(124) = -4.692, p < .001$, MW s.

Tabelle 20

77 $r = -.180, p = .037$

78 $r = -.362, p = .006$

79 $\beta = .322, p = .019$; Anstieg der Varianzaufklärung von 6.2% auf 15.8%

80 LS: $r = -.145, p = .092$; MmB: $r = -.349, p = .008$; W: $r = -.246, p = .042$

81 LS: $\rho = .171, p = .044$; MmB: $\rho = .299, p = .024$

82 t-Test: LS/W: $t(205) = 5.745, p < .001$, MW s. Tabelle 20; MmB/W: $t(124) = 4.136, p < .001$, MW s. Tabelle

20

jene Lesben und Schwulen, die sich durch strukturelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen, tauschen sich mit anderen über ihre Erfahrungen aus.⁸³ Im allgemeinen haben Befragte, die sozialen Austausch als Bewältigungsstrategie für Diskriminierungserfahrungen wählen, eine stark ausgeprägte soziale Identität.⁸⁴

Faktor 3: Hinwendung an höhere Instanzen

Faktor 3 ist gekennzeichnet durch die Anrufung höherer Instanzen im allgemeinen („Ich beschwere mich bei offizieller Stelle“; „Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden“) sowie der Suche nach instrumenteller Unterstützung im besonderen („Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle“).

Es sind eher die befragten Menschen mit Behinderung und die Wohnungslosen, die diese Strategie im Umgang mit Diskriminierung anwenden.⁸⁵ Insbesondere Wohnungslose mit stark ausgeprägter sozialer Identität wenden sich an höhere Instanzen.⁸⁶

Faktor 4: Grübeln und Abkapseln

Der Inhalt dieses Faktors lässt sich mit depressivem Rückzug („Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück“; „Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch“) und Rachephantasien beschreiben („Mir gehen Rachegeanken durch den Kopf“).

Es sind insbesondere Lesben und Schwule, die sich als Reaktion auf Diskriminierung grübelnd abkapseln⁸⁷, und zwar vor allem jene, die sich durch strukturelle Diskriminierung stark benachteiligt fühlen⁸⁸ und deren soziale Identität nur schwach ausgeprägt ist.⁸⁹ Allgemein gehen mit dieser Bewältigungsstrategie eine geringe Lebenszufriedenheit⁹⁰ und häufige psychosomatische Beschwerden einher.⁹¹

83 $r = .294, p < .001$

84 LS: $r = .434, p < .001$; MmB: $r = .283, p = .037$; W: $r = .383, p = .003$

85 t-Test: LS/MmB: $t(193) = -7.473, p < .001$, MW s. Tabelle 20; LS/W: $t(205) = -7.966, p < .001$, MW s. Tabelle 20

86 $r = .344, p = .008$

87 t-Test: LS/MmB: $t(193) = 3.082, p = .002$, MW s. Tabelle 20

88 $r = .286, p = .001$

89 $r = -.254, p = .003$

90 LS: $r = -.313, p < .001$; MmB: $r = -.293, p = .029$

91 LS: $\rho = .337, p < .001$; MmB: $\rho = .388, p = .003$; W: $\rho = .206, p = .089$

Faktor 5: Herunterspielen

Faktor 5 lässt sich inhaltlich beschreiben durch Bagatellisierung; die Betroffenen versuchen, das Geschehen auf die leichte Schulter zu nehmen und nicht allzu nah an sich herankommen zu lassen („Ich sage mir, es ist mir egal“; „Ich mache Witze darüber“).

In der Häufigkeit der Anwendung dieser Strategie unterscheiden sich die Gruppen nicht. Dennoch ist das Bild bezüglich dieser Strategie nicht eindeutig. Menschen mit Behinderung, die diese Strategie nutzen, fühlen sich durch strukturelle Diskriminierung eher nicht benachteiligt.⁹² Zudem leiden sie eher nicht unter psychosomatischen Beschwerden.⁹³ Bei Wohnungslosen hingegen, die diese Strategie nutzen, treten psychosomatische Beschwerden tendenziell häufiger auf.⁹⁴ Möglicherweise wirkt die Strategie also im einen Fall entlastend und dient im anderen Fall lediglich der Unterdrückung von Gefühlen.

Subjektiver Bewältigungserfolg

Der subjektive Bewältigungserfolg wurde auf einer fünfstufigen Skala erfasst.⁹⁵ Die drei Gruppen unterscheiden sich signifikant in ihrem Bewältigungserfolg.⁹⁶ So schätzen die befragten Wohnungslosen ihren Bewältigungserfolg signifikant schlechter ein als die Lesben und Schwulen und die Menschen mit Behinderung. Im folgenden wird genauer untersucht, welche Faktoren mit einem als günstig beurteilten Bewältigungsverlauf einhergehen.

92 $r = -.290$, $p = .029$

93 $\rho = -.257$, $p = .054$

94 $\rho = .207$, $p = .087$

95 schlecht; eher schlecht; mittelmäßig; eher gut; gut

96 t-Test: LS/MmB: $t(212) = 2.471$, $p = .014$, $MW = 2.87$ vs. 2.51 ; LS/W: $t(240) = 7.323$, $p < .001$, $MW = 2.87$ vs. 1.86 ; MmB/W: $t(132) = 3.104$, $p = .002$, $MW = 2.51$ vs. 1.86

Welche Bewältigungsstrategien helfen den Befragten?

Um herauszufinden, welche der fünf Bewältigungsstrategien mit einem positiven und welche mit einem eher negativen Bewältigungsverlauf einhergehen, wurde eine Regressionsanalyse durchgeführt. Tabelle 21 stellt dar, in welchem Zusammenhang die von den Befragten angegebenen Bewältigungsstrategien mit dem von ihnen genannten Bewältigungserfolg stehen.

Prädiktor	beta	p
<i>Faktor 1: Verdrängung und Schuldgefühle</i>	-.410	<.001
<i>Faktor 4: Grübeln und Abkapseln</i>	-.277	<.001
<i>Faktor 3: Hinwendung an höhere Instanzen</i>	-.144	.007
<i>Faktor 2: sozialer Austausch</i>	.139	.010
<i>Faktor 5: Herunterspielen</i>	.009	.866
Varianzaufklärung	R² = .287	

Tabelle 21: Regressionsanalyse für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien (N = 303)

Insgesamt klären die fünf Bewältigungsstrategien 28,7% der Varianz des Bewältigungserfolgs auf.

Auffällig ist, daß die kognitiven und konativen Reaktionen, die durch die Faktoren „Verdrängung und Schuldgefühle“, „Grübeln und Abkapseln“ sowie „Hinwendung an höhere Instanzen“ repräsentiert sind, offenbar mit einem als negativ beurteilten Bewältigungsverlauf einhergehen. Die innere Verstrickung zwischen Verdrängung und Auseinandersetzung mit eigenen Anteilen, die selbstgewählte Isolation und die ständige Beschäftigung mit dem Erlebten sowie der Appell an höhere Instanzen werden offenbar nicht als geeignet erfahren, die erfahrene Diskriminierung befriedigend und abschließend zu verarbeiten. Jedoch ist auch denkbar, daß gerade die Anwendung dieser Strategien die negativen Gefühle der Befragten noch verstärkt. Die Kausalrichtung ist hier nicht klar. Im Gegensatz zu diesen Strategien geht der Faktor „sozialer Austausch“ mit einem eher positiven Bewältigungsverlauf einher.

Tabelle 22 zeigt das Ergebnis für getrennte multiple Regressionsanalysen für die drei Gruppen.

<i>Prädiktoren</i>	Lesben und Schwule n = 164		Menschen mit Behinderung n = 58		Wohnungslose n = 81	
	<i>beta</i>	<i>p</i>	<i>beta</i>	<i>p</i>	<i>beta</i>	<i>p</i>
<i>Faktor 1: Verdrängung und Schuldgefühle</i>	-0.375	< .001	-0.328	.009	-0.286	.027
<i>Faktor 4: Grübeln und Abkapseln</i>	-0.360	< .001	-0.389	.004	-0.215	.077
<i>Faktor 3: Hinwendung an höhere Instanzen</i>	-0.158	.057	.259	.071	-0.132	.292
<i>Faktor 2: sozialer Austausch</i>	.088	.268	.096	.492	.017	.890
<i>Faktor 5: Herunterspielen</i>	.024	.757	.134	.285	-.052	.670
Varianzaufklärung	<i>R</i>² = .260		<i>R</i>² = .352		<i>R</i>² = .124	

Tabelle 22: Getrennte Regressionsanalysen für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien

Hier fällt auf, daß der Faktor „Hinwendung an höhere Instanzen“ lediglich für die Menschen mit Behinderung einen förderlichen Beitrag zum Bewältigungserfolg leistet, wenn auch nur in der Tendenz. Es ist denkbar, daß die Angehörigen dieser Gruppe noch am ehesten das Gefühl haben, durch eigenen Einsatz etwas verändern zu können, z.B. indem sie sich über Barrieren oder erschwerte Zugänge im allgemeinen beschweren. Auch in den Interviews wird deutlich, daß die Befragten von ihrem Recht sich zu beschweren durchaus Gebrauch machen und immer wieder auf Mißstände hinweisen (z.B. Rita, 346-349; Thorsten, 197-205), wie im folgenden unter *Fokus: Umgang mit Barrieren* noch deutlich werden wird. Eine Moderatoranalyse hat gezeigt, daß Menschen mit Behinderung sich vor allem dann an höhere Instanzen wenden, wenn sie sich stark diskriminiert fühlen und zudem starke aggressive Gefühle haben.⁹⁷ Hier wirken die aggressiven Gefühle offenbar eher als Ansporn, aktiv zu werden und im Sinne problemfokussierter Bewältigung zu handeln (siehe auch Lazarus und Folkman, 1984; Allison, 1998).

In allen drei Gruppen klären die Faktoren „Verdrängung und Schuldgefühle“ und „Grübeln und Abkapseln“ den größten Anteil der Varianz auf, bei den Wohnungslosen jedoch nur tendenziell. Überhaupt fällt in der Gruppe der Wohnungslosen die vergleichsweise geringe Varianzaufklärung von nur 12,4% ins Auge. Möglicherweise ist dies ein Indiz dafür, daß das Bewältigungsverhalten der Wohnungslosen durch die Faktorenlösung nicht

97 beta = .298, p = .034; Anstieg der Varianzaufklärung von 2.3% auf 10.5%

adäquat repräsentiert wird.⁹⁸ Bivariate Korrelationen zwischen den einzelnen Faktoren und dem Bewältigungserfolg führen im wesentlichen zum gleichen Ergebnis.

Wie zu erwarten war, spielen Bewältigungsstrategien auch eine Rolle als Moderator für die Beziehung zwischen Streß und Lebenszufriedenheit (siehe auch DeLongis, Folkman und Lazarus, 1988; Richter, 1997; Foster, 2000). Für sich genommen wirkt sich die Bewältigungsstrategie „Hinwendung an höhere Instanzen“ negativ auf die Lebenszufriedenheit aus.⁹⁹ Der Streß hat für sich genommen keinen signifikanten Einfluß auf die Lebenszufriedenheit. Durch den signifikanten Produktterm wird deutlich, daß Lesben und Schwule, die sich stark diskriminiert fühlen, mit ihrem Leben eher zufrieden sind, wenn sie sich an höhere Instanzen wenden.¹⁰⁰

Ein Moderationseffekt für den Zusammenhang zwischen Streß und Bewältigungserfolg ließ sich nicht finden.

An dieser Stelle sei darauf verwiesen, daß effektive Bewältigungsstrategien auch mit einer offenen Frage erfaßt wurden. Leider wurde diese Frage nur von wenigen Personen beantwortet. Tabelle 23 stellt dar, welche Strategien von den Befragten als geeignet erfahren werden, um mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen.

Effektive Bewältigungsstrategien im Umgang mit Diskriminierung	Lesben & Schwule n = 104	Menschen mit Behinderung n = 44	Wohnungslose n = 55	Gesamt N = 203
<i>Gespräche</i>	62,5	63,6	34,5	55,2
<i>Ablenkung, Verdrängung</i>	12,5	38,6	30,9	23,2
<i>selbstbewußt reagieren</i>	21,2	18,2	5,5	16,3
<i>Auseinandersetzung mit dem Geschehen</i>	18,3	11,4	9,1	14,3
<i>Humor, Optimismus</i>	13,5	2,3	9,1	9,9
<i>Solidarität</i>	12,5	-	5,5	7,9
<i>Alkohol, Drogen</i>	1,0	-	23,6	6,9

Tabelle 23: Als effektiv empfundene Bewältigungsstrategien im Umgang mit Diskriminierung

Auch in den Antworten auf diese offene Frage zeigt sich, daß es insbesondere Gespräche sind, die die Befragten im Rahmen der Bewältigung als effektiv einschätzen. Danach folgen Strategien wie Ablenkung bzw. Verdrängung, die aktive Auseinandersetzung mit

98 Getrennte Faktorenanalysen konnten für die drei Gruppen aufgrund der geringen Stichprobengrößen nicht berechnet werden.

99 beta = -.172, p = .042

100 beta = .186, p = .028; Anstieg der Varianzaufklärung von 3.6% auf 7%

dem Geschehen und eine selbstbewußte Reaktion auf die Situation. In der Diskussion wird die Rolle von Gesprächen im Kontext der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen erneut aufgegriffen.

Für alle drei Gruppen läßt sich ein Zusammenhang zwischen dem Bewältigungserfolg und der Lebenszufriedenheit sowie mit der Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden feststellen: Jene Befragten, die ihren Bewältigungsverlauf als gut einschätzen, sind im allgemeinen mit ihrem Leben zufriedener¹⁰¹ und leiden seltener unter psychosomatischen Beschwerden.¹⁰² Nicht zuletzt ist den Angehörigen aller drei Gruppen gemeinsam, daß sie ihren Bewältigungserfolg als eher negativ einschätzen, wenn sie mit Diskriminierung anomische¹⁰³, aggressive¹⁰⁴ oder Belastungsgefühle¹⁰⁵ verbinden.

Die soziale Identität wurde im Zusammenhang mit den einzelnen Bewältigungsstrategien bereits angesprochen. Welche wichtige Rolle sie im Bewältigungsprozeß spielt, wird im folgenden herausgearbeitet.

101 LS: $r = .338$, $p < .001$; MmB: $r = .642$, $p < .001$; W: $r = .402$, $p < .001$

102 LS: $\rho = -.193$, $p = .014$; B: $\rho = -.483$, $p < .001$; W: $\rho = -.365$, $p = .001$

103 LS: $r = -.507$, $p < .001$; MmB: $r = -.653$, $p < .001$; W: $r = -.355$, $p = .001$

104 LS: $r = -.350$, $p < .001$; W: $r = -.236$, $p = .037$

105 LS: $r = -.331$, $p < .001$; MmB: $r = -.417$, $p = .003$; W: $r = -.301$, $p = .008$

5.4.3 Soziale Identität

Die soziale Identität der Befragten wurde in allen drei Gruppen erfaßt.^{106 107} Tabelle 24 gibt einen Überblick über die Zustimmungshäufigkeiten zu den Items der Skala *soziale Identität* in den verschiedenen Gruppen.

Items der Skala „Soziale Identität“	Lesben & Schwule n = 164	Menschen mit Behinderung n = 58	Wohnungslose n = 81
1. Ich interessiere mich dafür, wie es anderen L&S/MmB/W geht.	97,0	94,8	81,5
2. Ich setze mich aktiv für L&S/MmB/W ein (z.B. ehrenamtliche Arbeit).	63,4	60,3	53,1
3. Ich versuche, der Begegnung mit anderen L&S/MmB/W möglichst aus dem Weg zu gehen.	9,1	13,8	34,6
4. Ich bin eng befreundet mit anderen L&S/MmB/W.	95,7	87,9	81,5
5. Ich setze mich aktiv dafür ein, daß L&S/MmB/W die selben Rechte erhalten wie andere Menschen.	73,8	75,9	79,0
6. Ich habe viel mit anderen L&S/MmB/W gemeinsam.	86,0	89,7	81,5
7. Ich nehme an Protestaktionen für die Gleichstellung von L&S/MmB/W teil (z.B. Demonstrationen, Sitzblockaden).	61,0	46,6	49,4
8. Ich habe nur oberflächliche Kontakte zu anderen L&S/MmB/W.	14,0	17,2	43,2

Tabelle 24: Zustimmungshäufigkeiten (mind. „stimmt zum Teil“) zu den Items der Skala „Soziale Identität“ für alle drei Gruppen (Angaben in Prozent); Items, denen mindestens zwei Drittel der Befragten zugestimmt haben, sind grau hervorgehoben

In der Gruppe der Lesben und Schwulen geben 57,9% der Befragten und insbesondere Männer an, sich stark zu identifizieren. Bei den Menschen mit Behinderung haben 50% der Befragten eine stark ausgeprägte soziale Identität. In der Gruppe der Wohnungslosen identifizieren sich hingegen nur 27,2% der Befragten stark mit ihrer Gruppe.¹⁰⁸

Die hohen Zustimmungsraten zu den Items der Skala „soziale Identität“ sowie die Zusammenhänge mit anderen Variablen legen nahe, daß das Konzept der sozialen Identität für Lesben und Schwule die größte Rolle spielt. Lesben und Schwule, die sich stark mit

106 Eine Überprüfung der Eindimensionalität der Skala ergab zwei Faktoren: Faktor 1 drückt dabei eher die emotionale Nähe zu anderen Gruppenangehörigen aus (Items 1, 4, 6, sowie Items 3 und 8 mit negativem Vorzeichen). In Faktor 2 hingegen kommt der tatkräftige Einsatz für die Gruppe zum Tragen (Items 2, 5, 7).

107 Cronbachs Alpha = .768

108 t-Test: LS/W: $t(226) = 4.374, p < .001, MW = 2.46$ vs. 2.91 ; MmB/W: $t(121) = 2.885, p = .005, MW = 2.46$ vs. 2.86

ihrer Gruppe identifizieren, erleben zwar häufiger Gewalt¹⁰⁹ – möglicherweise sind sie aufgrund ihres offenen Bekenntnisses zur Gruppe für andere Menschen leichter identifizierbar –, insgesamt sind sie jedoch mit ihrem Leben zufriedener.¹¹⁰ Bei den behinderten Menschen ist die Ausprägung der sozialen Identität vom Alter und der Dauer der Behinderung abhängig. So haben ältere Menschen eine tendenziell stärkere soziale Identität¹¹¹, und jene, die erst seit kurzer Zeit mit ihrer Behinderung leben, identifizieren sich weniger stark als jene, die ihre Behinderung schon länger haben.¹¹² Diese Zusammenhänge zeigen sich in den anderen beiden Gruppen interessanterweise nicht, obwohl die Erkenntnisse aus den Interviews bestätigen, daß insbesondere in der Gruppe der Lesben und Schwulen ähnliche Identitätsbildungsprozesse ablaufen.

Ein Befund jedoch zeigt sich über alle drei Gruppen hinweg: Personen mit stark ausgeprägter sozialer Identität fühlen sich durch die bestehenden strukturellen Bedingungen stärker benachteiligt.¹¹³

Aus früheren Forschungsarbeiten ist bekannt, daß die soziale Identität nicht nur eine wichtige Rolle spielt beim Umgang mit Diskriminierung (Branscombe und Ellemers, 1998), sondern daß sie auch die negativen Auswirkungen von Diskriminierung auf das Wohlbefinden abpuffern kann (Branscombe, Schmitt und Harvey, 1999). Deshalb wurde überprüft, welchen Einfluß die soziale Identität auf die Beziehung zwischen Streß und Bewältigungsstrategien sowie auf die Beziehung zwischen Streß und psychosomatischen Beschwerden hat.

Für den Zusammenhang zwischen Streß und Bewältigungsstrategien ist die soziale Identität entscheidend. Für sich genommen haben weder Streß noch soziale Identität einen signifikanten Einfluß auf die Wahl der Bewältigungsstrategie. Jedoch wenden sich Lesben und Schwule, die sich stark diskriminiert fühlen, umso eher an höhere Instanzen, wenn sie sich auch stark mit ihrer Gruppe identifizieren.¹¹⁴

Auch bei den Menschen mit Behinderung spielt die soziale Identität als Moderator eine wichtige Rolle. Für sich genommen haben weder Streß noch soziale Identität einen signifikanten Einfluß auf die Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden. Jedoch leiden jene Menschen mit Behinderung, die sich stark diskriminiert fühlen, häufiger unter psy-

109 t-Test: $t(158) = -2.923$, $p = .004$, $MW = 2.80$ vs. 3.13

110 $r = .266$, $p = .001$

111 $r = .236$, $p = .083$

112 $r = .322$, $p = .017$

113 LS: $r = .183$, $p = .021$; MmB: $r = .323$, $p = .016$; W: $r = .375$, $p = .002$

114 $\beta = .214$, $p = .014$; Anstieg der Varianzaufklärung von 0.5% auf 4.9%

chosomatischen Beschwerden, wenn sie sich stark mit ihrer Gruppe identifizieren.¹¹⁵

Welche Rolle spielt die soziale Identität für den Bewältigungserfolg?

Interessant ist nun, welche Bedeutung der sozialen Identität für den subjektiven Bewältigungserfolg zukommt. Tabelle 25 stellt die Ergebnisse einer multiplen Regressionsanalyse mit den fünf Bewältigungsstrategien und der sozialen Identität dar.

<i>Prädiktoren</i>	Lesben und Schwule n = 164		Menschen mit Behinderung n = 58		Wohnungslose n = 81		Gesamt N = 303	
	<i>beta</i>	<i>p</i>	<i>beta</i>	<i>p</i>	<i>beta</i>	<i>p</i>	<i>beta</i>	<i>p</i>
<i>Faktor 1: Verdrängung und Schuldgefühle</i>	-.307	.001	-.322	.013	-.104	.499	-.386	<.001
<i>Faktor 2: sozialer Austausch</i>	-.004	.969	.075	.608	-.053	.737	.111	.076
<i>Faktor 3: Hinwendung an höhere Instanzen</i>	-.128	.129	.280	.055	-.115	.445	-.157	.005
<i>Faktor 4: Grübeln und Abkapseln</i>	-.312	<.001	-.386	.006	-.194	.171	-.268	<.001
<i>Faktor 5: Herunterspielen</i>	.011	.892	.139	.283	.050	.728	.033	.546
<i>Soziale Identität</i>	.166	.088	.050	.700	.066	.679	.088	.176
Varianzaufklärung	23,6%		27,4%		5,6%		26,4%	

Tabelle 25: Getrennte Regressionsanalysen für die Vorhersage des Bewältigungserfolgs aus den Bewältigungsstrategien und der sozialen Identität.

Nur bei Lesben und Schwulen leistet die soziale Identität einen wesentlichen Beitrag zum Bewältigungserfolg. Für Menschen mit Behinderung und auch für Wohnungslose spielt die soziale Identität für den Bewältigungserfolg keine Rolle.¹¹⁶

In der Gruppe der Lesben und Schwulen moderiert die soziale Identität zudem die Beziehung zwischen Streß und Bewältigungserfolg. Für sich genommen wirkt sich Streß negativ auf den Bewältigungserfolg aus¹¹⁷, die soziale Identität hingegen hat einen positiven Einfluß. Diejenigen Lesben und Schwulen, die sich stark diskriminiert fühlen, be-

¹¹⁵ beta = .335, p = .014; Anstieg der Varianzaufklärung von 4.5% auf 15.3%

¹¹⁶ Das zeigt sich auch in den einzelnen Produkt-Moment-Korrelationen zwischen der sozialen Identität und dem Bewältigungserfolg: LS: r = .271, p = .001; MmB: r = .148, p = .307; W: r = .009, p = .944

¹¹⁷ beta = .332, p < .001

wältigen das Erlebte besser, wenn sie sich stark mit ihrer Gruppe identifizieren.¹¹⁸ Die besondere Rolle der sozialen Identität für die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen aber auch für den Umgang mit dem Stigma an sich wird in der Diskussion wieder aufgegriffen.

Vorläufiges Fazit

Die Analyse der quantitativen Daten hat gezeigt, daß Personen, die zur Bewältigung von struktureller Diskriminierung Strategien einsetzen wie depressiven Rückzug oder die Verdrängung des Geschehens, ihren Bewältigungserfolg als gering einstufen. Demgegenüber schätzen die Befragten, die den sozialen Austausch mit anderen über ihre Erlebnisse suchen, ihre Bewältigung als eher günstig ein. Dieser Befund läßt sich jedoch nur für die Gesamtstichprobe finden und ist zudem nur marginal signifikant. Darüber hinaus hat sich gezeigt, daß die soziale Identität offenbar eine wichtige Rolle bei der Bewältigung von Diskriminierung spielt, insbesondere in der Gruppe der Lesben und Schwulen. Im folgenden soll daher anhand von Interviewpassagen genauer verdeutlicht werden, wie die Befragten konkrete Situationen bewältigen, und welche Rolle ihre soziale Identität im Umgang mit diesen Erlebnissen spielt.

118 $\beta = .182$, $p = .013$; Anstieg der Varianzaufklärung von 18.7% auf 21.9%

5.4.4 Der Umgang mit konkreten Situationen

Lesben und Schwule

Im folgenden wird beschrieben, wie die interviewten Lesben und Schwulen mit unterschiedlichen diskriminierenden Situationen umgehen. Dabei folgt zunächst eine Beschreibung der Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit interpersoneller Diskriminierung. Hier werden neben subtilen Formen der Ausgrenzung wie Heteronormativität, übertriebenen Attributionen auf Homosexualität und engen Geschlechterrollen auch offene Beschimpfungen thematisiert. Abschließend wird die Bewältigung der Lebenssituation an sich betrachtet, um die in Kapitel 4.2 erwähnte Verflechtung der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung der Diskriminierung näher zu ergründen.



Fokus: Umgang mit Heteronormativität und mit übertriebener Attribution auf Homosexualität

„Mensch, warum bist du denn hetero geworden, hattest du mal schlechte Erfahrungen mit Frauen?“ (Jutta, 910-912)

Die Befragten haben es alle schon erlebt, daß andere Menschen in der Regel zunächst davon ausgehen, sie seien heterosexuell (siehe *Fokus: Heteronormativität*). Auf subtile Art wirkt auch die Erwartungshaltung, die mit der Wahrnehmung der Homosexualität einer anderen Person einhergeht, oder wie Tim sagt: „Alles, was du machst, bewerten sie vor dem Hintergrund, daß du schwul bist.“ (365) (siehe *Fokus: übertriebene Attribution auf Homosexualität*). So wird das Verhalten einer Person immer in Verbindung mit ihrer Homosexualität gebracht, was mitunter bizarre Blüten treibt. Die Absurdität dieser Sichtweise wird deutlich, wenn man sie einmal umkehrt: Würde man die Art, wie eine Person ihre Einkaufstüten trägt (Tim führt dieses Beispiel an, 367-368) mit ihrer Heterosexualität in Beziehung setzen oder gar damit erklären, so würde dies den meisten Menschen höchst verwunderlich vorkommen. Bei Lesben und Schwulen jedoch werden genau derartige bizarre Zusammenhänge am laufenden Band konstruiert. Bereits Goffman (1967) beschreibt, daß stigmatisierte Personen in allen möglichen Situationen nach ihrem Stigma definiert werden, und daß im Umgang mit Stigmatisierten die üblichen Interpretationsmuster für Verhalten nicht mehr greifen: Alles, was derjenige sagt und tut, wird in Bezug zum Stigma gesetzt und auf das Stigma attribuiert. Eine gerne genutzte Reaktion der Betroffenen auf derartige Situationen ist es, den Spieß einfach umzudrehen, um den anderen zu verdeutlichen, wie absurd ihre Sichtweise ist.

Jutta: Ich habe mal zu einer gesagt: „Mensch, warum bist du denn hetero geworden, hattest du echt mal Probleme mit deiner Mutter oder schlechte Erfahrungen mit Frauen?“ Die haben sich gekugelt vor Lachen, die Frauen, und ich hoffe, sie haben ein bißchen kapiert. Das habe ich mir aber auch richtig vorgenommen, diese Reaktion, die war nicht spontan. Ich habe richtig überlegt, wie mache ich das, weil ich keine Lust habe, immer so ernsthaft zu erklären. Und da habe ich gedacht, das ziehe ich mal durch, und das habe ich dann auch gemacht, und ich hoffe, sie haben daran wirklich was verstanden. [909-917]

Die erstaunten bis belustigten Reaktionen, die Jutta erfährt, verraten wenig darüber, ob dieser plötzliche Perspektivenwechsel die Angesprochenen zum Nachdenken anregt. Möglicherweise führt es bei der einen oder anderen zu einer Art Aha-Effekt. Eine solche Konfrontation erfolgt spontan oder geplant, oder einfach aus dem Bedürfnis heraus, einmal anders zu reagieren als gewohnt. Die aktuelle Stimmung und die Tagesform der Betroffenen spielen hierbei eine große Rolle, und nicht immer steht den Betroffenen der Sinn nach einer schlagfertigen Antwort.

Im Falle solcher eher subtiler Formen von Diskriminierung erschwert die Mehrdeutigkeit der Situation häufig eine korrekte Einschätzung dessen, was vor sich geht. Damit wird auch der Zugriff auf adäquate Bewältigungsstrategien gestört. Dieser Punkt wird in der Diskussion detailliert behandelt.



Fokus: Umgang mit engen Geschlechterrollen

„Es gibt nicht nur Männer, die kurze Haare tragen.“

(Agnes, 113)

Agnes wird aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes häufig für einen jungen Mann gehalten (siehe *Fokus: Enge Geschlechterrollen*). Sie sieht diese Erlebnisse sehr ambivalent. Einerseits ärgert sie das vorschnelle Urteil und die Entrüstung ihrer Mitmenschen, andererseits versucht sie, auf spielerisch-pädagogische Art damit umzugehen, wie der folgende Interviewauszug verdeutlicht.

Agnes: Ich habe verschiedene Reaktionsweisen je nach Stimmung. Wenn ich gut gelaunt bin, dann sage ich lachend zurück – also zum Beispiel auf so eine Frage wie ob ich in der falschen Toilette sei – „Das glaube ich nicht.“ Und dann deute ich zum Beispiel an, mir den Pullover hochzuziehen, um zu zeigen, daß ich eine Frau bin. Ich mache es nicht, aber es ist durch die Geste angedeutet, daß sie dann eine Überraschung erleben würden. (...) Ich versehe das gerne mit so einer Art erzieherischen – also im Spaß – erzieherischen, pädagogischen Note. So ungefähr: Es gibt nicht nur Männer, die kurze Haare tragen. Denn oft ist es, wenn man mich von hinten sieht und den anrsierten Nacken. Die Menschen sollen einfach genauer hingucken. [102-115]

Agnes beschreibt, sie sehr ihr Umgang mit derartigen Situationen von ihrer Stimmung

abhängt. Wenn sie gut gelaunt ist, versucht sie, ihre Reaktion auf spielerische Art mit einer erzieherischen Note zu versehen, etwa um ihrem Gegenüber zu verdeutlichen, daß kurze Haare kein ausschließlich männliches Merkmal sind, sondern daß es auch Frauen gibt, die ihr Haar kurz tragen. Sie wünscht sich dann, daß die Menschen ihren Blick öffnen für die gesamte Person, die sie vor sich haben, anstatt ausschließlich nach Stereotypen zu urteilen wie „kurze Haare = Mann“. Würden sie genau hinschauen, so Agnes, könnten sie schon erkennen, daß sie eine Frau ist. Wenn es ihr nicht so gut geht, treffen sie solche Situationen mehr und sie fühlt sich in ihrer Persönlichkeit angegriffen (Agnes, 123-136).



Fokus: Umgang mit Beleidigungen

„Hey, hör mal zu, mir ist heute was Lustiges passiert!“

(Tim, 1076)

Alle Befragten haben es schon erlebt, daß ihnen dumme Sprüche oder Beschimpfungen hinterhergerufen wurden. Dabei wandelt sich der Umgang mit solchen Erlebnissen im Laufe der Zeit, wie am Beispiel von Tim sehr gut deutlich wird (Tim, 1037-1067). Anfangs, als er noch jünger war und sein Schwulsein noch nicht akzeptieren konnte, haben ihm Bemerkungen von anderen Menschen sehr viel ausgemacht; sie haben ihn verletzt, und er hat sich diese negativen Wertungen der anderen sehr zu Herzen genommen. Da er sich für diese Erlebnisse schämte, wollte er niemandem davon erzählen, um sich keine Blöße zu geben. Er verzichtete darauf, sich in der Öffentlichkeit als schwul zu erkennen zu geben, weil ihn die negativen Reaktionen der anderen Menschen zu sehr trafen. Je besser es ihm jedoch im Laufe der Zeit gelang, sich selbst zu akzeptieren, und je mehr er sein Schwulsein integrieren und als wichtigen Teil seiner Persönlichkeit annehmen und wertschätzen konnte, desto immuner wurde er gegen negative Wertungen von außen. Schließlich tat es ihm mehr weh, seine sexuelle Identität zu verstecken, als von Fremden blöd angemacht zu werden (Tim, 663-698). Heute ist er ein selbstbewußter junger Mann, den dumme Sprüche zwar immer noch berühren, der sich davon aber nicht mehr abwerten läßt. Und auch sein Umgang mit diesen Erfahrungen hat sich verändert. Heute geht er sehr viel offener und offensiver damit um und macht sehr deutlich: Wenn der andere es nötig hat, Tim abzuwerten, um selbst besser dazustehen und um sich selbst aufzuwerten, dann hat ganz klar der andere das Problem. Wenn es Tim heute passiert, daß ihm jemand einen dummen Spruch hinterherruft, dann macht er sich darüber lustig. Hier wird sehr deutlich, daß die soziale Identität einen immensen Einfluß darauf hat, wie interpersonelle Diskriminierung wirkt, was sie bei dem Betroffenen anrichtet und wie er sie bewältigt.

Tim: Die Leute, die dumm sind, die brauchen das, um sich besser zu fühlen, andere abzuwerten, damit sie besser dastehen. (...) Heute macht man sich auch mehr darüber lustig. Also wenn mich wirklich jemand anmacht auf der Straße, dann ist das heute so, da sage ich zu einer Freundin, 'Hey mich hat heute wieder einer so voll gelabert auf der Straße', dann macht man sich dann schon irgendwie lustig drüber. Also das hat sich wirklich so geändert, daß es von Angst haben, jemandem das zu erzählen, daß man schon zu dem hinrennt und sagt, 'Ey, hör mal zu, mir ist da was Lustiges passiert heute.' Also daß es schon zur Belustigung wird. Und am Anfang habe ich mich wirklich dafür geschämt, da wollte ich es keinem erzählen, und selbst wenn man es jemandem erzählt, es bringt wirklich nicht viel, man muß damit selber klarkommen, so kraß wie es klingt. Weil das keiner wirklich nachvollziehen kann, wie man sich dabei fühlt. Und wenn man sich einen Tip von einer Hetero-Freundin oder von einem Hetero-Kumpel oder von der Mutti oder dem Vater holt, es ist echt so, daß man zwar sagt, ok, du hast recht, ich nehme es mir nicht zu Herzen, aber im Hinterkopf weiß man trotzdem, das ist eine andere Sache als wie wenn man dick ist oder so, wenn man selber etwas dafür kann, oder wenn man es beeinflussen kann. Und das ist halt so eine Sache, die kann man nicht beeinflussen. [634-636; 1071-1086]

Die Bedeutung von Gesprächen hat sich bei Tim im Laufe der Zeit sehr stark gewandelt: Zunächst hat er mit niemandem darüber gesprochen, weil er sich zu sehr für das Widerfahrene schämte, um sich anderen mitzuteilen. Dann hat er das Gespräch gesucht aber gemerkt, daß es ihm nicht hilft, weil der andere sich nicht so richtig in seine Lage hineinversetzen kann. Und heute nutzt er Gespräche, um sich mit anderen gemeinsam über das Erlebte lustig zu machen und um sich Rückhalt zu holen, daß er schon richtig ist, so wie er ist. Hier zeigt sich, daß gut gemeinte Ratschläge in derartigen Situationen, wie auch Tim sie erlebt hat, den Betroffenen nicht weiterhelfen, da sie deren Erfahrungshintergrund nicht berücksichtigen und sie sie so häufig nicht umsetzen können.

Auch Willi teilt diese Einschätzung, und auch er geht sehr offensiv mit Bemerkungen um. Seiner Meinung nach wollen die Täter damit häufig nur provozieren und lassen sich leicht einschüchtern, wenn er deutlich macht, daß er dabei keinen Spaß versteht. Schweigen bedeutet für Willi so viel wie Zustimmung, und deshalb spürt er, daß er sich gegen Beschimpfungen wehren muß, um sie nicht auf sich sitzen zu lassen und um dem Gegenüber klarzumachen, daß er im Unrecht ist. Auch Willi ist überzeugt davon, daß jene, die Sprüche klopfen, sich im Grunde minderwertig fühlen und andere abwerten, um ihr eigenes Selbstbewußtsein zu stärken (Willi, 381-406). Jutta kontert in solchen Situationen auch, jedoch räumt sie ein, daß sie oftmals keine passende Antwort parat hat, was sie dann bedauert (Jutta, 620-637). Auch Agnes kennt solche Situationen, in denen andere ihr gegenüber Bemerkungen machen, die sich gegen ihr Lesbischsein richten. Sie beschreibt eine Situation, in der sie mit ihrer Freundin spazierenging und zwei junge Männer im Vorübergehen einen abfälligen Kommentar fallenließen. Agnes fühlte sich hierdurch stark verunsichert und irritiert. Die beiden Frauen taten so, als hätten sie nichts gehört, thematisierten das Erlebte jedoch sogleich im Gespräch. Agnes erlebt solche Situationen als unangenehm und bedrohlich, nicht zuletzt weil sie große Angst vor körperlicher Gewalt hat. Dabei spielt das tatsächliche Gefahrenpotential in dieser Situa-

tion, die sich nachmittags in einem gut besuchten Park ereignete, für sie eine untergeordnete Rolle (Agnes, 287-324).

Bei Bemerkungen von Fremden gelingt es den Befragten in der Regel, das Erlebnis abzuschütteln und nicht allzu nah an sich herankommen zu lassen. Die Situation sieht jedoch völlig anders aus, wenn die Beleidigungen von Familienmitgliedern oder Freunden ausgesprochen werden. In diesem Zusammenhang hat Tim es erlebt, daß Gespräche ihm im Grunde nicht weiterhelfen (siehe *Fokus: Beleidigungen in der Familie*). Wenn er versucht hat, anderen Menschen zu verdeutlichen, wie sehr das Verhalten seines Vaters ihn verletzt hat, haben die anderen das Verhalten des Vaters verharmlost und kleingeredet oder gar mit Gedankenlosigkeit entschuldigt. Dadurch fühlte Tim sich unverstanden. Wie sehr ihn der Ausbruch und die Beleidigungen seines Vaters verletzt haben, hat somit niemand richtig mitbekommen (Tim, 431-448).



Fokus: Bewältigung der Lebenssituation

„Mein Leben wäre halb so interessant, wenn ich nicht schwul wäre.“ (Tim, 970-971)

Zur Bewältigung der Lebenssituation läßt sich bei den interviewten Lesben und Schwulen nur wenig sagen, aus dem einfachen Grund, weil es aus Sicht der Befragten nicht viel zu bewältigen gibt. Die Interviewten leben durchweg seit mehreren Jahren offen lesbisch bzw. schwul, wirken sehr selbstbewußt und hadern nicht mit ihrer Sexualität. Alle haben die tiefe Überzeugung, daß sie richtig so sind, wie sie sind. Die Interviewten sehen Diskriminierung aus dem Blickwinkel, daß nicht sie selbst das Problem haben, sondern die anderen Menschen, die sie nicht so akzeptieren können, wie sie sind. Und so werden die befragten Lesben und Schwulen im Falle von Diskriminierung eben nicht auf solche grundlegenden Fragen zurückgeworfen wie „Warum bin ich so?“, „Warum ausge-rechnet ich?“, wie es bei Menschen mit Behinderung und Wohnungslosen häufig der Fall ist, wie sich im folgenden noch zeigen wird. Die interviewten Lesben und Schwulen fragen sich eher, „Warum sind die anderen so dumm, rücksichtslos und intolerant?“ Die Überzeugung, daß sie so wie sie sind richtig sind, ist so tief, daß sie gar nicht in Frage gestellt wird. Dies wird auch in den Antworten auf die Frage nach dem dringendsten Wunsch deutlich.

Um herauszufinden, wo die Betroffenen den stärksten Änderungsbedarf in ihrem Leben sehen, wurden die Angehörigen aller drei Gruppen am Ende des Interviews gefragt, was sie sich wünschen würden, wenn sie einen Wunsch frei hätten. Die lesbischen und

schwulen Interviewpartner wünschen sich insbesondere, daß ihre Mitmenschen Vielfalt als Bereicherung begreifen statt als Bedrohung (Jutta, 859-880), daß sie weniger nach Stereotypen urteilen, sondern den Blick öffnen für die ganze Person (Agnes, 110-118) und daß eine rechtliche Gleichstellung der Eingetragenen Lebenspartnerschaft mit der Ehe erfolgt (Willi, 606-609). Hier zeigt sich deutlich, daß für die Befragten nicht die eigene sexuelle Orientierung das Problem darstellt, sondern daß es die gesellschaftlichen Bedingungen sind, durch die sie sich benachteiligt fühlen.

Tim hat keinen konkreten Wunsch. Er genießt sein Leben so, wie es ist, und er hat Spaß an der Auseinandersetzung mit anderen.

Tim: Es wäre auch langweilig, wenn ich jetzt morgen aufwachen würde und jeder würde mein Schwulsein akzeptieren. Dann würde ich glaube ich total dagegen arbeiten, daß es wieder alle Scheiße finden.

Interviewerin: Also du magst es auch, dich da so zu reiben mit den anderen?

Tim: Ja, total. Es gibt Leute, die haben es satt, aber ich nicht wirklich. Ich liebe es. [1470-1477]

Menschen mit Behinderung

Im folgenden wird beschrieben, wie die interviewten Menschen mit Behinderung mit unterschiedlichen diskriminierenden Situationen umgehen. Zunächst wird der Umgang mit struktureller Diskriminierung bzw. speziell mit Barrieren beschrieben. Im Anschluß daran folgt der Umgang mit Diskriminierung im interpersonellen Kontext, insbesondere mit Angestarrtwerden, Entmündigung und Beleidigungen. Zuletzt wird aufgearbeitet, wie die befragten Menschen mit Behinderung ihre Lebenssituation bewältigen, um auch für diese Gruppe zu begreifen, wie die Verflechtung der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen aussieht.



Fokus: Umgang mit Barrieren

„Jetzt ärgerst du dich mal wieder, daß du behindert bist.“

(Rita, 655-656)

Alle befragten Menschen mit Behinderung stoßen in ihrem Alltag immer wieder auf Barrieren, durch die sie in ihrer Mobilität eingeschränkt werden (siehe *Fokus: Barrieren*). Im Umgang mit derartigen Situationen hilft es Thorsten, mit seiner Frau über seine Erlebnisse zu sprechen oder solche Vorkommnisse auch im Freundeskreis zu thematisieren. Dabei hat er häufig nur beim ersten Mal das Bedürfnis, sich anderen mitzuteilen. Wenn die Situation öfter auftritt, kann er sie antizipieren und verspürt immer weniger den Drang, sich mit anderen darüber auszutauschen.

Thorsten: Über solche Sachen spreche ich sehr oft mit meiner Frau. Sage, „Da, wo ich heute war, war es wieder nicht gut, da waren wieder zwei Stufen.“ (...) Man redet darüber, auch im Freundeskreis spricht man das mal kurz an. Aber man lernt auch einfach, damit umzugehen und dann irgendwann zu sagen, ok, jetzt hast du kurz darüber gesprochen, jetzt ist es auch wieder gut. Nächstes Mal weiß ich bescheid, wenn ich da hin muß, daß ich jemand anderen mitnehmen muß, oder mir wieder etwas ausdenken muß, wie ich da hochkomme. Also es sind immer so Einmal-Geschichten. Beim ersten Mal ist man frustriert, man erzählt es dann im Freundeskreis, und dann weiß man es und dann ist es auch wieder ok. [161-171]

Thorsten versucht, sich möglichst unabhängig von der Hilfe anderer Menschen zu machen, indem er nach Wegen sucht, wie er auch in solchen Situationen handlungsfähig bleiben und sich selbst helfen kann. Das gleiche gilt für die Konfrontation mit unkooperativen Busfahrern, die die Rampe nicht ausfahren, so daß Thorsten nicht in den Bus einsteigen kann.

Thorsten: Das ist schon mit einer gewissen Frustration verbunden, wo man dann sagt, ach Mist, jetzt mußt du noch einen Bus warten, oder könntest du bloß aufstehen, dann könntest du das alleine machen. Aber mit der Zeit lernt man auch, damit umzugehen. Daß man einfach sagt, ok, ich versuche jetzt, mir irgendeine Technik zu entwickeln, wie ich selber in den Bus komme. (...) Und von daher versucht man, gerade, wenn man mit solchen Sachen konfrontiert wird, sich Sachen einfach selbst auszudenken: Wie mache ich was. Damit man eben nicht ständig auf fremde Leute angewiesen ist, auf fremde Hilfe. (...) Also ich versuche, mir immer Sachen selbst auszutüfeln, um den Leuten nicht so zur Last zu fallen, sondern um wirklich nur im äußersten Notfall Hilfe zu brauchen. [98-122]

Auch Rita ärgert sich sehr über Barrieren. Sie schildert eine Situation, als sie von ihrer Mutter bei einem Behördengang begleitet wurde. Die Behörde war nach einem Umzug für Rollstuhlfahrer nicht mehr zugänglich, so daß Rita gezwungen war, vor dem Gebäude zu warten, während ihre Mutter sich um Ritas Anliegen kümmerte. Dem plötzlich beginnenden Regen war Rita schutzlos ausgesetzt (Rita, 329-364), und schließlich mußte eine Mitarbeiterin des Amtes zu Rita hinausgehen, um deren Personalien zu überprüfen.

Rita hat der Mitarbeiterin gegenüber schließlich ihrem Ärger Luft gemacht und später auch noch einen Beschwerdebrief an die Amtsleitung geschrieben. Hier wird die bereits in Kapitel 5.4.2, *Bewältigungsstrategien*, beschriebene Reaktionsweise, sich im Falle von Diskriminierung an höhere Instanzen zu wenden, sehr deutlich. Rita bewältigt solche und ähnliche Erlebnisse zudem, indem sie immer und immer wieder mit anderen darüber spricht. Sie erlebt, daß sie mit jeder Erzählung das Erlebte differenzierter wahrnehmen kann, und dadurch spürt sie eine Entlastung.

Rita: Ich zerrede das manchmal. Ich bin so ein Typ, wenn mich etwas stört, dann muß ich das dreitausend Mal durchkauen, bis ich es endlich weg habe. Also das kommt nicht selten vor, daß mein Umkreis die Geschichten dreimal hören muß, bis ich das für mich verarbeitet habe.

Interviewerin: Je öfter Sie es erzählen, desto kleiner wird es dann?

Rita: Ja, je öfter ich es erzähle, desto differenzierter kann ich es dann sehen, daß es nicht an mir gelegen hat, wenn jetzt irgendetwas war, sondern daß es an den Umständen gelegen hat. Oder wenn ich mal etwas falsch gemacht habe, grübele ich auch ständig nach, was hätte ich da anders machen können. [307-317]

Neben dem Austausch mit anderen über ihre Erlebnisse hilft Rita der Gedanke, daß ihre Behinderung sich nicht weiter verschlechtert sondern auf dem derzeitigen Niveau bleibt. Der Gedanke gibt ihr Kraft und hilft ihr, ihre Situation als weniger dramatisch einzuschätzen. Jedoch erlebt Rita auch Situationen, in denen sie auf Barrieren stößt und sich infolgedessen über ihre Behinderung ärgert.

Rita: Dann denke ich, ok, jetzt ärgerst du dich mal wieder, daß du behindert bist. Also, daß du nicht so fit bist, Behinderung hin oder her, daß du nicht so fit bist, daß du da jetzt alleine die Treppe hochgehen kannst und den Film oder was auch immer angucken.

Interviewerin: Das heißt, das kommt auch vor, daß Sie sich nicht über die anderen ärgern, sondern daß Sie sich darüber ärgern, daß Sie eine Behinderung haben?

Rita: Ja, manchmal schon, aber wie gesagt, dann überwinde ich das wieder, indem ich mir sage, gut, daß es mir nicht schlechter geht. Daß es eben nicht diese 'Heute geht's mir gut, die nächsten paar Monate geht's mir schlecht'-Situation gibt. Also im Großen und Ganzen geht es mir ja gut, ich kann sprechen, ich kann telefonieren, ich kann rausgehen, ich kann verreisen, wenn ich das will. Das ist schon ok so, aber manchmal ist es halt wirklich so, wenn du nicht an der Situation schuld bist, die dir da eine Barriere schafft, dann denkst du dir dann wirklich: Muß das jetzt sein? Also jetzt nur mal so als Kurzgedanke, nicht so, daß ich denke, oh, ich falle jetzt wieder in ein tiefes Loch, sondern einfach nur aus der Situation heraus: Mist geht jetzt nicht, geht irgendwie weiter. [655-672]

Rita läßt sich von diesen Gedanken nicht deprimieren, sondern versucht, die positiven Seiten ihrer Lebenssituation zu sehen. Sie ruft sich ins Gedächtnis, wie reich ihr Leben ist, wie viele Dinge sie tun und unternehmen kann, und wie mobil und selbständig sie im Vergleich zu anderen Menschen ist, ihrer Behinderung zum Trotz.



Fokus: Umgang mit Angestarrtwerden

„Es gibt Tage, da geht es mir drei Meter am Arsch vorbei.“

(Sandra, 87-88)

Tanja erlebt es immer wieder, daß fremde Menschen sie anstarren. Ihrem Empfinden nach werden Menschen, die im Rollstuhl sitzen, eher akzeptiert als sie selbst, die mit ihrer Behinderung laufen kann und daher nicht auf einen Rollstuhl angewiesen ist. Tanja spürt die Ablehnung der Menschen, wenn sie sie anschauen, und daß sie sich von ihr distanzieren. In solchen Situationen hilft es ihr, wenn sie den Reaktionen der anderen keine Aufmerksamkeit schenkt sondern sich stattdessen auf etwas anderes konzentriert (Tanja, 123-135). Wie gut ihr das gelingt, ist jedoch von ihrer Tagesform abhängig. So gibt es Tage, an denen es ihr tatsächlich egal ist und sie sich davon nicht berühren läßt, und andere Tage, an denen sie ein derartiges Verhalten tief verletzt (Tanja, 163-166; 455-468). Auch der Austausch mit ihrem Mann, Thorsten, spielt eine wichtige Rolle für Tanja.

Tanja: Ich muß sagen, es ist nicht mehr so schlimm wie früher, daß ich mich dann da reinsteigere und mit so einer Fresse den ganzen Tag rumlaufe. Hab ich früher gemacht. Heute sage ich zu mir selber, 'Du Arschloch, hast doch wohl einen Vogel', und dann gehe ich weiter, und dann ist es ok. Wenn ich etwas alleine erlebe, dann spult sich das nochmal so ein bißchen hoch, wenn wir dann wieder abends zusammen kommen. Dann erzählt man ja automatisch, 'Na, wie war dein Tag', und dann erzähle ich, 'Stell dir mal vor...', und dann ist es wieder ok. [505-511]

Im Gespräch mit ihrem Mann kann sie die Situation noch einmal durchleben und somit besser verarbeiten. So gelingt es ihr, die unangenehme Erfahrung innerlich loszulassen und sich auf andere Dinge zu konzentrieren. In der Situation selbst hilft Tanja ihr eigener innerer Dialog, um mit ihren starken Gefühlen von Ärger und Frustration umzugehen.

Auch Sandra kennt die Erfahrung, von fremden Menschen angestarrt zu werden. Dabei stört es sie weniger, wenn es Kinder sind, die schauen, weil sie es auf deren natürliche Neugier und Unerfahrenheit zurückführt. Bei Erwachsenen hingegen findet Sandra ein solches Verhalten unangemessen und störend. Auch für Sandra ist der Umgang mit derartigen Situationen stark von ihrer Tagesform abhängig.

Sandra: Es kommt darauf an, man hat ja nicht immer die gleichen Tage. Wenn ich genervt bin, dann kann es passieren, daß ich genervt zurückgucke oder denjenigen blöd angucke. Wenn ich so eine Laune habe wie 'Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr', dann ist so etwas natürlich kränkend. Und dann gibt es Tage, da geht es mir drei Meter am Arsch vorbei. Das ist unterschiedlich. (...) Reden hilft immer. Ich mache es jetzt nicht so zum Thema, aber wenn bestimmte Sachen mich annerven, dann ist es natürlich einfacher, wenn man das so los wird und nicht für sich behält. [83-104]

Wenn Sandra genervt ist und von anderen Menschen angestarrt wird, macht sie das wütend und aggressiv, und wenn sie traurig ist, fühlt sie sich durch solches Verhalten eher gekränkt. An anderen Tagen ist es ihr wiederum ganz egal. In jedem Fall hilft es ihr, mit ihren Freunden über diese Erlebnisse zu sprechen, um sie sich von der Seele zu reden und sie nicht für sich zu behalten. Dadurch erfährt Sandra eine Entlastung. Außerdem findet sie es hilfreich, wenn sie versucht zu verstehen, warum die Menschen sich ihr gegenüber so verhalten; für sie ist es sehr wichtig die Gründe zu begreifen, warum Menschen in einer bestimmten Weise auf sie reagieren, damit sie selbst ein besseres Verständnis der Situation erlangt. Zu diesem Zweck hilft es ihr sehr, wenn sie mit ihren Freunden über ihre Erlebnisse spricht. Dabei erlebt sie es als besonders nützlich, wenn ihre nichtbehinderten Freunde ihr ihre Sicht der Situation mitteilen. Das hilft ihr zu verstehen, was passiert ist, und was die andere Person sich möglicherweise gedacht hat, als sie sich auf diese Weise verhielt. Sandra versucht dann, sich in die Lage des anderen hineinzusetzen und zu begreifen, warum er so gehandelt hat wie er gehandelt hat. Sie sagt, daß sie das häufig anstrengt und ihr auch nicht jeden Tag gleich gut gelingt, aber daß es ihr in jedem Fall hilft, die Situation besser zu verstehen und angemessener damit umzugehen (Sandra, 50-57; 77-104; 267-282).



Fokus: Umgang mit Bevormundung

„Siezen Sie mich bitte!“

(Tanja, 253)

Bevormundung erleben die interviewten Menschen mit Behinderung in der Form, daß andere erwachsene Personen sie wie Kinder behandeln oder sich im Gespräch an den Begleiter wenden, anstatt den behinderten Menschen direkt anzusprechen. Wenn Tanja eine solche Situation erlebt, bringt sie sich aktiv und mit lauter Stimme ins Gespräch ein und macht den Gesprächspartner so auf sein Fehlverhalten aufmerksam. Diese Strategie ist für Tanja sehr erfolgreich, um sich Gehör zu verschaffen und um als Gesprächspartnerin ernstgenommen zu werden (Tanja, 262-275).

Tanja: Bei unserem Arzt hab ich das auch miterlebt: Wenn mein Mann dabei ist, wird mein Mann angeguckt. (...) Dabei ging es um mich! So etwas passiert mir häufiger. Ich bin dann knallhart, ich versuche dann, mit meiner Stimme dazwischenzureden. Und sage dann 'Hallo, hier bin ich!' Und seitdem respektiert er mich. [262-265]

Auch Sandra erlebt Situationen, in denen sie von Fremden wie ein Kind behandelt wird oder Gespräche, in denen sich die anderen Menschen an ihren Begleiter wenden.

Sandra: Wenn ich mit einer Freundin unterwegs bin, die nicht behindert ist, dann wird eben von unerfahrenen Leuten mir gegenüber auf einmal mit der anderen Person weiter gesprochen. Da fehlt der Respekt, daß ich gleichwertig bin. Und ich habe gute Freunde, die sagen dann 'Sie wollte was'. (...) Ich selbst merke das auch manchmal, ich ziehe mich zurück aus einer Situation und denke, 'Laß die mal reden mit ihr; ich will jetzt gar nicht weiter'. Da sollte man dann öfter einfach selbstbewußt sein und sagen, 'Hallo?'. [513-523]

Sandra hat in solchen Situationen das Gefühl, daß der Respekt ihr gegenüber fehlt und daß sie nicht als gleichwertige Gesprächspartnerin wahrgenommen wird. Manchmal schreiten ihre Freunde dann ein und weisen den Gesprächspartner darauf hin, daß Sandra diejenige ist, die das Anliegen hat. Sandra selbst neigt in solchen Situationen dazu, sich zurückzuziehen, obwohl sie weiß, daß es besser wäre, selbstbewußt auf sich aufmerksam zu machen.



Fokus: Umgang mit Beleidigungen

**„Das muß in ein Ohr rein und beim anderen wieder raus.“
(Thorsten, 282-283)**

Viele der befragten Menschen mit Behinderung erleben es, daß sie entweder direkt angepöbelt oder beleidigt werden, oder daß hinter ihrem Rücken über sie getuschelt wird (Tanja, 17-23). Meist geschieht dies in der Öffentlichkeit, und die tuschelnden Personen geben sich oft nicht einmal Mühe, ihre Kommentare vor den Betroffenen zu verbergen oder ihre Stimme zu senken. Die Befragten gehen sehr unterschiedlich mit solchen Situationen um. Thorsten hilft es am besten, wenn er Bemerkungen einfach ignoriert und dem betreffenden Menschen keine Beachtung schenkt. An seinem Arbeitsplatz in einer Schulbibliothek hat er viel mit Jugendlichen zu tun, die gerade zu Beginn seiner Tätigkeit dort über ihn gelästert und hinter vorgehaltener Hand über ihn gesprochen haben.

Thorsten: Ich bin mit der Zeit schon so weit, daß ich den Leuten auch Paroli biete. Wenn die reinkommen, in Zeiten wo keiner in der Bibliothek zu sein hat, und dann anfangen, Randle zu machen oder sonstiges, dann kann ich mich da auch schon behaupten und ein bißchen lauter werden und sagen 'Raus'. Und wenn dann irgendeine dreckige Bemerkung kommt, dann wird sie einfach ignoriert. Es wird nicht mehr darüber nachgedacht. (...) Ich habe festgestellt, mit Ignoranz erreicht man sehr viel. Wenn mir irgendeine Bemerkung nicht paßt, wird sie ignoriert. Der Mensch wird ignoriert. (...) Da muß man sich als Körperbehinderter wirklich einen sehr dicken Pelz anschaffen. [303-318]

Thorsten versucht, mit Drohungen auf die gleiche Art umzugehen, jedoch stellt er fest, daß solche Erfahrungen sich nicht so leicht abschütteln lassen und ihn noch länger beschäftigen. Dabei spricht er nur wenig darüber, was er persönlich in derartigen Situatio-

nen empfindet, sondern setzt sich eher allgemein mit dem Thema auseinander, warum Jugendliche häufig die Konfrontation mit Schwächeren suchen anstatt sich mit Gleichstarken zu messen. Insgesamt fällt auf, daß Thorsten im Gespräch immer wieder von der Auseinandersetzung mit seinen eigenen Erlebnissen auf die gesamtgesellschaftliche Ebene abstrahiert (Thorsten, 334-348).

Rita ist davon überzeugt, daß es das Problem der anderen ist, wenn sie mit Ritas Behinderung nicht umgehen können. Sie schildert eine Situation, wie sie mit ihrer Freundin zum Essen in einem Schnellrestaurant saß. Ihre Freundin hat die gleiche Behinderung wie Rita selbst, jedoch in einer stärkeren Ausprägung, wodurch sie Hilfe beim Essen benötigt. Die beiden behinderten Frauen saßen also am Tisch und aßen, wobei Rita ihrer Freundin behilflich war, indem sie den Hamburger für sie festhielt. Am Nachbartisch saß eine Gruppe Jugendlicher und zog über die beiden Frauen her: Was sie dort machen, sähe eklig aus, und was sie denn überhaupt in dem Schnellrestaurant wollten. Rita und ihre Freundin ließen sich dadurch nicht irritieren sondern aßen in aller Ruhe weiter. Schließlich wurde es Rita zu bunt und sie warf den Leuten am Nachbartisch einen bösen Blick zu, woraufhin diese das Restaurant verließen (Rita, 543-583). In solchen Situationen wird Ritas starke Überzeugung deutlich, daß sie so, wie sie ist, in Ordnung ist, und daß sie sich weigert, die Verantwortung für die Probleme der anderen zu übernehmen, die sie diskriminieren. Sie ist sich bewußt darüber, daß ihr die gleichen Rechte zustehen wie Menschen ohne Behinderung auch, und wenn sie sich in diesen Rechten eingeschränkt fühlt, dann wehrt sie sich – mit Worten, Blicken und Gesten.



Fokus: Bewältigung der Lebenssituation

„Ständig lächeln und freundlich sein, das geht mir ganz schön auf den Sack.“ (Sandra, 579-580)

Die Bewältigung der Lebenssituation tritt in den Gesprächen mit den behinderten Menschen auf unterschiedlichste Art zutage. Wenn Rita im Alltag auf Barrieren trifft, fragt sie sich manchmal, warum das Schicksal ihrer Behinderung gerade sie getroffen hat. Dann vergleicht sie sich mit anderen behinderten Menschen, denen es schlechter geht als ihr und die stärker eingeschränkt sind, und dann ist sie froh, daß sie so mobil ist und ohne größere Einschränkungen am Leben teilhaben kann. Zudem hilft ihr das Wissen, daß ihre Behinderung auf gleichem Niveau bleibt und nicht weiter fortschreitet (Rita, 129-142). Darüberhinaus macht sich Rita gerne einen Spaß daraus, andere zu provozieren. Wenn sie zusammen mit ihrer Freundin unterwegs ist, die die gleiche Behinderung hat wie sie und auch im Rollstuhl sitzt, fangen die beiden Frauen manchmal an, in aller

Öffentlichkeit und für andere Menschen gut hörbar über ihre Behinderung zu scherzen und sich gegenseitig aufzuziehen. Rita beschreibt, daß sie, wenn sie gut gelaunt ist, so auch auf Bemerkungen von Fremden reagiert. Sie überzeichnet damit die Situation und hält den nichtbehinderten Menschen quasi den Spiegel vor, wie der folgende Interviewauszug veranschaulicht.

Rita: Wenn ich mit meiner Freundin unterwegs bin, dann ist das manchmal so, daß wir schon im Bus anfangen, 'Ey, du Behinderter, mußt du heute nicht in dein Heim?' oder 'Hast du heute Ausgang?' Gerade bei Leuten oder bei Gegebenheiten, wo es uns gut geht und wir jetzt einen Witz machen wollen, fangen wir dann an, laut rumzudiskutieren, was uns ja nicht verletzt, aber in der Kommunikation zwischen uns vielleicht die anderen schockiert. (...) Irgendwie fängst du dann auch an zu versuchen, andere Leute zu schockieren, weil wie sollst du sonst damit umgehen, wenn dich irgendein Fremder anspricht und meint, er wüßte es besser? (...) Wir haben im Bus halt unsere Witzchen gerissen, weil manchmal sind diese hilflosen oder unverständlichen Reaktionen von anderen echt lustig. Ich weiß nicht, wenn die sich mal in den Rollstuhl setzen und so behandelt werden würden, wie sie einen behandeln, ich glaube nicht, daß sie dann noch so lustig drauf wären. (...)

Interviewerin: Das heißt, Sie haben damit auch so ein Stück weit versucht, denen den Spiegel vorzuhalten?

Rita: Ja, ich finde das manchmal schöner, wenn die Situation das erlaubt, Witze darüber zu machen anstatt sich darüber zu ärgern. Ich ärgere mich ja oft genug, aber wenn die Situation sich ergibt, daß man gut gelaunt ist, und ich dann mit meiner Freundin unterwegs bin, und der Tag war schön, und sie springt dann auch darauf an (...), dann ergibt das eine das andere. [492-535]

Es wird deutlich, daß Rita und ihre Freundin mit diesen Scherzen nicht nur die anderen Menschen provozieren wollen, sondern sie wollen sie auch zum Nachdenken anregen und ihnen zeigen, wie häßlich sich derartige Bemerkungen anfühlen. Es handelt sich hier um eine sehr interessante Bewältigungsstrategie, die auch in der Diskussion erneut aufgegriffen wird.

Auch Tanja hilft es, wenn sie mit ihren Freunden über ihre Behinderung scherzen kann. Sie betont jedoch, daß ihr das nur mit vertrauten Menschen gelingt, und daß sie außerdem nur dann über derartige Witze lachen kann, wenn es ihr gut geht (Tanja, 527-556). Es gibt Momente, in denen Tanja sich schwer tut, ihre Behinderung zu akzeptieren. Dann wäre es ihr am liebsten, sie könnte ihre Behinderung ganz vor anderen verbergen, damit sie niemand sieht und damit sie nicht immerzu angestarrt wird. Sie erlebt es als sehr belastend, immer wieder den Blicken anderer Menschen so schonungslos ausgesetzt zu sein. Dabei beschreibt sie, daß es ihr im Laufe der Jahre schon besser gelingt, ihre Behinderung zu akzeptieren. Insbesondere ihr Mann spielt in diesem Prozeß eine zentrale Rolle, indem er sie sehr zuverlässig unterstützt und ihr Mut zuspricht. Von ihm erfährt sie sehr viel Anerkennung und Rückhalt. Tanja betont, daß sie im täglichen Leben sehr kreativ ist, um spielerisch alternative Lösungen zu finden, falls sie aufgrund ihrer Behinderung eine Handlung motorisch nicht so ausführen kann wie sie das möchte.

Zugleich geht ihr diese ständige Suche nach Alternativen jedoch häufig auf die Nerven und frustriert sie (Tanja, 185-196; 518-527).

Sandra beschreibt, daß sie das Gefühl hat, immer nett zu anderen Menschen sein zu müssen, auch wenn ihr gar nicht danach zumute ist. Ihrer Meinung nach kann sie es sich nicht erlauben, zu anderen Menschen unfreundlich zu sein, selbst wenn dies bisweilen eher ihrer Stimmung entspräche, weil es jederzeit zu einer Situation kommen kann, in der sie auf die Hilfe ebendieser Menschen angewiesen ist. Dieser Zwang, unabhängig von ihrer Stimmung nach außen hin freundlich auftreten zu müssen, wird von Sandra als sehr anstrengend empfunden. Sie spricht immer wieder davon, daß es wichtig ist, selbstbewußt zu sein und nach draußen zu gehen, daß man sich nicht zurückziehen darf, auch wenn es manchmal schwer fällt. So entsteht der Eindruck, daß sie bisweilen einen inneren Kampf austrägt: Auf der einen Seite verspürt sie die Tendenz, sich zurückzuziehen und zu Hause zu vergraben, auf der anderen Seite weiß sie, daß gerade dies der falsche Weg ist (Sandra, 61-71; 567-602).

Thorsten plant, sich beruflich ein zweites Standbein als Mobilitätsstrainer aufzubauen. Er möchte andere Menschen, die sich an ein Leben im Rollstuhl gewöhnen, unterrichten, wie sie sich im häuslichen Umfeld mit ihrer Behinderung zurechtfinden. Es wird deutlich, daß er sich als Experte begreift – sein Wissen auf diesem Gebiet ist eine seiner Stärken, die er als Expertise an andere Betroffene weitergeben kann (Thorsten, 126-147).

Auch die Menschen mit Behinderung wurden am Ende des Interviews gefragt, was sie sich wünschen würden, wenn sie einen Wunsch frei hätten. Dabei interessierte, ob sie die Problematik eher in ihrer Behinderung sehen oder eher darin, wie ihre Umwelt auf ihre Behinderung reagiert. Die Befragten wünschen sich insbesondere, daß sich ihr Gesundheitszustand nicht verschlechtert (Thorsten, 501-503, Sandra, 727-734), für wenige Stunden laufen zu können (Rita, 1173-1215) und völlig frei von der Behinderung zu sein (Tanja, 597-670). Thorsten wünscht sich darüber hinaus, daß die Bevölkerung sensibilisiert wird dafür, was es bedeutet, mit einer Behinderung zu leben, und daß den Menschen die damit verbundenen Einschränkungen bewußter werden und sie folglich auch danach handeln (Thorsten, 503-523).

Thorsten: Daß sie sagen, 'Oh, das ist ein Mensch, und kein Rollstuhlfahrer. Das ist ein Mann. Der ist genauso wie du und ich. Er nimmt genauso teil wie du und ich am Leben. Zwar mit Einschränkungen, aber er macht's.' [506-508]

Wohnungslose

Im folgenden wird beschrieben, wie die interviewten Wohnungslosen mit unterschiedlichen diskriminierenden Situationen umgehen. Dabei wird insbesondere der Umgang mit Vertreibung, Demütigung und Ignoranz näher beleuchtet. Im Anschluß daran wird herausgearbeitet, wie die Befragten ihre Lebenssituation an sich bewältigen, um auch für diese Gruppe eine Aussage darüber treffen zu können, wie sich die Verflechtung der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen darstellt.



Fokus: Umgang mit Vertreibung

„Dann kommt das Heulen und das Klagen innerlich.“

(Uwe, 268-269)

Viele der befragten Wohnungslosen haben bereits wiederholt erlebt, daß sie von Polizei oder Sicherheitsdiensten z.B. aus Bahnhöfen vertrieben wurden. Eine derartige Behandlung wird als erniedrigend und menschenverachtend erlebt und löst intensive Gefühle aus, wie Uwe sehr anschaulich beschreibt. Er geht mit solchen Situationen um, indem er seine starken Gefühle, die er eigentlich am liebsten herausschreien möchte, unterdrückt. Stattdessen beginnt er innerlich über seine Lebenssituation zu klagen und empfindet ein starkes Gefühl der Ausweglosigkeit und der Resignation.

Uwe: Das heulende Elend überkommt einen. Dann steigt ein Gefühl hoch... Na ja, ich würde sagen, die Tränen, die rollen. Manchmal, jetzt auch noch, wenn ich das sehe, da muß ich das unterdrücken, und jetzt auch wo wir hier so reden... Das kann man nicht beschreiben, wie soll ich sagen, so emotional kommt das dann hoch, dann möchte man das rauschreien, aber man bringt das dann selbst nicht fertig. Na ja, und dann kommt das Heulen und das Klagen innerlich, wenn man denkt, ist doch alles sowieso Scheiße, die lachen da drüber und sagen, warum bemüht der sich nicht. Und wenn man sich bemüht, kriegt man nichts. Das ist schon eine sehr, sehr miese Welt. [259-272]

In solchen Situationen wird der Austausch mit anderen als hilfreich erlebt. Auch wenn sich dadurch oftmals nichts konkret an der Lebenssituation verändert, so das Darübersprechen den Betroffenen doch, Spannungen abzubauen, Halt zu finden und sich verstanden und aufgehoben zu fühlen. Sie erfahren Rückhalt und Unterstützung für ihre Sichtweise und spüren, daß auch andere so denken wie sie und daß sie nicht alleine sind (Uwe, 345-373). Andere Wohnungslose hingegen versuchen, mit solchen Erfahrungen alleine klarzukommen, indem sie sich selbst Mut machen und sich gut zureden. Dabei helfen ihnen insbesondere ein starkes Selbstwertgefühl sowie die innere Überzeugung, daß letztlich alle Menschen gleich sind und alle die selben Voraussetzungen im Leben haben

(Jens, 292-301).



Fokus: Umgang mit Demütigung

„Ich habe praktisch versucht, das im Alkohol zu unterdrücken.“

(Uwe, 358-359)

Auch Demütigungen, z.B. in Form von Beleidigungen, wurden von vielen Wohnungslosen erlebt. Richard hält Menschen für dumm, die sich ihm gegenüber auf derartige Weise verhalten. Es sind zumeist Jugendliche, die ihn beschimpfen oder im Vorübergehen gedankenlose Bemerkungen fallen lassen. Richard wertet diese Menschen ab und nimmt sie nicht weiter ernst. Manchmal gibt er auch Kontra, im großen und ganzen ist er jedoch der Überzeugung, daß das nutzlos ist und er diese Menschen nicht verändern kann. Das einzige, was er machen könne, sei, diese Erlebnisse für sich zu bearbeiten und zu vergessen. Was ihm jedoch hilft, sind Menschen, die ihm etwas geben können und von denen er noch etwas lernen kann (Richard, 282-293, 372-375). Kai ist, was Beleidigungen angeht, sehr viel empfindlicher, insbesondere wenn sie auf seine Herkunft abzielen. Kommentare, die sich gegen seine Mutter richten („Hurensohn“), gehen ihm unter die Haut, und dann kann es schnell passieren, daß er mit gewalttätigem Verhalten reagiert und die Situation eskaliert (Kai, 207-217). In solchen Situationen hilft ihm der Austausch mit anderen, die genauso denken wie er, und bei denen er sich aufgehoben und verstanden fühlt. Diese soziale Unterstützung besteht nicht nur aus Gesprächen über erlebte Diskriminierung sondern betrifft auch Fragen des alltäglichen Lebens (Kai, 155-170). Auch für Uwe spielen Gespräche eine wichtige Rolle zur Verarbeitung von Situationen, in denen er sich entweder selbst gedemütigt fühlt oder miterlebt hat, wie andere Wohnungslose gedemütigt wurden.

Uwe: Meistens bin ich denn, wenn der J. offen hatte, hier rübergekommen. Da hab ich dann da an der Ecke gesessen, und da kam damals dann immer die G. auf mich zu, das war damals die Leiterin hier. (...) Und dann sagt sie zu mir, „Mein Gott, du siehst wieder aus als wenn du jeden umbringen könntest, der dir in die Finger fällt.“ – „Ja“, sage ich „ich habe heute das und das erlebt.“ Und dann trank ich damals noch, und dann sagte sie zu mir, „Was haste denn gemacht?“ – „Ja“, habe ich gesagt, „ich hab mir ne Flasche Blondie geholt.“ Da guckt sie mich an: „Und?“ – „Na“, sage ich, „die ist leer.“ Ja, und so habe ich praktisch im Alkohol versucht, das zu unterdrücken, was ich in Wirklichkeit für diese Gemeinheiten, die man erfährt, hätte herausbrüllen wollen. Wenn ich es getan hätte, da hätte man mich vielleicht verhaftet oder was weiß ich. Ja, so geht's doch!

Interviewerin: Hätte dir das geholfen, das mal rauszubrüllen?

Uwe: Ja! Vielleicht hätte es mir geholfen. Und mir gesagt, mein Gott, du mußt dich noch mehr in diese Sache hineinsteigern. Aber wer hört einen schon?

Interviewerin: Und haben dir die Gespräche geholfen?

Uwe: Ja, sehr, sehr. Nach einer halben Stunde hat sich das wieder gelegt, dann war ich wieder beruhigt. Und da sagte die G. dann immer zu mir: „Uwe, es geht eben nicht anders. Die wollen nicht, und wir können nicht.“ [345-373]

Es wird deutlich, unter welchem starkem emotionalen Druck Uwe steht. Er hat kein Ventil für seine intensiven Gefühle, er möchte sie herausschreien und tut es dennoch nicht. Die Hilflosigkeit und Machtlosigkeit, die er angesichts der erfahrenen Ungerechtigkeit empfindet, lassen Uwe zum Alkohol greifen. Das halbstündige Gespräch, das er schließlich dennoch führt, hat für ihn eine stabilisierende Wirkung. Sobald er die Gelegenheit bekommt, sich alles von der Seele zu reden und die Gefühle auszusprechen, die ihn belasten, fühlt er sich ruhiger und deutlich entspannt.



Fokus: Umgang mit Ignoranz

„Ick weel, daß ick mehr Wissen habe wie diese Leute, die an mir vorbeiloofen.“ (Richard, 224-225)

Die interviewten Wohnungslosen werden häufig mit der Ignoranz der anderen Menschen konfrontiert. Sie erleben es so, als ob sie aus der Wahrnehmung der anderen einfach ausgeblendet werden und nicht gesehen werden. Richard beschreibt, daß er an solche Erlebnisse seit vielen Jahren gewöhnt ist, ähnlich wie an Bemerkungen und an Beschimpfungen, und daß ihm das nichts mehr ausmacht sondern an ihm abprallt. Trotzdem würde er sich wünschen, daß mehr Menschen auf ihn zugehen und das Gespräch mit ihm suchen; eben so, wie auch er mit anderen Wohnungslosen umgeht, denen es schlechter geht als ihm selbst (Richard, 107-125). Richard beschreibt sehr ausführlich, wie er solche Erlebnisse emotional bewältigt. Er ist überzeugt, durch seine Lebensweise ein anderes, wertvolleres Wissen gewonnen zu haben, wodurch er sich von anderen Menschen unterscheidet und sich ihnen überlegen fühlt.

Richard: Ick hab da noch so nen anderen Jedanken bei der Obdachlosigkeit. Dit is jetz wat Religiöset. Weil für mich hat Betteln ooch noch ne andere Bedeutung. Ick bettel nich nur, weil ick Jeld brauche oder weil ick wat zum Essen brauche. Weil dit kommt ja aus dem Fernöstlichen. Da gibt's ja diese Bettelmönche. Dit is bei mir mit so'n Jedanke. Ick weel, dat ick vielleicht mehr Wissen habe wie diese Leute, die an mir vorbeiloofen. Die wissen Sachen jar nich, die ick weel. Und ick habe dit Jefühl, diese Leute, die mich ignorieren oder die von mir nix wissen wollen, dit interessiert mich gar nicht, dit muß ick überhaupt gar nicht wissen, wat die Leute wissen. Weil's für mich am Leben vorbei ist. Dit ist nicht die Wahrheit. Und die Wahrheit ist, so wie wir uns jetzt jegenübersitzen, in die Augen sehen und miteinander reden. Dit ist für mich Wahrheit. Aber nicht, da sitzt n Stück Holz oder irjewat, mit dem kann ick nich reden.

Interviewerin: Kannst du das noch genauer beschreiben, was das ist, was du weißt, was die anderen nicht wissen? Was dich da unterscheidet von denen?

Richard: Ja, wat mich unterscheidet ist halt die Armut und dit Leid, wat ick erlebt habe, als Kind schon. Dit machen ooch viele Menschen durch, jeder Mensch hat sein Päckchen zu tragen. Aber ick hab nich den Fehler jemacht, dat ick mich irjendwann zjemacht habe, weeßte, Kopp zu und allet andere interessiert mich nicht mehr; so unjefähr. Ick jeh genau den andern Weg, ick bin offen für andere oder alle Sachen. Ick hab sojar schon n Schild hinjeschrieben uff der Straße: 'Leute, habt ihr Probleme, sprecht mich an'. Die können mit mir reden, die Leute, über allet und jedet. Ick kann mich mit dir jenauso unterhalten wie mit nem 60- oder 80-jährigen. Kann ick ooch.

Interviewerin: Da hast du praktisch die Rollen umgedreht. Weil normal sieht man ja die Leute, die auf der Straße sitzen, immer so als die Bedürftigen, die irgendwas wollen, was brauchen, und da warst du praktisch derjenige, der was geben konnte.

Richard: Ja! Ja! Dit können viele uff der Straße! Viele Obdachlose! Weeßte, die sehen alle so arm aus, aber da mußte mal rinkiecken in die Köppe, wat die allet wissen. Dit sieht man die jar nich an. [218-262]

Betteln hat für Richard etwas mit Würde zu tun. Er fühlt, daß er näher dran ist am Leben, näher dran an dem, was für ihn wirklich zählt. Andere Menschen sind für ihn verblendet, „am Leben vorbei“, eifern den – in seinen Augen – falschen Idealen nach. Zudem wird deutlich, wie sehr er sich bemüht, sich nicht in die Rolle des Bedürftigen drängen zu lassen. Wann immer er kann, versucht er, den Spieß umzudrehen und seine Ressourcen und seine Stärken einzubringen, um anderen zu zeigen, daß er auch etwas geben kann, daß er sich einbringen kann. Richards Kampf gegen die Etikettierung als „Obdachloser“ mit all den damit einhergehenden Merkmalen zieht sich durch das ganze Interview. Er zeigt darin eine beachtliche Stärke und Hartnäckigkeit.



Fokus: Bewältigung der Lebenssituation

„Ick laß mir hier in Deutschland von euch nich zum Penner machen.“ (Richard, 170-171)

In den Gesprächen mit den Wohnungslosen fällt auf, daß sich alle Interviewten mehr oder weniger dagegen wehren, als bedürftig oder abhängig wahrgenommen zu werden. So werden staatliche Leistungen oftmals abgelehnt, auch wenn die Betroffenen durchaus Anspruch darauf hätten. Durch den Verzicht auf diese Unterstützung gelingt es ihnen, sich ein Gefühl von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit und damit letztlich auch ein Stück Würde und Selbstrespekt zu bewahren (Uwe, 138-143; Jens, 322-327). Richard wehrt sich sehr dagegen, als „Penner“ bezeichnet zu werden. Er kämpft darum, seine Würde zu behalten und wie ein Mensch behandelt zu werden.

Richard: Und ick hab's jetzt so jemacht in K., ick bin da in die Jugendherberge rinn, die kommen grad alle aus ihre Zimmer, ick kiecke, ach toll, da is ja ne Dusche. Da hab ick mir erstmal jeduscht. Da kam die Chefin an und sagt zu mir: „Dit dürfen Sie nicht.“ Ick hab jesagt: „Was darf ick nich? Ick laß mir hier in Deutschland von euch nich zum Penner machen. Janz einfach.“ Hat sie jesagt: „Jut, gehen Sie wieder von

alleene oder müssen wir die Polizei rufen?“ Hab ick jesagt: „Allet klar, ick jehe von alleene.“ Und dit war't. Und so Sachen mach ick viele. Ick kann mir dit nich leisten, dat mir dann noch eener nee sagt. Und die hätte Nein jesagt, wenn ick die jefragt hätte, ob ick hier mal duschen darf.

Interviewerin: Das heißt, du wehrst dich richtig dagegen...

Richard: Ja ja, klar!

Interviewerin: Wenn du gerade sagst, „Ich laß mich von euch nicht zum Penner machen“...

Richard: Ja, genau! Muß ick ja machen. Is die einzije Chance, die du hast, wenn du auf dem Weg bist. [167-188]

Richard versucht angestrengt, der Wohnungslosigkeit zu entkommen und wieder Arbeit und Wohnung zu finden. Dabei würde ihm auch lediglich ein Zimmer reichen, so lange er von der Straße wegkommt und für sich selbst sorgen kann. Er hilft anderen Wohnungslosen und ist sehr bemüht, sich nicht hängen zu lassen, auch wenn er auf der Straße lebt (Richard, 76-89).

Alle Interviewten geben an, daß sie andere Wohnungslose nach Kräften unterstützen, sei es durch Mitarbeit bei Hilfsprojekten bzw. in Obdachloseneinrichtungen (Uwe, 34-35, 84-95; Jens, 109-127), durch eigene finanzielle Gaben oder emotionale Zuwendung (Richard, 118-131) oder – falls vorhanden – durch Gewährung einer Bleibe (Kai, 141-150). Auffällig ist weiterhin, daß die Befragten sehr schnell auf die gesellschaftlichen Zustände allgemein zu sprechen kommen, wenn sie von Diskriminierungserfahrungen berichten. Dabei ist insbesondere die wahrgenommene Ungerechtigkeit immer wieder ein Thema; die Befragten sprechen von „denen da oben“ und „uns, den Kleinen“. Sie haben den Eindruck, daß mit zweierlei Maß gemessen wird, indem z.B. das gleiche Fehlverhalten bei mittellosen Menschen sehr viel härter bestraft wird als bei wohlhabenden einflußreichen Menschen.

Zwei der Interviewten sprechen über ihre Probleme mit Alkohol. Zum Zeitpunkt des Interviews trinken beide nicht mehr, haben aber in der Vergangenheit viel Alkohol getrunken. Beide beschreiben, daß es immer schwieriger wird, von der Straße wegzukommen, wenn man trinkt, weil man zunehmend die Kontrolle über sein Leben verliert. Die Betroffenen haben dann meist nicht mehr die Kraft und die Energie, sowohl gegen ihren Alkoholismus als auch gegen die Wohnungslosigkeit anzugehen (Uwe, 526-544; Richard, 126-137).

Auf die Frage nach dem dringendsten Wunsch setzen die Befragten zwar unterschiedliche Akzente, gemeinsam ist jedoch allen, daß sie an ihrer Lebenssituation etwas verändern möchten. So wird insbesondere der Wunsch nach einer Wohnung und einer Arbeits-

stelle und der damit einhergehenden Selbständigkeit und Unabhängigkeit artikuliert (Uwe, 587-597; Jens, 340-356), aber auch der Wunsch nach mehr sozialer Gerechtigkeit allgemein (Kai, 321-344) wird angesprochen. Deutlich wird, daß die Betroffenen sich insbesondere eine Veränderung ihrer eigenen Lebenssituation wünschen und weniger ein Umdenken der anderen Menschen. Darüberhinaus wünscht sich Richard als einziger der Befragten eine Partnerin.

Richard: Dit is so ziemlich mit dit erste, wat ick mir so wünschen tue. Weeßte, gerade uff der Straße, oder ooch wenn du arbeiten tust, dit is nich jut, wenn du immer nur dit Harte hast. Du brauchst ooch dit Jegenstück, um den Ausgleich zu haben. (...) Da hätte ick wat, wo ick mich mal fallenlassen könnte. Wo du dich ausruhen kannst, entspannen kannst. Entspannung. Is ja allet... hat ja wat mit Liebe zu tun, ne, und da is ja allet dit enthalten. [464-478]

Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen – Zusammenfassung

Generell gilt: Was den Betroffenen bei der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen hilft, ist abhängig von situativen Merkmalen wie der Mehrdeutigkeit und Vorhersagbarkeit der Situation sowie der Beziehung zum Diskriminierenden, aber auch von persönlichen und sozialen Ressourcen wie der Stimmung des Betroffenen, seinem Selbstkonzept sowie der verfügbaren sozialen Unterstützung. Eine besondere Rolle im Umgang mit Diskriminierung spielt die soziale Identität der Betroffenen.

Lesben und Schwule

Im Falle von *Heteronormativität* finden es einige Betroffene hilfreich, korrigierend darauf hinzuweisen, daß es neben Heterosexualität noch andere Lebensentwürfe gibt. Je nach Situation fällt diese Korrektur scherzhaft oder ernsthaft aus. Auf die Dauer erleben die Betroffenen diese Vorgehensweise zwar als anstrengend, weil solche Situationen sehr häufig vorkommen und die Betroffenen somit in einer ständigen Auseinandersetzung sind, letztlich ist es für das Selbstbild der Person aber meist die günstigere Variante. Auch anderen den Spiegel vorzuhalten und ihnen ihre absurde Sichtweise vorzuführen, hilft den Betroffenen, den Ball zurückzuspielen und das Gegenüber zu irritieren. Die Konfrontation der anderen Menschen mit der eigenen Lebensrealität hilft auf zweierlei Weise: Sie entlastet die Betroffenen und stärkt deren Selbstwertgefühl, weil sie für sich einstehen. Und sie hat einen erzieherischen Effekt, weil sich im Idealfall beim Gegenüber Denkprozesse verändern. Auch im Falle der *übertriebenen Attribution* auf Homosexualität hilft die Konfrontation und das Vorhalten des Spiegels mit dem dadurch ausgelösten Aha-Effekt. *Enge Geschlechterrollen* können durch pädagogisches „Zurechtweisen“ korrigiert werden, wodurch sich die Betroffenen entlasten. Am variantenreichsten werden die Reaktionen auf *Bemerkungen, Beschimpfungen usw.* beschrieben. Sie reichen von Zurückschimpfen und die Konfrontation suchen über Lächerlichmachen, Abwerten oder Ignorieren des anderen bis hin zu Gesprächen mit Freunden und Angehörigen. Insbesondere hier hängt es stark davon ab, wer es ist, der die dumme Bemerkung fallenläßt. Sprüche von Fremden schütteln die Betroffenen in der Regel ab; Bemerkungen in der Familie oder im Freundeskreis beschäftigen sie deutlich länger.

Menschen mit Behinderung

Auf *Barrieren* reagieren viele der Betroffenen am effektivsten, indem sie sich offiziell darüber beschweren oder mit anderen darüber sprechen. Darüber hinaus hilft es ihnen auch, sich bewußt zu machen, daß ihre eigene Mobilitätseinschränkung zwar gravierend ist, sie aber nicht unbeweglich macht und sie dennoch aktiv am Leben teilnehmen können. Im Umgang mit *Anstarren* hilft einigen Betroffenen die Nichtbeachtung und sich auf etwas anderes zu konzentrieren, aber auch Gespräche wirken entlastend, um das Starren differenzierter zu sehen und zu verstehen, warum die anderen Menschen starren. Die Reaktion hängt zudem stark davon ab, ob es Kinder oder Erwachsene sind, die starren. Im Falle von *Bevormundung* finden einige Befragte es hilfreich, sich aktiv und mit lauter Stimme ins Gespräch einzubringen und das Gegenüber durch dieses selbstbewußte Auftreten in seinem Verhalten zu korrigieren. Situationen, in denen den Betroffenen *Hilfe aufgedrängt* wird, werden häufig im Rahmen von Gesprächen mit Freunden verarbeitet. Hier steht die Absicht im Vordergrund, das Erlebte besser zu verstehen und sich in die Position des Helfenden hineinzusetzen, um zu begreifen, warum er sich so verhalten hat. Dies gilt auch für *vorenthaltene Hilfe*; hier hilft es zudem einigen Betroffenen, sich in der Situation zu wehren und auf Konfrontation zu gehen, ihren Ärger und ihre Frustration offen zu zeigen und langfristig Strategien zu entwickeln, um sich selbst besser helfen zu können und um damit von der Hilfe anderer unabhängiger zu werden. Im Umgang mit *Bemerkungen* geht es den Befragten am besten, wenn sie das Gesagte ignorieren, oder aber zurückschimpfen und provozieren.

Wohnungslose

Im Falle von *Vertreibung* hilft es manchen der Befragten, wenn sie sich wehren und dem Gegenüber deutlich machen, daß er eine Grenze überschreitet, und daß sein Verhalten sowie die Art seines Auftretens der Situation nicht angemessen sind. In Gesprächen mit anderen finden die Betroffenen oftmals ein Ventil, um ihre häufig über lange Zeit angestauten Gefühle herauszulassen. Jenen, die niemanden zum Reden haben, hilft es, wenn sie sich selbst gut zureden. In diesem inneren Dialog spielen Glaubenssätze und Überzeugungen eine wichtige Rolle, insbesondere das Gefühl, selbst richtig so zu sein, wie man ist. Auch Alkohol hilft vielen Betroffenen kurzfristig, das Erlebte zu vergessen und ihren Kummer nicht mehr so stark zu spüren. Der Umgang mit *Demütigungen*, z.B. *durch Bemerkungen*, wird unterschiedlich beschrieben. So hilft es manchen Befragten, ihr Gegenüber abzuwerten oder Kontra zu geben, andere wiederum ziehen Ignorieren und Gelassenheit vor. Der häufig erlebten *Ignoranz* durch die Mehrheitsgesellschaft be-

gegen die Befragten, indem sie die betreffenden Menschen abwerten und sich ihnen dadurch überlegen fühlen. Auch hier spielt die innere Überzeugung, richtig zu sein, eine wichtige Rolle. Auffällig ist, daß die befragten Wohnungslosen im Vergleich zu den beiden anderen Gruppen über ein relativ kleines Spektrum an Bewältigungsstrategien berichten. Sie geben an, daß soziale Unterstützung, Gespräche sowie allgemein zwischenmenschlicher Kontakt ihnen beim Umgang mit unangenehmen Erlebnissen eine große Hilfe sind. Nur wird diese Art der Unterstützung selten in Anspruch genommen, vermutlich deshalb, weil ihnen die sozialen Netzwerke fehlen.

6 DISKUSSION

Im folgenden werden die Ergebnisse der Untersuchung im Hinblick auf die Fragestellung diskutiert: Welche Formen von Diskriminierung erleben Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose, wie gehen sie mit diesen Erfahrungen um, und welche Rolle spielt die soziale Identität der Betroffenen in diesem Kontext? Die Diskussion allgemeiner Kritikpunkte der vorliegenden Untersuchung schließt sich an diese Fragen an.

6.1 Zum Problem der Diskriminierung

6.1.1 Lesben und Schwule

Die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung verdeutlichen, daß offene Ablehnung lesbischer und schwuler Lebensweisen heutzutage eher die Seltenheit ist. Lesben und Schwulen werden in unserer Gesellschaft zwar mehr Rechte eingeräumt, und augenscheinlich erfahren sie auch mehr Akzeptanz. Zwischen den Zeilen wird aber offenbar eine ganz andere Sprache gesprochen. So wird Lesben und Schwulen zwar in der Regel keine offene Ablehnung oder Feindseligkeit entgegengebracht, aber unterschwellig läßt man sie schon spüren, daß man sie so, wie sie sind, nicht akzeptiert. So werden sie z.B. in ihrer Rolle als Mann oder Frau nicht ernstgenommen, weil sie mit ihrer Lebensweise nicht dem verbreiteten heteronormativen Bild eines Mannes oder einer Frau entsprechen. Auf Seiten der Betroffenen entsteht so das diffuse Gefühl, daß sie mit ihrem Lebensstil und in ihrem Sein nicht ernstgenommen und nicht als gleichwertig akzeptiert werden. Situationen, in denen sie auf offene Ablehnung stoßen, erleben nur wenige Betroffene, z.B. wenn sie erkennbar als Paar auftreten (z.B. bei der Wohnungssuche oder im Tanzkurs). Allerdings handelt es sich hierbei um besondere Situationen, die nicht zum regelmäßigen Alltag gehören bzw. die noch nicht von allen Befragten erlebt wurden, wenn sie z.B. noch nie eine gemeinsame Wohnung gesucht haben.

Diese subtile Art der Diskriminierung wurde in den Interviews weiter untersucht. Wie stellt sie sich dar, und was genau ist die Qualität dieser eher unterschweligen Form von Benachteiligung? Subtile Diskriminierung zeigt sich bei den befragten Lesben und Schwulen auf verschiedene Art. Im Umgang mit anderen spielt insbesondere *Heteronormativität* eine Rolle. Die Befragten tragen ihre Homosexualität nicht zwingend für alle Menschen offen sichtbar zutage, sondern sie entscheiden selbst darüber, inwieweit sie

sich für andere als lesbisch bzw. schwul zu erkennen geben. So erleben sie es immer wieder, daß andere implizit annehmen, sie seien heterosexuell, und manche der Befragten fühlen sich dadurch schlicht mit ihrer Lebenssituation nicht gesehen, nicht wahrgenommen. Sie haben den Eindruck, sie kommen im Weltbild ihres Gegenüber nicht vor, ihre Lebensrealität wird ausgeblendet. So müssen sie sich immer wieder neu entscheiden, ob sie die falsche Annahme ihres Gegenüber korrigieren, oder ob sie sie so stehen lassen, mit allen Folgewirkungen auf ihr Selbstbild und ihr Selbstverständnis als lesbische Frau bzw. als schwuler Mann. Anhand der von Agnes zitierten Beispiele der Händigkeit sowie der politischen Parteienpräferenz wird gut deutlich, wie ein anderer Umgang mit diesem Minderheitenstatus aussehen könnte: Linkshänder sind in der gesellschaftlichen Minderheit, aber dennoch ruft deren Anderssein allenfalls ein kurzes Aufmerken hervor, falls es überhaupt bemerkt wird. Dennoch werden sie mit einbezogen. So setzt man bei fremden Menschen nicht automatisch voraus, daß sie Rechtshänder sind, nur weil die meisten Menschen Rechtshänder sind. Ebenso geht man bei politischen Wahlen nicht wie selbstverständlich davon aus, daß alle Menschen eine der beiden großen Volksparteien wählen, sondern es werden von vorneherein auch jene mit ins Sichtfeld einbezogen, die eine der anderen Parteien wählen. All dies sind Beispiele dafür, wie die Gleichwertigkeit von Minderheiten aussehen kann: Sie werden als gleich wichtig eingestuft, als gleich-berechtigt, als gleich-wertig. Wie groß die Gruppe der Anhänger ist, ist dafür nicht von Bedeutung.

Die Auswirkungen von Heteronormativität zeigen sich auch in anderen Bereichen. Jutta hat es oft erlebt, daß sie mit ihrer homosexuellen Partnerschaft in ihrem (Arbeits-)Umfeld auf weniger Interesse, weniger Neugier, weniger Anteilnahme stößt als andere Menschen in heterosexuellen Partnerschaften. Hier findet die Diskriminierung gewissermaßen durch Unterlassen statt: Die anderen wollen es einfach nicht genauer wissen. Der neue Mann an der Seite der Kollegin oder die neue Freundin des Bruders sind interessant, man fragt nach; eine neue lesbische Partnerin hingegen wird lediglich zur Kenntnis genommen. Ob es sich dabei um Verunsicherung, übertriebenes Taktgefühl oder einen Mangel an Interesse handelt, oder um eine Mischung aus all diesen Motiven, läßt sich für die Betroffene in der Situation nur erahnen. Was bleibt, ist das Gefühl, daß hier mit zweierlei Maß gemessen wird, auch wenn es nicht offen ausgesprochen wird; das Gefühl, daß andere Menschen an heterosexuellen Partnerschaften in größerem Maße Anteil nehmen als an gleichgeschlechtlichen Partnerschaften.

Das äußere Erscheinungsbild ist Ausdruck der Persönlichkeit, und so kommt auch hier in mehr oder weniger starkem Maß die sexuelle Präferenz eines Menschen zum Tragen. Agnes macht dies ganz deutlich, wenn sie sagt, daß ihre äußere Erscheinung eine Art

ist, ihre Persönlichkeit auszudrücken – und das schließt auch ihre Persönlichkeit als lesbische Frau mit ein. So ist ihr Kleidungsstil eng damit verbunden, daß sie lesbisch ist, und läßt sich für sie nicht davon loslösen. Sie kleidet sich so, *weil* sie lesbisch ist, und die Reaktionen auf ihren burschikos männlichen Stil sind somit immer auch Reaktionen auf ihr Lesbischsein. In der Aufforderung, sich „weiblicher“ zu kleiden, also mehr im Sinne des herkömmlichen Frauenbildes, drückt sich eine starre und *konservative Vorstellung von Weiblichkeit* aus, die mit Attributen wie langem Haar und figurbetonter Kleidung einhergeht. In der Forderung nach mehr Weiblichkeit zeigt sich, daß Normverletzungen nicht akzeptiert werden sondern eine Korrektur verlangen. Es scheint, daß viele Menschen ein Problem damit haben, daß es da eine Frau gibt, die dieser Idee von „Weiblichkeit“ widerspricht und die aus der Norm „wie Frauen sich kleiden“ herausfällt. Dabei wird nicht die Frau gesehen, die in der Kleidung steckt, sondern äußere Attribute – Haarschnitt, Kleidung, Habitus. Die negative Reaktion ist eine Reaktion auf Klischees. Nicht der Mensch wird gesehen, die Wahrnehmung beschränkt sich auf das Außen, und dieses Außen ruft eine Reaktion hervor. Und wenn sich dann zeigt, daß die Reaktion falsch war, daß es sich nicht um einen Mann handelt sondern um eine Frau, dann wird die dadurch hervorgerufene Irritation auf die Verursacherin projiziert anstatt sie bei sich selbst zu lassen. Doch es ist die Irritation des anderen, und deshalb ist es seine Aufgabe, seinen Blick zu öffnen, seine Stereotype zu erweitern. Er kann nicht von anderen erwarten, daß sie sich ändern, weil sie nicht in sein Stereotyp passen. Genau das geschieht jedoch mit der Aufforderung an Agnes, sich weiblicher zu kleiden, die im Wesentlichen ausdrückt: 'Bitte sei so, daß du wieder in mein Stereotyp paßt. Es ist mir zu anstrengend, mein Stereotyp zu erweitern. Ich möchte mich nicht verändern, du mußt dich verändern!' All das schwingt unterschwellig mit. Die Betroffene fühlt sich zurecht in ihrer Persönlichkeit angegriffen, mal mehr, mal weniger, und sie reagiert in Abhängigkeit von Stimmung und Situation. Dabei spürt sie sehr genau, daß nicht sie das Problem hat, sondern ihr Gegenüber, dem es nicht gelingt, seine rigiden Denkmuster zu erweitern.

An dieser Stelle tritt deutlich ein weiteres Problem zutage. Diskriminierung von lesbischen Frauen, und auch von Frauen mit Behinderung und wohnungslosen Frauen, ist immer auch mit Sexismus vermischt. Man spricht auch von einer „*doppelten Diskriminierung*“. So läßt sich der Befund, wonach sich insbesondere lesbische Frauen durch die herrschenden strukturellen Bedingungen so stark benachteiligt fühlen, möglicherweise damit erklären, daß zu der Diskriminierung als Lesbe auch noch die Diskriminierung als Frau hinzukommt und die befragten Frauen somit stärker sensibilisiert sind für Ungleichbehandlung. Letztlich läßt sich jedoch nur spekulieren, warum sich Frauen z.B. durch das geltende Adoptionsrecht signifikant stärker benachteiligt fühlen als Männer.

Möglicherweise werden lesbische Frauen in stärkerem Maße als schwule Männer mit der Situation konfrontiert, daß die Partnerin Kinder aus einer früheren heterosexuellen Partnerschaft mit in die gleichgeschlechtliche Beziehung bringt. Da Kinder im Falle einer Trennung oder Scheidung der Eltern noch immer häufiger bei der Mutter leben, liegt die Vermutung nahe, daß das Thema Adoption in der Lebensrealität lesbischer Frauen schlichtweg eine größere Rolle spielt als in der schwulen Männer. Über die Gründe, warum die fehlende rechtliche Gleichstellung der Eingetragenen Partnerschaft mit der Ehe von lesbischen Frauen als so viel negativer erlebt wird als von schwulen Männern, läßt sich nur mutmaßen. Möglicherweise sind viele lesbische Frauen wacher und sensibler, was Ungleichbehandlung – als Frau und als *lesbische* Frau – angeht, und müssen sich auf andere Art behaupten als schwule Männer. Letztlich spielt auch die Stichprobenauswahl eine Rolle, denn durch die Selbstselektion der Teilnehmer spricht die Studie besonders solche Menschen an, die für das Thema Diskriminierung sensibilisiert sind. Interessanterweise ist die soziale Identität bei den befragten lesbischen Frauen signifikant schwächer ausgeprägt als bei den befragten schwulen Männern, und dennoch fühlen sich die Frauen so viel stärker benachteiligt. In der Tatsache, daß insbesondere lesbische Frauen zu hören bekommen, Homosexualität sei unnatürlich und ihre lesbische Orientierung nur eine Phase, die sie doch bitte nicht nach außen zeigen sollen, zeigt sich eine weitere Facette der ungleichen Behandlung männlicher und weiblicher Homosexualität. Hier zeichnet sich ab, daß lesbische Partnerschaften nicht sichtbar sind und auch nicht sichtbar sein sollen, gemäß der Auffassung, wenn es schon sein müsse, daß die Frau mit einer Frau zusammenlebt, dann solle sie es doch wenigstens für sich behalten (siehe auch Reinberg & Roßbach, 1985). Auch hier zeichnet sich wieder deutlich eine (hetero-)sexistische Grundhaltung ab, insbesondere zulasten lesbischer Partnerschaften, die häufig nicht ernst genommen und nicht als vollwertige Partnerschaften anerkannt werden. Erklärungen für dieses Deutungsmuster finden sich u.a. bei Stein-Hilbers, Holzbecher, Klodwig, Kroder und Soine (1999).

Der Prozentsatz der Frauen, die sich als lesbisch bezeichnen, ist geringer als der Prozentsatz der Männer, die sich als schwul bezeichnen. Die Frage nach der *Selbstbezeichnung* war offen gestellt, und viele Frauen beschreiben sich als bisexuell, als lesbisch/bisexuell oder wählen andere Umschreibungen für ihre sexuelle Orientierung. Die Studie der einstigen Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (2001) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Es entsteht der Eindruck, daß die befragten Frauen weniger gewillt sind, sich in eine Schublade einordnen zu lassen bzw. daß sie – in noch stärkerem Maße als die befragten schwulen Männer – auf eine freiheitliche selbstbestimmte Lebensweise Wert legen und es ablehnen, ihrer Lebensform ein Etikett aufzudrücken. In-

interessant ist zudem, daß Frauen seltener offen lesbisch leben und dafür häufiger ihre sexuelle Orientierung in bestimmten sozialen Kontexten verbergen. Möglicherweise ist es für die Frauen aus den genannten Gründen schwieriger oder riskanter, eindeutig Stellung zu beziehen.

Die *Wirkung von Bemerkungen* wie etwa Entwertungen oder Demütigungen hängt sehr stark davon ab, von wem diese Bemerkungen kommen. Von Fremden können sie keinem der Befragten wirklich etwas anhaben, denn dafür sind die Interviewpartner zu gefestigt und sich selbst zu sicher und zu selbstsicher in ihrer Homosexualität, als daß sie darauf etwas geben würden. Wenn solche Reaktionen jedoch von Menschen kommen, die ihnen am Herzen liegen und von denen sie sich Achtung wünschen, dann trifft es sie sehr viel härter. Somit wird deutlich, daß die Qualität der Diskriminierung und ihre Auswirkung im Zusammenhang mit dem sozialen Umfeld der Betroffenen betrachtet werden muß.

6.1.2 Menschen mit Behinderung

Auch Menschen mit Behinderung erleben neben den Schwierigkeiten mit Barrieren im Alltag eher subtile Formen von Diskriminierung. Die Befragten spüren in vielen Situationen unterschwellig, daß sie benachteiligt werden, ohne daß sie sagen könnten, worin diese Benachteiligung genau besteht. Interessanterweise gibt es eine Diskrepanz bezüglich der Häufigkeit von Barrieren im Alltag und der durch sie erlebten Stärke der Benachteiligung: Obwohl Barrieren im Alltag die häufigste Diskriminierungserfahrung behinderter Menschen darstellen, werden sie erst an vierter Stelle genannt, wenn es um die subjektive Stärke der Benachteiligung geht. Möglicherweise ist dies das Ergebnis von *Normalisierungsprozessen*, wonach die Erfahrungen mit Barrieren so häufig sind, daß sie nicht mehr als konkrete Benachteiligung wahrgenommen werden, sondern als Realität, die hingenommen werden muß und mit der man sich arrangiert, so gut es eben geht. Einschränkungen in rechtlichen und finanziellen Belangen wie Leistungskürzungen der Krankenkassen und der erschwerte Zugang zum Arbeitsmarkt werden von den Befragten als vergleichsweise größere Belastung erlebt. Wie auch in der Gruppe der Lesben und Schwulen fühlen sich auch unter den Menschen mit Behinderung die Frauen in stärkerem Maße benachteiligt als die Männer, wenn auch nicht signifikant. Auch hier stellt sich die Frage, inwieweit die Frauen eine *doppelte Diskriminierung* erleben – als Frau gegenüber Männern, und als behinderter Mensch gegenüber nichtbehinderten Menschen. Weshalb sich die behinderten Frauen durch die aufgelisteten Umstände stärker belastet fühlen als die Männer, läßt Raum für Spekulationen. Möglicherweise ist es gerade diese doppelte Diskriminierung, die sich eben auch in einer stärkeren Belastung

ausdrückt.

Die Ergebnisse zur interpersonellen Diskriminierung stützen die Befunde von Cloerkes (1985): Die Unsicherheit der Nichtbehinderten gegenüber behinderten Menschen hat zur Folge, daß sie überbemüht versuchen, möglichst alles richtig zu machen. Dies führt nicht selten dazu, daß sie sich im Kontakt mit einem behinderten Menschen entmündigend und bevormundend verhalten, indem sie der Person z.B. ihre Hilfe aufdrängen oder es vermeiden, die behinderte Person direkt anzusprechen, und sich stattdessen mit deren Begleiter über sie unterhalten. Auch Starren und Ignorieren, auf den ersten Blick ein widersprüchliches Paar, ist eine häufige Reaktion, wie bereits von Cahill und Eggleston (1995) beschrieben: Ein Mensch im Rollstuhl betritt den Raum, und alle Anwesenden sehen ihn, aber keiner sieht ihn an. Interessant ist zudem, daß sich die Menschen mit länger werdender „Dauer“ der Behinderung in zunehmendem Maße durch strukturelle Diskriminierung benachteiligt fühlen. Im Laufe der Zeit wird es für sie immer schwieriger, über Dinge hinwegzusehen, die sie belasten und einschränken. Möglicherweise zeichnet sich hier ein Bewußtwerdungsprozeß ab, eine Gewährwerdung von Umständen, die mit der Zeit immer stärker und immer drängender wird. Dazu paßt auch der Befund, daß die Befragten zunehmend aggressive Gefühle mit der Benachteiligung in Verbindung bringen.

Subtile Diskriminierung von Menschen mit Behinderung besteht vor allem in mangelnder Sensibilität für ihre Lebenssituation, die sich auf unterschiedliche Art und Weise ausdrückt. Viele Menschen wissen nicht, was es bedeutet, eine Behinderung zu haben. Sie können sich nicht einfühlen. Aus dieser Unfähigkeit heraus verhalten sie sich respektlos, ignorant oder verletzend. Ihnen fehlt ein Gefühl dafür, wie der Betroffene mit seiner Einschränkung die Welt erlebt, und was er braucht, um sich in seiner Besonderheit akzeptiert und anerkannt zu fühlen. Diese *mangelnde Sensibilität* ist der Kern aller Formen von Diskriminierung, egal ob offen oder subtil. Das Verhalten, das daraus resultiert, ist manchmal eindeutig benachteiligend, und manchmal ist es nur subtil spürbar.

Auf mehr oder weniger subtile Art drückt es sich im Starren aus. Die Betroffenen werden – mitunter ganz offen, mitunter verstohlen – angestarrt, weil sie anders sind als andere Menschen, und weil sie mit dieser Andersartigkeit auffallen. Sie sind Tag für Tag den Blicken ihrer Mitmenschen ausgesetzt und müssen immer wieder aufs neue mit dieser Situation umgehen. Die Wirkung dieses Starrens und der Umgang damit ist stark stimmungsabhängig und variiert von Ignorieren über Ärger bis hin zu Gefühlen des Gekränktseins und der Traurigkeit. An manchen Tagen fühlen sich die Befragten immun gegenüber dieser subtilen Form von Ausgrenzung und können sie gut aus ihrer Wahr-

nehmung ausblenden. An anderen Tagen wird sie ihnen schmerzlich bewußt. Die einzige Möglichkeit, sich diesen Blicken zu entziehen, ist der Rückzug in die eigenen vier Wände.

Fox und Giles (1996) zufolge nehmen Menschen mit Behinderung drei Arten von Äußerungen als bevormundend wahr: Wenn andere mit ihnen wie mit einem Kind sprechen, wenn von ihnen als „der Rollstuhl“ gesprochen wird anstelle von „der Mann bzw. die Frau im Rollstuhl“, und wenn man in ihrer Anwesenheit in der dritten Person über sie spricht. Auch die Interviewten haben diese drei Facetten von Bevormundung erlebt. Dabei wird insbesondere die Erfahrung thematisiert, daß eine Person, sobald sie im Rollstuhl sitzt, in der Wahrnehmung anderer Menschen offenbar aufhört, Mann oder Frau zu sein: Ab sofort ist sie „*Rollstuhl*“. Es scheint, als ob der Mensch mit seiner Fähigkeit zu laufen auch sein Geschlecht, seine sexuelle Identität verlöre. Rita bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt, es gibt öffentliche Toiletten für Frauen, für Männer und für Rollstühle. Plötzlich scheint in der Wahrnehmung der Nichtbehinderten so etwas wie eine dritte Kategorie zu existieren: ein geschlechtsloser großer Klotz, der viel Platz braucht. Waxman (1991) zufolge werden die Vorstellungen von „Frau“ und „behinderter Frau“ von ganz unterschiedlichen Assoziationen begleitet. So wird das Bild einer Frau vorwiegend mit Merkmalen wie Arbeit, Sexualität, Mutter und Ehefrau verbunden. Die Vorstellung einer behinderten Frau hingegen weckt Assoziationen mit Abhängigkeit, Alter und Verzweiflung. Wenn es zwischen den mentalen Repräsentationen einer Frau und einer behinderten Frau so wenige Überschneidungen gibt, dann überrascht es nicht, daß viele Menschen in einer behinderten Frau nicht mehr die Frau sehen, sondern nur noch die Behinderte. Auch im Sprachgebrauch zeigt sich das ganz deutlich: Erst im Laufe der letzten Jahre wird das Wort „Behinderter“ allmählich durch die Formulierung „Mensch mit Behinderung“ abgelöst. Auf die Frage, was an dem Wort „Behinderter“ so störend ist, antwortete in den Expertengesprächen zur Fragebogenkonstruktion ein junger Mann im Rollstuhl, daß er die Formulierung „die Behinderten“ als sehr diskriminierend empfinde, weil man nicht sehe, daß vor der Behinderung noch der Mensch kommt. In der Wahrnehmung anderer wird der Rollstuhl, der für den Betroffenen ein Mittel zur Fortbewegung ist, zum festen Bestandteil von dessen Identität. Die Personen werden über ihren Rollstuhl identifiziert, das Hilfsmittel wird damit zum Hauptmerkmal ihrer Persönlichkeit gemacht. Im Grunde verhält es sich hier ähnlich wie bei den Lesben und Schwulen, bei denen die absurdesten Zusammenhänge zwischen ihrer sexuellen Orientierung und anderen Eigenschaften hergestellt werden. Die betroffenen Menschen mit Behinderung erleben es als verletzend, daß sie häufig gar nicht mehr als Frau oder als Mann gesehen werden und somit z.B. auch nicht mehr flirten können, wie sie möchten; es ist als ob sie aus dem Spiel der Geschlechter herausfallen. Das Dilemma spitzt sich

noch zu durch die Tatsache, daß ein Verhalten entgegen dem Stereotyp häufig negativ sanktioniert wird (siehe Seywalddt, 1976; Klee, 1990; Waxman, 1991). Behinderte Frauen, die sich aus dieser geschlechtslosen Rolle befreien wollen, die ihre Weiblichkeit betonen und aktiv am Leben teilnehmen, werden häufig als negativ wahrgenommen, weil sie dem Bild der „armen Behinderten“ widersprechen bzw. sich aktiv dagegen auflehnen. Offenbar gibt es starke normative Überzeugungen, wie Menschen mit Behinderung sich zu verhalten haben, und wenn Betroffene sich dieser Norm widersetzen, stellt sich beim Nichtbehinderten kognitive Dissonanz und damit ein unbehagliches Gefühl ein. Auch hier findet eine Projektion statt, ähnlich wie auch in der Gruppe der Lesben und Schwulen bei der Forderung nach traditionell geschlechtergemäßer Kleidung: Die anderen sind falsch so, wie sie sind, also müssen sie sich ändern. Anstatt seine Wahrnehmung von Lesben und Schwulen oder von Menschen mit Behinderung zu erweitern und zu begreifen, daß Menschen unterschiedlich sind und nicht in Schubladen passen, verengt der Beobachter sein Sichtfeld und verlangt, daß die Betroffenen sich gefälligst nicht so störrisch verhalten sollen, damit die Schublade, in die er sie im Geiste gesteckt hat, noch zu geht.

Das Nichtwahrnehmen der behinderten Menschen als erwachsene Frauen oder Männer drückt sich auch in der Anrede aus: Häufig werden sie mit Du angesprochen oder wie Kinder behandelt. Andere sehen in ihnen oftmals keine selbständigen Menschen, die zur Fortbewegung eben auf Räder angewiesen sind, wo andere ihre Beine benutzen, sondern hilfebedürftige, bemitleidenswerte Abhängige. Die Begegnung findet – im buchstäblichen Sinne – nicht auf Augenhöhe statt: „Als Rollstuhlfahrer ist man ja eh nur noch die Hälfte.“ (Sandra, 471-472). Wenn sich der Gesprächspartner zudem, statt den behinderten Menschen direkt anzusprechen (z.B. beim Arzt), an dessen Begleiter wendet, fühlen sich die Betroffenen als gleichwertige Gesprächspartner nicht wahr-, nicht ernstgenommen, und das verletzt sie. Es scheint, als würde ihnen aufgrund ihrer körperlichen Defizite auch die kognitive Kompetenz abgesprochen, sich an einem Gespräch zu beteiligen.

Beim schwierigen Thema Hilfe wird der Mangel an Empathie seitens der Nichtbehinderten besonders deutlich. Was braucht der behinderte Mensch? Wie kann ich ihm möglichst effektiv helfen? Diese Fragen werden in der Regel nicht gestellt, und das gilt sowohl für die aufgedrängte wie auch für die unterlassene Hilfe. Die aufgedrängte Hilfe ist nicht altruistisch, weil sie nicht darauf abzielt, die Situation für den anderen einfacher zu machen. Sie ist egoistisch, weil sie das schlechte Gewissen des Helfers entlasten soll. Der Mensch hilft nicht, um zu helfen, sondern um sich gut zu fühlen (siehe Cloerkes, 1985). Es fehlt die Bereitschaft, sich auf eine offene Kommunikation einzulassen: Was

braucht der Mensch mit Behinderung, wie kann ich ihm in der gegebenen Situation helfen, und wie kann er mich anleiten, daß meine Unterstützung ihm auch tatsächlich weiterhilft und ihn nicht zusätzlich behindert? Sandra bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt: „Es gibt auch ganz viele, die fragen ganz höflich, ob sie einem helfen sollen oder nicht. Oder *dürfen*, das finde ich immer toll – ob sie schieben *dürfen*, das finde ich ganz toll.“ (Sandra, 459-461) Für sie ist diese Art der Frage ein Zeichen von Respekt, das sie spüren läßt, daß sie als gleichwertig wahrgenommen wird. Daß der andere ihr ein Angebot macht und es ihr überläßt, ob sie es annimmt oder ablehnt. So sieht eine Begegnung auf Augenhöhe aus.

Nicht zu helfen, obwohl Hilfe nötig ist – darin zeigt sich, wie wenig empfänglich und wie wenig sensibel die Gesellschaft ist, wenn es um die Belange behinderter Menschen geht. Viele Menschen haben schlichtweg keine Vorstellung davon, was es bedeutet, eine Behinderung zu haben. Ihnen ist nicht bewußt, daß Menschen mit einer Einschränkung manchmal ein wenig mehr Zeit oder ein bißchen mehr Platz brauchen, um eine Handlung auszuführen. Oder daß es schwierig ist, eine Tür zu öffnen, wenn man im Rollstuhl sitzt. So gelingt es vielen Menschen nicht, sich in die Lage einer behinderten Person einzufühlen und zu antizipieren, wo sich für diese Person Hindernisse auftun könnten, und wo es deswegen nötig ist, ihr ein Stück entgegenzukommen. Dieses mangelnde Einfühlungsvermögen tritt in ganz alltäglichen zwischenmenschlichen Situationen zutage, wo es seelische Verletzungen hinterläßt, wie im Falle von zufallenden Türen – und manchmal zeigt es sich in extremer und lebensgefährlicher Form, wie Ritas Sturz auf dem Fußgängerüberweg verdeutlicht: Die Autofahrer lassen sie, eine hilflose Person in Not, auf der Straße unter ihrem Rollstuhl liegen und umfahren sie, als wäre sie nicht mehr als ein Gegenstand, der die Fahrbahn blockiert. Die Verrohung und Gefühlskälte und die Menschenverachtung, die sich in diesem Verhalten ausdrücken, machen beklommen. Die andere absurde Situation, als Rita und ihre Freundin am Bahnhof die Treppe hochkriechen müssen, weil man ihnen aus versicherungstechnischen Gründen die Hilfe verweigert, steht dem in Unmenschlichkeit und Entwürdigung in nichts nach. Wie ist es möglich, daß Vorschriften wichtiger sind als Mitmenschlichkeit? Wichtiger als gesunder Menschenverstand und die Wahrnehmung, daß es sich hier um eine Notlage handelt, die nur gelöst werden kann, indem man sich über die Vorschriften hinwegsetzt?

Situationen wie diese sind zum Glück die Ausnahme, aber der Mangel an Sensibilität ist dennoch eine tägliche Erfahrung, über die sich die Interviewpartner immer wieder ärgern. Sie beklagen, daß die anderen Menschen sich einfach nicht die Mühe machen, sich in ihre Lage hineinzusetzen. Thorsten ist fest davon überzeugt: Wenn das gelänge, wenn die anderen nur einmal am eigenen Leib spüren könnten, was es *bedeutet*, behin-

dert zu sein, dann würde sich schnell etwas an den Umständen ändern. Dann würden Barrieren fallen, auf den Straßen und in den Köpfen.

6.1.3 Wohnungslose

Die meisten Wohnungslosen stoßen insbesondere in jenen Bereichen auf Ablehnung, in denen sie auf die meiste Unterstützung angewiesen sind, nämlich wenn es um die *Wiedereingliederung in die Gesellschaft* geht. Hier spielt vor allem das mangelnde Entgegenkommen von Seiten der Behörden eine wichtige Rolle. Letztlich sind Wohnungslose auf Ämtern dem guten Willen des Sachbearbeiters ausgeliefert. Dabei erschweren vorausgegangene schlechte Erfahrungen auf beiden Seiten den Umgang miteinander: Der Wohnungslose rechnet häufig mit nichts Gutem, wenn er aufs Amt muß, und geht evtl. entsprechend aggressiv oder defensiv in die Situation, und der Sachbearbeiter kennt „seine Klientel“ und begegnet seinem neuen Kunden womöglich entsprechend geringschätzig. Auf diese Art werden die Vorurteile und die negativen Erwartungen auf beiden Seiten bestätigt. Das ist heikel, weil Behörden für Wohnungslose eine wichtige Kontaktstelle mit der „bürgerlichen Welt“ sind. In den Erfahrungsberichten spiegelt sich das wieder, was sich durch die quantitative Befragung andeutete: Gerade da, wo die befragten Wohnungslosen auf Hilfe angewiesen sind, werden ihnen die größten Steine in den Weg gelegt. Viele wissen nicht, welche Leistungen ihnen zustehen, oder ihnen fehlt das Selbstvertrauen, diese Leistungen einzufordern. So bleibt ihnen nichts anderes übrig als sich darauf zu verlassen bzw. darauf zu vertrauen, daß die Person, die ihnen gegenüber sitzt, sie ausreichend und umfassend informiert, was oftmals nicht geschieht. Die meisten Wohnungslosen sind bei der Wiedereingliederung stark auf die Hilfe und die Unterstützung anderer Menschen angewiesen. Wenn diese ausbleibt, haben sie fast keine Chance, aus eigener Kraft wieder Fuß zu fassen.

Die weiblichen Wohnungslosen leiden insbesondere unter den Zuständen in Wohnheimen und Notübernachtungen; ein Umstand, der sich womöglich mit der wahrgenommenen Bedrohung ihrer körperlichen und seelischen Integrität als Frau erklären läßt. Immerhin haben 70% der befragten Frauen schon einmal sexuelle Belästigung erlebt. Die generelle „*Unsichtbarkeit*“ *wohnungsloser Frauen* spiegelt sich auch im geringen Frauenanteil der untersuchten Stichprobe wieder. So konnten für die quantitative Befragung lediglich zehn Frauen interessiert werden, und im Rahmen der Interviews ließ sich keine wohnungslose Frau finden, die bereit gewesen wäre, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Wohnungslose Frauen sind weniger sichtbar, weil sie eher als Männer bei Freunden oder Bekannten unterkommen oder bei Männerbekanntschaften Unterschlupf su-

chen. Diese Beziehungskonstellation führt nicht selten dazu, daß die Frauen in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem Mann rutschen, aus dem sie sich nur schwer wieder befreien können, ohne auf der Straße zu landen. Die Zahlen zur Häufigkeit sexueller Gewalterfahrungen müssen also auch vor diesem Hintergrund verstanden werden. Leider war es aufgrund fehlender weiblicher Interviewpartner nicht möglich, diesen Befund tiefer zu ergründen. Die betroffenen Frauen suchen häufig erst dann entsprechende Einrichtungen auf, wenn sie verzweifelt sind und nicht mehr weiter wissen. Scham und Stolz spielen hier eine große Rolle, aber auch die hohe Prävalenz psychischer Störungen unter den wohnungslosen Frauen, wie eine Gesprächspartnerin im Experteninterview erklärte. In einer solchen Verfassung ist es verständlich, daß den Frauen nicht der Sinn nach der Teilnahme an einer Befragung steht. Wohnungslose Frauen haben zudem einen anderen Hilfebedarf als wohnungslose Männer, ihre Nöte unterscheiden sich, und darauf sind viele Einrichtungen nicht eingestellt. All dies sind mögliche Erklärungen für den kleinen Frauenanteil unter den befragten Wohnungslosen.

Was Diskriminierungserfahrungen im interpersonellen Rahmen angeht, erleben die Betroffenen eine Mischung aus dummen Sprüchen, Anstarren und Ignorieren. Dabei sind es insbesondere die Langzeitwohnungslosen, die angepöbelt werden; schließlich können sie ihre Lebenssituation am wenigsten verbergen. Die Menschen hingegen, die erst seit kurzem auf der Straße leben, sind in der Regel eher bemüht, nicht allzu sehr aufzufallen und fühlen sich anfangs auch eher nicht zugehörig zur Gruppe der Wohnungslosen (siehe Snow & Anderson, 1987). Es ist bemerkenswert, daß die Betroffenen sich mit zunehmender Dauer der Wohnungslosigkeit immer weniger durch die herrschenden Strukturen benachteiligt fühlen und ihre Lebenszufriedenheit ansteigt. Ob es sich hierbei um das Ergebnis eines Adaptionprozesses handelt, also sprich eine Gewöhnung an die Umstände stattfindet, oder ob die Alteingesessenen ihre Lebensrealität schlichtweg besser verdrängen können als die „Neuen“, läßt sich an dieser Stelle nicht beantworten. Womöglich zeichnen sich hier die verschiedenen Stufen der Identitätsentwicklung ab, die Menschen durchlaufen, wenn sie ihre Wohnung verlieren (Snow und Anderson, 1987).

Die Interviews mit den Betroffenen verdeutlichen, daß sich subtile Diskriminierung von Wohnungslosen insbesondere in der Art zeigt, wie sie aus der Gesellschaft ausgegrenzt werden bzw. wie ihnen vermittelt wird, daß sie nicht mehr dazugehören. Auf der Straße blenden die Passanten sie aus ihrem Blickfeld aus, für sie existieren sie nicht mehr. Während man sich mit den Angehörigen der anderen beiden Gruppen wenigstens noch auseinandersetzt, sei es durch Reden oder Handeln, so werden Wohnungslose (insbesondere bettelnde Wohnungslose) in der Regel ignoriert. Dennoch werden sie sehr wohl wahrgenommen, aber man schenkt ihnen keine Beachtung. Die Betroffenen spüren diese

Form der Ausgrenzung selbstverständlich sehr genau, und es verletzt sie zutiefst, daß die anderen Menschen sich nicht mehr für sie interessieren. Es scheint egal zu sein, daß sie nicht mehr dazugehören. Aus diesem Grund erleben sie es als sehr wohltuend, wenn Menschen den Kontakt zu ihnen suchen, und zwar nicht um ihnen Vorhaltungen zu machen, sondern aus ehrlichem Interesse an ihrer Lebenssituation. Genau das ist es, was sie in ihrem Alltag nicht mehr erfahren: Sie werden nicht mehr respektiert. Respekt ist etwas für „normale Menschen“, aber Wohnungslose sind „etwas anderes“. Was hilft, mit dieser Form der Ausgrenzung umzugehen, ist die Überzeugung, den anderen Menschen in gewisser Hinsicht überlegen zu sein, so wie Richard es formuliert: Er weiß etwas, was all die anderen „normalen“ Menschen nicht wissen. Er ist näher dran an der Wahrheit seines Lebens. Das macht ihn in seiner Wahrnehmung zu einem Überlegenen, einem Wissenden. Wie er es beschreibt, hat es für ihn etwas Religiöses, das heißt, es hat etwas mit Glauben zu tun: Mit dem Glauben an etwas Höheres. Er spricht von Wahrheit und davon, trotz Verletzungen offen zu bleiben und sich nicht zu verschließen. Er ist sehr empfänglich, und das macht ihn einerseits verletzlich, aber andererseits hilft es ihm auch, das Besondere an seiner Lebenssituation und den Sinn darin zu erkennen. In Richards Beschreibung spiegeln sich somit die von Snow und Anderson beschriebenen Prozesse zur Übernahme ideologischer Überzeugungen wieder. Nichtzuletzt läßt sich hierin auch eine Form der Reduktion kognitiver Dissonanz erkennen: Richard wählt eine Vergleichsdimension, auf der er sich den anderen Menschen überlegen fühlt, und er bewertet diese Dimension als wichtiger als all die anderen Dimensionen, auf denen er den anderen unterlegen ist. Oder um es in seinen Worten zu sagen: „Dit ist nicht die Wahrheit.“ (231-232) Dies ermöglicht ihm den Erhalt einer positiven sozialen Identität.

Im Falle der Vertreibung durch Sicherheitspersonal ist es kaum mehr möglich, von subtiler Diskriminierung zu sprechen. Aber auch hier gibt es eine Gratwanderung: Das eine ist die strukturelle Diskriminierung, die sich in der Tatsache der Entfernung von unliebsamen Personen an sich ausdrückt. Das andere ist die Art, *wie* die Betroffenen vertrieben werden. Die Schilderungen der Befragten vermitteln den Eindruck einer unangemessenen Ausübung von (Staats-)Gewalt, die in keinem Verhältnis steht zum „Fehlverhalten“ der betroffenen Wohnungslosen. Das heißt, auch hier drückt sich sehr deutlich die persönliche Einstellung der Handelnden gegenüber den Wohnungslosen aus, kaschiert unter dem Deckmantel des Vollzugs der Hausordnung. Die Betroffenen spüren die Menschenverachtung, die sich in diesem Verhalten zeigt, sehr deutlich und leiden besonders darunter. Uwe beschreibt das sehr deutlich: Er möchte heulen und schreien und ekelt sich. Er wünscht sich lediglich ein kleines bißchen Respekt, aber nicht einmal das wird ihm gewährt. Es würde so wenig vom Gegenüber verlangen, und ihm würde es so gut tun. Auffällig ist zudem, daß andere Menschen häufig gar nicht differenzieren:

Uwe wird als „Penner“ beschimpft, weil er mit den anderen „Pennern“ zusammen ist. Daß er einen Fahrschein hat und einen festen Wohnsitz auf seinem Personalausweis, das interessiert gar nicht.

So wird immer wieder deutlich, daß es im Grunde nicht darum geht, ob jemand eine Wohnung hat oder nicht. Das heißt, „wohnungslos“ oder „obdachlos“ zu sein, ist nicht das entscheidende Merkmal. Es geht viel eher um Verwahrlosung, *Armut* und die Begleitphänomene wie ungepflegtes Äußeres (Kleidung, Haare, Zähne usw.), schlechte Gesundheit oder Suchterkrankungen. Menschen mit diesen Eigenschaften werden pauschal als „Penner“ bezeichnet. Diese Leute werden nicht beschimpft, weil sie kein Dach über dem Kopf haben, sondern weil sie dem Sozialstaat zur Last fallen. Weil sie als überflüssig wahrgenommen werden, als unproduktive Mitglieder der Gesellschaft. Und weil man Anstoß an ihrem Äußeren nimmt. Dabei dürfte es völlig egal sein, ob diese Menschen unter der Brücke, in der Notübernachtung oder in ihrer eigenen Wohnung schlafen.

6.1.4 Weitere Auffälligkeiten

Über alle drei Gruppen hinweg beurteilen jene Befragten, die sich stark benachteiligt fühlen, ihre Bewältigung als schlechter und leiden stärker unter psychosomatischen Beschwerden. Das heißt offenbar, je größer die Belastung ist, die durch Diskriminierung erfahren wird, desto schwerer fällt es den Betroffenen, diese Erfahrungen zu bewältigen. Es scheint also ab einem gewissen Punkt eher eine Frage der Quantität als der Qualität der Stressoren zu sein; egal, wie gut die Strategien helfen, die jemand zur Verfügung hat – wenn die Stressoren zu zahlreich werden, helfen schließlich auch die besten Strategien nicht mehr. Hingegen haben jene Befragten, die ihre Bewältigung als effektiv einstufen, insgesamt seltener mit psychosomatischen Symptomen zu tun und sind zudem mit ihrem Leben zufriedener. Auch dies gilt für die Angehörigen aller drei Gruppen. Die Kausalrichtung ist hier jedoch nicht klar: Führen effektiv empfundene Bewältigungsstrategien zu einer Reduktion psychosomatischer Symptome und zu einer Steigerung der Lebenszufriedenheit, oder ist umgekehrt eine hohe Lebensqualität dafür verantwortlich, daß die Betroffenen auch mit Diskriminierung effektiver umgehen? Insgesamt fühlen sich die Frauen in allen Gruppen stärker belastet als die Männer und leiden zudem stärker unter psychosomatischen Beschwerden. Es stellt sich die Frage, ob die weiblichen Befragten tatsächlich eine höhere Vulnerabilität haben, also schlechtere Ressourcen zur Bewältigung, oder ob sie einfach ehrlicher antworten, selbstreflektierter sind und sich mehr mit ihrer gesellschaftlichen Position(ierung) als Frau *und* Lesbe,

Frau *und* Behinderter, Frau *und* Wohnungsloser auseinandersetzen.

Lesben und Schwule fühlen sich insgesamt durch interpersonelle Diskriminierung sowie durch Gewalt signifikant stärker benachteiligt als Menschen mit Behinderung und Wohnungslose. Eine mögliche Erklärung hierfür könnte sein, daß sich für Lesbian und Schwule erfahrene Diskriminierung in der Regel stärker auf interpersoneller Ebene abspielt als z.B. für die befragten Menschen mit Behinderung und daher von ihnen als besonders benachteiligend wahrgenommen wird. So werden jene Erlebnisse, die häufig erfahren werden, schlichtweg auch als stärkste Belastung empfunden. Auch die befragten Wohnungslosen berichten über ein hohes Ausmaß an Diskriminierung im interpersonellen Rahmen, fühlen sich hierdurch jedoch vergleichsweise wenig herabgesetzt. Möglicherweise spielen hier Anpassungsprozesse eine Rolle, d.h. die Wohnungslosen haben sich an ihre Lebenssituation gewöhnt und sehen sie als Normalität an, als ihre Realität, und weniger als gesonderte Vorkommnisse, die sie diskriminieren und durch die sie sich benachteiligt fühlen könnten (siehe auch Reid & Klee, 2000). Dies kann ein Hinweis sein auf die Verschmelzung des Stigmas mit der Lebenssituation. Das Stigma wird zur Lebenssituation und ist damit kein besonderes Vorkommnis mehr sondern eben Normalität.

Interessant ist, daß sich mit der Gruppe der Lesbian und Schwulen jene Gruppe am stärksten benachteiligt fühlt, die auf den ersten Blick als die gesellschaftlich etablierteste der drei Gruppen erscheint. Hierfür gibt es mehrere mögliche Erklärungen. So ist denkbar, daß die befragten Lesbian und Schwulen sich darüber bewußt sind, daß ihre Gruppe über eine lange Zeit benachteiligt wurde (und in einigen Bereichen eben noch immer benachteiligt wird), und daß dieses geschärfte Bewußtsein eine stärker empfundene Benachteiligung mit sich bringt. Es handelt sich dann gewissermaßen um einen Teil der Gruppenidentität, der innerhalb der Community als gemeinsames „soziokulturelles Erbe“ weitergetragen wird (siehe auch Murphy, Scheer, Murphy & Mack, 1988; Taylor, Wright, Moghaddam & Lalonde, 1990). Auch die Lobbyarbeit der Lesbian und Schwulen findet in der Regel hauptsächlich durch Gruppenangehörige statt; anders als z.B. bei Menschen mit Behinderung, für die sich durchaus auch Nichtbetroffene einsetzen. Nicht zuletzt ist vorstellbar, daß Betroffene ein gewisses Maß an Anerkennung und Status benötigen, um Nichtbetroffenen gegenüber einzugestehen, daß sie sich benachteiligt fühlen. Die Selbstwertbedrohung, die das Eingeständnis von Diskriminierung beinhaltet, fällt dann womöglich schwächer aus (s. auch Ruggiero & Taylor, 1995; 1997).

6.2 Die Suche nach effektiven Bewältigungsstrategien

Ausgehend von der quantitativen Untersuchung ergaben sich Unterschiede für die untersuchten Gruppen hinsichtlich ihres Umgangs mit Diskriminierungserfahrungen. So suchen die befragten Lesben und Schwulen und auch die Menschen mit Behinderung häufig das Gespräch mit anderen. Sie tauschen sich über ihre Erlebnisse aus und versuchen, durch eine intensive Selbstreflektion und die Auseinandersetzung mit dem Geschehen zu einem besseren Verständnis der Situation zu gelangen. Auch Ablenkungs- und Vermeidungsstrategien werden von diesen beiden Gruppen häufig genutzt. Bei den Menschen mit Behinderung kommt es zudem häufig vor, daß sie sich über ihnen widerfahrenes Unrecht beschweren, indem sie sich an höhere Instanzen wenden. Die befragten Wohnungslosen hingegen reagieren auf Diskriminierungserfahrungen oftmals mit Vermeiden, Bagatellisieren und Eskapismus. Dennoch setzen auch sie sich stark mit dem Erlebten auseinander und stellen sich die Frage, inwieweit sie selbst mit ihrem eigenen Verhalten mit zu der Situation beigetragen haben.

Helfen diese Strategien den Betroffenen bei der Bewältigung von Diskriminierung? Hier ist es nötig zu differenzieren. Der soziale Austausch wird als durchaus hilfreich erlebt, um mit Diskriminierungserfahrungen umzugehen. Die anderen Strategien wie „Verdrängung und Schuldgefühle“ oder „Grübeln und Abkapseln“ werden von den Befragten praktisch immer als ungeeignet wahrgenommen, um Diskriminierung effektiv zu bewältigen. Sich abkapseln hilft nicht. Grübeln hilft nicht. Die Schuld bei sich selbst suchen hilft nicht. Und dennoch: Die Betroffenen handeln häufig genau so. Umgekehrt würde man erwarten, daß die Befragten zum Umgang mit Diskriminierung vor allem solche Strategien anwenden, von denen sie wissen, daß sie ihnen bei der Bewältigung des Erlebten weiterhelfen. Dem ist jedoch nicht so. Häufig genutzte Strategien werden nicht notwendigerweise von den Befragten auch als effektiv bezeichnet. Anscheinend hilft der soziale Austausch mit anderen Menschen den Angehörigen aller drei Gruppen am besten, denn er wird auf die Frage nach der effektivsten Bewältigungsstrategie in jeder Gruppe am häufigsten genannt. Jedoch empfindet nur jeder zweite Betroffene diese Gespräche auch tatsächlich als hilfreich. Was genau in diesen Gesprächen schief läuft, so daß sie für die Befragten keine befriedigende Bewältigungsstrategie darstellen, darüber läßt sich aufgrund der quantitativen Daten lediglich spekulieren. Hier geben die Informationen aus den Interviews weiteren Aufschluß. So helfen Ratschläge und Tips den Betroffenen zumeist nicht weiter, im Gegenteil – sie fühlen sich unverstanden und gewinnen den Eindruck, ihr Gesprächspartner könne sich nicht in sie einfühlen. Gespräche, in denen Ratschläge vermittelt werden, sind damit in der Regel nicht geeignet, den Betroffenen bei der Bewältigung von Diskriminierung zu helfen. Zu ähnlichen

Ergebnissen kommt eine Untersuchung von Dunkel-Schetter, Blasband, Feinstein und Herbert (1992), in der hilfreiche Formen sozialer Unterstützung erforscht wurden. Danach werden Ratschläge von den meisten Personen als besonders wenig hilfreich wahrgenommen, während emotionale Unterstützung – so z.B. der Ausdruck von Liebe, Sorge, Betroffenheit, Verständnis und Zuneigung – in der Regel als sehr positiv und nützlich empfunden wird. Nach den Befunden von Dakof und Taylor (1990) hängt der Nutzen von sozialer Unterstützung zudem davon ab, wer sie leistet. Je nach Rolle der unterstützenden Person werden unterschiedliche Verhaltensweisen als hilfreich und als nicht hilfreich wahrgenommen. Interessanterweise tauschen sich aus der Gruppe der Lesben und Schwule insbesondere jene Personen mit anderen aus, die mit Diskriminierung anomische Gefühle verbinden; bei den Menschen mit Behinderung sind es vor allem diejenigen, die keine anomischen Gefühle mit Diskriminierung verbinden. Dies kann als Hinweis interpretiert werden, daß die Gespräche in beiden Gruppen einem unterschiedlichen Zweck dienen.

In der Gruppe der Wohnungslosen hingegen findet sich eine völlig andere Konstellation: Die Betroffenen würden gerne über ihre Erlebnisse sprechen, aber sie haben in der Regel niemanden, dem sie sich anvertrauen können. Es fehlt ein geschützter Rahmen, in dem sie bereit sind, sich zu öffnen und das herauszulassen, was sie bewegt. Und so versuchen sie stattdessen, sich unempfindlich zu machen gegenüber Demütigung und Ignoranz. In den Interviews antworteten die Betroffenen auf die Frage nach dem Umgang mit erlebter Diskriminierung häufig mit Sätzen wie „Naja, was soll ich machen?“. Die Befragten fühlen sich hilflos und versuchen resigniert, sich mit den Umständen zu arrangieren. Wer keine Handlungsspielräume hat, kann nicht zwischen verschiedenen Strategien auswählen. So überrascht es nicht, daß die Wohnungslosen im Vergleich mit den beiden anderen befragten Gruppen ihren Bewältigungserfolg am schlechtesten einschätzen.

Die quantitative Untersuchung legte den Schluß nahe, daß die Wahl von Bewältigungsstrategien als Reaktion auf Diskriminierung extrem variabel erfolgt. Diese Vermutung wurde durch die Interviews mehr als deutlich bestätigt. Es gibt nicht *die* Strategie, die immer hilft, Diskriminierung zu bewältigen – es gibt nicht einmal *die* Strategie, die hilft, eine bestimmte immer wiederkehrende Situation zu bewältigen. Vielmehr greifen die Befragten in Abhängigkeit von der Situation und ihrer eigenen Befindlichkeit auf unterschiedliche Strategien zurück. Dieser Sachverhalt wurde auch in anderen Untersuchungen beschrieben (z.B. Lazarus & Folkman, 1984). Eine befriedigende und effektive Bewältigung zeichnet sich eben nicht durch die Anwendung einer einzelnen Strategie aus, sondern läßt sich vielmehr begreifen als die Ausschöpfung verschiedener Ressourcen so-

wie das Ineinandergreifen unterschiedlichster Strategien: die unmittelbare Reaktion auf Diskriminierung, der Austausch mit anderen über das Erlebte, die Selbstreflektion, und schließlich auch Ablenkung und Zerstreuung – parallel oder sequentiell. Erst die Vielzahl von Strategien und deren flexible Handhabung macht die Effektivität von Bewältigung aus. Hinzu kommt, daß eben diese Komplexität von Bewältigung es den Befragten erschwert, eindeutig zu artikulieren, was ihnen am besten hilft – ganz einfach, weil es von so vielen Umständen abhängig ist, was sie in einer gegebenen Situation als hilfreich wahrnehmen und was nicht. Was hat der Betroffene erlebt, wie geht es ihm heute, hat er die diskriminierende Situation alleine erlebt oder war er in Gesellschaft, sind Menschen erreichbar, mit denen er darüber sprechen will, hat er Zeit und Lust, sich damit auseinanderzusetzen usw. Die Ressourcen, die zur Bewältigung zur Verfügung stehen – Lazarus und Folkman verstehen darunter ja die persönlichen *und* die sozialen Ressourcen –, verändern sich, sie fluktuieren, und an manchen Tagen können die Betroffenen auf ihre Ressourcen besser zugreifen als auf andere. Lazarus und Folkman selbst sprechen von persönlichen Einschränkungen, die dem Zugriff auf die persönlichen Bewältigungsressourcen im Wege stehen bzw. die ihn erschweren. Dazu zählen z.B. kulturelle Normen und Werte; in manchem Kontext mag es einem behinderten Menschen womöglich schlicht unhöflich erscheinen, die angebotene bzw. aufgedrängte Hilfe abzulehnen. Auch die Mehrdeutigkeit von Situationen kann dazu führen, daß eine Person eine Situation nicht augenblicklich als diskriminierend wahrnimmt und daher auch zunächst keine Veranlassung sieht, irgend etwas zu bewältigen bzw. überhaupt zu reagieren. Im Sinne von Lazarus und Folkman handelt es sich hierbei um die Ebene der primären Einschätzung (*primary appraisal*), das heißt die Einordnung einer Situation als Stressor oder eben nicht. In mehrdeutigen Situationen ist diese Einordnung erschwert. Möglicherweise wird sich die Person erst im Nachhinein darüber bewußt, daß sie Opfer einer diskriminierenden Handlung wurde.

Hier zeigt sich, wie schwierig eben diese primäre Einschätzung im Falle subtiler Diskriminierung ist: Der Betroffene spürt, daß etwas in der Luft liegt, daß er sich auf eine gewisse Art schlecht behandelt oder unwohl fühlt. Seine primäre Einschätzung springt an, der Motor kommt ins Laufen, aber weil die Hinweise aus der Situation kaum spürbar und zudem wenig eindeutig sind, kommt er womöglich zu keinem rechten Ergebnis. Doch um den Schritt von der primären zur sekundären Einschätzung gehen zu können, muß er die Situation eindeutig und zweifelsfrei einordnen können: 1. Was passiert mir da gerade, und 2. Was kann ich tun? Wenn der erste Schritt nicht klar ist, wenn er einfach nicht durchschaut, was passiert, ist nur allzu verständlich, daß ihm der zweite Schritt Probleme bereitet und er nicht adäquat reagieren kann. Im Falle subtiler Diskriminierung ist also der Schritt von der primären zur sekundären Einschätzung

erschwert.

Lazarus und Folkman unterscheiden zwischen der Mehrdeutigkeit der Situation, d.h. dem Mangel an Klarheit und Transparenz, und der Unsicherheit der Person, d.h. ihrer Verwirrung über die Bedeutung der Situation.

Ein Beispiel ist die Kombination aus Starren und Ignoranz, die Menschen mit Behinderung erleben: Eine Frau im Rollstuhl wird von allen Anwesenden wahrgenommen, aber keiner sieht sie. Was genau passiert da? Die Betroffene spürt ganz genau, daß die Menschen um sie herum anders auf sie reagieren als auf die Nichtbehinderten. Aber was genau ist das diskriminierende Moment in diesem Verhalten? Das verhohlene Starren, das betonte Wegschauen? Und worauf reagiert die Frau im Rollstuhl nun? Und wem gegenüber zeigt sie diese Reaktion? Es ist ja nicht eine einzelne handelnde Person, es ist der gesichtslose Mob, der sie so behandelt. Lauter Augen um sie herum, die sie alle nicht ansehen und die sie dennoch mustern.

Mehrdeutigkeit kann Gefühle von Hilflosigkeit verstärken und die Kontrollüberzeugungen der Person schwächen. Je weniger eindeutige situative Hinweisreize vorliegen, desto mehr obliegt die mentale Konstruktion dessen, was passiert, der Person und ihrer Interpretation. Heißt das, daß sie sich die subtile Diskriminierung am Ende selbst zurechtbastelt? Nein, aber es zeigt deutlich: Ob sie sich als Opfer von Diskriminierung fühlt oder nicht, entscheidet sie letztlich selbst. An dieser Stelle sei noch einmal auf die Befunde von Ruggiero und Taylor (1995; 1997) verwiesen, wonach Personen negative Ereignisse nur dann auf Diskriminierung attribuieren, wenn die Situation eindeutig ist und keine andere Deutung zuläßt. Im Zweifelsfall versucht der Betroffene also, sich vor einer derartigen Interpretation zu schützen.

Neben der Mehrdeutigkeit von Situationen gibt es auch noch andere Gründe, die den Zugriff auf adäquate Bewältigungsstrategien erschweren können. Dies sind z.B. Versagensängste, Probleme mit Autoritäten oder Abhängigkeit vom Gegenüber. Sandra beschreibt dieses Dilemma sehr anschaulich, indem sie die Notwendigkeit schildert, stets freundlich zu sein und zu lächeln, selbst wenn ihr gar nicht danach ist. Ihr ist jederzeit bewußt, daß sie in eine Situation geraten kann, in der sie auf die Hilfe des Gegenüber angewiesen ist, und so ist sie quasi vorsorglich nett. Dabei ist ihr manchmal eher zum Heulen zumute. Das Gefühl der Abhängigkeit vom guten Willen anderer untergräbt ihre Bestrebung nach Authentizität und Echtheit – und wirkt sich damit seinerseits negativ auf ihr Wohlbefinden aus.

Im Sinne der Theorie von Lazarus und Folkman lassen sich die beschriebenen Strategien sowohl als problem- wie auch als emotionsfokussierte Bewältigung verstehen. Lazarus und Folkman sträuben sich dagegen, Strategien zu einer dieser beiden Kategorien zuzurechnen, weil sie der Meinung sind, das sei so pauschal nicht möglich. Im Falle der vorliegenden Untersuchung lassen sich zum einen Strategien identifizieren, die darauf ausgerichtet sind, die Tatsache der Ungleichbehandlung an sich zu verändern bzw. die auf ein Umdenken bei der diskriminierenden Person abzielen – so z.B. der Hinweis der Lesben und Schwulen auf andere Lebensentwürfe neben der Heterosexualität. Die Betroffenen versuchen mit dieser Strategie an dem Punkt anzusetzen, der aus ihrer Sicht ursächlich ist für das diskriminierende Verhalten, nämlich das heterozentristische Selbstverständnis der anderen Person. Dies läßt sich als problemzentrierte Bewältigung verstehen. Natürlich hat auch dieses Vorgehen einen Einfluß auf die Gefühle des Handelnden; er erlebt sich als handlungsfähig und selbstwirksam, und wenn er das Gegenüber zum Nachdenken anregt umso mehr. Somit läßt sich diese Form des Umgangs auch als emotionsfokussierte Bewältigung verstehen, wenn auch indirekt: Wenn der Betroffene das Problem verändert, verändert sich damit auch sein Gefühl. Lazarus und Folkman zufolge werden problemfokussierte Strategien dann eingesetzt, wenn die Person glaubt, etwas verändern zu können. Und dieses Gefühl haben viele der Befragten: Die Lesben und Schwulen versuchen, am heterozentristischen Denken der Menschen zu rütteln; die Menschen mit Behinderung beschwerten sich über Barrieren und wenden sich an höhere Instanzen. Kurz: Die Betroffenen versuchen, etwas an den diskriminierenden Zuständen zu ändern.

Neben diesen Strategien gibt es noch weitere Strategien, die die Befragten anwenden, und die direkter auf eine Veränderung der Emotionen abzielen. Und doch sind sie nicht deutlich von den eben beschriebenen Strategien abgrenzbar. Die Betroffenen setzen sich häufig sehr mit sich selbst auseinander, aber schon in dem Moment, wo sie das Erlebte reflektieren und versuchen, im Austausch mit anderen die Situation besser zu verstehen, tun sie dies, um künftig womöglich anders reagieren zu können – um also auf den Verlauf künftiger Situationen Einfluß zu nehmen. Dabei suchen die Betroffenen im Austausch mit anderen vorwiegend seelischen Beistand, und womöglich ist dies die Krux: Sozialer Austausch kann sowohl emotional (Tröst, Zuspruch, seelischer Beistand) als auch problemzentriert sein (Ratschläge zu künftigem Verhalten, um den Diskriminierer in die Schranken zu weisen). Möglicherweise liegt hierin der Grund für die oftmals wenig hilfreichen Gespräche – die Betroffenen suchen lediglich Trost und ein offenes Ohr und bekommen stattdessen gute Ratschläge (siehe auch Lepore, 1997).

Im Grunde verbietet sich somit jegliche Verallgemeinerung, jegliche Vergrößerung auf

Situations- bzw. Ereignisklassen. Ein Mensch kann sich in zwei sehr ähnlichen Situationen ganz unterschiedlich verhalten, und dies aus verschiedensten Gründen. Es handelt sich um ein komplexes, um ein kompliziertes Wechselspiel aus äußeren Reizen, persönlichen und sozialen Ressourcen und der inneren Befindlichkeit, so daß die Karten jedesmal wieder neu gemischt werden. Entsprechend sind die Effekte, die das Erlebte auf die Persönlichkeit, auf die Stimmung, auf die Gefühle der Person hat, immer wieder unterschiedlich. Ereignisse, die die Betroffenen am einen Tag mit einem kessen Spruch abschütteln, hängen ihnen am anderen Tag noch lange nach. Umgekehrt ist es natürlich auch vorstellbar, daß eine Person in zwei völlig unterschiedlichen Situationen auf ähnliche Weise reagiert.

Nicht zuletzt stellt sich die Frage: Was genau ist der Stressor? Was genau bewältigen die Betroffenen? Die Schilderungen insbesondere der Wohnungslosen, aber auch der Menschen mit Behinderung legen die Vermutung nahe, daß das Erleben von Diskriminierung lediglich der Auslöser ist, der einen Prozeß in Gang setzt, an dessen Ende die Auseinandersetzung mit und die Bewältigung der eigenen Lebenssituation steht. Lazarus und Folkman sprechen in diesem Zusammenhang von einer Neubewertung der Situation.

6.3 Zur Rolle der sozialen Identität

6.3.1 Lesben und Schwule

An diesem Punkt kommt nun die soziale Identität ins Spiel. Am Beispiel von Tim wird sehr schön deutlich, wie der Prozeß der Identitätsentwicklung als schwuler Mann auf die Bewältigung von Diskriminierung wirkt und diese verändert, wie Meyer und Dean (1998) bereits beschrieben haben. Im ganz frühen Stadium, als Tim seine homosexuelle Neigung gerade entdeckt und selbst noch nicht akzeptieren kann, treffen ihn negative Bemerkungen von anderen genau an diesem Punkt: Die anderen stören sich bei ihm an etwas, woran er selbst sich auch stört. Die anderen wollen ihn anders, und er selbst will sich auch anders. In dieser Phase werfen ihn Diskriminierungserfahrungen immer wieder auf die Bewältigung seines Schwulseins zurück, und er fragt sich, warum ausgerechnet er so sein muß. Er schämt sich zu sehr, um das Gespräch über seine Diskriminierungserfahrungen zu suchen, und behält das Erlebte lieber für sich. In den darauffolgenden Jahren und mit fortschreitender Entwicklung seiner sozialen Identität als schwuler Mann gelingt es ihm immer besser, sich selbst so zu akzeptieren wie er ist. Und je mehr er zu einem Selbstverständnis und zu Selbstakzeptanz und zu einer Wertschätzung

seiner eigenen Person im Sosein findet, desto weniger können ihm beleidigende Kommentare von anderen etwas anhaben. Tim erreicht einen Punkt, an dem er sich anderen öffnen kann und ihnen erzählt, was ihm passiert. Er schämt sich nicht mehr, weil er weiß, nicht er hat das Problem, sondern der, der ihn beleidigt. Dennoch stellt er fest, daß Gespräche nicht geeignet sind ihm zu helfen, weil sie zumeist aus Ratschlägen und guten Empfehlungen bestehen, sich das Erlebte nicht zu Herzen zu nehmen. Daß solche Bemerkungen ihn noch immer verletzen, auch wenn er sich deswegen nicht mehr grundsätzlich in Frage stellt, wird von den anderen nicht gesehen. Er fühlt sich unverstanden, er hat das Gefühl, daß die anderen nicht begreifen, daß er für etwas angegriffen wird, was er sich nicht ausgesucht hat und wofür er nichts kann. Gespräche in dieser Form helfen ihm also nicht weiter. Er spürt, daß er sich nur von innen heraus gegen die Verletzungen von außen immunisieren kann. Indem er spürt, was er wert ist, wird sein Selbstwertgefühl nicht mehr durch Angriffe von außen erschüttert. Erst als ihm das gelingt, kann er in Gesprächen mit anderen eine befriedigende Qualität entdecken. Heute sucht er wieder das Gespräch, wenn jemand ihn beleidigt, und indem er sich mit Freunden darüber lustig macht, erfährt er Anerkennung und Bestätigung, daß er schon ganz richtig so ist, wie er ist. Die Geschichte von Tim ist somit ein wunderbares Beispiel dafür, wie sich in der Gruppe der Lesben und Schwulen der Schwerpunkt der Bewältigung mit fortschreitender Identitätsentwicklung zusehends von der Bewältigung des Stigmas hin zu der Bewältigung der tatsächlichen Diskriminierung entwickelt. Auch die Befunde von Garnets, Herek und Levy (1990) werden damit bestätigt, wonach die Stufe des Coming Out eine wichtige Rolle spielt bei der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen.

So lassen sich am Beispiel Tims die Ausführungen DiPlacidos (1998) über externalen und internalen Streß sehr gut nachvollziehen. Tim spricht es sogar selbst aus: „Man muß abwägen, was einem mehr wehtut.“ (686-687) Er meint damit, daß er für sich einen Punkt in seinem Leben erreicht hatte, an dem er sich entscheiden mußte: Läßt er zu, daß andere Menschen über sein Leben bestimmen, und verbirgt er seine Gefühle (dann wirkt der innere Druck als Stressor), oder bestimmt er selbst über sein Leben und steht offen zu seinen Gefühlen (dann wirkt der äußere Druck als Stressor). DiPlacido zufolge bedeutet das eine nicht weniger Streß als das andere, aber die Vermutung liegt nahe, daß es im Empfinden der Betroffenen eine andere Qualität hat.

Wie im Kapitel 3.2.1, *Primäre Einschätzung*, bereits erwähnt, spielt das Stadium der Identitätsentwicklung nicht nur für den Umgang mit Diskriminierung eine entscheidende Rolle, sondern bereits für die Wahrnehmung von Diskriminierung (Allison, 1998). So haben Personen mit einer stärker ausgeprägten sozialen Identität ein feineres Gespür

für diskriminierende Momente, sie sind empfänglicher und bekommen mehr mit. In der quantitativen Untersuchung läßt sich für alle drei Gruppen ein signifikanter Zusammenhang zwischen sozialer Identität und Belastung durch strukturelle Diskriminierung finden. Personen mit stark ausgeprägter sozialer Identität fühlen sich durch strukturelle Diskriminierung stärker benachteiligt. Damit wird der aus der Forschung bereits bekannte Zusammenhang erneut bestätigt (Klandermans, 1997; Simon, Loewy, Stürmer, Weber, Freytag, Habig, Kampmeier & Spahlinger, 1998), wenn auch die Richtung dieses Zusammenhangs nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann: Sensibilisiert eine starke Identifikation mit der Eigengruppe für die Wahrnehmung von diskriminierenden Strukturen, oder führt das Gefühl der Benachteiligung zu einer Stärkung der sozialen Identität? Vermutlich trifft beides zu, und es handelt sich um einen interaktiven Zusammenhang. Dieser Befund weist in die gleiche Richtung wie frühere Forschungsergebnisse, wonach jene lesbischen Frauen, die sich besonders stark mit der Gruppe der Lesben identifizieren, gleichzeitig jene sind, die sich am stärksten benachteiligt fühlen (z.B. Crosby, Pufall, Snyder, O'Connell & Whalen, 1989). In der vorliegenden Untersuchung geht eine stark ausgeprägte soziale Identität jedoch nicht nur mit einer geschärften Wahrnehmung von Benachteiligung einher, sondern auch mit einer effektiven Bewältigung diskriminierender Erlebnisse. Insbesondere in der Gruppe der Lesben und Schwulen kommt dem Konzept der sozialen Identität eine besondere Bedeutung zu. Dabei ist vor allem das Spannungsfeld zwischen Diskriminierungserleben und Lebensqualität interessant. So geht für die befragten Lesben und Schwulen – in höherem Maße als in den beiden anderen untersuchten Gruppen – eine stark ausgeprägte soziale Identität einerseits mit einer hohen Lebenszufriedenheit und einem positiven Bewältigungsverlauf einher. Andererseits wird in dieser Gruppe eine starke soziale Identität auch von intensiven Gefühlen der Benachteiligung und einer größeren Häufigkeit von Gewalterfahrungen begleitet. Es scheint also, als ob für Lesben und Schwule mit wachsender Identifikation mit ihrer Eigengruppe das Leben auf eine Art einfacher wird und sich auf andere Art verkompliziert.

Inhaltlich fällt auf, daß soziale Identität für die Befragten (in allen Gruppen) sich vor allem in der Stärke der Ausprägung von emotionaler Nähe zu anderen Gruppenangehörigen zeigt. So erhalten insbesondere jene Items die höchsten Zustimmungsraten, in denen sich ausdrückt, daß man sich anderen Betroffenen nahe fühlt, ihnen ähnlich ist und sich für sie interessiert. Der persönliche Einsatz für gemeinsame übergeordnete Ziele im Sinne sozialen Wandels kommt seltener vor; über die Gründe hierfür kann nur spekuliert werden (z.B. mangelnde Ressourcen).

In den formulierten Wünschen zeigt sich sehr deutlich, daß die befragten Lesben und

Schwulen das Hauptproblem in der Intoleranz der anderen Menschen sehen. So erwarten sie von den anderen, daß sie sich ändern und sie so akzeptieren, wie sie sind. Möglicherweise rührt dieses Selbstverständnis daher, daß die Befragten ihre sexuelle Orientierung vor allem als Quell positiver Erfahrungen erleben und damit leichter in ihr Selbstkonzept integrieren können (siehe auch Garnets et al., 1990). Selbst wenn es einmal eine Zeit gegeben haben mag, in der die Befragten mit sich haderten oder sich vielleicht nicht so akzeptieren konnten, wie sie sind, so sind sie doch heute sehr aufgeräumt und haben ihr Lesbischsein bzw. ihr Schwulsein auf eine positive bejahende Weise in ihr Selbstkonzept integriert. Und auch wenn Tim der Meinung ist, daß es lächerlich sei, den Aspekt der Sexualität so überzubewerten, weil es doch lediglich darum ginge, „daß man anstatt mit Frauen eben mit Männern schläft“ (543-544), entsteht der Eindruck, daß es um so viel mehr geht als nur darum. Oder daß es, gerade weil andere darum so ein Aufhebendes machen, auch für die Betroffenen mehr ist als das. Es ist ein Teil ihrer Persönlichkeit, den sie verteidigen müssen, den sie vor Angriffen schützen müssen, und der deshalb auch für sie wichtig ist und zum unterscheidenden bzw. entscheidenden Merkmal wird.

6.3.2 Menschen mit Behinderung

Auch bei den Menschen mit Behinderung ist die Grenze zwischen der Bewältigung von Diskriminierung und der Bewältigung der Behinderung fließend, und oftmals geht das eine in das andere über. So kommt es vor, daß aus dem anfänglichen Ärger über Barrieren ein Ärger über die Behinderung wird. Wir erinnern uns: Lesben und Schwule werden umso weniger durch Diskriminierungserfahrungen auf die Bewältigung ihres Stigmas zurückgeworfen, je gefestigter ihre soziale Identität ist. Keiner der Interviewten, der auf der Straße dumm angemacht wird, ärgert sich darüber, daß er oder sie lesbisch oder schwul ist. Bei den befragten behinderten Menschen ist das anders. So macht Rita im Gespräch den Eindruck einer selbstbewußten, ausgeglichenen und in sich gefestigten jungen Frau – und doch kommt es vor, daß sie sich darüber ärgert, daß sie eine Behinderung hat, einfach weil ihr alltägliches Leben dadurch häufig erschwert wird. Ritas Ärger hält jedoch nicht lange an, weil sie effektive Strategien entwickelt hat, damit umzugehen. Dennoch greifen hier offenbar andere Mechanismen als bei der Gruppe der Lesben und Schwulen.

Auch im Scherzen über die Behinderung wird die verschwommene Grenze zwischen dem Umgang mit dem Stigma und der Bewältigung von Diskriminierung deutlich (siehe auch Goffman, 1967). Die Betroffenen machen gemeinsam mit Freunden Witze über die

Behinderung, sie nehmen einander mit bisweilen makabren Sprüchen auf den Arm, die jedoch nie ernst gemeint sind. Dadurch, daß der andere sie akzeptiert und sie in ihrem Anderssein annimmt und mag, und unter Umständen sogar das gleiche Stigma hat wie sie selbst, dadurch ist es möglich, mit ihm auf dieser Basis Spaß zu machen. Diese Voraussetzungen erlauben den behinderten Menschen, über die Behinderung zu scherzen, weil es eben diese Behinderung ist, die die beiden Menschen verbindet. Es ist die Nähe zwischen den Beteiligten, die diese Scherze ermöglicht, und das beiderseitige Wissen und Verständnis um die Natur dieser Scherze vertieft diese Nähe. Kommen solche Witze hingegen von Fremden, handelt es sich um etwas komplett anderes mit einer ganz anderen Natur. Das Wesen der Bemerkungen von Fremden ist ein anderes, weil sie das Ziel haben, zu verletzen. Sie sind entwürdigend und demütigend gemeint, und so wirken sie auch: als Demütigung, als Herabsetzung. Unter Freunden ist es etwas völlig anderes. Hier dient das Scherzen über die Behinderung eher dazu, eben diesen verletzenden Bemerkungen die Kraft zu nehmen. Sobald darüber gelacht wird, sobald diese Bemerkungen nicht mehr ernstgenommen werden, verlieren sie ihr zerstörerisches Potential. Häufig wird diese Strategie auch genutzt, um anderen den Wind aus den Segeln zu nehmen und um ihnen den Spiegel vorzuhalten: 'Schau, so klingen deine Sprüche, deine Gedanken.' Indem Rita und ihre Freundin im Bus lautstark auf diese Weise miteinander scherzen, verursachen sie Scham und Beklemmung bei den anderen Fahrgästen. Sie entlarven. Sie unterstellen ihnen: 'Hört her, das ist es doch, was ihr über uns denkt. Nun müßt ihr es auch aushalten können, daß wir es aussprechen. Wir sind die einzigen, die das Wort Krüppel gebrauchen dürfen. Und ihr könnt es uns nicht verbieten.'

Sandra beschreibt einen Entwicklungsprozeß, den sie im Laufe der Jahre mit ihrer Behinderung durchlaufen hat. Anfangs hat sie andere Menschen nicht offen um Hilfe gebeten, sondern sie hat darauf gewartet, daß die anderen erkennen, wenn sie Hilfe benötigt. Sie verhielt sich passiv und abwartend und wurde traurig, wenn andere ihr keine Hilfe angeboten haben. Heute bittet sie andere Menschen aktiv um Hilfe; sie weiß, was sie braucht, und sie kann diese Wünsche artikulieren. Jedoch erlebt sie gerade dies als Spannungsfeld, weil sie sich häufig nicht so geben kann, wie ihr zumute ist, sondern sich gezwungen sieht, eine freundliche Fassade aufzusetzen, um das zu bekommen, was sie möchte – nämlich Hilfe. Das empfindet sie als sehr belastend. Sie erlebt sich damit in der ständigen Rolle der Abhängigen, die auf das Wohlwollen der anderen Menschen angewiesen ist, um die Hilfe zu bekommen, die sie im Notfall braucht. Diese Abhängigkeit vom guten Willen der anderen führt zu einem Verlust an Authentizität, der ihr schmerzlich bewußt ist und unter dem sie leidet. Sandras Denken ist nachvollziehbar: Wenn sie möchte, daß ein anderer etwas für sie tut, dann sollte sie ihm freundlich begegnen. Es leuchtet ein, daß sie sich damit selbst unter Druck setzt, und daß dieser Zwang eigenen

Authentizitätsbestrebungen zuwiderläuft. Während Lesben und Schwule also im Laufe ihrer Identitätsentwicklung das Gefühl haben, immer mehr sie selbst sein zu können, ist dies bei Menschen mit Behinderung nicht auf gleiche Art gegeben.

In den Wünschen, die die Betroffenen artikulieren, zeigt sich, wo sie den größten Veränderungsbedarf sehen. Zwei der vier Befragten wünschen sich, zumindest für kurze Zeit nicht behindert zu sein. Dahinter steht jedoch weniger der Wunsch nach Gesundheit und einem unversehrten Körper, sondern das Bedürfnis, unabhängig, selbständig und flexibel zu sein. An dieser Stelle wird sehr stark deutlich, wie sehr sich die Betroffenen in ihrer Lebensführung eingeschränkt fühlen, und zwar nicht durch ihre Behinderung – das betonen sie mit Nachdruck – sondern durch die Barrieren, mit denen sie sich täglich konfrontiert sehen. Das heißt, obwohl sich die Befragten eine Änderung ihrer selbst wünschen (nämlich für kurze Zeit nicht behindert zu sein), kommt darin im Grunde eine Klage über die Umstände zum Ausdruck. Es geht ihnen nicht darum, die Behinderung los zu sein; es geht ihnen um Unabhängigkeit und darum, keine Hindernisse mehr im Weg zu haben. Und eben das wäre der Fall, wenn sie auf ihren eigenen zwei Beinen laufen könnten. Auch Thorstens Wunsch nach gesteigerter Sensibilität drückt im Grunde genau das aus: Wenn die anderen Menschen nur wüßten, wenn sie nur ein Gespür dafür hätten, was es *bedeutet*, eine Behinderung zu haben, dann würden die Barrieren aus der Welt geschafft.

6.3.3 Wohnungslose

In der Gruppe der Wohnungslosen zeigt sich am Beispiel Richards auf ganz eindrückliche Weise die Verflechtung der Bewältigung des Stigmas mit der Bewältigung von Diskriminierung: „Ick laß mir hier in Deutschland von euch nich zum Penner machen!“ (170-171) Richard wehrt sich dagegen, von anderen Menschen überhaupt erst in die „Penner“-Schublade gesteckt zu werden. Er will als Individuum angesehen und von anderen mit Respekt behandelt werden. In allem, was er tut, besteht er darauf, als Mensch wahrgenommen zu werden, und nicht als Obdachloser. Allein diese Etikettierung stellt für ihn schon eine Form der Diskriminierung dar. Bei Richard verschwimmen die Grenzen zwischen diesen beiden Ebenen wie bei keinem anderen der Interviewten, insbesondere deshalb, weil Richard so sehr dagegen aufbegehrt. Einerseits verhält er sich dem Stereotyp entsprechend, indem er z.B. bettelt, andererseits ist es ihm auch ganz wichtig darauf hinzuweisen, daß er eben nicht der abhängige hilflose Bedürftige ist, sondern auch ganz viel geben kann und viele Ressourcen zur Verfügung hat.

Und nicht nur Richard. In diesem Zusammenhang fällt die große Solidarität auch der anderen Befragten mit Wohnungslosen bzw. bedürftigen Menschen auf. Obwohl die Befragten selbst nur über wenige Mittel verfügen, versuchen sie doch zu helfen, wo sie können. Sie fühlen sich verantwortlich. Vielleicht gibt es ihnen auch das Gefühl, gebraucht zu werden, unentbehrlich zu sein. Auch bei Auseinandersetzungen mit Sicherheitsbeamten zeigt sich diese Solidarität: Die Befragten greifen ein, selbst wenn sie gar nicht mit betroffen sind. Möglicherweise fühlen sie sich in solchen Situationen veranlaßt, Partei für andere z.T. fremde Personen zu ergreifen, die in einer ähnlichen Lage sind wie sie selbst, um diese vor der Polizei bzw. vor Sicherheitsbeamten zu schützen.

Auch in solchen Situationen zeigt sich sehr deutlich, wie stark der Umgang mit einer solchen Behandlung verwoben ist mit der Bewältigung der Lebenssituation an sich. Uwe schildert, wie er selbst oder andere Wohnungslose erniedrigt werden, was ihn sofort veranlaßt, über seine gesamte Lebenssituation nachzudenken. Er wird überwältigt von Gefühlen der Hilflosigkeit und des Zorns, und doch weiß er nicht wohin mit diesen Gefühlen. Es frißt ihn innerlich auf, er möchte es herausschreien, möchte sich beklagen, er fragt sich, wie eine solche Behandlung so gleichgültig hingenommen werden kann. Und so versucht er die starke Diskrepanz, die er erlebt – zwischen seinen intensiven Gefühlen der Ungerechtigkeit, der Wut und der Traurigkeit einerseits und der absoluten Ohnmacht andererseits –, mit Alkohol zu betäuben.

In den Wünschen, die die Wohnungslosen formulieren, spiegelt sich wieder, wo sie für sich den größten Änderungsbedarf wahrnehmen. Auch wenn die Antworten sehr unterschiedlich ausfallen, so wünscht sich doch jeder der Befragten – direkt oder indirekt – eine Änderung seiner Lebenssituation und damit einen Weg aus der Wohnungslosigkeit. Dabei steht insbesondere das starke Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit im Vordergrund, was sich auch darin zeigt, daß viele der Befragten staatliche Leistungen ablehnen. Sie wünschen sich ein eigenverantwortlich bestimmtes Leben und einen Platz, wo sie hingehören. Damit unterscheiden sich ihre Wünsche nicht allzu sehr von dem, was sich die meisten Menschen wünschen: Sie möchten sich aufgehoben fühlen, sich zugehörig fühlen, sie möchten eigene Entscheidungen treffen und für sich selbst sorgen. Nicht mehr und nicht weniger.

6.4 Allgemeine Kritikpunkte

Ergebnisse anderer Untersuchungen legen die Vermutung nahe, daß Berichte über er-fahrene Diskriminierung bestimmten *Verzerrungsmechanismen* unterworfen sind. So neigen Angehörige gesellschaftlicher Minderheiten in der Gegenwart von nichtstigmati-sierten Personen dazu, eigene Erfahrungen von Diskriminierung herunterzuspielen (Stangor, van Allen, Swim & Sechrist, 2002). Personen, die sich über erlittene Diskrimi-nierung beschwerten, werden von ihrem Umfeld häufig negativ wahrgenommen (Kaiser & Miller, 2001). Insgesamt ist die Attribution negativer Erfahrungen auf das Selbst eine schmerzhafteste Erfahrung, die das Selbstwertgefühl der Betroffenen bedroht. Dabei wir-ken insbesondere mehrdeutige Situationen stark belastend, weil die betroffene Person nie sicher sein kann, ob sie diskriminiert wird oder nicht. Ihr marginaler Status wird ihr auf diese Weise immer wieder salient gemacht (Schmitt & Branscombe, 2002). Bei der Interpretation der vorliegenden Ergebnisse muß man diese Befunde mitbedenken. Schließlich wurden die Wohnungslosen persönlich befragt, was somit eher eine Unter-schätzung der Diskriminierung zur Folge haben kann. Die Lesben und Schwulen und auch die Menschen mit Behinderung wurden anonym befragt, wodurch die Wahrschein-lichkeit steigt, eine Auskunft über die tatsächliche Diskriminierungsart und -häufigkeit zu erhalten.

Verzerrungen ergeben sich womöglich auch durch den vorgegebenen Prävalenzzeitraum von zwölf Monaten bei der Frage nach interpersoneller Diskriminierung. So ist nicht klar, ob die Befragten sich beim Beantworten der Frage tatsächlich nur auf diesen Zeit-raum begrenzt haben oder ob evtl. weiter zurückliegende Ereignisse erinnert und ange-geben wurden. Daher besteht die Gefahr, daß die Häufigkeiten derartiger Erfahrungen im Rahmen der quantitativen Befragung überschätzt wurden.

Durch die *unterschiedlichen Rücklaufquoten* in den einzelnen Gruppen ergaben sich ver-schieden große Stichproben. Problematisch ist hierbei insbesondere der geringe Rück-lauf in der Gruppe der Menschen mit Behinderung, da es sich hierbei aufgrund der un-terschiedlichen Behinderungsarten um die heterogenste Stichprobe der drei handelt. Über die Gründe für die geringe Resonanz läßt sich nur mutmaßen; möglicherweise wa-ren die Betroffenen schlicht wenig motiviert oder interessiert am Thema.

Wie zu erwarten war, hat ein Großteil der Befragten eine überdurchschnittliche Schul-bildung, was nicht zuletzt am Verteilungsmodus (Internet vs. Papier) liegt, denn das In-ternet wird nach wie vor insbesondere von höhergebildeten Personen genutzt. Der An-teil der Personen mit Abitur bzw. (Fach-)Hochschulabschluß liegt in der Teilstichprobe

der Lesben und Schwulen bei 89,1% (Internet) bzw. 72,6% (Papier), bei den Menschen mit Behinderung sind es 75% (Internet) bzw. 30,9% (Papier). Zudem sind Personen mit höherer Bildung im allgemeinen eher bereit, an Untersuchungen teilzunehmen. Menschen mit geringerer Bildung sind schlechter zu erreichen, da sie z.B. seltener in Vereinen engagiert sind. Zudem findet durch die *Selbstselektion* der Teilnehmer eine Verzerrung der Stichprobe statt, da von vorneherein nur jene Personen teilnehmen, die sich in irgendeiner Form diskriminiert und damit vom Thema der Befragung angesprochen fühlen.

Dies führt zum nächsten Punkt. Wie eingangs bereits erwähnt, neigen manche Personen im Angesicht von Diskriminierung zu einer abwehrenden Haltung gemäß dem Motto „nur getroffene Hunde bellen“. Stein-Hilbers et al. (1999) zufolge spielen viele der von ihnen befragten lesbischen Frauen das Erlebte herunter und versuchen, sich nichts anmerken zu lassen, auch wenn sie verletzt sind. Manche Ereignisse kommen zudem so häufig vor, daß sie von den Betroffenen bereits als normal wahrgenommen werden und keine außergewöhnliche – und damit keine berichtenswerte – Diskriminierung mehr darstellen. Eine mögliche Erklärung dafür könnte sein, daß die Betroffenen vor anderen nicht als überempfindlich oder dünnhäutig gelten wollen (siehe auch Kaiser & Miller, 2001). Nach Stein-Hilbers et al. ist eine solche „Normalisierung“ von diskriminierenden Erlebnissen als Konfliktverarbeitungsstrategie zu verstehen, mithilfe derer die Betroffenen es vermeiden, sich mit der Opferrolle zu identifizieren. Sinngemäß bedeutet das: Wenn jemand das, was ihm widerfährt, als Bagatelle einordnet, hat er keinen Grund, sich verletzt oder als Opfer zu fühlen. Es ist nichts passiert, ergo ist keine Reaktion erforderlich. Zudem ist die Opferrolle mit den einhergehenden Konnotationen (schwach, passiv, hilflos) keine Rolle, die Personen gerne einnehmen, schon gar nicht, wenn sie ihrem Selbstbild zuwiderläuft.

Derartige *Normalisierungsprozesse* lassen sich für jede der untersuchten Gruppen identifizieren. So gehören Barrieren für Menschen mit Mobilitätseinschränkung zum Alltag. Sie werden als Hindernisse antizipiert und bei Unternehmungen von vorneherein mit eingeplant. Dadurch werden sie Normalität. Eine ärgerliche und mitunter nervenaufreibende Normalität, ja, aber dennoch Normalität. Für Lesben und Schwule ist es Normalität, sich in einer heterosexistischen Gesellschaft zu bewegen. Eine Gesellschaft, die homosexuelle Lebensweisen nicht nur als anders, sondern als besonders beachtenswert, als exotisch und als un-normal wahrnimmt und bewertet. Besonders prekär ist die Situation bei den Wohnungslosen, deren gesamte Lebenssituation eine ver-rückte Normalität darstellt. Allein die Tatsache, daß es in Deutschland möglich ist, sozial und ökonomisch so weit abzurutschen; daß eine Gesellschaft dies geschehen läßt und tatenlos dabei zu-

sieht; daß Menschen gezwungen sind, so zu leben, und wie Menschen behandelt werden, die gezwungen sind, so zu leben – das ist Normalität. Die Lebenssituation der Wohnungslosen stellt damit an sich schon eine Form der Diskriminierung dar.

So finden sich in jeder der drei untersuchten Gruppen Beispiele für Normalisierungsprozesse, die die Erfassung von Diskriminierungserfahrungen erschweren. Auch wenn sie sich inhaltlich unterscheiden, haben sie doch ein gemeinsames Merkmal: Die Normalität für die Betroffenen besteht darin, daß sie selbst von anderen als un-normal wahrgenommen werden, als abweichend aufgrund ihres Stigmas – oder, mit Murphys (1990) Worten: Sie sind liminal, immer an der Grenze.

7 AUSBLICK

Im Rahmen der Dissertation wurden die folgenden Fragen untersucht:

- (a) Welche Formen von Diskriminierung erleben Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung und Wohnungslose, und wie sehen die subtilen Formen von Diskriminierung aus?
- (b) Welche Bewältigungsstrategien wenden die Betroffenen an, um mit diesen Erfahrungen umzugehen, und welche dieser Strategien gehen mit einem günstigen Bewältigungsverlauf einher?
- (c) Welche Bedeutung hat die soziale Identität der Betroffenen im Kontext der Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen, und wie stellt sich die Verflechtung von Bewältigung des Stigmas und Bewältigung von Diskriminierung aufgrund des Stigmas dar?

Die quantitativen und qualitativen Analysen, die zur Erforschung dieser Fragestellung herangezogen wurden, haben ergeben, daß die Angehörigen der drei Gruppen unterschiedliche Formen von Diskriminierung erfahren. So erleben Lesben und Schwule häufig subtile Benachteiligung, z.B. in Gestalt von Heteronormativität, engen Geschlechterrollen oder absurden Attributionen auf ihre Homosexualität. Aber auch offene Arten von Diskriminierung wie etwa Beschimpfungen oder respektlose Kommentare werden von den Betroffenen erfahren. Der Umgang mit derartigen Erlebnissen ist insbesondere davon abhängig, wie stark die soziale Identität der Befragten ausgebildet ist. Lesben und Schwule mit stark ausgeprägter sozialer Identität tauschen sich über ihre Erlebnisse häufiger mit anderen Menschen aus und sind eher in der Lage, derartige Erfahrungen an sich abprallen zu lassen. Sie hinterfragen ihre sexuelle Orientierung nicht, auch dann nicht, wenn sie von anderen Menschen eben aufgrund dieser sexuellen Orientierung benachteiligt behandelt werden. Bei Menschen mit Behinderung ist dies anders; sie setzen sich durchaus als Reaktion auf erfahrene Diskriminierung mit ihrer Behinderung auseinander, wobei es keine Rolle spielt, wie lange sie bereits mit ihrer Behinderung leben. Hier scheint die soziale Identität im Umgang mit Benachteiligung weniger relevant zu sein. Menschen mit Behinderung sehen sich vor allem mit struktureller Diskriminierung konfrontiert; insbesondere Barrieren im Alltag sind ein immer wiederkehrendes Hindernis. Die Befragten bewältigen derartige Erfahrungen häufig, indem sie sich bei höheren Instanzen darüber beschweren. Aber auch im interpersonellen Kontext werden sie diskriminiert, z.B. durch Hilfe, die ihnen aufgedrängt oder vorenthalten wird, durch

entmündigendes Verhalten oder Beleidigungen. Die Betroffenen erleben unterstützende Gespräche mit Freunden als hilfreich für die Bewältigung dieser Erlebnisse, oder auch das aktive Eingreifen in die Situation. Wohnungslose erfahren insbesondere in jenen Bereichen Diskriminierung, in denen sie auf die meiste Unterstützung angewiesen sind, nämlich wenn es um die Wiedereingliederung in die Gesellschaft geht. So stoßen sie häufig auf bürokratische Hürden, erleben demütigendes Verhalten sowie Ignoranz, werden vertrieben und ausgegrenzt. Bei dieser Gruppe ist besonders auffällig, wie stark die Angehörigen im Angesicht von Diskriminierung auf die Bewältigung ihrer Lebenssituation an sich zurückgeworfen werden. Die benachteiligende Handlung ist hier lediglich der Auslöser, der die Betroffenen dazu bewegt, sich mit ihren Lebensumständen im Allgemeinen auseinanderzusetzen. Verschärft wird dieser Prozeß dadurch, daß die Wohnungslosen über ein vergleichsweise kleines Repertoire an Bewältigungsressourcen verfügen. So erleben sie Gespräche zwar als hilfreichste Strategie im Umgang mit erlittener Benachteiligung, im Falle tatsächlicher Diskriminierung ist jedoch häufig niemand da, dem sie sich anvertrauen können.

7.1 Anknüpfende Fragestellungen

Insgesamt gesehen ist die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen von vielerlei Faktoren abhängig. So spielen situative Merkmale wie die Mehrdeutigkeit und Vorhersagbarkeit der Situation sowie die Beziehung zum Diskriminierenden eine wichtige Rolle, aber auch persönliche und soziale Ressourcen wie die Stimmung und das Selbstkonzept der Betroffenen und die verfügbare soziale Unterstützung sind relevant.

Diese einzelnen Parameter weiter zu spezifizieren, ist ein interessanter Ansatzpunkt für weitere Forschung. In welcher Stimmung verhält sich eine Person auf welche Art? Gibt es bestimmte Merkmale der Situation, die dazu führen, daß sie sich eher mit anderen Menschen über das Erlebte austauscht, und wenn ja, welche Merkmale sind dies? Welche Bedingungskonstellationen aus personalen und situativen Faktoren müssen zusammentreffen, damit der Betroffene sich bereits in der Situation wehrt? Eine solche Fragestellung ließe sich gut mit problemzentrierten Interviews untersuchen, in denen der Befragte so genau wie möglich sowohl die Bedingungskonstellation einer ganz konkreten von ihm erlebten Situation als auch die von ihm wahrgenommenen Bewältigungsressourcen und sein tatsächliches Verhalten in dieser Situation beschreibt. Insbesondere im Falle subtiler Diskriminierung ist ein solches Vorgehen ratsam. Hier ist für die Betroffenen, im Sinne Lazarus und Folkmans (1984), der Schritt von der primären zur sekundären Einschätzung erschwert. Welche Informationsverarbeitungsprozesse spielen in

diesem Kontext eine Rolle, und wovon genau hängt es ab, wie der Betroffene die Situation einordnet und wie er infolgedessen reagiert? Welche Faktoren beeinflussen z.B., ob Lesben und Schwule die fälschliche Annahme, sie seien heterosexuell, korrigieren oder nicht? Ist es die eigene Stimmung, die Sympathie für das Gegenüber, seine Bedeutung für den Betroffenen? Oder spielen eher externale Faktoren eine Rolle, wie z.B. ob es sich um eine einmalige Begegnung handelt oder um einen wiederholten Kontakt? Die Gewichtung der einzelnen Faktoren könnte, wenn ihre Bedeutung auf qualitativem Wege sichergestellt ist, mithilfe einer quantitativen Untersuchung z.B. regressionsanalytisch weiter überprüft werden.

Wie sich gezeigt hat, spielt die soziale Identität im Kontext von Diskriminierungserfahrungen eine wesentliche Rolle, sowohl für die Wahrnehmung von benachteiligenden Handlungen als auch für die Bewältigung dieser Ereignisse. So scheint es für die Erforschung des Umgangs mit Diskriminierung ratsam, zugleich den Komplex der Identitätsentwicklung und des Selbstbildes bzw. der Selbstakzeptanz miteinzubeziehen. Ein Mensch erfährt Diskriminierung, eben *weil* er oder sie lesbisch, schwul, behindert bzw. wohnungslos ist. Die Schilderungen der Betroffenen lassen erahnen, daß hier komplexe und komplizierte Wechselwirkungen und Rückkoppelungsprozesse am Werk sind, die sich durch eine einmalige quantitative Untersuchung oder durch einmalige Interviews nur im Ansatz offenbaren. Ideal wäre an dieser Stelle eine Längsschnittuntersuchung, mit der man die Betroffenen z.B. durch ihr Coming Out begleitet und immer wieder ihre soziale Identität und ihren Umgang mit Diskriminierung erfragt. So wäre es möglich, die Veränderung der Wahrnehmung von Diskriminierung und deren Bewältigung vor dem Hintergrund der Identitätsentwicklung nachzuvollziehen. Dies könnte mithilfe wiederholt durchgeführter Interviews geschehen, z.B. vor dem Coming Out, während des Coming Outs und nach dem Coming Out. Eine andere Möglichkeit wäre, die Betroffenen diesen Prozeß retrospektiv schildern zu lassen, etwa im Rahmen biographischer Interviews zu einem bestimmten Zeitpunkt nach dem Coming Out. Für Menschen mit Behinderung und Wohnungslose wäre in Analogie hierzu der Beginn der Erkrankung bzw. der Verlust der Wohnung zu nennen. Insgesamt wäre es hochinteressant, die Lebenssituation der Betroffenen in ihrer Gesamtheit darzustellen und dann herausarbeiten, wie sich die Betroffenen darin zurechtfinden, sowohl mit ihrem Stigma als auch mit den Reaktionen anderer Menschen auf dieses Stigma.

Zuletzt ist zu überdenken, ob das Konzept der Obdachlosigkeit im GMF-Projekt in der derzeitigen Form weiter haltbar ist. Bei Items wie „Bettelnde Obdachlose sollten aus den Fußgängerzonen entfernt werden“ stellt sich die Frage, wer damit genau gemeint ist, denn ob Menschen, die betteln, zugleich auch obdachlos sind, sieht man ihnen nicht an.

Diskriminierung erfolgt jedoch aufgrund sichtbarer Eigenschaften. Und die soziale Kategorisierung der Personen, die in obigem Item adressiert werden, findet zum einen aufgrund deren Äußerem statt (etwa im Sinne von „verwahrlost“, „schmutzig“, „alkoholisiert“ etc.) sowie aufgrund der begleitenden zugeschriebenen Eigenschaften (etwa im Sinne von „faul“, „gefährlich“, „Sozialschmarotzer“ etc.). Die angeführten Punkte sprechen dafür, das enge Konzept der Obdachlosigkeit erneut zu überdenken und möglicherweise durch den breiteren Begriff der Armut zu ersetzen. Mit der Erweiterung des GMF-Syndroms um die Abwertung von Langzeitarbeitslosen wurde hier ein wichtiger Schritt in eine vielversprechende Richtung unternommen (Heitmeyer, 2008).

7.2 Praktische Anwendung der Forschungsergebnisse: der Personzentrierte Ansatz

Gespräche spielen als Bewältigungsstrategie für erfahrene Diskriminierung für die Angehörigen aller drei untersuchten Gruppen eine wichtige Rolle. Dabei lehnen es die Befragten jedoch ab, wenn andere ihnen gut gemeinte Ratschläge erteilen oder ihr Verhalten bewerten. Derartige Interaktionen werden von den Betroffenen im günstigsten Fall als nicht hilfreich, im ungünstigsten Fall als störend oder hinderlich erlebt oder wirken gar als sekundäre Viktimisierung. Am meisten hilft es den Betroffenen in der Regel, wenn sie sich das Erlebte von der Seele reden können und ihr Gegenüber ihnen offen und einfühlsam zuhört und das Gesagte nicht bewertet. Genau diese Merkmale – unbedingte Wertschätzung, einführendes Verstehen sowie Echtheit – zeichnen den Personzentrierten Ansatz von Carl Rogers aus (Rogers, 2000; 2004). Es handelt sich hierbei um ein Konzept, das sowohl im Kontext von Beratung als auch Therapie erfolgreich zum Einsatz kommt. Rogers begreift diese drei Bedingungen als die Eckpfeiler, auf die sich die Beziehung zwischen Therapeut bzw. Berater und Klient stützt.

Auch die Methode des problemzentrierten Interviews bedient sich der Elemente aus dem Personzentrierten Ansatz (siehe Kapitel 4.3.1, *Das problemzentrierte Interview*), und so tritt die Wirksamkeit dieser Art der Gesprächsführung auch in der Interviewsituation deutlich zutage. Indem der Interviewer dem Gesprächspartner wertschätzend und empathisch begegnet und ihm seine Äußerungen zurückspiegelt, schafft er eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre, in der sich der Gesprächspartner respektiert und gut aufgehoben fühlt. Tanja, eine der Interviewpartnerinnen aus der vorliegenden Untersuchung, beschreibt ihre Gefühle während des Gesprächs: Sie konnte im Erzählen über ihre Diskriminierungserfahrungen und ihren Umgang damit sehr deutlich spüren, wie stark die Liebe und Unterstützung zwischen ihr und ihrem Ehemann ist, und als welch

ein besonderes Geschenk sie diese Beziehung erlebt. Im Alltag, so sagt sie, nähme sie dies häufig als selbstverständlich hin; erst im Interview sei ihr bewußt geworden, wie außergewöhnlich diese Bindung ist und wie glücklich und stolz sie dies macht. So war es Tanja möglich, im Laufe des Interviews ihre Gefühle zu klären und zu neuen Einsichten zu kommen – Prozesse, die auch im Rahmen der Personzentrierten Beratung und Therapie angeregt werden sollen.

Ähnliches zeigte sich in den Gesprächen mit Wohnungslosen, die sich am Rande der Durchführung der quantitativen Erhebung ergaben. Durch die personzentrierte Grundhaltung erfuhren die wohnungslosen Gesprächspartner Respekt und Wertschätzung – beides wird ihnen im Alltag von anderen Menschen kaum entgegengebracht. Ihre Äußerungen („Du kannst wirklich gut zuhören!“, „Ich hab mich schon lange nicht mehr so gut unterhalten!“ u.ä.) machen deutlich, daß auch sie sich im Gespräch gut aufgehoben und ernstgenommen fühlten.

Diese Befunde und Erfahrungen verdeutlichen, daß der Personzentrierte Ansatz außerordentlich gut geeignet ist, um im Rahmen von Beratungs- oder Krisengesprächen in den betroffenen Gruppen zur Anwendung zu kommen, auch und gerade in bezug auf Diskriminierung. Die besondere Gesprächsatmosphäre gibt den Betroffenen die Möglichkeit zur Selbstexploration und damit zum Ausdruck sowie zur Klärung ihrer Gefühle. Auf diese Art werden sie dazu befähigt, ihre Ressourcen zu erkennen und aus eigener Kraft die Antworten auf Fragen zu finden, die sie beschäftigen. Insbesondere für die Gruppe der Wohnungslosen liegt hierin eine echte Chance, ihr Leben in die Hand zu nehmen und eigenmächtig zu verändern. Und auch für Menschen mit Behinderung sowie für Lesben und Schwule zeigt sich hier ein immenses Wachstumspotential. Letztlich ist das, was die Betroffenen im personzentrierten Gespräch erleben, eben das, was sie in ihrem Alltag häufig entbehren müssen: Das Erfahren von Empathie, Wertschätzung und echter Begegnung.

So liegt der Kern des Problems der Diskriminierung, der sich in den Schilderungen der Angehörigen aller drei Gruppen zeigt, im mangelnden Verständnis seitens der so genannten Mehrheitsgesellschaft für die besondere Lebenssituation der Betroffenen. Es fehlt die Fähigkeit oder die Bereitschaft sich vorzustellen, was es bedeutet, lesbisch oder schwul zu sein. Was es bedeutet, mit einer Behinderung zu leben. Was es bedeutet, ohne festen Wohnsitz zu sein. Letztlich geht es somit darum, daß die Menschen ihren Blick öffnen für andere Lebensentwürfe und diesen einen Raum geben. Nicht nur einen Raum in der Gesellschaft, sondern auch und zuallererst einen Raum in der eigenen Wahrnehmung, im eigenen Weltbild. Hier fällt den Sozialisationsinstanzen wie Schule

und Familie eine wichtige Bedeutung zu bei der Aufgabe, Minderheiten als gleichwertig anzusehen, sie als gleich wichtig und gleich-berechtigt wahrzunehmen. Dabei ist es völlig unerheblich, wie viele Menschen dieser Gruppe angehören oder wie einflußreich sie ist. Wichtig ist, daß die Angehörigen dieser Minderheiten spüren, daß sie einen Platz haben – in der Gesellschaft und in den Köpfen der Menschen. Wenn ihnen dieser Platz gerne und freiwillig zugestanden wird, müssen sie ihn sich nicht länger erkämpfen.

LITERATUR

- Allport, G. W. (1954). *Die Natur des Vorurteils*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Allison, K. W. (1998). Stress and oppressed social category membership. In J. K. Swim, C. Stangor (Hrsg.), *Prejudice: The target's perspective*. San Diego: Academic Press.
- Asch, A. & Fine, M. (1988). Introduction: Beyond pedestals. In: M. Fine & A. Asch (Hrsg.), *Women with disabilities: Essays in psychology, culture, and politics*. Philadelphia: Temple University Press.
- Berlin, I. N. (1987). Effects of changing native American cultures on child development. *Journal of Community Psychology*, 15, 299-306.
- Birt, C. M. & Dion, K. L. (1987). Relative deprivation theory and responses to discrimination in a gay male and lesbian sample. *British Journal of Social Psychology*, 26, 139-145.
- Blanz, M., Mummendey, A., Mielke, R. & Klink, A. (1998). Wechselseitige Differenzierung zwischen sozialen Gruppen: Ein Vorhersagemodell der Theorie der sozialen Identität. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 29, 239-259.
- Bleidick, U. (1985). *Theorie der Behindertenpädagogik*. Berlin: Marhold.
- Bohner, G. (1998). *Vergewaltigungsmymen. Sozialpsychologische Untersuchungen über täterentlastende und opferfeindliche Überzeugungen im Bereich sexueller Gewalt*. Landau: Verlag für Empirische Pädagogik.
- Boydell, K. M., Goering, P. & Morrell-Bellai, T. L. (2000). Narratives of identity: Re-presentation of self in people who are homeless. *Qualitative Health Research*, 10, 26-38.
- Bradbury, E. (1997). Understanding the problems. In: R. Lansdown, N. Rumsey, E. Bradbury, T. Carr & J. Partridge (Hrsg.), *Visibly different: Coping with disfigurement*. Oxford: Butterworth-Heinemann.
- Branscombe, N. R. & Ellemers, N. (1998). Coping with group-based discrimination: Individualistic versus group-level strategies. In J. K. Swim, C. Stangor (Hrsg.), *Prejudice: The target's perspective*. San Diego: Academic Press.
- Branscombe, N. R., Schmitt, M. T. & Harvey, R. D. (1999). Perceiving pervasive discrimination among African Americans: Implications for group identification and well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*, 77, 135-149.
- Brender, B. (1999). Zwischen individueller und struktureller Erklärung von Wohnungslosigkeit. Das Konzept der Erlernenen Hilflosigkeit und seine Bedeutung für die Soziale Arbeit. *Wohnungslos*, 1, 27-32.

- Brown, R. (2000). Social Identity Theory: Past achievements, current problems and future challenges. *European Journal of Social Psychology, 30*, 745-778.
- Cadinu, M. & Reggiori, C. (2002). Discrimination of a low-status outgroup: The role of in-group threat. *European Journal of Social Psychology, 32*, 501-515.
- Cahill, S. E. & Eggleston, R. (1995). Reconsidering the stigma of physical disability: Wheelchair use and public kindness. *The Sociological Quarterly, 36*, 681-698.
- Carver, C. S., Scheier, M. F. & Weintraub, J. K. (1989). Assessing coping strategies: a theoretically based approach. *Journal of Personality and Social Psychology, 56*, 267-283.
- Clark, R., Anderson, N. B., Clark, V. R. & Williams, D. R. (1999). Racism as a stressor for African Americans: A biopsychosocial model. *American Psychologist, 54*, 805-816.
- Cloerkes, G. (1985). *Einstellung und Verhalten gegenüber Behinderten. Eine kritische Bestandsaufnahme internationaler Forschung*. Berlin: Marhold.
- Cohen, M. B. & Wagner, D. (1992). Acting on their own behalf: Affiliation and political mobilization among homeless people. *Journal of Sociology and Social Welfare, 19*, 21-40.
- Crocker, J. & Major, B. (1989). Social stigma and self-esteem: The self-protective properties of stigma. *Psychological Review, 96*, 608-630.
- Crosby, F. J., Pufall, A., Snyder, R. C., O'Connell, M. & Whalen, P. (1989). The denial of personal disadvantage among you, me, and all the other ostriches. In M. Crawford & M. Gentry (Hrsg.), *Gender and Thought: Psychological Perspectives*. New York: Springer.
- Dakof, G. A. & Taylor, S. E. (1990). Victims' perspective of social support: What is helpful from whom? *Journal of Personality and Social Psychology, 58*, 80-89.
- Deaux, K. & Ethier, K. A. (1998). Negotiating social identity. In J. K. Swim, C. Stangor (Hrsg.), *Prejudice: The target's perspective*. San Diego: Academic Press.
- DeLongis, A., Folkman, S. & Lazarus, R. S. (1988). The impact of daily stress on health and mood: Psychological and social resources as mediators. *Journal of Personality and Social Psychology, 54*, 486-495.
- Dion, K. L., Dion, K. K. & Pak, A. W.-P. (1992). Personality-based hardiness as a buffer for discrimination-related stress in members of Toronto's Chinese community. *Canadian Journal of Behavioural Science, 24*, 517-536.
- DiPlacido, J. (1998). Minority stress among lesbians, gay men, and bisexuals: A consequence of heterosexism, homophobia, and stigmatization. In G. M. Herek (Hrsg.), *Stigma and Sexual Orientation: Understanding Prejudice Against Lesbians, Gay Men, and Bisexuals*. Thousand Oaks: Sage.

- Dunkel-Schetter, C., Blasband, D. E., Feinstein, L. G. & Herbert, T. B. (1992). Elements of supportive interactions: When are attempts to help effective? In S. Spacapan, S. Os-kamp (Hrsg.), *Helping and Being Helped: Naturalistic Studies*. Newbury Park: Sage.
- Ellemers, N., Kortekaas, P. & Ouwerkerk, J. W. (1999). Self-categorisation, commitment to the group and group self-esteem as related but distinct aspects of social identity. *European Journal of Social Psychology*, 29, 371-389.
- Evans, R. C. & Evans, H. L. (1995). Coping: Stressors and depression among middle class African American men. *The Western Journal of Black Studies*, 19, 211-217.
- Farina, A., Holland, C. H. & Ring, K. (1966). Role of stigma and set in interpersonal interaction. *Journal of Abnormal Psychology*, 71, 421-428.
- Farrington, A. & Robinson, W. P. (1999). Homelessness and strategies of identity maintenance: A participant observation study. *Journal of Community and Applied Social Psychology*, 9, 175-194.
- Fiske, S. T., Cuddy, A. J. C., Glick, P. & Xu, J. (2002). A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition. *Journal of Personality and Social Psychology*, 82, 878-902.
- Foster, M. D. (2000). Positive and negative responses to personal discrimination: Does coping make a difference? *The Journal of Social Psychology*, 140, 96-106.
- Fox, S. A. & Giles, H. (1996). Interability communication: Evaluating patronizing encounters. *Journal of Language and Social Psychology*, 15, 265-290.
- Frank, G. (1988). Beyond stigma: Visibility and self-empowerment of persons with congenital limb deficiencies. *Journal of Social Issues*, 44, 95-115.
- Garnets, L., Herek, G. M. & Levy, B. (1990). Violence and victimization of lesbians and gay men: Mental health consequences. *Journal of Interpersonal Violence*, 5, 366-383.
- Gill, C. J. (2001). Divided understandings: The social experience of disability. In: G. L. Albrecht, K. D. Seelman & M. Bury (Hrsg.), *Handbook of Disability Studies*. California: Sage.
- Gillich, S. (2003). Selbsthilfe Wohnungsloser: Anmerkungen zu einem strapazierten Begriff. *Wohnungslos*, 1, 14-18.
- Goffman, E. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gonsiorek, J. C. (1988). Mental health issues of gay and lesbian adolescents. *Journal of Adolescent Health Care*, 9, 114-122.
- Gottlieb, B. H. (Hrsg.) (1997). *Coping with Chronic Stress*. New York: Plenum Press.

- Greifenhagen, A., Fichter, M. (1998). Ver-rückt und obdachlos – psychische Erkrankungen bei wohnungslosen Frauen. *Wohnungslos, 3*, 89-98.
- Heitmeyer, W. (Hrsg.) (2008). *Deutsche Zustände: Folge 6*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herek, G. M., Gillis, J. R. & Cogan, J. C. (1999). Psychological sequelae of hate-crime victimization among lesbian, gay, and bisexual adults. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 67*, 945-951.
- Horowitz, S. V., Boardman, S. K. & Redlener, I. (1994). Constructive conflict management and coping in homeless children and adolescents. *Journal of Social Issues, 50*, 85-98.
- Kaiser, C. R. & Miller, C. T. (2001). Stop complaining! The social costs of making attributions to discrimination. *Personality and Social Psychology Bulletin, 27*, 254-263.
- Kerr, N. (1977). Understanding the process of adjustment to disability. In J. Stubbins (Hrsg.), *Social and Psychological Aspects of Disability*. Baltimore: University Park Press.
- Kinsey, A. (1970a). *Das sexuelle Verhalten der Frau*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kinsey, A. (1970b). *Das sexuelle Verhalten des Mannes*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Klandermans, B. (1997) *The Social Psychology of Protest*. Oxford: Blackwell.
- Klee, E. (1980). *Behindert. Ein kritisches Handbuch*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Korkowski, H. (1993). Behinderungen und Bewältigungsprozesse: Zwei Falldarstellungen. *Zeitschrift für Individualpsychologie, 18*, 155-167.
- Lalonde, R. N. & Cameron, J. E. (1994). Behavioral responses to discrimination: A focus on action. In: M. P. Zanna & J. M. Olson (Hrsg.), *The Psychology Of Prejudice: The Ontario Symposium, Volume 7*. Hillsdale: LEA.
- Landrine, H., Klonoff, E. A., Gibbs, J., Manning, V. & Lund, M. (1995). Physical and psychiatric correlates of gender discrimination. An application of the schedule of sexist events. *Psychology of Women Quarterly, 19*, 473-492.
- Landrine, H. & Klonoff, E. A. (1996). The schedule of racist events: A measure of racial discrimination and a study of its negative physical and mental health consequences. *Journal of Black Psychology, 22*, 144-168.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1984). *Stress, Appraisal, and Coping*. New York: Springer Publishing Company.
- Leonardelli, G. J. & Tormala, Z. L. (2003). The negative impact of perceiving discrimination on collective well-being: The mediating role of perceived ingroup status. *European Journal of Social Psychology, 33*, 507-514.

- Lepore, S. J. (1997). Social-environmental influences on the chronic stress process. In: B. H. Gottlieb (Hrsg.), *Coping with Chronic Stress*. New York: Plenum Press.
- Lykes, M. B. (1983). Discrimination and coping in the lives of black women: Analyses of oral history data. *Journal of Social Issues*, 39, 79-100.
- Maneo (2006). *Maneo-Report 2006*. URL: <http://maneo.de/pdf/Maneo-Report2006.pdf>; abgerufen am 17.10.2007.
- Markefka, M. (1982). *Vorurteile – Minderheiten – Diskriminierung. Ein Beitrag zum Verständnis sozialer Gegensätze*. Darmstadt: Luchterhand.
- Marquard, M. (2007). *Bericht des Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung 2006/07*. URL: http://www.berlin.de/imperia/md/content/lb-behi/taetigkeitsberichte/v_t_bericht_2007.pdf; abgerufen am 3.6.2007.
- McCrae, R. (1984). Situational determinants of coping responses: Loss, threat, and challenge. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 919-928.
- Meyer, I. H. & Dean, L. (1998). Internalized homophobia, intimacy, and sexual behavior among gay and bisexual men. In G. M. Herek (Hrsg.), *Stigma and Sexual Orientation: Understanding Prejudice Against Lesbians, Gay Men, and Bisexuals*. Thousand Oaks: Sage.
- Moore, D., Greer, B. G. & Li, L. (1994). Alcohol and other substance use/abuse among people with disabilities. In: D. Dunn (Hrsg.), *Psychosocial Perspectives on Disability*. California: Select Press.
- Morris, J. (1993). Prejudice. In: J. Swain, V. Finkelstein, S. French & M. Oliver (Hrsg.), *Disabling Barriers – Enabling Environments*. London: Sage.
- Mühlfeld, C., Windolf, P., Lampert, N. & Krüger, H. (1981). Auswertungsprobleme offener Interviews. *Soziale Welt*, 32, 325-352.
- Mullen, P. E., Romans-Clarkson, S. E., Walton V. & Herbison, G. P. (1988). Impact of sexual and physical abuse on women's mental health. *Lancet*, 1, 841-845.
- Mummendey, A. & Otten, S. (1992). Theorien intergruppalen Verhaltens. In: D. Frey, M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie, Band II, Gruppen-, Interaktions- und Lerntheorien*. Bern: Huber.
- Muñoz, M., Vázquez, C., Bermejo, M. & Vázquez, J. J. (1999). Stressful life events among homeless people: Quantity, types, timing, and perceived causality. *Journal of Community Psychology*, 27, 73-87.
- Murphy, R. F. (1990). *The Body Silent*. New York: Norton.
- Murphy, R. F., Scheer, J., Murphy, Y. & Mack, R. (1988). Physical disability and social liminality: A study in the rituals of adversity. *Social Science and Medicine*, 26, 235-242.

- Murray, R. (1996). Stressors and coping strategies of homeless men. *Journal of Psychosocial Nursing, 34*, 16-22.
- North, C. S., Smith, E. M. & Spitznagel, E. L. (1994). Violence and the homeless: An epidemiologic study of victimization and aggression. *Journal of Traumatic Stress, 7*, 95-110.
- Pettigrew, T. F. (1986). The intergroup contact hypothesis reconsidered. In: M. Hewson & R. Brown (Hrsg.), *Contact and Conflict in Intergroup Encounters*. Oxford: Blackwell.
- Pinel, E. C. (1999). Stigma consciousness: The psychological legacy of social stereotypes. *Journal of Personality and Social Psychology, 76*, 114-128.
- Reid, P. & Klee, H. (2000). Young homeless drug users – Ways of coping with harassment. *Journal of Community and Applied Social Psychology, 10*, 69-75.
- Richter, H. (1997). *Opfer krimineller Gewalttaten. Individuelle Folgen und ihre Verarbeitung. Mainzer Schriften zur Situation von Kriminalitätsoffern*. Mainz: Weißer-Ring-Verlags-GmbH.
- Robins, N. R., Hetzer, J. E., Weissman, M. M., Orvaschel, H., Gruenberg, E., Burke, J. D. & Regier, D. A. (1984). Lifetime prevalence of specific disorders in three sites. *Archives of General Psychiatry, 41*, 949-958.
- Rogers, C. R. (2000). *Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C. R. (2004). *Die nicht-direktive Beratung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ross, M. W. & Rosser, B. R. S. (1996). Measurement and correlates of internalized homophobia: A factor analytic study. *Journal of Clinical Psychology, 52*, 15-21.
- Ruggiero, K. M. & Taylor, D. M. (1995). Coping with discrimination: How disadvantaged group members perceive the discrimination that confronts them. *Journal of Personality and Social Psychology, 68*, 826-838.
- Ruggiero, K. M. & Taylor, D. M. (1997). Why minority group members perceive or do not perceive the discrimination that confronts them: The role of self-esteem and perceived control. *Journal of Personality and Social Psychology, 72*, 373-389.
- Sarbin, T. R. & Scheibe, K. E. (Hrsg.) (1983). *Studies in Social Identity*. New York: Praeger.
- Savin-Williams, R. C. (1994). Verbal and physical abuse as stressors in the lives of lesbian, gay male, and bisexual youths: Associations with school problems, running away, substance abuse, prostitution, and suicide. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 62*, 261-269.

- Schaak, T. (2004). Empirische Befunde zur gesundheitlichen und sozialen Situation wohnungsloser Menschen in Hamburg. *Wohnungslos, 2*, 59-63.
- Schmitt, M. T. & Branscombe, N. R. (2002). The meaning and consequences of perceived discrimination in disadvantaged and privileged social groups. In W. Stroebe & M. Hewstone (Hrsg.), *European Review of Social Psychology*. Chichester: Wiley.
- Schmitt, M. T., Branscombe, N. R. & Postmes, T. (2003). Women's emotional responses to the pervasiveness of gender discrimination. *European Journal of Social Psychology, 33*, 297-312.
- Schmitt, M. T., Spears, R. & Branscombe, N. R. (2003). Constructing a minority group identity out of shared rejection: The case of international students. *European Journal of Social Psychology, 33*, 1-12.
- Schröder, H. (2004). Immer mehr jüngere Wohnungslose in der BRD? Zur Altersstruktur der Wohnungslosen in der BRD. *Wohnungslos, 2*, 55-58.
- Schulz von Thun, F. (1981). *Miteinander reden 1: Störungen und Klärungen*. Hamburg: Rowohlt.
- Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz (2006). *Bericht zur Lage der Menschen mit Behinderung und ihrer Teilhabe in Berlin*. URL: http://www.berlin.de/imperia/md/content/sen-soziales/downloads/behindertenbericht_2006.pdf; abgerufen am 8.9.2007.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (2001). *Sie liebt sie, er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin*. Berlin: Kästner Druck.
- Seywald, A. (1976). *Physische Abweichung und soziale Stigmatisierung. Zur sozialen Isolation und gestörten Rollenbeziehung physisch Behinderter und Entstellter*. Rheinstetten: Schindele-Verlag.
- Simon, B., Loewy, M., Stürmer, S., Weber, U., Freytag, P., Habig, C., Kampmeier, C. & Spahlinger, P. (1998). Collective identification and social movement participation. *Journal of Personality and Social Psychology, 74*, 646-658.
- Snow, D. A. & Anderson, L. (1987). Identity work among the homeless: The verbal construction and avowal of personal identities. *American Journal of Sociology, 92*, 1336-1371.
- Stangor, C., van Allen, K. L., Swim, J. K. & Sechrist, G. B. (2002). Reporting discrimination in public and private contexts. *Journal of Personality and Social Psychology, 82*, 69-74.
- Stein-Hilbers, M., Holzbecher, M., Klodwig, B., Kroder, U. & Soine, S. (1999). *Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen*. Universität Bielefeld: Projektbericht.

- Sumerlin, J. R. (1996). Discriminant analysis of willingness to talk with a counselor and most difficult issues in the experience of unsheltered homeless men: Self actualization, loneliness, and depression. *Psychological Reports, 78*, 659-672.
- Sumerlin, J. R. & Bundrick, C. M. (1997). Research on homeless men and women: Existential-humanistic and clinical thinking. *Psychological Reports, 80*, 1303-1314.
- Swim, J. K., Cohen, L. L. & Hyers, L. L. (1998). Experiencing everyday prejudice and discrimination. In J. K. Swim, C. Stangor (Hrsg.), *Prejudice: The target's perspective*. San Diego: Academic Press.
- Tajfel, H. & Turner, J. C. (1979). An integrative theory of intergroup conflict. In W. G. Austin & S. Worchel (Hrsg.), *The Social Psychology of Intergroup Relations*. Greenwich, CT: JAI Press.
- Taylor, D. M., Wright, S. C., Moghaddam, F. M. & Lalonde, R. N. (1990). The personal/group discrimination discrepancy: Perceiving my group, but not myself, to be a target for discrimination. *Personality and Social Psychology Bulletin, 16*, 254-262.
- Trabert, G. (1997a). Also doch: Ein hartes Leben macht krank. Individuelle Konfliktverarbeitung (Life-Event-Forschung) als ein Erklärungsansatz zur Krankheitssituation Wohnungsloser. *Sozialmagazin, 12*, 14-18.
- Trabert, G. (1997b). Individuelles Konfliktverhaltensverhalten (Life-Event-Forschung) als ein Erklärungsansatz zur Krankheitssituation Wohnungsloser. *Wohnungslos, 1*, 23-27.
- Trump, J. & Eberly, C. (2003). Coping strategies of gay men in college fraternities. In P. Brown (Hrsg.), *Men: On campus*. Washington: American College Personnel Association Standing Committee for Men.
- Turner, J. C. (1982). Towards a cognitive redefinition of the social group. In H. Tajfel (Hrsg.), *Social Identity and Intergroup Relations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Unger, J. B., Kipke, M. D., Simon, T. R., Johnson, C. J., Montgomery, S. B & Iverson, E. (1998). Stress, coping, and social support among homeless youth. *Journal of Adolescent Research, 13*, 134-157.
- Vash, C. L. (1981). *The Psychology of Disability*. New York: Springer.
- Votta, E. & Manion, I. G. (2004). Suicide, high-risk behaviors, and coping style in homeless adolescent males' adjustment. *Journal of Adolescent Health, 34*, 237-243.
- Wang, P. P., Badley, E. M. & Gignac, M. (2004). Activity limitation, coping efficacy and self-perceived physical independence in people with disability. *Disability and Rehabilitation, 26*, 785-793.
- Waxman, B. F. (1991). Hatred: The unacknowledged dimension in violence against disabled people. *Sexuality and Disability, 9*, 185-199.

- Weinberg, N. (1988). Another Perspective: Attitudes of People with Disabilities. In: H. E. Yunker (Hrsg.), *Attitudes Toward Persons With Disabilities*. New York: Springer.
- Welle, J. & Schneider, S. (2004). *Leitfaden für Wohnungslose*. URL: www.ofw-leitfaden.de; abgerufen am 24.3.2007.
- Wheaton, B. (1997) The nature of chronic stress. In: B. H. Gottlieb (Hrsg.), *Coping with Chronic Stress*. New York: Plenum Press.
- White, R. K., Wright, B. A. & Dembo, T. (1948). Studies in adjustment to visible injuries: Evaluation of curiosity by the injured. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 43, 13-28.
- Wittchen, H. U., Essau, C. A., von Zerssen, D., Krieg, J. C. & Zaudig, M. (1992). Lifetime and six-month prevalence of mental disorders in the Munich follow-up study. *European archives of psychiatry and clinical neuroscience*, 241, 247-258.
- Witzel, A. (1989). Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Heidelberg: Asanger.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum qualitative Sozialforschung*, 1, 1-9.

Universität Bielefeld
Institut für interdisziplinäre
Konflikt- und Gewaltforschung
Dipl.-Psych. Stephanie Glassl
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld

Fragebogen zu Alltagserfahrungen von Lesben und Schwulen in Berlin

Zunächst möchten wir Ihnen für Ihre Bereitschaft danken, an dieser Befragung teilzunehmen.

Mit diesem Fragebogen wollen wir herausfinden, welche Erfahrungen Lesben und Schwule in ihrem Alltag mit anderen Menschen machen und wie sie mit negativen Erlebnissen umgehen. „Richtige“ und „falsche“ Antworten gibt es dabei nicht. Bitte beantworten Sie jede Frage ehrlich und ohne lange darüber nachzudenken. Kreuzen Sie bitte jeweils die Antwort an, die Ihrer Meinung bzw. Ihrer Situation am ehesten entspricht. Bitte lassen Sie keine Frage aus.

Die Beantwortung des Fragebogens dauert ca. 15 Minuten. Ihre Daten werden selbstverständlich anonym und vertraulich behandelt.

1. Wie würden Sie Ihre Beziehungen zu anderen Lesben und Schwulen beschreiben?

		<i>stimmt gar nicht</i>	<i>stimmt eher nicht</i>	<i>stimmt zum Teil</i>	<i>stimmt eher</i>	<i>stimmt voll und ganz</i>
1.	Ich interessiere mich dafür, wie es anderen Lesben und Schwulen geht.	[]	[]	[]	[]	[]
2.	Ich setze mich aktiv für Lesben und Schwule ein (z.B. ehrenamtliche Arbeit).	[]	[]	[]	[]	[]
3.	Ich versuche, der Begegnung mit anderen Lesben und Schwulen möglichst aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
4.	Ich bin eng befreundet mit anderen Lesben und Schwulen.	[]	[]	[]	[]	[]
5.	Ich setze mich aktiv dafür ein, daß Lesben und Schwule die selben Rechte erhalten wie heterosexuelle Menschen.	[]	[]	[]	[]	[]
6.	Ich habe viel mit anderen Lesben bzw. Schwulen gemeinsam.	[]	[]	[]	[]	[]
7.	Ich nehme an Protestaktionen für die Gleichstellung von Lesben und Schwulen teil (z.B. Demonstrationen, Sitzblockaden).	[]	[]	[]	[]	[]
8.	Ich habe nur oberflächliche Kontakte zu anderen Lesben und Schwulen.	[]	[]	[]	[]	[]

2. Fühlen Sie sich als lesbische Frau bzw. als schwuler Mann herabgesetzt oder benachteiligt, wenn Sie daran denken, ...

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittelmäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
9.	wie klischeehaft Lesben und Schwule zum Teil in den Medien dargestellt werden	[]	[]	[]	[]	[]
10.	daß die eingetragene Partnerschaft der Ehe rechtlich nicht gleichgestellt ist (z.B. im Steuerrecht)	[]	[]	[]	[]	[]
11.	daß lesbische und schwule Paare keine Kinder adoptieren dürfen (außer Stiefkindern)	[]	[]	[]	[]	[]
12.	daß Homosexualität von der Kirche als Sünde angesehen wird	[]	[]	[]	[]	[]
13.	daß es in Deutschland noch immer kein Antidiskriminierungsgesetz gibt	[]	[]	[]	[]	[]
14.	daß die Gleichberechtigung von Lesben und Schwulen nicht im Grundgesetz verankert ist	[]	[]	[]	[]	[]

3. Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie aufgrund Ihres Lesbischseins bzw. Ihres Schwulseins...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
15.	Hausverbot bekamen (z.B. in der Kneipe, im Restaurant)	[]	[]	[]	[]
16.	als Paar Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche hatten	[]	[]	[]	[]
17.	in einem Café, Restaurant o.ä. nicht bedient wurden	[]	[]	[]	[]
18.	als Frau bzw. als Mann nicht ernstgenommen wurden	[]	[]	[]	[]
19.	Ihre(n) Partner(in) nicht im Krankenhaus besuchen durften oder Informationen verweigert wurden	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR LESBEN UND SCHWULE

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
20.	als Paar nicht zugelassen wurden (z.B. Tanzkurs o.a.)	[]	[]	[]	[]
21.	auf Ämtern kein Verständnis für Ihre Situation erfahren haben	[]	[]	[]	[]
22.	wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt wurden	[]	[]	[]	[]
23.	eine Stelle nicht bekommen haben oder Ihnen gekündigt wurde	[]	[]	[]	[]
24.	Nachteile bei Ihrer beruflichen Weiterentwicklung hatten	[]	[]	[]	[]
25.	Ihre Arbeitsleistung besonders kritisch beurteilt wurde	[]	[]	[]	[]
26.	weniger offensichtliche Benachteiligungen erlebt haben, die sich kaum durchschauen lassen	[]	[]	[]	[]

4. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie an diese Situationen denken?

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
27.	hilflos	[]	[]	[]	[]	[]
28.	gereizt	[]	[]	[]	[]	[]
29.	überflüssig	[]	[]	[]	[]	[]
30.	aggressiv	[]	[]	[]	[]	[]
31.	überlastet	[]	[]	[]	[]	[]
32.	ängstlich	[]	[]	[]	[]	[]
33.	einsam	[]	[]	[]	[]	[]
34.	gestreßt	[]	[]	[]	[]	[]

5. Wie gehen Sie mit diesen Situationen um?

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
35.	Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	[]	[]	[]	[]	[]
36.	Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	[]	[]	[]	[]	[]
37.	Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	[]	[]	[]	[]	[]
38.	Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	[]	[]	[]	[]	[]
39.	Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
40.	Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	[]	[]	[]	[]	[]
41.	Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	[]	[]	[]	[]	[]
42.	Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	[]	[]	[]	[]	[]
43.	Ich frage andere Lesben oder Schwule, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	[]	[]	[]	[]	[]
44.	Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	[]	[]	[]	[]	[]
45.	Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	[]	[]	[]	[]	[]
46.	Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	[]	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR LESBEN UND SCHWULE

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
47.	Ich sage mir, es ist mir egal.	[]	[]	[]	[]	[]
48.	Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	[]	[]	[]	[]	[]
49.	Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	[]	[]	[]	[]	[]
50.	Ich wünschte, ich wäre nicht lesbisch bzw. schwul.	[]	[]	[]	[]	[]
51.	Ich mache Witze darüber.	[]	[]	[]	[]	[]
52.	Mir gehen Rachedgedanken durch den Kopf.	[]	[]	[]	[]	[]
53.	Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	[]	[]	[]	[]	[]
54.	Ich versuche künftig zu verbergen, daß ich lesbisch bzw. schwul bin.	[]	[]	[]	[]	[]

6. Was hilft Ihnen am besten, mit diesen Situationen fertig zu werden?

7. Wie häufig ist es in den letzten 12 Monaten vorgekommen, daß aufgrund Ihres Lesbischseins bzw. Ihres Schwulseins...

		<i>gar nicht</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
55.	Sie beleidigt, beschimpft oder angepöbelt wurden	[]	[]	[]	[]
56.	in Ihrer Gegenwart dumme Sprüche oder Witze über Lesben bzw. Schwule gemacht wurden	[]	[]	[]	[]
57.	Sie angestarrt wurden	[]	[]	[]	[]
58.	hinter Ihrem Rücken über Sie getuschelt wurde	[]	[]	[]	[]
59.	Ihnen gegenüber die Umgangsformen nicht eingehalten wurden („Bitte“, „Danke“, „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“ usw.)	[]	[]	[]	[]
60.	Sie ignoriert wurden	[]	[]	[]	[]
61.	von Ihnen erwartet wurde, daß Sie Ihr Lesbischsein bzw. Ihr Schwulsein verstecken	[]	[]	[]	[]
62.	Ihr Lesbischsein bzw. Ihr Schwulsein nicht ernstgenommen wurde („nur eine Phase“ o.ä.)	[]	[]	[]	[]
63.	Sie als lesbisch bzw. schwul geoutet wurden, obwohl Sie es nicht wollten	[]	[]	[]	[]
64.	Ihr(e) Partner(in) nicht mit Ihnen zusammen eingeladen wurde	[]	[]	[]	[]
65.	Ihnen gesagt wurde, Homosexualität sei unnatürlich	[]	[]	[]	[]

8. Wurden Sie schon einmal aufgrund Ihres Lesbischseins bzw. Ihres Schwulseins...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
66.	bedroht (z.B. auf der Straße, am Telefon etc.)	[]	[]	[]	[]
67.	verfolgt	[]	[]	[]	[]
68.	körperlich bedrängt, angerempelt oder festgehalten	[]	[]	[]	[]
69.	bespuckt	[]	[]	[]	[]
70.	mit Gegenständen beworfen	[]	[]	[]	[]
71.	überfallen und dabei leicht verletzt	[]	[]	[]	[]
72.	überfallen und dabei schwer verletzt	[]	[]	[]	[]
73.	sexuell belästigt	[]	[]	[]	[]
74.	vergewaltigt oder zu sexuellen Handlungen gezwungen	[]	[]	[]	[]

9. Ist es schon einmal vorgekommen, daß Dinge beschmiert oder beschädigt wurden, die Ihnen gehören (z.B. Auto, Briefkasten o.a.)?

	<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
75.	[]	[]	[]	[]

10. In welchem Umfeld haben Sie diese Situationen erlebt? Bitte kreuzen Sie alle zutreffenden Antworten an.

		<i>in der Familie</i>	<i>in Schule, Studium, Ausbildung, Beruf</i>	<i>im Freundes-/ Bekanntens- kreis</i>	<i>von Fremden, in der Öffent- lichkeit</i>	<i>auf Ämtern, bei der Polizei</i>
76.	Dumme Sprüche, Bemerkungen, Beleidigungen o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
77.	Ausgrenzung, Kontaktabbruch o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
78.	Körperl. Gewalt, Drohungen, Sachbeschädigung o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
79.	sexuelle Belästigung/Übergriffe, Vergewaltigung	[]	[]	[]	[]	[]

11. Wie stark fühlen Sie sich als lesbische Frau bzw. als schwuler Mann durch diese Situationen benachteiligt oder herabgesetzt?

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
80.	Dumme Sprüche, Beleidigungen, Ausgrenzung	[]	[]	[]	[]	[]
81.	Körperliche und sexuelle Gewalt	[]	[]	[]	[]	[]
82.	Benachteiligung im öffentlichen Leben bzw. durch Gesetzgebung	[]	[]	[]	[]	[]

12. Was würden Sie sagen, wie werden Sie – alles in allem – mit diesen Erlebnissen fertig?

	<i>schlecht</i>	<i>eher schlecht</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>eher gut</i>	<i>gut</i>
83.	[]	[]	[]	[]	[]

13. Wenn Sie sich an die vergangenen 12 Monate erinnern, wie oft haben Sie die folgenden Beschwerden erlebt?

		<i>gar nicht</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
84.	Händezittern	[]	[]	[]	[]
85.	starkes Herzklopfen	[]	[]	[]	[]
86.	Nervosität/Unruhe	[]	[]	[]	[]
87.	Magenbeschwerden	[]	[]	[]	[]
88.	Kopfschmerzen	[]	[]	[]	[]
89.	Appetitlosigkeit	[]	[]	[]	[]

14. Was würden Sie sagen, wie zufrieden sind Sie – alles in allem – mit Ihrem Leben?

	<i>sehr unzufrieden</i>	<i>eher unzufrieden</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>eher zufrieden</i>	<i>sehr zufrieden</i>
90.	[]	[]	[]	[]	[]

Es folgen nun noch einige Fragen zu Ihrer Person sowie zu Ihrem Lesbischsein bzw. zu Ihrem Schwulsein.

Fragen zur Person

15. Wie ist Ihr Geschlecht?

- [] weiblich
- [] männlich
- [] _____

16. Wie alt sind Sie?

_____ Jahre

17. Wie ist Ihr Familienstand?

- ledig
- habe eine(n) Partner(in)
- verlobt
- verheiratet
- eingetragene Partnerschaft
- geschieden oder getrennt lebend
- verwitwet

18. Was ist Ihre Nationalität?

- deutsch
- andere: _____

19. Was ist Ihr höchster Ausbildungsabschluß?

- ohne Schulabschluß
- Sonderschule
- Haupt- oder Volksschule / Polytechnische Oberschule (POS) (8./9. Klasse)
- Mittlere Reife, Fachschulabschluß / Polytechnische Oberschule (POS) (10. Klasse)
- Abitur / Erweiterte Oberschule (EOS) mit Abschluß
- Fachhochschulabschluß
- Hochschulabschluß

20. Leben Sie in Berlin?

- ja
- nein

21. Falls Sie nicht in Berlin leben, wie viele Einwohner hat Ihr Wohnort?

- weniger als 50.000 Einwohner
- 50.000 bis 100.000 Einwohner
- 100.000 bis 500.000 Einwohner
- 500.000 bis 1 Mio. Einwohner
- mehr als 1 Mio. Einwohner

Fragen zum Lesbischsein/zum Schwulsein

22. Wie würden Sie sich selbst bezeichnen (z.B. lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell o.a.)?

23. Leben Sie offen lesbisch/schwul/...?

- ja
- eigentlich schon, aber nicht in allen Lebensbereichen
- ich befinde mich noch im Coming Out
- nein

24. Wenn ja, seit wann?

seit _____ (Jahreszahl)

25. Besuchen Sie Lesben-/Schwulencafés, -kneipen, -bars etc.?

- ja, häufig
- hin und wieder
- selten
- nie

26. Lesen Sie schwullesbische Zeitschriften (z.B. Siegestsäule, Sergej etc.)?

- ja, regelmäßig
- hin und wieder
- selten
- nie

Haben Sie vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Universität Bielefeld
Institut für interdisziplinäre
Konflikt- und Gewaltforschung
Dipl.-Psych. Stephanie Glassl
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld

Fragebogen zu Alltagserfahrungen von Menschen mit Behinderung in Berlin

Zunächst möchten wir Ihnen für Ihre Bereitschaft danken, an dieser Befragung teilzunehmen.

Mit diesem Fragebogen wollen wir herausfinden, welche Erfahrungen Menschen mit Behinderung in ihrem Alltag mit anderen Menschen machen und wie sie mit negativen Erlebnissen umgehen. „Richtige“ und „falsche“ Antworten gibt es dabei nicht. Bitte beantworten Sie jede Frage ehrlich und ohne lange darüber nachzudenken. Kreuzen Sie bitte jeweils die Antwort an, die Ihrer Meinung bzw. Ihrer Situation am ehesten entspricht. Bitte lassen Sie keine Frage aus.

Die Beantwortung des Fragebogens dauert ca. 15 Minuten. Ihre Daten werden selbstverständlich anonym und vertraulich behandelt.

1. Wie würden Sie Ihre Beziehungen zu anderen Menschen mit Behinderung beschreiben?

		<i>stimmt gar nicht</i>	<i>stimmt eher nicht</i>	<i>stimmt zum Teil</i>	<i>stimmt eher</i>	<i>stimmt voll und ganz</i>
1.	Ich interessiere mich dafür, wie es anderen Menschen mit Behinderung geht.	[]	[]	[]	[]	[]
2.	Ich setze mich aktiv für Menschen mit Behinderung ein (z.B. ehrenamtliche Arbeit).	[]	[]	[]	[]	[]
3.	Ich versuche, der Begegnung mit anderen Menschen mit Behinderung möglichst aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
4.	Ich bin eng befreundet mit anderen Menschen mit Behinderung.	[]	[]	[]	[]	[]
5.	Ich setze mich aktiv dafür ein, daß Menschen mit Behinderung die selben Rechte erhalten wie andere Menschen.	[]	[]	[]	[]	[]
6.	Ich habe viel mit anderen Menschen mit Behinderung gemeinsam.	[]	[]	[]	[]	[]
7.	Ich nehme an Protestaktionen für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung teil (z.B. Demonstrationen, Sitzblockaden).	[]	[]	[]	[]	[]
8.	Ich habe nur oberflächliche Kontakte zu anderen Menschen mit Behinderung.	[]	[]	[]	[]	[]

2. Fühlen Sie sich als Mensch mit Behinderung herabgesetzt oder benachteiligt, wenn Sie daran denken, ...

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
9.	daß viele Gebäude, Geschäfte, Verkehrsmittel etc. nicht barrierefrei erreichbar bzw. nutzbar sind	[]	[]	[]	[]	[]
10.	wie das Lebensrecht von Kindern mit Behinderung in Frage gestellt wird (z.B. Abtreibung behinderter Föten, Diskussion um Präimplantationsdiagnostik etc.)	[]	[]	[]	[]	[]
11.	daß es kaum psychologische bzw. seelsorgerische Begleitung gibt für Menschen, die nach einem Unfall oder einer Krankheit behindert sind	[]	[]	[]	[]	[]
12.	daß die Krankenkassen immer mehr Leistungen kürzen (z.B. für Rollstühle, Prothesen, Behandlungen etc.)	[]	[]	[]	[]	[]
13.	wie schwierig der Zugang zum Arbeitsmarkt für Menschen mit Behinderung ist	[]	[]	[]	[]	[]
14.	daß es in Deutschland noch immer kein Antidiskriminierungsgesetz gibt	[]	[]	[]	[]	[]

3. Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie aufgrund Ihrer Behinderung...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
15.	Hausverbot bekamen (z.B. in der Kneipe, im Restaurant)	[]	[]	[]	[]
16.	Schwierigkeiten hatten, eine geeignete Wohnung zu finden	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
17.	in einem Café, Restaurant o.ä. nicht bedient wurden	[]	[]	[]	[]
18.	als Frau bzw. als Mann nicht ernstgenommen wurden	[]	[]	[]	[]
19.	öffentliche Verkehrsmittel nicht nutzen konnten	[]	[]	[]	[]
20.	Ihnen durch Treppen, Bordsteine, Türen usw. der Zugang versperrt war	[]	[]	[]	[]
21.	keinen Zutritt ins Kino, Theater etc. bekamen (z.B. wegen Brandschutzbestimmungen)	[]	[]	[]	[]
22.	auf Ämtern kein Verständnis für Ihre Situation erfahren haben	[]	[]	[]	[]
23.	wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt wurden	[]	[]	[]	[]
24.	eine Stelle nicht bekommen haben oder Ihnen gekündigt wurde	[]	[]	[]	[]
25.	Nachteile bei Ihrer beruflichen Weiterentwicklung hatten	[]	[]	[]	[]
26.	Ihre Arbeitsleistung besonders kritisch beurteilt wurde	[]	[]	[]	[]
27.	weniger offensichtliche Benachteiligungen erlebt haben, die sich kaum durchschauen lassen	[]	[]	[]	[]

4. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie an diese Situationen denken?

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
28.	hilflos	[]	[]	[]	[]	[]
29.	gereizt	[]	[]	[]	[]	[]
30.	überflüssig	[]	[]	[]	[]	[]
31.	aggressiv	[]	[]	[]	[]	[]
32.	überlastet	[]	[]	[]	[]	[]
33.	ängstlich	[]	[]	[]	[]	[]
34.	einsam	[]	[]	[]	[]	[]
35.	gestreßt	[]	[]	[]	[]	[]

5. Wie gehen Sie mit diesen Situationen um?

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
36.	Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	[]	[]	[]	[]	[]
37.	Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	[]	[]	[]	[]	[]
38.	Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	[]	[]	[]	[]	[]
39.	Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	[]	[]	[]	[]	[]
40.	Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
41.	Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	[]	[]	[]	[]	[]
42.	Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	[]	[]	[]	[]	[]
43.	Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	[]	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
44.	Ich frage andere Menschen mit Behinderung, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	[]	[]	[]	[]	[]
45.	Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	[]	[]	[]	[]	[]
46.	Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	[]	[]	[]	[]	[]
47.	Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	[]	[]	[]	[]	[]
48.	Ich sage mir, es ist mir egal.	[]	[]	[]	[]	[]
49.	Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	[]	[]	[]	[]	[]
50.	Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	[]	[]	[]	[]	[]
51.	Ich wünschte, ich wäre nicht behindert.	[]	[]	[]	[]	[]
52.	Ich mache Witze darüber.	[]	[]	[]	[]	[]
53.	Mir gehen Rachegeanken durch den Kopf.	[]	[]	[]	[]	[]
54.	Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	[]	[]	[]	[]	[]
55.	Wenn möglich, versuche ich meine Behinderung künftig zu verbergen.	[]	[]	[]	[]	[]

6. Was hilft Ihnen am besten, mit diesen Situationen fertig zu werden?

7. Wie häufig ist es in den letzten 12 Monaten vorgekommen, daß aufgrund Ihrer Behinderung...

		<i>gar nicht</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
56.	Sie beleidigt, beschimpft oder angepöbelt wurden	[]	[]	[]	[]
57.	in Ihrer Gegenwart dumme Sprüche oder Witze über Menschen mit Behinderung gemacht wurden	[]	[]	[]	[]
58.	Sie angestarrt wurden	[]	[]	[]	[]
59.	hinter Ihrem Rücken über Sie getuschelt wurde	[]	[]	[]	[]
60.	Ihnen gegenüber die Umgangsformen nicht eingehalten wurden („Bitte“, „Danke“, „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“ usw.)	[]	[]	[]	[]
61.	Sie ignoriert wurden	[]	[]	[]	[]
62.	Ihnen Hilfe aufgedrängt wurde, die Sie nicht wollten oder brauchten	[]	[]	[]	[]
63.	man Ihnen selbst die Schuld an Ihrer Behinderung gegeben hat	[]	[]	[]	[]
64.	Kellner, Verkäufer o.a. Ihre Begleitung nach Ihren Wünschen gefragt haben, statt Sie direkt anzusprechen	[]	[]	[]	[]

8. Wurden Sie schon einmal aufgrund Ihrer Behinderung...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
65.	bedroht (z.B. auf der Straße, am Telefon etc.)	[]	[]	[]	[]
66.	verfolgt	[]	[]	[]	[]
67.	körperlich bedrängt, angerempelt oder festgehalten	[]	[]	[]	[]
68.	bespuckt	[]	[]	[]	[]
69.	mit Gegenständen beworfen	[]	[]	[]	[]
70.	überfallen und dabei leicht verletzt	[]	[]	[]	[]
71.	überfallen und dabei schwer verletzt	[]	[]	[]	[]
72.	sexuell belästigt	[]	[]	[]	[]
73.	vergewaltigt oder zu sexuellen Handlungen gezwungen	[]	[]	[]	[]

9. Ist es schon einmal vorgekommen, daß Dinge beschmiert oder beschädigt wurden, die Ihnen gehören (z.B. Rollstuhl, Auto, Briefkasten o.a.)?

	<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
74.	[]	[]	[]	[]

10. In welchem Umfeld haben Sie diese Situationen erlebt? Bitte kreuzen Sie alle zutreffenden Antworten an.

	<i>in der Familie</i>	<i>in Schule, Studium, Ausbildung, Beruf</i>	<i>im Freundes-/ Bekanntens- kreis</i>	<i>von Fremden, in der Öffent- lichkeit</i>	<i>auf Ämtern, bei der Polizei</i>
75.	[]	[]	[]	[]	[]
76.	[]	[]	[]	[]	[]
77.	[]	[]	[]	[]	[]
78.	[]	[]	[]	[]	[]

11. Wie stark fühlen Sie sich als Mensch mit Behinderung durch diese Situationen benachteiligt oder herabgesetzt?

	<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
79.	[]	[]	[]	[]	[]
80.	[]	[]	[]	[]	[]
81.	[]	[]	[]	[]	[]

12. Was würden Sie sagen, wie werden Sie – alles in allem – mit diesen Erlebnissen fertig?

	<i>schlecht</i>	<i>eher schlecht</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>eher gut</i>	<i>gut</i>
82.	[]	[]	[]	[]	[]

13. Wenn Sie sich an die vergangenen 12 Monate erinnern, wie oft haben Sie die folgenden Beschwerden erlebt?

		<i>gar nicht</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
83.	Händezittern	[]	[]	[]	[]
84.	starkes Herzklopfen	[]	[]	[]	[]
85.	Nervosität/Unruhe	[]	[]	[]	[]
86.	Magenbeschwerden	[]	[]	[]	[]
87.	Kopfschmerzen	[]	[]	[]	[]
88.	Appetitlosigkeit	[]	[]	[]	[]

14. Was würden Sie sagen, wie zufrieden sind Sie – alles in allem – mit Ihrem Leben?

	<i>sehr unzufrieden</i>	<i>eher unzufrieden</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>eher zufrieden</i>	<i>sehr zufrieden</i>
89.	[]	[]	[]	[]	[]

Es folgen nun noch einige Fragen zu Ihrer Person sowie zu Ihrer Behinderung.

Fragen zur Person

15. Wie ist Ihr Geschlecht?

- [] weiblich
[] männlich

16. Wie alt sind Sie?

_____ Jahre

17. Wie ist Ihr Familienstand?

- ledig
- habe eine(n) Partner(in)
- verlobt
- verheiratet
- eingetragene Partnerschaft
- geschieden oder getrennt lebend
- verwitwet

18. Was ist Ihre Nationalität?

- deutsch
- andere: _____

19. Was ist Ihr höchster Ausbildungsabschluß?

- ohne Schulabschluß
- Sonderschule
- Haupt- oder Volksschule / Polytechnische Oberschule (POS) (8./9. Klasse)
- Mittlere Reife, Fachschulabschluß / Polytechnische Oberschule (POS) (10. Klasse)
- Abitur / Erweiterte Oberschule (EOS) mit Abschluß
- Fachhochschulabschluß
- Hochschulabschluß

20. Leben Sie in Berlin?

- ja
- nein

21. Falls Sie nicht in Berlin leben, wie viele Einwohner hat Ihr Wohnort?

- weniger als 50.000 Einwohner
- 50.000 bis 100.000 Einwohner
- 100.000 bis 500.000 Einwohner
- 500.000 bis 1 Mio. Einwohner
- mehr als 1 Mio. Einwohner

Fragen zur Behinderung

22. Was für eine Behinderung haben Sie?

23. Seit wann haben Sie die Behinderung?

seit _____ (Jahreszahl)

24. Wie ist es zu der Behinderung gekommen?

- die Behinderung ist angeboren
 durch einen Unfall
 durch eine Krankheit
 durch eine andere Ursache: _____

25. Nutzen Sie einen Rollstuhl?

- ja
 gelegentlich
 nein

26. Nutzen Sie andere Hilfsmittel (z.B. Krücken, Prothesen o.ä.)?

- ja
 gelegentlich
 nein

27. Sind Sie Mitglied in einem Behindertenverein?

- ja
 nein

Haben Sie vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Universität Bielefeld
Institut für interdisziplinäre
Konflikt- und Gewaltforschung
Dipl.-Psych. Stephanie Glassl
Universitätsstr. 25
33615 Bielefeld

Fragebogen zu Alltagserfahrungen von Wohnungslosen in Berlin

Zunächst möchten wir Ihnen für Ihre Bereitschaft danken, an dieser Befragung teilzunehmen.

Mit diesem Fragebogen wollen wir herausfinden, welche Erfahrungen Wohnungslose in ihrem Alltag mit anderen Menschen machen und wie sie mit negativen Erlebnissen umgehen. „Richtige“ und „falsche“ Antworten gibt es dabei nicht. Bitte beantworten Sie jede Frage ehrlich und ohne lange darüber nachzudenken. Kreuzen Sie bitte jeweils die Antwort an, die Ihrer Meinung bzw. Ihrer Situation am ehesten entspricht. Bitte lassen Sie keine Frage aus.

Die Beantwortung des Fragebogens dauert ca. 15 Minuten. Für das Ausfüllen des Fragebogens erhalten Sie 2 Euro. Ihre Daten werden selbstverständlich anonym und vertraulich behandelt.

1. Wie würden Sie Ihre Beziehungen zu anderen Wohnungslosen beschreiben?

		<i>stimmt gar nicht</i>	<i>stimmt eher nicht</i>	<i>stimmt zum Teil</i>	<i>stimmt eher</i>	<i>stimmt voll und ganz</i>
1.	Ich interessiere mich dafür, wie es anderen Wohnungslosen geht.	[]	[]	[]	[]	[]
2.	Ich setze mich aktiv für Wohnungslose ein (z.B. ehrenamtliche Arbeit).	[]	[]	[]	[]	[]
3.	Ich versuche, der Begegnung mit anderen Wohnungslosen möglichst aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
4.	Ich bin eng befreundet mit anderen Wohnungslosen.	[]	[]	[]	[]	[]
5.	Ich setze mich aktiv dafür ein, daß Wohnungslose die selben Rechte erhalten wie andere Menschen.	[]	[]	[]	[]	[]
6.	Ich habe viel mit anderen Wohnungslosen gemeinsam.	[]	[]	[]	[]	[]
7.	Ich nehme an Protestaktionen für die Gleichstellung von Wohnungslosen teil (z.B. Demonstrationen, Sitzblockaden).	[]	[]	[]	[]	[]
8.	Ich habe nur oberflächliche Kontakte zu anderen Wohnungslosen.	[]	[]	[]	[]	[]

2. Fühlen Sie sich als wohnungsloser Mensch herabgesetzt oder benachteiligt, wenn Sie daran denken, ...

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
9.	wie schwierig es für Wohnungslose ist, Arbeit zu finden	[]	[]	[]	[]	[]
10.	welche Zustände in manchen Wohnheimen bzw. Notunterkünften herrschen (z.B. eng, schmutzig, laut)	[]	[]	[]	[]	[]
11.	wie streng die Hausordnung in manchen Wohnungslosen-Einrichtungen ist (z.B. keine Hunde erlaubt, strenge Öffnungszeiten)	[]	[]	[]	[]	[]
12.	daß viele Einrichtungen einen nur für ein paar Tage aufnehmen	[]	[]	[]	[]	[]
13.	wie in Deutschland die Sozialleistungen abgebaut werden	[]	[]	[]	[]	[]
14.	daß Wohnungslose kaum Möglichkeiten haben, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen (z.B. Bücherei, Kino, Theater, Museum o.ä.)	[]	[]	[]	[]	[]

3. Ist es Ihnen schon einmal passiert, daß Sie als Wohnungslose(r)...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
15.	aus Bahnhöfen, Einkaufspassagen usw. vertrieben wurden	[]	[]	[]	[]
16.	Hausverbot bekamen (z.B. in Bahnhöfen, Einkaufspassagen)	[]	[]	[]	[]
17.	bei Fahrscheinkontrollen weniger freundlich behandelt wurden als andere Fahrgäste	[]	[]	[]	[]
18.	zu Unrecht beschuldigt worden sind, ein Verbrechen begangen zu haben (z.B. etwas gestohlen zu haben)	[]	[]	[]	[]
19.	in einer Notunterkunft bestohlen worden sind	[]	[]	[]	[]
20.	in einer Notunterkunft Opfer von Gewalt geworden sind	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR WOHNUNGSLOSE

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
21.	von anderen ausgenutzt worden sind	[]	[]	[]	[]
22.	Schwierigkeiten hatten, wieder eine Wohnung zu finden	[]	[]	[]	[]
23.	auf Ämtern kein Verständnis für Ihre Situation erfahren haben	[]	[]	[]	[]
24.	wie ein Mensch zweiter Klasse behandelt wurden	[]	[]	[]	[]
25.	weniger offensichtliche Benachteiligungen erlebt haben, die sich kaum durchschauen lassen	[]	[]	[]	[]

4. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie an diese Situationen denken?

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
26.	hilflos	[]	[]	[]	[]	[]
27.	gereizt	[]	[]	[]	[]	[]
28.	überflüssig	[]	[]	[]	[]	[]
29.	aggressiv	[]	[]	[]	[]	[]
30.	überlastet	[]	[]	[]	[]	[]
31.	ängstlich	[]	[]	[]	[]	[]
32.	einsam	[]	[]	[]	[]	[]
33.	gestreßt	[]	[]	[]	[]	[]

5. Wie gehen Sie mit diesen Situationen um?

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
34.	Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	[]	[]	[]	[]	[]
35.	Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	[]	[]	[]	[]	[]
36.	Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	[]	[]	[]	[]	[]
37.	Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	[]	[]	[]	[]	[]
38.	Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	[]	[]	[]	[]	[]
39.	Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	[]	[]	[]	[]	[]
40.	Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	[]	[]	[]	[]	[]
41.	Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	[]	[]	[]	[]	[]
42.	Ich frage andere Wohnungslose, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	[]	[]	[]	[]	[]
43.	Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	[]	[]	[]	[]	[]
44.	Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	[]	[]	[]	[]	[]
45.	Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	[]	[]	[]	[]	[]
46.	Ich sage mir, es ist mir egal.	[]	[]	[]	[]	[]
47.	Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	[]	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR WOHNUNGSLOSE

		<i>trifft gar nicht zu</i>	<i>trifft eher nicht zu</i>	<i>trifft zum Teil zu</i>	<i>trifft eher zu</i>	<i>trifft voll und ganz zu</i>
48.	Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	[]	[]	[]	[]	[]
49.	Ich wünschte, ich wäre nicht wohnungslos.	[]	[]	[]	[]	[]
50.	Ich mache Witze darüber.	[]	[]	[]	[]	[]
51.	Mir gehen Rachedgedanken durch den Kopf.	[]	[]	[]	[]	[]
52.	Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	[]	[]	[]	[]	[]
53.	Wenn möglich, versuche ich künftig zu verbergen, daß ich wohnungslos bin.	[]	[]	[]	[]	[]

6. Was hilft Ihnen am besten, mit diesen Situationen fertig zu werden?

7. Wie häufig ist es in den letzten 12 Monaten vorgekommen, daß wegen Ihrer Wohnungslosigkeit...

		<i>gar nicht</i>	<i>1-5x</i>	<i>5-10x</i>	<i>häufiger als 10x</i>
54.	Sie beleidigt, beschimpft oder angepöbelt wurden	[]	[]	[]	[]
55.	in Ihrer Gegenwart dumme Sprüche oder Witze über Wohnungslose gemacht wurden	[]	[]	[]	[]
56.	Sie angestarrt wurden	[]	[]	[]	[]
57.	hinter Ihrem Rücken über Sie getuschelt wurde	[]	[]	[]	[]
58.	Ihnen gegenüber die Umgangsformen nicht eingehalten wurden („Bitte“, „Danke“, „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“ usw.)	[]	[]	[]	[]
59.	Sie ignoriert wurden	[]	[]	[]	[]
60.	man Ihnen unterstellt hat, Sie würden nur „auf Mitleid machen“	[]	[]	[]	[]
61.	man Ihnen gesagt hat, Wohnungslose kosten nur Geld	[]	[]	[]	[]
62.	Ihnen unterstellt wurde, Sie seien „bloß zu faul zum Arbeiten“	[]	[]	[]	[]

8. Wurden Sie schon einmal wegen Ihrer Wohnungslosigkeit...

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
63.	bedroht (z.B. auf der Straße, am Telefon etc.)	[]	[]	[]	[]
64.	verfolgt	[]	[]	[]	[]
65.	körperlich bedrängt, angerempelt oder festgehalten	[]	[]	[]	[]
66.	bespuckt	[]	[]	[]	[]
67.	mit Gegenständen beworfen	[]	[]	[]	[]

ANHANG I: FRAGEBOGEN FÜR WOHNUNGSLOSE

		<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
68.	überfallen und dabei leicht verletzt	[]	[]	[]	[]
69.	überfallen und dabei schwer verletzt	[]	[]	[]	[]
70.	sexuell belästigt	[]	[]	[]	[]
71.	vergewaltigt oder zu sexuellen Handlungen gezwungen	[]	[]	[]	[]

9. Ist es schon einmal vorgekommen, daß Dinge beschmiert oder beschädigt wurden, die Ihnen gehören (z.B. Fahrrad o.a.)?

	<i>nein, noch nie</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
72.	[]	[]	[]	[]

10. In welchem Umfeld haben Sie diese Situationen erlebt? Bitte kreuzen Sie alle zutreffenden Antworten an.

		<i>in der Familie</i>	<i>in Schule, Studium, Ausbildung, Beruf</i>	<i>im Freundes-/ Bekanntens- kreis</i>	<i>von Fremden, in der Öffent- lichkeit</i>	<i>auf Ämtern, bei der Polizei</i>
73.	Dumme Sprüche, Bemerkungen, Beleidigungen o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
74.	Ausgrenzung, Kontaktabbruch o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
75.	Körperl. Gewalt, Drohungen, Sachbeschädigung o.ä.	[]	[]	[]	[]	[]
76.	sexuelle Belästigung/Übergriffe, Vergewaltigung	[]	[]	[]	[]	[]

11. Wie stark fühlen Sie sich als wohnungsloser Mensch durch diese Situationen benachteiligt oder herabgesetzt?

		<i>gar nicht</i>	<i>ein wenig</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>stark</i>	<i>sehr stark</i>
77.	Dumme Sprüche, Beleidigungen, Ausgrenzung	[]	[]	[]	[]	[]
78.	Körperliche und sexuelle Gewalt	[]	[]	[]	[]	[]
79.	Benachteiligung im öffentlichen Leben bzw. durch Gesetzgebung	[]	[]	[]	[]	[]

12. Was würden Sie sagen, wie werden Sie – alles in allem – mit diesen Erlebnissen fertig?

	<i>schlecht</i>	<i>eher schlecht</i>	<i>mittel- mäßig</i>	<i>eher gut</i>	<i>gut</i>
80.	[]	[]	[]	[]	[]

13. Wenn Sie sich an die vergangenen 12 Monate erinnern, wie oft haben Sie die folgenden Beschwerden erlebt?

		<i>gar nicht</i>	<i>1-2x</i>	<i>3-5x</i>	<i>häufiger als 5x</i>
81.	Händezittern	[]	[]	[]	[]
82.	starkes Herzklopfen	[]	[]	[]	[]
83.	Nervosität/Unruhe	[]	[]	[]	[]
84.	Magenbeschwerden	[]	[]	[]	[]
85.	Kopfschmerzen	[]	[]	[]	[]
86.	Appetitlosigkeit	[]	[]	[]	[]

14. Was würden Sie sagen, wie zufrieden sind Sie – alles in allem – mit Ihrem Leben?

	<i>sehr unzufrieden</i>	<i>eher unzufrieden</i>	<i>mittel-mäßig</i>	<i>eher zufrieden</i>	<i>sehr zufrieden</i>
87.	[]	[]	[]	[]	[]

Es folgen nun noch einige Fragen zu Ihrer Person und zu Ihrer Wohnsituation.

Fragen zur Person

15. Wie ist Ihr Geschlecht?

- [] weiblich
[] männlich

16. Wie alt sind Sie?

_____ Jahre

17. Wie ist Ihr Familienstand?

- [] ledig
[] habe eine(n) Partner(in)
[] verlobt
[] verheiratet
[] eingetragene Partnerschaft
[] geschieden oder getrennt lebend
[] verwitwet

18. Was ist Ihre Nationalität?

- deutsch
- andere: _____

19. Was ist Ihr höchster Ausbildungsabschluß?

- ohne Schulabschluß
- Sonderschule
- Haupt- oder Volksschule / Polytechnische Oberschule (POS) (8./9. Klasse)
- Mittlere Reife, Fachschulabschluß / Polytechnische Oberschule (POS) (10. Klasse)
- Abitur / Erweiterte Oberschule (EOS) mit Abschluß
- Fachhochschulabschluß
- Hochschulabschluß

20. Leben Sie in Berlin?

- ja
- nein

21. Falls Sie nicht in Berlin leben, wie viele Einwohner hat Ihr Wohnort?

- weniger als 50.000 Einwohner
- 50.000 bis 100.000 Einwohner
- 100.000 bis 500.000 Einwohner
- 500.000 bis 1 Mio. Einwohner
- mehr als 1 Mio. Einwohner

Fragen zur Wohnsituation

22. Wo leben Sie zur Zeit?

- Ich lebe in einer eigenen Wohnung (alleine oder mit Partner).
- Ich lebe bei einem Freund oder bei einer Freundin.
- Ich lebe bei meinen Eltern.
- Ich lebe in betreutem Wohnen.
- Ich lebe in einem Wohnheim.
- Ich lebe in einer Notunterkunft.
- Ich lebe auf der Straße.
- Sonstiges: _____

23. Sind Sie zur Zeit wohnungslos?

- ja
- nein

24. Wenn ja, seit wann?

seit _____ (Jahreszahl)

25. Waren Sie früher schon einmal wohnungslos?

- ja
 nein

26. Gehen Sie betteln?

- ja, häufig
 hin und wieder
 selten
 nie

27. Lesen Sie Straßenzeitungen (z.B. Straßenfeger, motz, Stütze)?

- ja, regelmäßig
 hin und wieder
 selten
 nie

28. Welche Einrichtungen für Wohnungslose haben Sie in den letzten 12 Monaten besucht? Bitte kreuzen Sie alle zutreffenden Antworten an.

- Notübernachtungen
 Wärmestuben/Tagesaufenthalte
 Suppenküchen/Essensausgaben
 Kleiderausgabestellen
 Arztpraxen/Arztmobil
 gar keine
 Andere Einrichtungen: _____

Haben Sie vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

An der Befragung beteiligte Einrichtungen

Lesben und Schwule

Einrichtung	ausgelegt	zurück
<i>AStA Freie Universität Berlin</i>	30	3
<i>Sonntags-Club</i>	30	10
<i>Schwulenberatung Berlin</i>	30	15
<i>Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e.V.</i>	30	21
<i>AB queer – Aufklärung und Beratung zu lesbischen, schwulen, bisexuellen und transgener Lebensweisen</i>	30	18
<i>AHA – Allgemeine homosexuelle Arbeitsgemeinschaft e.V.</i>	30	14
<i>unbekannt</i>		1
<i>Summe</i>	<i>180</i>	<i>82</i>

Menschen mit Behinderung

Einrichtung	ausgelegt	zurück
<i>BZSL – Berliner Zentrum für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen e.V.</i>	30	9
<i>Netzwerk behinderter Frauen Berlin e.V.</i>	30	2
<i>Spastikerhilfe Berlin e.V.</i>	30	12
<i>DMSG – Deutsche Multiple Sklerose Gesellschaft Landesverband Berlin e.V.</i>	30	11
<i>VFQ – Verein zur Förderung Querschnittgelähmter e.V.</i>	30	2
<i>Deutsche Rheuma-Liga Berlin e.V.</i>	30	4
<i>BDH – Bundesverband für Rehabilitation und Interessenvertretung Behindertener e.V., Landesverband Berlin-Brandenburg</i>	5	1
<i>unbekannt</i>		10
<i>Summe</i>	<i>185</i>	<i>51</i>

Wohnungslose

Einrichtung	zurück
<i>Kaffee Bankrott (mob e.V.)</i>	11
<i>Notübernachtung mob e.V.</i>	2
<i>Ausgabestelle der Straßenzeitung „Stütze“</i>	2
<i>Bahnhofsmision Zoologischer Garten</i>	19
<i>Wrangel</i>	6
<i>Notübernachtung Lehrter Straße</i>	24
<i>Seelingtreff – Tagesstätte für wohnungslose und mittellose Menschen</i>	7
<i>Sozialprojekt Schneckenhaus – Beratung und Lebenshilfe e.V.</i>	2
<i>Hundehalter-Café</i>	8
<i>Summe</i>	<i>81</i>

Fragen zum Lesbischsein / zum Schwulsein

Besuchen Sie Lesben-/Schwulencafés, -kneipen, -bars etc.?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig nie	4	2,4	2,4	2,4
selten	20	12,2	12,2	14,6
hin und wieder	58	35,4	35,4	50,0
ja, häufig	82	50,0	50,0	100,0
Gesamt	164	100,0	100,0	

Lesen Sie schwullesbische Zeitschriften?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig nie	5	3,0	3,0	3,0
selten	6	3,7	3,7	6,7
hin und wieder	46	28,0	28,0	34,8
ja, regelmäßig	107	65,2	65,2	100,0
Gesamt	164	100,0	100,0	

Leben Sie offen lesbisch/schwul/...?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig ja	106	64,6	64,6	64,6
eigentlich schon, aber nicht in allen Lebensbereichen	50	30,5	30,5	95,1
ich befinde mich noch im Coming Out	6	3,7	3,7	98,8
nein	2	1,2	1,2	100,0
Gesamt	164	100,0	100,0	

Wenn ja, seit wann? (Anzahl Jahre)

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig 1	2	1,2	1,4	1,4
2	3	1,8	2,0	3,4
3	5	3,0	3,4	6,8
4	6	3,7	4,1	10,8
5	15	9,1	10,1	20,9
6	13	7,9	8,8	29,7
7	4	2,4	2,7	32,4
8	13	7,9	8,8	41,2
9	8	4,9	5,4	46,6
10	12	7,3	8,1	54,7
11	7	4,3	4,7	59,5
12	7	4,3	4,7	64,2
13	4	2,4	2,7	66,9
14	3	1,8	2,0	68,9
15	8	4,9	5,4	74,3
16	7	4,3	4,7	79,1
17	4	2,4	2,7	81,8
18	4	2,4	2,7	84,5
19	2	1,2	1,4	85,8
20	3	1,8	2,0	87,8
21	2	1,2	1,4	89,2
22	1	,6	,7	89,9
23	6	3,7	4,1	93,9
26	2	1,2	1,4	95,3
27	1	,6	,7	95,9
29	1	,6	,7	96,6
31	1	,6	,7	97,3
33	1	,6	,7	98,0
35	2	1,2	1,4	99,3
36	1	,6	,7	100,0
Gesamt	148	90,2	100,0	
Fehlend System	16	9,8		
Gesamt	164	100,0		

N	Gültig	148
	Fehlend	16
Mittelwert		11,68
Median		10,00
Standardabweichung		7,385
Varianz		54,545
Minimum		1
Maximum		36

Wie würden Sie sich selbst bezeichnen (z.B. lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell o.a.)?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig schwul	61	37,2	37,2	37,2
lesbisch	49	29,9	29,9	67,1
bisexuell	6	3,7	3,7	70,7
	5	3,0	3,0	73,8
Ich bezeichne mich als lesbisch	2	1,2	1,2	75,0
queer	2	1,2	1,2	76,2
"lesbisch" (mit Gänsefüßchen)	1	,6	,6	76,8
absolut lesbisch	1	,6	,6	77,4
als Mensch (aber auch schwul, homosexuell, Homolette, gay u.s.w.)	1	,6	,6	78,0
als Mensch...	1	,6	,6	78,7
als schwul	1	,6	,6	79,3
am liebsten gar nicht - ich bin halt mit einer Frau zusammen; ansonsten: lesbisch	1	,6	,6	79,9
bisexuell mit deutlich höherem schwulen Anteil	1	,6	,6	80,5
eher lesbisch	1	,6	,6	81,1
Frauenliebende Frau mit transsexueller Vergangenheit	1	,6	,6	81,7
homosexuell	1	,6	,6	82,3
Ich bin so wie ich bin, ich suche mir als Partner/in den/die aus, die ich will. Ich hasse Sparteneinteilungen.	1	,6	,6	82,9
je nach Kontext, eher lesbisch - aber sind wir nicht alle bi- oder noch besser: pansexuell?!	1	,6	,6	83,5
lesbisch-feminin/queerorientiert	1	,6	,6	84,1
lesbisch-queer	1	,6	,6	84,8
Lesbisch	1	,6	,6	85,4
lesbisch lebend	1	,6	,6	86,0
lesbisch mit Tendenzen zum bisexuellen	1	,6	,6	86,6
lesbisch und manchmal bi	1	,6	,6	87,2
lesbisch und transgender	1	,6	,6	87,8
lesbisch, bisexuell	1	,6	,6	88,4
lesbisch, der queeren Szene zugehörig	1	,6	,6	89,0

ANHANG I: FRAGEN ZUM LESBISCHSEIN / ZUM SCHWULSEIN

lesbisch, queer	1	,6	,6	89,6
lesbisch, transgender, butches-begehrend	1	,6	,6	90,2
lesbisch/bisexuell	1	,6	,6	90,9
mensch	1	,6	,6	91,5
Queer	1	,6	,6	92,1
schwul-transgender	1	,6	,6	92,7
Schwul	1	,6	,6	93,3
schwul bis polymorph- pervers	1	,6	,6	93,9
schwul oder bisexuell	1	,6	,6	94,5
schwul oder homosexuell	1	,6	,6	95,1
schwul, linksradikal, antirassistisch	1	,6	,6	95,7
schwul, manchmal auch verzaubert	1	,6	,6	96,3
schwul, Tunte, hetero, queer (abhängig vom Gegenüber)	1	,6	,6	97,0
Schwul.	1	,6	,6	97,6
schwule Tunte, schwuler Mann mit weiblichen Anteilen, die ich im Fummel auslebe (Transgender)	1	,6	,6	98,2
sehr sehr lesbisch	1	,6	,6	98,8
tendenziell schwul, weniger bisexuell	1	,6	,6	99,4
überwiegend lesbisch mit ca. 5% Anteil sex. Kontakte mit Männern, bezeichne mich aber nicht als bisexuell	1	,6	,6	100,0
Gesamt	164	100,0	100,0	

Fragen zur Behinderung

Was für eine Behinderung haben Sie?

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	1	1,7	1,7	1,7
angeborene spastische Diplegie und hochgradige Hüftluxation bds.	1	1,7	1,7	3,4
Arthrose, Epilepsie	1	1,7	1,7	5,2
bandscheiben	1	1,7	1,7	6,9
Bewegungseinschränkungen wegen einer rheumatischen erkrankung, chronische Niereninsuffizienz	1	1,7	1,7	8,6
Blindheit, Kleinwuchs, posttraumatisches Belastungssyndrom	1	1,7	1,7	10,3
Cerebralparese, blind	1	1,7	1,7	12,1
chronische Polyarthritits (Rheuma)	1	1,7	1,7	13,8
Einschränkung durch chron. Gelenkentzündung am ganzen Körper, Kraftlosigkeit	1	1,7	1,7	15,5
Funktionseinschränkungen in der LWS, BWS, HWS, Npp, Fx LWK, Stenose, Seelische Störungen, Veneninsuffizienz, Hautkrankheiten, Alkoholabhängig, Hypercholesterinämie	1	1,7	1,7	17,2
Gehbehinderung	1	1,7	1,7	19,0
Gehbehinderung; halbseitige Gesichtslähmung	1	1,7	1,7	20,7
Hemiparese, Tumorerkrankungen, Diabetes	1	1,7	1,7	22,4
Hüftdysplasie	1	1,7	1,7	24,1
Hüftexartikulation re. Bein	1	1,7	1,7	25,9
Ich bin Rollstuhlfahrerin.	1	1,7	1,7	27,6
Körperbehinderung	1	1,7	1,7	29,3
körperliche (orthopädische) Behinderung	1	1,7	1,7	31,0
Laufprobleme	1	1,7	1,7	32,8
Lumbosacrals Myelomeningocele (Spina bifida)	1	1,7	1,7	34,5
metatropher Zwergwuchs	1	1,7	1,7	36,2
MS	5	8,6	8,6	44,8

ANHANG I: FRAGEN ZUR BEHINDERUNG

MS, Brustkrebs, Doppelbilder, Gangstörungen, Mißempfindungen, Inkontinenz	1	1,7	1,7	46,6
MS, gehbehindert	1	1,7	1,7	48,3
MS, Rolli-Benutzerin	1	1,7	1,7	50,0
Multiple Sklerose	1	1,7	1,7	51,7
Muskelsystem-Erkrankung	1	1,7	1,7	53,4
Polio	1	1,7	1,7	55,2
Postpoliosyndrom	1	1,7	1,7	56,9
Querschnittlähmung	1	1,7	1,7	58,6
Querschnittslähmung	1	1,7	1,7	60,3
Querschnittslähmung Th 3	1	1,7	1,7	62,1
Querschnittslähmung, Syringo- melie(Unheilbare Rückenmarkskrankheit)	1	1,7	1,7	63,8
Rheuma	2	3,4	3,4	67,2
Rheuma (Syst. Lupus), Herzfehler	1	1,7	1,7	69,0
Rollstuhlfahrerin, sehbehindert	1	1,7	1,7	70,7
Schädelhirntrauma, leichte Halbseitenlähmung	1	1,7	1,7	72,4
spastick	1	1,7	1,7	74,1
Spastiker	1	1,7	1,7	75,9
Spastiker halbseitig und Dialysepatientin	1	1,7	1,7	77,6
spastische Hemiplegie links, erhöhter Speichelfluß, leichte Lernbehinderung	1	1,7	1,7	79,3
spastische Lähmung	1	1,7	1,7	81,0
spastische Tetraparese	1	1,7	1,7	82,8
spastische Tetraplegie	1	1,7	1,7	84,5
Spastische Tetraplegie	1	1,7	1,7	86,2
spastische Tetraplegie mit Athetose, Schwerhörigkeit	1	1,7	1,7	87,9
Spina bifida	1	1,7	1,7	89,7
Spina Bifida	1	1,7	1,7	91,4
Spina bifida, Hydrocephalus, Myelomeningocele 4+5 Lendenwirbel	1	1,7	1,7	93,1
Spinale Muskelatrophie	1	1,7	1,7	94,8
spinale progressive Muskelatrophie II	1	1,7	1,7	96,6
starke Gehbehinderung	1	1,7	1,7	98,3
starke Kurzsichtigkeit, hochgrad. Innenohrschwerhörigkeit, Rheuma	1	1,7	1,7	100,0
Gesamt	58	100,0	100,0	

Seit wann haben Sie die Behinderung? (Anzahl Jahre)

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig 1	1	1,7	1,8	1,8
2	1	1,7	1,8	3,5
3	3	5,2	5,3	8,8
5	1	1,7	1,8	10,5
6	1	1,7	1,8	12,3
7	1	1,7	1,8	14,0
11	2	3,4	3,5	17,5
13	4	6,9	7,0	24,6
16	1	1,7	1,8	26,3
17	1	1,7	1,8	28,1
18	3	5,2	5,3	33,3
19	3	5,2	5,3	38,6
20	2	3,4	3,5	42,1
22	1	1,7	1,8	43,9
23	1	1,7	1,8	45,6
24	2	3,4	3,5	49,1
25	1	1,7	1,8	50,9
26	1	1,7	1,8	52,6
30	2	3,4	3,5	56,1
31	2	3,4	3,5	59,6
32	4	6,9	7,0	66,7
34	1	1,7	1,8	68,4
35	2	3,4	3,5	71,9
36	4	6,9	7,0	78,9
38	2	3,4	3,5	82,5
40	3	5,2	5,3	87,7
46	1	1,7	1,8	89,5
50	1	1,7	1,8	91,2
51	1	1,7	1,8	93,0
53	1	1,7	1,8	94,7
59	1	1,7	1,8	96,5
66	2	3,4	3,5	100,0
Gesamt	57	98,3	100,0	
Fehlend System	1	1,7		
Gesamt	58	100,0		

N	Gültig	57
	Fehlend	1
Mittelwert		26,61
Median		25,00
Standardabweichung		15,849
Varianz		251,206
Minimum		1
Maximum		66

Nutzen Sie einen Rollstuhl?

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	ja	28	48,3	49,1	49,1
	gelegentlich	8	13,8	14,0	63,2
	nein	21	36,2	36,8	100,0
Gesamt		57	98,3	100,0	
Fehlend	System	1	1,7		
Gesamt		58	100,0		

Nutzen Sie andere Hilfsmittel (z.B. Krücken, Prothesen o.ä.)?

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	ja	28	48,3	49,1	49,1
	gelegentlich	10	17,2	17,5	66,7
	nein	19	32,8	33,3	100,0
Gesamt		57	98,3	100,0	
Fehlend	System	1	1,7		
Gesamt		58	100,0		

Fragen zur Wohnungslosigkeit

Sind Sie zur Zeit wohnungslos? Wenn ja, seit wann? (Anzahl Jahre)

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	,5	10	12,3	14,5	14,5
	1,0	19	23,5	27,5	42,0
	2,0	9	11,1	13,0	55,1
	3,0	4	4,9	5,8	60,9
	4,0	4	4,9	5,8	66,7
	5,0	4	4,9	5,8	72,5
	6,0	2	2,5	2,9	75,4
	7,0	4	4,9	5,8	81,2
	8,0	2	2,5	2,9	84,1
	10,0	1	1,2	1,4	85,5
	12,0	1	1,2	1,4	87,0
	13,0	1	1,2	1,4	88,4
	14,0	2	2,5	2,9	91,3
	16,0	1	1,2	1,4	92,8
	17,0	2	2,5	2,9	95,7
	20,0	1	1,2	1,4	97,1
	21,0	1	1,2	1,4	98,6
	30,0	1	1,2	1,4	100,0
	Gesamt	69	85,2	100,0	
Fehlend	System	12	14,8		
Gesamt		81	100,0		

N	Gültig	69
	Fehlend	12
Mittelwert		4,783
Median		2,000
Standardabweichung		6,0089
Varianz		36,106
Minimum		,5
Maximum		30,0

Gehen Sie betteln?

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	nie	42	51,9	52,5	52,5
	selten	11	13,6	13,8	66,3
	hin und wieder	13	16,0	16,3	82,5
	ja, häufig	14	17,3	17,5	100,0
	Gesamt	80	98,8	100,0	
Fehlend	System	1	1,2		
Gesamt		81	100,0		

Lesen Sie Straßenzeitungen?

		Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig	nie	20	24,7	25,0	25,0
	selten	21	25,9	26,3	51,3
	hin und wieder	26	32,1	32,5	83,8
	ja, regelmäßig	13	16,0	16,3	100,0
	Gesamt	80	98,8	100,0	
Fehlend	System	1	1,2		
Gesamt		81	100,0		

Faktorenanalyse der Bewältigungsitems

Kommunalitäten

	Anfänglich	Extraktion
Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	1,000	,496
Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	1,000	,686
Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	1,000	,653
Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	1,000	,507
Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	1,000	,601
Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	1,000	,566
Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	1,000	,479
Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	1,000	,593
Ich frage andere LS/B/W, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	1,000	,605
Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	1,000	,546
Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	1,000	,471
Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	1,000	,664
Ich sage mir, es ist mir egal.	1,000	,558
Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	1,000	,474
Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	1,000	,469
Ich wünschte, ich wäre nicht ls/b/w.	1,000	,600
Ich mache Witze darüber.	1,000	,555
Mir gehen Rachegeanken durch den Kopf.	1,000	,658
Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	1,000	,367
Wenn möglich, versuche ich künftig zu verbergen, daß ich ls/b/w bin.	1,000	,400

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.

Komponentenmatrix

	Komponente				
	1	2	3	4	5
Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	,750			-,163	
Ich wünschte, ich wäre nicht ls/b/w.	,688		-,334	,114	
Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	,664	-,112		-,152	-,350
Wenn möglich, versuche ich künftig zu verbergen, daß ich ls/b/w bin.	,612			-,140	
Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	,605		,208	,145	,177
Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	,566	-,222	-,124	,118	,311
Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	,562		,134	,350	-,441
Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	,554	-,161	,220	,352	-,202
Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	,546	-,143	,202	-,328	,113
Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	,524	,221	-,149	,140	
Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	,486	,304	,318	-,340	,345
Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	,481	,266		-,229	-,389
Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	,453	,287	-,226		,360
Ich frage andere LS/B/W, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	-,117	,718	,270		
Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	-,281	,644	,277		-,341
Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.		,610	-,137	,366	,198
Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	,399	,471	-,232	,188	
Mir gehen Rachege Gedanken durch den Kopf.			,705	-,391	
Ich mache Witze darüber.			,587	,408	,208
Ich sage mir, es ist mir egal.		-,372	,434	,467	

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.
a 5 Komponenten extrahiert

Rotierte Komponentenmatrix

	Komponente				
	1	2	3	4	5
Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	,737				
Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	,710				
Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	,597				
Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	,567				
Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	,531				
Ich wünschte, ich wäre nicht ls/b/w.	,524				
Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.					
Wenn möglich, versuche ich künftig zu verbergen, daß ich ls/b/w bin.					
Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.		,825			
Ich frage andere LS/B/W, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.		,686			
Ich versuche, alleine damit klarzukommen.		-,518			
Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.			,620		
Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.			,619		
Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.			,593		
Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.				,754	
Mir gehen Rachegeanken durch den Kopf.				,639	
Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.				,577	
Ich sage mir, es ist mir egal.					,706
Ich mache Witze darüber.					,705
Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.					

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.
 Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung.
 a Die Rotation ist in 12 Iterationen konvergiert.

Werte < .50 wurden unterdrückt

Koeffizientenmatrix der Komponentenwerte

	Komponente				
	1	2	3	4	5
Ich versuche, alleine damit klarzukommen.	-,094	-,252	,174	,064	,103
Ich versuche, mit anderen darüber zu sprechen.	,163	,434	-,050	-,035	-,022
Ich tue irgendetwas, um auf andere Gedanken zu kommen.	,377	,144	-,073	-,222	,163
Ich überlege, wie ich es hätte verhindern können.	,299	,195	-,111	,031	-,192
Ich nehme mir vor, solchen Situationen künftig aus dem Weg zu gehen.	,309	,015	-,153	-,009	-,128
Ich beschwere mich bei offizieller Stelle.	-,104	,133	,378	-,110	,111
Ich ziehe mich von anderen Menschen zurück.	-,005	-,078	-,079	,293	-,043
Ich frage mich, ob ich evtl. mit Schuld daran bin.	,104	-,044	,045	,139	-,082
Ich frage andere LS/B/W, ob sie schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht haben.	-,050	,323	,159	,107	,057
Ich versuche, nicht so viel daran zu denken.	,229	,018	-,048	-,123	,256
Ich versuche, mich mit Alkohol abzulenken.	-,007	-,084	,086	,111	,209
Ich spiele das Erlebte hinterher in Gedanken immer wieder durch.	-,158	,045	,109	,431	-,008
Ich sage mir, es ist mir egal.	-,002	-,065	-,053	-,072	,453
Ich suche Unterstützung bei einer Beratungsstelle.	,038	,072	,295	-,069	-,016
Ich versuche, Trost in meinem Glauben zu finden.	-,149	-,094	,315	,134	-,054
Ich wünschte, ich wäre nicht ls/b/w.	,124	-,110	,171	-,086	-,058
Ich mache Witze darüber.	-,103	,080	,062	,063	,466
Mir gehen Rachedgedanken durch den Kopf.	-,023	,173	-,245	,397	,070
Ich sage mir, daß andere noch viel schlimmer dran sind als ich.	,117	,024	,159	-,061	,000
Wenn möglich, versuche ich künftig zu verbergen, daß ich ls/b/w bin.	,077	-,068	-,005	,132	-,036

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.

Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung.

Erklärte Gesamtvarianz

Komponente	Anfängliche Eigenwerte			Rotierte Summe der quadrierten Ladungen		
	Gesamt	% der Varianz	Kumulierte %	Gesamt	% der Varianz	Kumulierte %
1	4,677	23,385	23,385	3,010	15,052	15,052
2	2,086	10,430	33,815	2,173	10,866	25,917
3	1,707	8,537	42,352	2,111	10,557	36,474
4	1,367	6,834	49,187	2,079	10,393	46,867
5	1,111	5,557	54,744	1,575	7,876	54,744
6	,925	4,625	59,369			
7	,869	4,347	63,717			
8	,790	3,950	67,666			
9	,758	3,790	71,456			
10	,716	3,581	75,037			
11	,696	3,480	78,516			
12	,674	3,369	81,885			
13	,603	3,013	84,898			
14	,546	2,730	87,628			
15	,508	2,539	90,166			
16	,480	2,400	92,566			
17	,416	2,082	94,649			
18	,383	1,913	96,561			
19	,359	1,793	98,355			
20	,329	1,645	100,000			

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.

Komponententransformationsmatrix

Komponente	1	2	3	4	5
1	,729	-,325	,386	,446	,119
2	,001	,777	,589	,105	-,197
3	-,014	,406	-,406	,498	,650
4	,082	-,003	,348	-,622	,697
5	-,679	-,356	,467	,394	,197

Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse.
 Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung.

Interview mit Agnes

Interviewerin: Wie lange leben Sie denn jetzt schon offen lesbisch?

5

Agnes: Das hat mehrere Stufen gehabt wem gegenüber offen. Und hat zwei größere Einschnitte gehabt, also es gibt zwei größere Einschnitte. Der eine fand mit etwa 30 statt, da habe ich angefangen, mit Frauen zu leben. Und mit 40 gab es dann einen weiteren Einschnitt, daß ich das Bedürfnis hatte, es allen in meiner Umgebung auch mitzuteilen und zu sagen und überhaupt kein Bedürfnis mehr hatte, oder umgekehrt: das Bedürfnis hatte, nirgendwo mehr verborgen zu sein. Es gibt einen Ausnahmebereich: Ich bin Archäologin, und ich arbeite in Ländern, in denen es für meine Arbeit ganz inopportun wäre, offen zu leben. Da lebe ich nicht offen, da bin ich gar nichts. Da bin ich mit der Wissenschaft verheiratet. Aber das betrifft nur wenige Augenblicke, wenige Wochen im Sommer. Und einige meiner Freunde dort wissen es natürlich auch.

10

15

Interviewerin: Wie alt sind Sie jetzt?

Agnes: 50.

20

Interviewerin: Und wenn Sie so zurückblicken auf Ihr Leben, wo Sie jetzt mehr oder weniger offen lesbisch gelebt haben, was würden Sie sagen sind so die größten Schwierigkeiten gewesen im Umgang mit anderen Menschen?

Agnes: Das war eher andersrum, das offen lesbisch leben hat die meisten Schwierigkeiten aufgelöst. Was jetzt nicht weniger mit Diskriminierungserfahrungen zu tun hat als viel mehr mit einem psychologischen Effekt, der entsteht, wenn man etwas dauernd verbergen muß, was ein wichtiger Teil von einem ist.

25

Interviewerin: Können Sie das genauer beschreiben, was das war? Wie das war?

30

Agnes: Dieses, sagen wir, zweite Coming Out, was ja das entscheidendere für diesen Punkt ist, im Alter von etwa 40, hatte zur Folge, oder hatte als Ursache, daß ich mich, oder wurde begleitet dadurch, daß ich mich in eine Therapie begeben habe, weil ich gewissermaßen unglücklich war über den Zustand, nicht offen mit meinem Lesbischsein umzugehen. Und das alles wirkte zusammen, also man muß die Therapie zusammensehen mit dem 2. coming out. Beides hatte zur Folge, daß ich zu mir stand, daß ich mit mir selber zufriedener wurde, und also in Klammern gewissermaßen so ein

35

40 Nebeneffekt: Während ich vorher lange Haare hatte, habe ich mir dann die Haare
abgeschnitten. Und das hat eben einerseits natürlich was mit lesbischen Codes zu tun,
aber es hat auch damit zu tun, daß mein Kopf, der nun nach herkömmlichen
Schönheitsidealen bestimmt nicht auf eine Modellliste kommen würde, weil ich mich
zeigen wollte und nicht mehr verstecken. So Haare können einen auch, je nachdem wie
45 dicht das Pony so das Gesicht einrahmt, einfach auch einen Schutzmechanismus
darstellen. Und jetzt kann es mir gar nicht mehr kurz genug sein. (ins Mikro) Das war
keine besonders gute Antwort, weil ich ziemlich drumrum geredet habe. (zu mir) Was
war nochmal die Frage?

50 Interviewerin: Die Schwierigkeiten im Umgang mit anderen. Sie sagten ja gerade schon,
daß die weniger geworden sind, je offener Sie damit umgegangen sind. Was waren das
denn vorher für Schwierigkeiten, als sie noch nicht so offen waren?

Agnes: Ganz einfach: Wenn ich verliebt war, traute ich mich nicht, mit jemandem dar-
über zu reden, weil ich ja das Geschlecht der angebeteten Person hätte preisgeben
55 müssen. Das war dann ganz einfach und es ist sehr erleichternd, über Liebeskummer
zum Beispiel zu reden. Es gibt ja immer noch das Coming Out gegenüber der Familie,
was bei mir auch erst mit 40 geschah. Die Schwierigkeit darin ist aber, daß meine
Mutter schon etwas früher und mein Vater etwa zu diesem Zeitpunkt gestorben sind,
und ich deswegen das gar nicht mehr ausprobieren konnte, ob es da Schwierigkeiten
60 gegeben hätte. Ich bin ganz sicher, daß meine Eltern Homosexualität ablehnten, das
ging aus verschiedenen Bemerkungen hervor und hat auch zu dem sehr späten Coming
Out beigetragen, wobei der Zeitpunkt des coming Outs ja auch eine Generationenfrage
ist. Aber ich habe dann gewissermaßen meiner ältesten Schwester gegenüber, die 15
Jahre älter ist als ich, einen Bekenntnisanfang gemacht, und die hat das ganz wunderbar
65 aufgenommen. Dann kamen meine beiden anderen Schwestern, wobei die mittlere in
meinem Leben keine große Rolle spielt, aber die jüngere, die sechs Jahre älter ist als
ich, hat das zwar persönlich gut aufgenommen, aber meinte dann zum Beispiel, „Sag das
aber nicht meinem Mann“, also das wäre mein Schwager, „das mach ich schon.“ Wobei
ganz klar war, weil er auch schon vorher durch Bemerkungen zumindest gegenüber
70 Schwulen ganz deutlich zu erkennen gegeben hat, daß er das ablehnt und eklig findet.
Ich weiß bis heute nicht, was er weiß, aber das ist nun das Problem meiner Schwester.

75 Interviewerin: Was sind denn für Sie heute so die, vielleicht gibt's ja auch keine, so die
Problemfelder, die Sie so sehen, in bezug aufs Lesbischsein im Umgang mit anderen?

Agnes: Es gibt Probleme, oder die Irritationen, die ich in meinem Umfeld erlebe, oder

mit meinem Umfeld erlebe, sind nicht die, von denen ich, oder anders gesagt: Ich glaube, daß ich relativ wenig Probleme habe, ich glaube aber, daß es Lesben und Schwule gibt, die deutlich mehr Probleme haben. Das weiß ich einfach aus Erzählungen aus meinem Freundes- und Bekanntenkreis. Was bei mir am häufigsten auftritt, ist etwas, was ich sehr ambivalent sehe, nämlich, daß ich immer wieder für einen Mann gehalten werde, für einen jungen Mann. Also im Zug sagt dann die alte Frau: „Ach junger Mann, können Sie mir mal den Koffer hochheben?“, in der Damentoilette der indignierte Aufschrei: „Haben Sie sich vielleicht in der Tür geirrt?“ oder sogar die Aufforderung, raus zu gehen. Das hängt natürlich oberflächlich mit meinem Auftreten zusammen, mit meiner Kleidung, meiner Frisur und meinem Auftreten. Das ist aber nicht einfach nur so gewählt, sondern alles drei hängt damit zusammen, daß ich lesbisch bin. Das heißt nicht, daß jede Lesbe sich entschließt, so burschikos männlich sich zu kleiden oder eine solche Frisur zu wählen, aber bei mir hängt es ganz eindeutig damit zusammen, daß ich lesbisch bin.

Interviewerin: Und wie ist das dann für Sie, wenn Sie für einen Mann gehalten werden, wie geht's Ihnen damit?

Agnes: Das ist eben das, weshalb ich sagte, daß es so zwiespältig ist, oder ein ähnliches Wort hab ich gewählt. Einerseits ärgert es mich bzw. es hat mich früher noch mehr geärgert als heute oder als jetzt. Auf der anderen Seite hab ich mir mittlerweile auch einen spielerischen Umgang damit angewöhnt, also einen pädagogischen.

Interviewerin: Wie sieht der aus?

Agnes: Ganz verschieden. Ich hab verschiedene Reaktionsweisen je nach Stimmung. Das fängt, also wenn ich gut gelaunt bin, dann sag ich lachend zurück, also zum Beispiel auf so eine Frage wie ich sei in der falschen Toilette, dann sag ich evtl. lachend, „Das glaub ich nicht“, und deute dann zum Beispiel an, daß ich mir den Pullover hochziehe, um zu zeigen, daß ich eine Frau bin. Aber ich mache es nicht, aber es ist durch die Geste angedeutet, daß sie dann eine Überraschung erleben würden. In einem Umfeld hat es mich regelrecht geärgert, weil das auf einer Damentoilette der Universität Freiburg im Breisgau war, und ich wurde von einer Studentin ziemlich harsch angeklagt, angemotzt. Da fand ich das so ärgerlich, weil ich immer denke, so 20-, 25-jährige, die sollten einen offeneren Blick haben. Und das was ich gerne mache, ist, das mit so einer Art erzieherischen, also im Spaß, erzieherischen, pädagogischen Note zu versehen, so ungefähr: Es gibt nicht nur Männer, die kurze Haare tragen, denn oft ist es, wenn man mich von hinten sieht und den anrasierten Nacken. Die Menschen sollen einfach

115 genauer hingucken. Also ob sie das bei mir bei genauerem Hingucken merken, weiß ich nicht, aber ich wüßte schon Merkmale, an denen man erkennen könnte, daß ich eine Frau bin. Mein Becken ist nicht wirklich schmal, und ich verziehe mein Gesicht viel mehr als Männer. Für gewöhnlich.

120 Interviewerin: Das heißt, das, was Sie dann da ärgert, ist, daß man so sehr nach Stereotypen urteilt, oder...

Agnes: Was mich ärgert, ist auch wieder wirklich stimmungsabhängig. Wenn ich eben selbstsicher und wohlgelaunt bin, dann ärgert mich eben, daß die Menschen eben so
125 Stereotype im Kopf haben. Und wenn ich selber aber, wenn es mir nicht so gut geht aus verschiedenen Gründen, dann fühle ich mich schon in meiner Persönlichkeit angegriffen, denn obwohl ich das ärgerlich finde, ist Mann/Frau ich glaube im mitteleuropäischen Kulturkreis die stärkste Kategorisierung, die wir gesellschaftlich haben. Was ich ab und zu erlebe, daß Kinder so neben mir ihre Erziehungsberechtigten oder ?? Erwachsenen
130 fragen, „Du, ist das ein Mann oder ne Frau?“ Und das macht mir immer großen Spaß, weil ich bei Kindern dann sage, „Hmm, rat doch mal“, und sie raten immer richtig. Das heißt, sie haben überhaupt keinen Zweifel, es ist nur, daß da so irgendwie was nicht nicht ganz in das Bild paßt, was sie von ihren Eltern eingepflegt bekommen, oder ihrer Umwelt. Eigentlich fällt mir gerade ein, sollte ich mich sogar darüber eher ärgern, daß
135 sie es so genau unterscheiden können, weil ich ja finde, das ist nicht die Hauptkategorie, um Menschen einzuteilen.

Interviewerin: Das Geschlecht?

140 Agnes: Ja. Und ich selber, auch etwas außerhalb und in Klammern gesagt, freue mich mittlerweile, dadurch, daß ich halt, ist man erstmal in schwulen, lesbischen Kreisen, lernt man auch Transsexuelle kennen, Transvestiten, buntes Leben, und mittlerweile freut es mich, wenn ich auf der Straße Menschen begegne und selber nicht weiß, ob ich da Mann oder Frau zu sagen würde. Was mir dann auch ab und zu noch passiert, wie
145 das einzuordnen ist, kann man sich überlegen, ich fahr so im Auto, denke, ach, das ist ja ne interessante junge Frau, und dann merke ich, daß es doch ein Mann ist, und dann erlischt mein Interesse. (lacht) Ich bin natürlich selber durch diese gesellschaftlichen Bilder und Richtungen des Begehrens und so weiter geprägt, ich kann da gar nicht raus. Ich kann nur darüber reflektieren, wenn ich es erstmal erkenne. (Pause) Es gibt noch
150 einen Bereich, oder einen Punkt vielleicht eher, in dem ich zumindest im öffentlichen Leben zweimal eine Art Diskriminierung erfahren habe, aber da fällt es mir schwer zu unterscheiden, ob ich als Frau oder als Lesbe diskriminiert wurde. Das hängt ein

bißchen davon ab, ob man anerkennt, ob das, was ich an habe, daß ich das an habe, weil ich lesbisch bin, oder ob man sagt, das ist halt eine Möglichkeit, wie Frauen sich kleiden können. Zweimal in meinem Leben wurde ich von Vorgesetzten freundlich, freundschaftlich aber doch ernst gemeint gefragt, ob ich mir nicht mal einen Rock kaufen wolle. Ja, konnte ich aber leider nicht. 155

Interviewerin: Wie lief das Gespräch, können Sie das... 160

Agnes: Das eine war noch als ich als Assistentin an der Uni gearbeitet habe für eine Zeitlang. Wie verlief das Gespräch... 160

Interviewerin: Oder wie war Ihre Reaktion auf diese Forderung? Auf diese Frage vielmehr. 165

Agnes: Das erste Gespräch hatte eine, ja, sagen wir, witzige Note, denn derjenige, der mich fragte, der auch so einen langsamen Schweizer Humor hatte, meinte, ob ich mir nicht mal einen Rock kaufen wolle, er würde mir auch bescheinigen, daß es sich um Dienstkleidung handele und dann könne ich es steuerlich absetzen. Was aber schon mit einem Grinsen gesagt wurde, der Nachsatz. Wie ich reagiert habe, ich werde wohl ablehnend reagiert haben, aber ich war jetzt nicht ungeheuer gekränkt, weil das einer der Punkte ist, in denen ich mir einfach ganz sicher bin. Ich habe auch zwei, drei Kleider und Röcke, ich habe sie einige Jahre schon nicht mehr angehabt, aber ich würde sie jetzt auch nicht weggeben. Warum soll ich mich von irgendeiner Möglichkeit berauben, die ich einmal wieder hätte. Im anderen Fall, das ist nicht so lange her, also nicht so viele Jahre her aber doch einige Jahre schon wieder.. Ich denke, das war eine ähnliche Situation, aber nicht ganz so spaßhaft, das wurde schon relativ ernst gesagt, aber ich glaube, da hab ich so gut wie gar nicht reagiert. Es war einfach die Situation so, daß ich nicht reagieren mußte, man konnte auch genausogut das normale Gespräch weiterführen, was weiß ich, Achseln zucken und dann wieder weiter über Sockeln im Museum oder etwas ähnlichem reden. Aber es ist auch die Frage, ob es sich dabei um eine Diskriminierung handelt. Es ist eine Einmischung in etwas Persönliches, was ich schon als zu nahe ansehe. Nun gibt es ja Berufszweige, in denen Kleider viel stärker vorgeschrieben ist. Und ich dehne wahrscheinlich das Übliche an Kleidung oder das, was an Kleidung üblich ist, diese Definition dehne ich sicher schon sehr weit. Das Gute ist, daß ich immer sage, ich bin Archäologin, und bei Archäologen denken die meisten ja sowieso an bequeme Kleidung und nicht an Kostümchen und Rüschenblusen. Da bin ich schon auf der richtigen Seite. 170
175
180
185

190 Interviewerin: Da haben Sie also auch einen Beruf, wo Sie nicht so vielen Zwängen unterworfen sind.

Agnes: Naja, andererseits arbeite ich in einer öffentlichen Institution, die auf hohem Niveau angesiedelt ist. Da kommen schon mal relativ, aber selten unangemeldet, Politiker, die durchs Museum geführt werden sollen. Gut, für den Fall habe ich etwas, was ich anziehe, aber das muß nicht unbedingt nach gesellschaftlich herkömmlichen Konventionen weiblich codiert sein. Ich habe es allerdings bisher noch nicht fertig gebracht, weil ich provoziere nur, wenn ich irgendeinen Sinn dahinter sehe, ich habe es noch nicht fertig gebracht, mir zum Beispiel einen richtigen Anzug mit Schlips usw. zuzulegen. Das ist aber auch so, ich selber empfinde meine Kleidung nicht als männlich, oder nicht als, nein anders: ich versuche nicht, in meiner Kleidung Männer zu imitieren, auf keinen Fall. Sondern ich bediene mich eines Spektrums, was Männern und Frauen meines Erachtens offensteht, und Anzüge gehören nicht zu dem, was mich daran reizt. Viel zu unbequem. Und, entschuldigen Sie, das hat wieder gar nichts mit allem zu tun, ich verbinde mit Anzügen bestimmte Gesellschaftsschichten mit bestimmten Regeln, Vorstellungen und Werten vor allem, die ich nicht teile.

Interviewerin: Da haben Sie jetzt einiges erzählt so an Reaktionen aufgrund Ihrer Erscheinung, daß Sie manchmal für einen Mann gehalten werden, oder daß dieses mit dem, wie Sie sich kleiden. Gibt es andere Dinge, die Sie stören heutzutage, wo Sie denken, da fühlen Sie sich in irgendeiner Art in Ihrer Lebensform als lesbische Frau benachteiligt, oder ist alles so ok wie es ist?

Agnes: Nein, ich denke nicht, daß alles ok ist, wie es ist. Wobei ich da nichts besonderes Neues sage. Es ist natürlich so, daß bei einer neuen Begegnung, wenn ich Kollegen kennenlerne, oder wenn ich jemandem sonst begegne und in ein Gespräch komme, natürlich erstmal vorausgesetzt wird, daß heterosexuell die Norm ist, und ich natürlich immer dann eine Anstrengung oder einen Akt unternehmen muß, um zu sagen, „Nein, ich bin nicht so.“ Und das finde ich schon verhältnismäßig anstrengend. Vielleicht habe ich es da noch insofern einfacher, als etwas aufmerksameren Menschen schon durch eben mein Erscheinungsbild, mein Auftreten, darauf kommen, aber sicher sein können sie dadurch noch lange nicht. Denn es gibt natürlich auch heterosexuelle Frauen mit kurzen Haaren, die relativ burschikos auftreten, und es gibt Lesben, bloß sieht man sie halt nicht so leicht als Lesben an, die sehr feminin oder auch gar nicht übertrieben feminin sondern ganz gewöhnlich gewissermaßen weiblich aussehen, und sie sicher nochmal viel stärker das Problem haben, daß sie sagen müssen, 'Nein, ich bin aber nicht Teil der heterosexuellen Masse, sondern obwohl ich evtl. so reinpassen würde optisch

für euch, euren Stereotypen entsprechend, falle ich da raus.'

Interviewerin: Ist es so, daß Sie sich da in gewisser Weise nicht gesehen fühlen so als lesbische Frau, daß man da von vorneherein so diese normative Heterosexualität im Kopf hat, 'die meisten Menschen sind eben so, da wird das da auch so sein', daß man das von vorneherein gar nicht so als Möglichkeit sieht, und daß, indem man es offen läßt, wie ist die Person nun orientiert, man immer den Leuten das gleich so überstülpt und dann muß man sich da gewissermaßen wieder freikämpfen und sagen, 'Hallo, ich bin aber gar nicht so'?

Agnes: Ich denke, es gibt Bereiche, da wird nicht von vorneherein angenommen, daß alle der Mehrheit zugehören. Zum Beispiel wenn es darum ginge, was jemand politisch wählt, dann würde ja auch nicht von einer Person automatisch angenommen, daß sie eine der beiden prozentual stärksten Parteien wählt, sondern es würden auch andere Dinge in Erwägung gezogen, auch kleinere Parteien. Es gibt ein anderes Minderheitenphänomen, was interessant ist, weil es heutzutage denke ich kaum noch mit Diskriminierung verbunden ist, das der Linkshändigkeit. Und es gibt noch Diskriminierung, aber die sind wirklich minimal, ich bin auch Linkshänderin. Und da erlebe ich auch nicht, daß jemand „Ach du bist Linkshänderin!“, höchstens aus Interesse, weil die andere Person auch Linkshänderin ist oder so, es ist einfach, ja gut, du bist halt Linkshänderin, ist halt so. Es ist einfach ein selbstverständlich genommener Minderheitenstatus, und wenn es darum geht, ob man nun nach Männern oder nach Frauen oder nach beidem oder irgendwas drittem guckt, dann fände ich es angenehm, wenn das von Anfang an erstmal offen wäre, denn ich glaube, daß das dann dazu führen würde, daß mehr Kinder oder Jugendliche, die gegen des Leitartikels der neuesten Siegessäule es nicht so einfach haben, wie es dort dargestellt wird...

Interviewerin: Ich hab's noch nicht gesehen, wie steht's da?

Agnes: In der Siegessäule gibt es die Titelstory über Coming Out heute bei ganz jungen Jugendlichen, so 15-17 so ungefähr, oder 14-17, und sie haben drei Beispiele gewählt, bei denen das alles so ganz problemlos läuft, überhaupt kein Problem, Eltern finden das klasse, Umwelt sagt, naja ok, ist so, ist uns egal. Das ist nicht wirklich das, was ich als Durchschnittserfahrungen höre. Es gibt es sicher, es ist sicher einfacher als zu meiner Zeit, sonst wäre ich wie gesagt, nicht so spät dazu gekommen, aber ich glaube nicht, daß es so offen als eine Möglichkeit von vielen angesehen wird von Jugendlichen. Denn sonst könnte es nicht sein, daß 'schwul' ein Schimpfwort ist. 'Lesbisch' spielt alles nicht so ne große Rolle, wie Frauen eben nicht so ne große Rolle spielen wie Männer. Ich

glaube, 'lesbisch' als Schimpfwort gibt es schon, aber nicht so in den breiten Wortschatz eingegangen wie das 'schwul', was ja seit zwei, drei Jahren so kursiert und was ja auch auf alles mögliche angewendet wird, was weiß ich, ein Auto kann schwul sein, wenn es nicht cool ist, so ungefähr. Irgendwie ist der rote Faden gerade weggeblieben.

270

Interviewerin: Es geht immer noch so um die Schwierigkeiten, wo Sie sich als lesbische Frau, was Sie für sich in Ihrem Leben so als Problem ansehen im Umgang mit anderen.

275 Agnes: Es gibt schon ein Problem, das berührt ein heikles Thema und paßt jetzt zu diesem Schimpfwort 'schwul'. Es gibt Bezirke in Berlin, in denen ich sehr vorsichtig wäre, mit einer Freundin Hand in Hand zu gehen oder eine Freundin gar zu küssen. Und jetzt vorsichtig und ich hoffe, daß ich da jetzt selber nicht Stereotype verbreite, das sind eher Viertel mit einem sozial schwachen Hintergrund, und das betrifft in Berlin sowohl migrantisch geprägte Viertel wie Neukölln, aber auch, ich sag's jetzt mal in 280 Anführungsstrichen, ganz „deutsch“ geprägte Viertel wie Hellersdorf oder im Westen entsprechend das Märkische Viertel. Da ist dann kein Unterschied. Und ich glaube aber, daß die meisten aber nur das Migrantische wahrnehmen, daß aber die Auffassungen von dem, was 'richtige' Sexualität sei, da gar nicht so weit auseinander sind.

285 Interviewerin: Haben Sie denn da schonmal Erfahrungen gemacht?

Agnes: Ja, die waren nur nicht dramatisch, weil ich eine sehr vorsichtige Person bin und jetzt nicht mich eher nicht in Gefahr begeben, aber selbst mit einer Freundin neben der ich nur gegangen bin, kamen dann zwei junge Männer, kamen nicht auf uns zu sondern gingen an uns vorbei, und auf unserer Höhe sagten sie, und das empfand ich als 290 bedrohlich, „Lesben?“ Also schon so, also gleichzeitig erkannten sie es, und gleichzeitig fragten sie es, und gleichzeitig war es so durchaus mit aggressivem Unterton. Sie sind dann weitergegangen, weil wir auch so getan haben, als ob wir überhaupt nichts wahrgenommen hätten. Allerdings hatte ich unangenehme Erlebnisse, die durchaus 295 auch etwas weiter gingen, auch schon gehabt, wo ich eher der Meinung wäre, das ist, weil ich eine Frau bin. Die waren natürlich nicht so mit, also daß das Wort gesagt wurde, war ja schon nochmal was ?? Und die haben jetzt nicht bei jeder Frau „Frauen!“ gerufen, sondern „Lesben“ war besser.

300 Interviewerin: Wie ging es Ihnen in der Situation?

Agnes: Naja, ich hatte mich mit dieser Freundin intensiv über irgendein Thema unterhalten, ich habe schon gemerkt, daß ich danach zumindest die nächsten 50 Meter mich

nicht gut konzentriert habe, und es war mir wichtig, mit dieser Freundin das nochmal zu thematisieren, und ich habe es ja offenbar sehr intensiv im Gedächtnis behalten, obwohl es ja auf einer Stärke-Skala jetzt nicht sehr dramatisch, gewalttätig etwa, war. Und die anderen Erlebnisse, die ich, das will ich auch nur zur Verdeutlichung anführen, die ich als Frau hatte, die mir sehr unangenehm sind, liegen auch eher weiter zurück. Denn je mehr ich Selbstbewußtsein ausstrahle, umso weniger passieren die. Außerdem, wenn man älter wird, wird man für 14-jährige einfach uninteressant. Wobei ich nicht als so alt wahrgenommen werde, wie ich bin. 305

Interviewerin: Ich kann mir vorstellen, in solchen Situationen, weil Sie gerade sagten, es ist nun nichts Schlimmes passiert, aber es ist Ihnen trotzdem so im Gedächtnis, man weiß natürlich in der Situation auch nie, wo geht das hin. Also da ist ja wahrscheinlich auch ne große Unsicherheit. 315

Agnes: Das war nun am hellichten Nachmittag in einem Park mit anderen Menschen, da wäre nicht viel passiert. Und es ist trotzdem, obwohl nicht die faktische Gefahr besteht, daß etwas passiert, ist es unangenehm, weil ich schon... sehr große Angst vor physischer Gewalt habe. Das war nie ein Ausdrucksmittel für mich, weder in der Schule noch später, und es war wenn dann immer argumentative Gewalt, also nicht mal Schimpfwörter so, sondern man kann auch mit Argumenten Menschen, die das nicht gewohnt sind, fertigmachen. Mit Argumentieren. 325

Interviewerin: Und das bezog sich dann auch schon aufs Lesbischsein, oder...
 Agnes: Das war jetzt allgemeiner.

Interviewerin: Ach so. 330

Agnes: Ach so, möglicherweise, ich kann jetzt auch philosophieren darüber, das entspricht nicht meinen eigenen Erlebnissen. Ich denke schon, daß es einfach Kränkungen gibt, oder es gibt einfach Kränkungen. Es ist auch so, wenn über Lesben despektierlich gesprochen wird in meiner Gegenwart, das kränkt mich schon. Und das kommt schon vor, so ist das nicht. 335

Interviewerin: Das heißt, daß Leute ganz allgemein über Lesben sprechen?

Agnes: Ja, so, genau. 340

Interviewerin: Haben Sie da eine Situation vor Augen gerade, oder...

Agnes: Naja, nur solche, die extrem lange zurückliegen, das ist vielleicht nicht so hilfreich. Es hat mich etwa schon gekränkt, als mein Schwager, der vorhin schon einmal erwähnt wurde, über einen schwulen Kollegen regelrecht angeekelt erzählte. Das ist
 345 jetzt zwar keine Lesbe gewesen, aber dann... Was aber sehr also 40 Jahre zurückliegt oder 30, daß ich, obwohl ich damals nicht mal das Wort Lesbe kannte, schon aufgemerkt habe, und es mir gemerkt habe, daß meine Eltern offenbar von bestimmten Sportlerinnen einfach so erzählt haben, daß klar wurde, sie hielten sie überhaupt nicht für Frauen, und im Nachhinein, was natürlich immer heikel ist, deutete ich meine
 350 Erinnerung so, daß sie auch dachten, das sind Lesben. Wobei meine Eltern, oder zumindest meine Mutter, das Wort möglicherweise selber nicht kannten. Das mag heute natürlich wirklich einfacher sein. Es ist überhaupt eigenartig, daß ich mich an eine ganze Reihe von Ereignissen oder Aussprüchen aus meiner Jugend erinnere, obwohl ich damals in der Tat noch überhaupt nicht daran dachte, ich dachte auch nicht, daß ich
 355 heterosexuell sei, ich war irgendwie gar nichts in der Zeit, auf keinen Fall an Jungs interessiert. Zum Beispiel war ich auf einer Konfirmandenfreizeit, so einer Jugendfreizeit, und wir saßen zusammen im Bus und es wurde der Begriff „homo“ in den Raum geworfen und offenbar im Sinne eines Schimpfwortes. Und ich wurde dann gefragt, ob ich denn wisse, was das ist, und die ganze Situation war mir sehr unangenehm,
 360 ich hab mich da altklug rausgezogen, ich hatte frisch Latein und hab gesagt, „Ja, homo ist Latein und heißt Mensch.“ Aber ich wußte nicht, was damit gemeint war. Aber es war, obwohl ich von dieser Konfirmandenfreizeit nicht mehr viel weiß, das hab ich mir gemerkt. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Also all diese kleinen Aussprüche und Ereignisse und Nase rümpfen, sind mir sehr wichtig gewesen offenbar. Und ist fast so,
 365 daß ich mich diskriminiert gefühlt habe, ohne daß ich mich der Gruppe bewußt zugerechnet hätte.

Interviewerin: Interessant, ja. Daß Sie auf irgendeiner Ebene offenbar gespürt haben, daß das Sie doch irgendwie betrifft.

370 Agnes: Ja... Ob es das war, oder ob... Das klingt mir zu esoterisch. Aber daß es vielleicht überhaupt eine Empfindlichkeit gegen die Herabsetzung von Gruppen war. So. Weil ich auf jeden Fall, das ist schon klar, ich war etwas außen vor. Wenn man sich bei uns mit 13, 14 nicht für irgendeinen der Jungs aus den oberen Klassen interessierte, das war
 375 einfach schon, da war man eben nicht mehr in der peer group, in der Ingroup. Und insofern, ich war akzeptiert, aber ich war schon außerhalb, so. Und das mag sein, daß ich da grundsätzlich so eine Ausgrenzung nicht angenehm fand. Zumal möglicherweise, das weiß ich aber jetzt nicht so genau, ich auch in dieser Weise erzogen wurde, aber das glaube ich eher nicht.

Interviewerin: Wie sieht es denn mit der rechtlichen Seite aus? Was sind denn da so Ihre Gefühle, Ihre Gedanken, wenn Sie sich so angucken, was da so passiert ist in den letzten Jahren? Mit der Eingetragenen Partnerschaft zum Beispiel. 380

Agnes: Das ist sehr zwiespältig. Ich möchte schon, daß allen Menschen das Gleiche offensteht, ich bin aber nicht eine Befürworterin der herkömmlichen Ehe. Die hat, finde ich, zu viele gesetzliche Folgen, die entweder überkommen sind, denn die hohe Scheidungsrate widerspricht einfach diesem Ewigkeitsgedanken, der bei einer Ehe meistens noch mitschwingt, und sie hat steuerlich Folgen, die ich für Schwule und Lesben gleichermaßen ablehne, nämlich ich finde, wenn dann sollten steuerliche Vorteile mit Kindern, die am meisten zu schützen sind, verbunden sein, und nicht mit Doppelverdienern. Und das, wie gesagt, das finde ich für Lesben und Schwule ganz genauso, und mittlerweile ist es ja auch so, daß Lesben und Schwule Kinder kriegen, Kinder haben wollen, die müßten dann genauso geschützt sein wie von Heteropaaren auch. Das denk ich. Andererseits möchte ich natürlich, daß Lesben und Schwule gleich behandelt werden, das fänd ich schon wichtig. Ansonsten im Gesetz... Mir wären andere Gesetze wichtiger. Nämlich das eine ist, das Besuchsrecht im Krankenfall, die Möglichkeit zu vererben, auch die Bekundung: Das ist mein nächster Verwandter, auch wenn wir nicht verwandt sind, oder mein nächster Angehöriger, auch wenn wir nicht verwandt sind. Was gibt's ja noch, da gibt's ja eine ganz standardisierte Liste, die ich jetzt eigentlich runterrasseln müßte, aber das deutet den Bereich an, in dem ich meine, daß etwas getan werden müßte. Und wenn es steuerliche Vorteile für Heteros gibt, muß es die auch für Lesben und Schwule geben, das sehe ich nicht ein. Zumal deren Beziehungen nach meinem Bekanntenkreis auch nicht länger dauern, das reicht von kurz bis lang. Sonstige rechtliche Dinge... Ich weiß leider nicht genug darüber, aber was mir glaub ich grundsätzlich gut gefällt, ist diese Idee des PACS (pacte civil de solidarité) in Frankreich. Die Idee, daß Menschen, und zwar egal ob sie sich jetzt sexuell oder freundschaftlich oder verwandtschaftlich zusammmentun wollen, gegenseitig Rechte und Pflichten vertraglich eingehen, und daß das auch drei Leute sein können, daß das auch Geschwister sein können, daß das aber auch Menschen sein können, die sich nicht weiter kennen, daß es Menschen sein können, die zusammenleben, die nicht zusammenleben, das hätte was von einer freien Entscheidung, sowohl die Rechte wie Erbschaft und so weiter, als auch die Pflichten wie Versorgung im Krankheitsfall und so weiter auf sich zu nehmen. Das gefällt mir sehr gut, weil es meine Idee von einem freien selbstbestimmten Leben... Und was wollte ich noch sagen? Ja, die Eingetragenen Partnerschaften haben ja für eine bestimmte Gruppe von Lesben und Schwulen wirklich enorme Vorteile gebracht. Das sind die, die sonst wegen mangelnder Aufenthaltsgenehmigung ausgewiesen werden. Ich finde das nicht die beste Lösung für 385 390 395 400 405 410 415

diese Menschen, aber es ist wenigstens eine Lösung. Insofern finde ich das schon
 tatsächlich einen Fortschritt. Und was ja immer wieder mal gesagt wird, man muß ein
 420 Recht erstmal haben, um drauf verzichten zu können. Und unter diesem Aspekt fände
 ich es schon gut, wenn eine völlig gleichwertige Ehe unter Lesben und Schwulen wie die
 Heterozivilehe möglich wäre, dann kann man langsam dafür arbeiten, diese Institution
 stark zu verändern. Aber dann gemeinsam. Uiuui, ich krieg ja ganz sentimentale Augen.
 (Pause) Wie man aufgenommen wird, wie man akzeptiert wird, hängt glaub ich von ganz
 425 verschiedenen Faktoren ab. Und es ist ja nicht so, daß ich ein äußeres Erscheinungsbild
 wäre, auf dem dann noch das Etikett 'Lesbe' klebt, sondern ich verhalte mich in
 irgendeiner Weise. Und im Allgemeinen ist es so, daß ich bei Menschen die Vorurteile
 hatten, wie zum Beispiel unsere Sekretärin, da wo ich arbeite, daß dann ich mit meinem
 persönlichen Auftreten in dem Fall zum Beispiel, ein Umdenken bewirkt habe. So daß
 430 sie mir dann irgendwann wahrscheinlich zum 40. Geburtstag, ist schon länger her, dann
 zum Geburtstag was schenkte, irgendein Buch, mit einer Karte: 'Bleiben Sie so, wie Sie
 sind, Sie sind schon richtig.' Und das finde ich ist nochmal ein Punkt, der natürlich auch
 zu berücksichtigen ist. Man wird nicht nur diskriminiert und abgelehnt, weil man etwas
 Bestimmtes ist, egal ob hetero ?? obwohl das ein ganz heikles Gebiet ist, sondern auch,
 435 weil man in einer gewissen Weise auftritt. Das wird überhaupt nicht mehr wirken, wenn
 es sich um ideologisch verbohrt Menschen handelt. Also wenn, was weiß ich, ein
 Neonazi glaubt, daß Schwule und Lesben unwertes Leben sind, weil sie unnormale sind,
 dann kann ich auftreten wie ich will, das spielt keine Rolle. Aber jemand der einfach nur
 die ganz gewöhnlich-tradierten gesellschaftlichen Vorurteile mitbringt, da hab ich die
 440 Chance, einfach dagegen zu arbeiten.

Interviewerin: Können Sie das ein bißchen genauer noch ausführen, wie das war mit der
 Sekretärin? Die hatte am Anfang ganz dollte Vorurteile, oder...

445 Agnes: Ja, das hat sie jetzt nicht groß geäußert, aber es kam immer mal wieder raus.
 Diese Sekretärin ist für mich so die Stimme des Volkes. Das klingt ein bißchen blöde,
 das soll jetzt nicht heißen, daß sie ganz einfach wäre, überhaupt nicht. Daß sie eine
 einfache Person wäre, das meine ich nicht. Sondern sie hat so die gesellschaftlichen
 Vorstellungen, die so sehr weit verbreitet sind, diese hat sie besonders gerne. Das waren
 450 Vorurteile gegen Schwule und Lesben, das waren Vorurteile gegen Arbeitslose, das ist ja
 auch noch ein Potential, eine zu diskriminierende Gruppe. Das mit den Arbeitslosen hat
 sie in dem Moment abgelegt, als ihr Mann lange Zeit arbeitslos war. Und das mit den
 Lesben zumindest hat sie zumindest in meinem Fall überdacht, weil wir einfach viel
 miteinander zu tun hatten. Oder immer wieder miteinander zu tun haben, und ich
 455 anscheinend doch nicht so schrecklich war, wie sie sich das vorgestellt hat. Und da

scheint sich mir zu bewahrheiten, daß der persönliche Kontakt mit jemandem, der arbeitslos ist, der eine Hautfarbe hat, die nicht dieses rosa-gelb hat, was wir haben, der lesbisch ist oder schwul, daß das viel eher dazu führen kann, daß jemand umdenkt. Mit dem großen Problem, daß ich mich dadurch immer nicht nur als ich selber fühle, sondern immer auch, und das ist anstrengend, als Repräsentantin, gewissermaßen. 460
 Wenn ich jemanden anmotzen würde oder ungerecht wäre, dann hieße es unter Umständen, nein, ob es das hieße, weiß ich nicht, aber unter Umständen würde abgespeichert: 'Aha, Lesbe ist so', und das wird dann glaub ich unter Umständen verallgemeinert. Und so sehe ich mich immer so auch als, ja, ich muß ein Muster abgeben. 465
 Und das ist anstrengend. Das ist jetzt zwar keine Diskriminierung, aber das ist was, was ich gerne anders hätte. Wäre einfach gerne manchmal auch unbeherrscht oder einfach so zornig wie ich bin. Oder würde nicht lachen.

Interviewerin: Als fühlen Sie sich ein Stück weit verantwortlich dafür, was Ihr Gegenüber für ein Bild von dieser Gruppe der Lesben hat. 470

Agnes: Ja, und zwar aus der Erfahrung heraus, daß ich tatsächlich an diesem Bild was bewegen kann.

Interviewerin: Ich fühlte mich gerade an ein anderes Gespräch erinnert, in dem die Frau, mit der ich mich unterhielt, genau die umgekehrte Erfahrung gemacht hat, daß nicht der Kontakt mit ihr als lesbischer Frau was bei dem anderen verändert hat, sondern daß sie die Klischees des anderen sozusagen übergestülpt bekommen hat und sagte, „Ich als Individuum wurde da gar nicht mehr gesehen, ich hab da die ganzen Klischees abgekriegt, die der andere im Kopf hatte, ich bin selber gar nicht so.“ 475
 480

Agnes: Wie lange hat sie denn mit dieser Person zu tun gehabt, denn das ist natürlich ein Faktor. Ich hab das auch nicht innerhalb von einer Woche umgedreht, sondern das hat schon zwei drei Jahre gedauert. 485

Interviewerin: Also in dem Fall war das auch ein längerer Kontakt, wo das dann im Laufe der Zeit so rauskam und sie auch sehr schockiert und verletzt hat.

Agnes: Nun bin ich aber auch jemand, der gerne laut reflektiert. Das heißt, wenn ich den Eindruck habe, daß ich mit etwas verbunden werde, was ich so nicht sehe, dann habe ich das auch ausgesprochen, daß ich mich da fehlinterpretiert oder fehlgesehen werde. Oder was ich ja sowieso gerne mache, was aber auch nicht schwer ist, ich entspreche gerne nicht Bildern, die festgefügt sind, und kann damit sogar noch in jüngster 490

495 Zeit Freundinnen verblüffen, indem ich sage, 'Ich sticke gerne'. Das ist nun nicht das,
 was man mir so auf den ersten Blick zutraut. Oder ich stickte gerne, ich komme nicht
 mehr dazu, zumindest ich kann sticken und ich habe es getan, ob ich es gerne tue, weiß
 ich jetzt gar nicht. Ich würde gerne stricken, das ist nur im Augenblick auch der
 mangelnden Zeit geschuldet, daß ich das nicht tue. Und so irritiere ich auch durch mein
 Verhalten, weil ich nicht einem bestimmten festgeprägten Bild entspreche. Wobei, wenn
 500 man es genau nimmt, natürlich kaum jemand einem bestimmten festgeprägten Bild
 entspricht, und es sowieso eine erstaunliche Leistung des menschlichen Gehirns ist, daß
 es an Vorurteilen festhalten kann, wo doch eigentlich niemand genau diesem Vorurteil,
 dem Stereotyp, dem Vorurteil eventuell schon, aber nicht dem Stereotyp, was ja ein
 Bündel von Vorurteilen beinhaltet, entspricht.

505 Interviewerin: (Pause) Ich weiß nicht, ob es noch was gibt, was Sie unbedingt loswerden
 möchten? Ansonsten hätte ich noch eine Frage zum Abschluß. Sie haben das ja jetzt
 teilweise schon angesprochen, von daher ist es vielleicht nochmal so eine Rekapitula-
 tion, aber ich frage am Ende immer gerne: Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, wenn
 510 sich so von heute auf morgen alles verändern könnte, oder wenn sich etwas von heute
 auf morgen verändern könnte, was würden Sie sich wünschen?

Agnes: Das kommt darauf an, auf welchem Gebiet ich mir etwas wünschen kann. Es
 wäre nicht unbedingt auf dem Gebiet des lesbischen, schwulen Diskriminierens.

515 Interviewerin: Ist ganz egal.

Agnes: Was ich mir wünsche, wäre ein Abschwächen des Primates der Ökonomie. Daß
 alles in Geld gemessen wird, und zwar mittlerweile nicht nur Sachen, sondern Hand-
 520 lungen, Lächeln. Es gibt Betriebe, in denen Menschen, die dort arbeiten, als Aktien
 gehandelt werden, und ein monatlicher Aktienwert von ihnen ermittelt wird, der sich
 zum Beispiel danach bemißt, wie gesund sie sich halten, wie viele Geschäftsabschlüsse
 sie haben. Und in einem Betrieb war es so, derjenige oder diejenige, der gewonnen hat,
 darf dann einen Monat lang das Minicooper Cabrio, das rote, fahren, was extra für
 525 diesen Zweck angeschafft wurde. Ich finde das entwürdigend, wenn man weiß, ich bin
 397,78 Euro wert. Denn das hat auch zur Folge, daß Handlungen nicht mehr
 vorgenommen werden, weil man sie menschlich richtig findet, sondern nur noch, wenn
 sie eine Wertsteigerung bringen oder einen Vorteil. Das finde ich schon bedauerlich.
 Und ich denke, daß dieses Primat der Ökonomie, was aus verschiedenen Faktoren
 530 entstanden ist, aber was ich glaube nicht zwingend sein muß. Das hat nun vielleicht
 vordergründig wenig mit Lesben und Schwulen zu tun, aber mit meiner persönlichen

Umgebung vielleicht jetzt doch. Ich bin in meinem engeren Freundeskreis eine der ganz wenigen, die eine feste Stelle hat, die etwas über den mittleren Durchschnitt der Bundesrepublik verdient, und das als Alleinstehende, das ist schon ordentlich, obwohl es jetzt auch nicht grandios ist. Ich habe aber um mich herum eine große Anzahl von Freundinnen, die Hartz IV bekommen, die studieren wollen und nicht fertig studieren können, weil sie ihren Lebensunterhalt daneben nicht verdienen können, bzw. keine Stelle finden, die ihnen jetzt für sechs Monate das weiterleben ermöglicht und gleichzeitig das Studieren. Eine Freundin hält sich mit armselig dotierten Führungen, Stadtführungen oder ähnlichen Führungen über Wasser, weil sie nicht in diese entwürdigende Hartz-IV-Mühle hineinkommen möchte, und weil sie außerdem gerne noch studieren möchte, was einem dadurch, durch die Gängelung, die damit auch verbunden ist, verunmöglicht wird. Ja, jetzt müßte ich noch den Zusammenhang herstellen, wie das mit dem dominierenden Primat des Geldes zusammenhängt. Ich glaube aber schon. Es gibt viel weniger Nischen, die werden glaube ich auch durch diese Rationalisierungen, um Dinge wirtschaftlicher zu machen, wegrationalisiert. Ich sehe es zum Beispiel in meinem Arbeitsbereich, der ein Bereich war, in dem gerade früher dort auch Menschen arbeiten konnten, die nicht so viel arbeiten konnten. Die konnten dann halt einen halben Tag als Aufseher oder so etwas arbeiten, das geht schon gar nicht mehr, weil z.B. das auch privatisiert wurde, die mit einer halben Stelle überhaupt nicht mehr leben könnten, das sind so unglaublich geringe Stundenlöhne, dafür würde ein anderer nicht mal jemanden über die Straße bringen. Das ist jetzt ein bißchen blöde, das so kurz zusammenzufassen, weil da fehlen jetzt natürlich viele Kenntnisse, und ich ärgere mich immer wieder, daß ich zu wenig fundierte Kenntnisse des Funktionierens der Wirtschaft habe. Aber in den Folgen bin ich betroffen und ist mein Umfeld betroffen ??

Interviewerin: Was würde es denn für Sie persönlich bedeuten, wenn sich das verändern würde? Ganz konkret?

Agnes: Es würde bedeuten, daß ich mich nicht zum Teil gegenüber meinen Freundinnen schäme, weil ich so unverschämt viel verdiene im Verhältnis zu ihnen, wirklich nur im Verhältnis. Und das hat Folgen für unser Verhältnis zueinander. Ich versuche diese Folgen zu minimieren. Denn natürlich, wenn wir essen gehen, lade ich sie ein. Wenn irgendwie die Studiengebühren nicht da sind, versuche ich sie vorzustrecken, und meistens gibt es dann kaum eine Gelegenheit, sie zurückzuzahlen. Das schafft aber ein hierarchisches Gefälle, und ich möchte nicht, daß mit dem Geld eine Hierarchie verbunden ist. Das kann man minimieren indem man es offen legt, indem man sagt, guck dir die gesellschaftlichen Verhältnisse an, sie sind so, ich will nicht, daß sie so sind,

570 das ist der kleine Beitrag, den ich dazu beisteuern kann, in meiner allernächsten
Umwelt einen sozialen Ausgleich zu schaffen. Und es würde sehr viel mehr verloren
gehen, wenn ich das einer öffentlichen Stiftung geben würde, die dann versuchen
würde, etwas zu bewirken. So komme ich viel direkter an die neuralgischen Punkte, und
außerdem bin ich kein so ein Gutmensch, daß ich nicht lieber etwas für meine Freunde
575 als für anonyme Menschen tue. Das würde sich für mich verändern.

Interviewerin: Ok. Haben Sie noch etwas, was Sie loswerden möchten?

580 Agnes: Was ich loswerden möchte? Höchstens das: Ich bin privilegiert. Ich hab in mei-
nen Augen sehr wenig diskriminierende Erfahrung, woran immer das auch liegen mag.
Ich bin aber auch zumindest früher noch mehr als heute eine recht angepaßte Person
gewesen. Und ich weiß, daß einige meiner Freundinnen Ihnen ganz andere Sachen
erzählen könnten.

Interview mit Jutta

Interviewerin: Vielleicht erstmal so zum Einstieg, ich hab dir ja schon erklärt, wie so die Vorgeschichte war, dass ich also mit diesen Fragebögen diese Befragung gemacht habe, an der hast du ja auch teilgenommen, und da aber noch so ein paar Fragen einfach offen geblieben sind, wo ich nicht so einfach rangekommen bin mit so einem strukturierten Fragebogen. Und deswegen möchte ich jetzt eben dieses Gespräch mit dir führen, einfach auch um nochmal zu wissen, wie ist so deine ganz persönliche Sichtweise und was sind deine ganz persönlichen Erfahrungen und wie siehst du das so für dich, dieses Problem der Diskriminierung. Und vielleicht erstmal so zum Einstieg, ein bisschen zum warm werden, wie lange lebst du denn jetzt schon offen lesbisch? 5 10

Jutta: Ach du liebe Zeit, da müsste ich mal nachrechnen... So knapp 20 Jahre, 18, 19 Jahre ungefähr. So was, war halt auch ein Prozess, aber offen im Sinne, ich habe nie versteckt gelebt, also es war eigentlich von Anfang an für mich klar, also wenn dann richtig. Aber es war ein Prozess, also ich war da auch schon eben Ende 20. Das fing sicher früher an, aber bis das dann so klar war, das ist jetzt meins, hat ein bisschen gedauert. 15

Interviewerin: Und jetzt bist du 46? 20

Jutta: Jetzt bin ich 46, ja.

Interviewerin: Und wenn du so zurückdenkst, du hast ja sicherlich jetzt auch schon viele Erfahrungen gemacht, was sind denn so die größten Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen? 25

Jutta: Ganz generell jetzt?

Interviewerin: Ja. 30

Jutta: Weil da würde ich sagen, damals hatte ich kaum Schwierigkeiten als Studentin, und ich habe mich schon vor dem Coming Out viel in der Lesbenszene getummelt, das war irgendwie, das war kein Problem. Je mehr ich jetzt vor allen Dingen berufsmäßig in die sogenannte Normalgesellschaft reinkomme, das, ja, was heißt schwierig... Ich sehe es manchmal als ein Problem an, dass die Leute immer sagen, es gibt doch heute keine Probleme mehr. Weil ist doch alles gar kein Problem, und wenn ich mich diskriminiert fühle, ist es immer mein Problem und nicht das der anderen. Ich würde sagen, die 35

40 Diskriminierung ist subtiler. Oder Ausgrenzung. Mein Hauptproblem ist, dass ich meistens das Gefühl habe, ich komme nicht vor als Lesbe. Wenn ich mir kein Schild um den Hals hänge, wo fett drauf steht, und wahrscheinlich selbst dann würden die meisten das noch ignorieren. Selbst bei Leuten, die es wissen. Also erstmal geht niemand davon aus, ich gehe, wenn ich nichts sage, dann eben in der Regel als Single-Hetera durch, wenn ich es nicht direkt sage, also es wird immer gar nicht mitgedacht. Und dann selbst
45 wenn sie es wissen, ignorieren das viele Leute, d.h. sie ziehen meine Lebensperspektive oder meine Lebenssituation überhaupt nicht mit ein.

Interviewerin: Und was heißt das konkret?

50 Jutta: Ja konkret, ich habe schon mal geguckt nach Beispielen. Zum Beispiel meine Chefin, die weiß das, ich habe mich ihr gegenüber mal direkt geoutet, wobei ich immer auf der Arbeit auch mal ein bisschen was erzähle, aber das fällt irgendwie immer in so ein Nichts, sage ich mal. Die Kolleginnen, die ein bisschen ähnlich leben wie ich, sprich also nicht unbedingt verheiratet mit Kindern, die schnallen das einfach eher und gehen
55 da auch mit um. Und ich hatte mit meiner Chefin so ein Erlebnis, vor ein paar Jahren hatte ich eine sehr heftige Trennung von meiner langjährigen Partnerin, und da ging es mir ganz, ganz mies. Und meine Chefin fragte mich mal, wie es mir geht, und dann habe ich das erzählt. Ich habe nur gesagt, „Mir geht es schlecht, ich habe eine Trennung von meiner langjährigen Partnerin“, da habe ich es also auch ganz deutlich gemacht. Und
60 daraufhin wurde ich nie wieder gefragt, wie es mir geht, es wurde nie wieder Bezug darauf genommen, und meine Chefin tut das sonst bei anderen. Also, ich weiß so, unsere neue Sekretärin, da wusste sie schon nach drei Monaten, dass die einen neuen Freund hat und wie das ist, und dann wird auch immer nachgefragt und „Wie geht es denn?“ und „Wie ist es denn?“ Und das sind so die Sachen, die ich so merke und was ich damals
65 schon hart fand, weil mir ging es dann nach einem halben Jahr sogar so schlecht, dass ich richtig lange krankgeschrieben war auch so, das hat sich richtig zugespitzt. Weil ich eben auf der Arbeit auch nicht so richtig leistungsfähig war, dann gab es noch Druck da. Und da denke ich mal, auch hinterher hat sie nie wieder gefragt, 'Wie ist es denn jetzt?' oder 'Haben Sie es verdaut?' oder irgendwas, was sie eben sonst bei anderen tut. Im
70 Vergleich wird es mir so deutlich, und auch jetzt, auch eine Kollegin, und ich habe da auch extra nochmal was fallen gelassen, ist jetzt auch schon eine Weile her, wo ich gesagt habe, „Hach, ich habe mich verliebt, ich weiß nicht was da ist“, und die Kollegin, die wusste genau wovon ich spreche, aber nichts, keine Nachfrage, nichts, also keine Einladung, was zu erzählen. Ich hätte gerne erzählt, irgendwas, wo ganz klar war, nee,
75 so genau will sie es nicht wissen. Und so habe ich auch auf der Arbeit das Dilemma, irgendwie denke ich, leb ich offen, aber ich würde mal sagen, die Hälfte würde im

Traum nicht drauf kommen, dass ich eine Lesbe bin, das ist so verrückt. Ich weiß gar nicht, was die denken, ich habe auch keine Lust, das immer zu sagen. Und das sind Sachen, wo ich merke, das beeinträchtigt schon auch meine Lebensqualität, ich habe manchmal gar kein Gesprächsthema da. Oder muss dann immer mitdenken, wenn ich so vom Urlaub erzähle; die anderen sagen immer „Wir waren da und da“, und dann wissen immer alle, wer gemeint ist. Und wenn ich sage, „Wir waren“, selbst wenn ich Namen nenne, dann fällt das so auf keinen Boden, da ist so keine Nachfrage oder, ja, kein Nachempfinden. Oder eben mit meiner Chefin und mit einer Kollegin, da habe ich das Gefühl, die haben ganz direkt auch so 'Wollen wir nicht wissen' signalisiert. Das war eigentlich das erste Mal, wo ich das so erlebt habe, und wo ich auch dann so ins Nachdenken kam plötzlich, wie gehe ich denn hier eigentlich damit um. Nach wie vor, ich verstecke mich nicht, aber nach wie vor habe ich auch nicht dafür gesorgt, dass es alle jetzt wirklich wissen. Und das ist immer so das Ding, wo man sich dann immer wieder nochmal Gedanken macht. Und in der Familie ist das eigentlich ähnlich gewesen, da hab ich das Gefühl, ich muß dafür oder hab dafür gearbeitet, dass das anerkannt wird. Meine Familie ist sehr liberal so, es gibt ja keine Probleme, so erklärtermaßen nicht. Aber wo ich dann gemerkt habe, meine Freundin wurde zunächst dann auch erstmal nicht explizit mit eingeladen, und ich habe meinen Vater mal darauf angesprochen, da sagt er, „Du kannst doch immer jemanden mitbringen.“ Wo ich so dachte, ja toll, ich kann immer jemanden mitbringen, ich wollte aber, dass sie eingeladen wird. Und da wurde es auch nochmal sehr deutlich, als mein Bruder eine neue Freundin hatte, da war ich mit meiner Freundin schon fünf Jahre zusammen, das wussten meine Eltern auch, das war auch klar, sie war auch mal mit, aber es wurde nie auch so nachgefragt. Und dann hatte mein Bruder eine neue Freundin, zwei, drei Monate, und alle, „Oh, Jörg hat eine neue Freundin, und die ist so nett und so toll und wunderbar, und die kommt gleich mit.“ Die ist auch von ihrem Typ her extrovertierter, also man kann das immer noch so durchgehen lassen wie 'Die ist ja auch anders als meine Freundin', aber es war trotzdem sehr deutlich, dieser Unterschied, wie drüber gesprochen wurde, und wie auch sofort Freunde von meinen Eltern Bescheid wussten, dass mein Bruder jetzt eine neue Freundin hat – dass ich eine Freundin habe, wussten die nicht.

Interviewerin: Das heißt, es ist so ein bisschen, habe ich jetzt so den Eindruck, wenn du das so erzählst, wie mit der Kollegin und mit deiner Chefin, dass also die Ausgrenzung dadurch stattfindet, nicht dass irgendwas Böses gesagt wird, sondern dass eben gerade geschwiegen wird darüber, dass die von sich aus kein Interesse zeigen. Nicht so, wie sie es bei einer heterosexuellen Frau oder einem Mann machen würden.

Jutta: Genau, so dieser normale, sage ich mal, übliche Umgang fehlt. Ich denke, das ist
 115 Verunsicherung, das ist nicht mal böse gemeint, aber es ist eben Verunsicherung, und die
 bleiben dann stecken da drin in diesem Nichtstun. Und in meiner Familie, mit meinen El-
 tern, habe ich richtig dran gearbeitet, ich habe versucht, gerade bei meinem Vater, es zu
 thematisieren. Er hat darauf bestanden, dass er kein Problem hat, und dann habe ich ge-
 dacht, 'Ok, ok, du hast kein Problem, jetzt kriegst du es.' Und dann habe ich einfach sehr
 120 dafür gesorgt, dass es immer präsent ist, ich habe immer wieder darüber gesprochen
 und erzählt und so weiter. Meine Freundin mitgeschleift, obwohl sie nicht wollte, damit
 sie einfach präsenter ist, und dadurch hat sich das auch ein bisschen wirklich auch nor-
 malisiert. Also das ist, war meine langjährige Partnerschaft, wo ich denke so, das wurde
 auch anders, das hat sich auch verändert, und jetzt vor zwei Jahren hatte ich eine neue
 125 Freundin, die habe ich dann auch präsentiert, und da war es auch schon anders, das
 habe ich schon gemerkt, die haben schon mal eher nachgefragt dann auch. Aber das war
 wirklich auch eine lange Zeit und hart, und ich habe gerade meinen Vater sehr konfron-
 tiert, und da kamen auch echt so Sprüche von „Ihr nehmt euch so wichtig“ und „Ihr
 wollt ja bloß was Besonderes sein“ und „Wir behandeln euch doch ganz normal“, also
 130 das, ja, war schon ein bisschen hart, fand ich. Weil er wollte es nicht wissen, er wollte es
 einfach nicht wissen. Ich halte ihm zugute, dass er eben sich dann auch angestrengt hat
 und das auch normaler geworden ist. Also er auch lockerer ist im direkten Umgang, am
 Anfang war er sehr verklemmt, angestrengt so. Aber immerhin hat er das gemacht, da
 hat sich was verändert, denke ich mal. Ja, gut, immerhin, aber sonst das ist eigentlich so
 135 durchgängig das, wo ich am meisten mit zu schaffen habe, so dieses Nicht-
 Wahrgenommen-Werden. Es ist überall, das sind so Kleinigkeiten. So, beim Tierarzt, ne,
 mein Kater hat Verhaltensstörungen, dann habe ich was von neuer Partnerschaft gesagt,
 dann sagte er gleich, „Ja, Ihr neuer Partner“, da muss ich dann korrigieren oder auch
 nicht. Aber ich muss mich jedes Mal entscheiden. Ich will es dann auch nicht so stehen
 140 lassen, man könnte ja sagen, ist egal, oft lasse ich es auch so stehen, aber es ist eben
 jedes Mal ein Ding, wo ich merke so, da komme ich nicht so vor, einfach in dem
 Gedankengebäude der Leute komme ich als Frau, die mit Frauen lebt, nicht vor.

Interviewerin: Was wäre dir lieber gewesen in der Situation?

145

Jutta: Mit dem Tierarzt jetzt?

Interviewerin: Ja.

150 Jutta: Er hätte ja nachfragen können, 'Partner oder Partnerin' hätte er sagen können, so
 einfach so, normal. Irgendwo habe ich das mal erlebt, ich weiß leider nicht mehr wo, da

fand ich das nämlich so angenehm, dass jemand zumindest die Möglichkeit mit in Betracht gezogen hat und das auch geäußert hat, ich weiß nicht mehr, wo das war. Aber da ist mir das auch nochmal aufgefallen, wie entlastend das ist, wenn ich das Gefühl habe, ja, ich bin da mit gemeint, oder ich komme drin vor. 155

Interviewerin: Da denkt jemand an mich und an meine Lebensrealität.

Jutta: Ja, nicht nur an mich, sondern einfach dass es auch andere Lebensrealitäten gibt als die eigene und die der Mehrheitsgesellschaft, das reicht mir ja schon. Also das fällt mir auch auf, wenn es da um Migranten geht oder eben andere Minderheiten, da fällt mir das denn schon auch auf. Wenn da so gar nicht mitgedacht wird, dass es eben auch andere Lebensweisen gibt, und dann auch mit Lesben und Schwulen habe ich das Gefühl, dass die meisten davon ausgehen, 'Ja, jetzt dürfen sie ja heiraten, jetzt ist alles gut.' Und wenn dann welche zusammen leben und nicht heiraten wollen, dann sind sie ja selber Schuld, so ungefähr, wenn sie ausgegrenzt werden, denn es gibt ja auch da dann nochmal wieder Vielfalt und Unterschiede, es sind ja nicht alle Lesben und Schwule gleich, um Himmels Willen. Und da musste ich auch selber für mich dran arbeiten, dass mir das dann nicht peinlich war, wenn sich welche so verhalten haben, wie ich es blöd finde. 160 165 170

Interviewerin: Also andere Lesben und Schwule?

Jutta: Ja, und also ich finde, es gibt eine ganze Reihe, die ich ziemlich peinlich finde, aber es gibt viele Leute, die anders leben als ich. Und nur bei den Lesben speziell, also mit Schwulen habe ich mich nie so befasst, aber da hatte ich so früher dann schon Probleme, weil ich dachte, ich werde damit identifiziert. Werde ich ja auch, aber ich musste mich erstmal davon freischwimmen und sagen, das hat mit mir nicht viel zu tun, so eine, weiß ich nicht, bestimmte Szene oder so. Oder bei den Schwulen dann halt auch diese Macho- und Uniformgeschichten und so, da habe ich nichts mit tun, da will ich nichts mit zu tun haben, und das hat auch mit mir nichts zu tun. Und das sind halt andere, und trotzdem, sage ich mal, trete ich für ein gleichberechtigtes Leben aller Lebensformen ein. 175 180

Interviewerin: Ist das dann auch so eine Angst, von anderen so in die selbe Schublade gesteckt zu werden? 185

Jutta: Ja, das ist das. Ja.

190 Interviewerin: Daß die, wenn die dann hören, du bist lesbisch, so 'Ach ja', und da werden dann gleich bestimmte Bilder wach?

Jutta: 'Das sind die', ja. Das war ja früher noch extremer, daß man da meinte, da gibt es dann immer eine Männer- und eine Frauenseite, und die Rollen sind dann klar, und wo gehörs du denn hin. Also ich vermeide auch wie der Teufel das Weihwasser irgendwie
195 solche Sachen, die nur entfernt in solche Rollenklischees gehen, das finde ich ganz furchtbar. Ja, das ist nicht so, weil das ist schon immer noch da auch, nicht mehr so stark, also dass gedacht wird, 'Welche Rolle haste denn, gehst du eher in die eine oder in die andere?' oder 'Wer führt denn beim Tanzen?'

200 Interviewerin: Dass man dann doch wieder versucht, diese heterosexuelle Norm irgendwie so auf die homosexuelle Partnerschaft zu übertragen.

Jutta: Genau, ich habe den Eindruck, dann kommen die Leute auch besser mit klar, das ist leichter. Denn es gibt bei den Heteros jetzt ja auch mehr Leute, mehr Partnerschaften, die da raus wollen aus diesen Rollenklischees, aber es existiert eben noch sehr
205 stark. Ich merke auch genau, ich habe Standardtanz eine Weile gemacht, und wenn das welche hören, also die sich da nicht mit beschäftigen, die fragen dann, also ist ja schon gut, wenn sie fragen, und du merkst dann immer erstmal die Fragezeichen im Gesicht, 'Wie kann das denn gehen?' Und wenn sie ein bisschen locker sind, fragen sie auch mal
210 nach. Und das habe ich auch bei meinem Vater und seiner Frau gemerkt, die waren erstmal, 'Hä?', die konnten sich glaube ich nicht vorstellen, dass ich mit einem Mann tanze, und dann, „Ähem, ja, äh, wie und wo denn?“ und „Wo geht das denn?“ Immerhin ich war ja schon froh, dass die Frage kam. Dann haben sie sich glaube ich nicht getraut zu fragen, 'Wer ist denn der Mann?', aber es stand eigentlich so fast im Raum, 'Wer ist
215 denn der Mann?' Und dann habe ich das mal erklärt, dass wir dann auch von Führenden und Folgenden sprechen. Ich weiß von anderen, die auch in gemischten Tanzclubs tanzen, dass dann wirklich dann auch konsequent von 'der Mann' geredet wird, auch wenn da ein Frauenpaar tanzt. 'Der Mann muss jetzt das tanzen, die Frau tanzt das.' Das halten die durch, das fällt denen auch nicht auf. Das sind so Sachen, wo ich merke, ja,
220 beim Tanzen ist es noch extremer, da gibt es wirklich auch Clubs, die gleichgeschlechtliche Paare ausgrenzen, das habe ich wirklich, nicht selbst erlebt, aber ich weiß von Paaren, denen das passiert ist, die wirklich rausgeschmissen wurden da. Wo man immer denkt, das gibt es heute nicht mehr, aber das gibt es noch. Und ich muss selber, ich kann jetzt sogar wirklich noch eine Geschichte erzählen, wo ich mich wirklich
225 heftigst diskriminiert gefühlt habe, was zur Zeit, wo wir den Fragebogen gemacht haben, eigentlich nicht war, also da habe ich glaube ich gesagt, direkt habe ich das nie

erlebt. Und ich habe das jetzt mit einer langjährigen Freundin erlebt, das war echt der Hammer, mit der ich letztes Jahr zusammen in Urlaub war. Wir kennen uns jetzt 20 Jahre, die kennt mich noch aus meiner Heterozeit, aber so in der Übergangszeit, wir sehen uns nicht oft, weil die in Frankreich lebt, aber als wir in Urlaub waren, da hatte sie plötzlich ein Problem damit, dass ich eine Lesbe bin. Und da war ich schon ziemlich geplättet, wo auch nochmal rauskam, dass sie sich nie so wirklich damit auseinandergesetzt hat. Also sie wusste es immer, sie kannte auch meine Freundinnen, so und der Auslöser war, sie hat da irgendwie so ein bisschen rumgeflirtet mit irgend so einem Kerl, und der hat sie wohl gefragt, ob wir ein Paar sind. Was ich erstaunlich finde, weil die meisten Leute kommen da erstmal nicht drauf, wie auch immer er darauf kam. Und da ging bei ihr die Post ab. Das hat sie mir leider nicht sofort erzählt, sondern sie hat sich viel Gedanken gemacht und warf mir dann irgendwie plötzlich vor, ich hätte so eine männliche Ausstrahlung, und ich wär so männerfeindlich, weil ich den Taxifahrer angemacht hätte, also es waren so mehrere so Sachen, wo ich erstmal dachte, ich glaube es nicht, was hier abläuft. Ach ja, genau, und ich habe kurze graue Haare und das haben nur Lesben und ich so, „Hä?“ Also ich meine, erstens, selbst wenn, und was ist denn das für eine Aussage? Also wo ihr offenbar dann auch, wo sie Stress damit hatte, mit einer Frau durch die Gegend zu laufen, die scheinbar für andere Leute auch als Lesbe kenntlich ist. Ja. Und das hat mir ziemlich zugesetzt, weil das wirklich eine langjährige Freundin war.

Interviewerin: Das hast du von ihr gar nicht erwartet, dass sie so auf dich reagiert?

Jutta: Nee. Sagen wir mal so, mir war klar, dass sie sich nicht wirklich damit auseinandergesetzt hat, das war mir auch vorher klar. Dass die mal so kleinere Klöpper bringt, damit habe ich auch gerechnet. Zum Beispiel, das fing an, hatten wir gleich Stress am ersten Tag, da war so ein Kellner, der war so ein bisschen affektiert, und sie: „Ey, das ist bestimmt ein Schwuler!“ Und dann habe ich nur gesagt, „Ja, gut, kann sein, kann auch nicht sein, weiß man nicht.“ Also so diese Klischees, die gehen mir dann auf den Keks. Wahrscheinlich war es ein Schwuler, habe ich auch gedacht, aber es ist doch egal so, es kann ein Schwuler sein oder nicht, das ist doch nicht gleich so eine Sensation, nur weil er so ein bisschen tuntig war halt, oder affektiert nenne ich das mal. Ja Gott, dann haben wir uns schon in so eine Auseinandersetzung begeben und ja... Also sie war auf Männerfang, sage ich mal, und hatte offenbar das Gefühl, durch mich werden ihre Erfolgsquoten da geschmälert, weil sie eventuell, also sie hatte richtig Panik, für eine Lesbe gehalten zu werden. Wobei ich von außen sagen würde, das passiert ihr bestimmt nicht so schnell, so wie sie sich auch benimmt, und da habe ich aber erstmal gemerkt, was das offenbar auch Schlimmes ist, ja, wenn jemand da so

265 einen Stress mit hat und haben kann. Dass das wirklich nicht angesagt ist. Und ich
nehme ihr nicht ab, wie sie da reagiert hat, dass es nur darum geht, dass sie halt
irgendwie als potentielle Partnerin da gesehen werden will. Also dazu war ihre Reaktion
zu heftig, und da hat sie mich auch einfach zu stark runter gemacht, sage ich mal. Sie
hat mir wirklich so alles mögliche vorgeworfen, wo ich auch das Gefühl hatte, das bin
270 ich als Person überhaupt nicht, das waren Klischees. Ich wär dominant, ach, was da alles
kam, ja, eben männliche Ausstrahlung kam immer, dabei haben wir noch zusammen
einen Rock für mich gekauft! Also auch so, wo du denkst, das ist absurd.

Interviewerin: Also so als meint sie dich gar nicht in der Situation sondern irgendwas
275 anderes?

Jutta: Sie hat mich als Person überhaupt nicht mehr gesehen, sondern nur dieses Kli-
schee 'Lesbe' sage ich mal. Gut und ich denke, was vielleicht dazu kommt, dazu bin ich
natürlich auch zu lange in anderen Kreisen, also ich denke ich reagiere wenig auf Män-
280 ner. Die sind mir relativ egal so, ich muss mich auch gar nicht abgrenzen, aber ich rea-
giere, auch wenn jemand irgendwie so, dieses Komplimente machen, also ich bin da in-
zwischen relativ gelassen, nehme das entgegen und sage, ja ok. Das ist glaube ich
anders als viele Heteras drauf reagieren. Das ist mir gar nicht so bewusst gewesen
vorher, da hat mich eine Freundin drauf aufmerksam gemacht. Und dass das unter
285 Umständen schon als Männerfeindlichkeit gilt.

Interviewerin: Also verstehe ich das jetzt richtig, so andere Situationen die vielleicht
eine Heterofrau als Einladung zum Flirt vielleicht auch verstehen würde, ich weiß nicht,
vielleicht so diese nonverbalen Sachen, vielleicht ein Blickkontakt oder ein Lächeln oder
290 sowas, das ist dann was wo du einfach nicht reagierst?

Jutta: Die nehme ich glaube ich oft gar nicht wahr, wenn sie überhaupt sind, ja ich sage
mal so dieses Kichern ist immer so. Also es gibt da wirklich Situationen, ein Raum voller
Frauen, ein Mann kommt rein und plötzlich benehmen die sich anders. Das ist ja einfach
295 wirklich ein Phänomen, die fangen an zu kichern oder rumzuschäkern oder was weiß
ich. Das tue ich einfach nicht. Genau, hatten wir letztens auch eine Fortbildung, oh Gott
war das schrecklich. Da hatten wir, es waren glaube ich nur Frauen aus unserer Firma,
und ein Mann der die Schulung gemacht hat. Und der hat immer so furchtbare Witze
gerissen. Ich habe einfach gar nichts gemacht, aber das macht man normal nicht.
300 Sondern die Frauen, auch meine Chefin, die haben dann pro forma immer gelacht und
gekichert und ich denke mal, dass ich da als sehr unhöflich oft galt, vielleicht sogar
männerfeindlich, ich habe es einfach nicht getan, weil ich fand das doof. Ich habe noch

nicht mal gesagt dass ich es doof fand, ich habe einfach nichts gemacht. Ich glaube das sind so Sachen, wo du dann schnell mal in so eine Kiste kommst. Weil ich auch, gut ich habe eine ziemliche Schule an Feminismus hinter mir, weil ich mir, so etwas mache ich nicht, ich muss so jemanden nicht noch bestärken, wenn der da dummes Zeug macht in meinen Augen. Ich muss mich auch nicht mehr mit dem auseinandersetzen, das habe ich früher gemacht. Da in die Auseinandersetzung zu gehen, muss ich nicht, aber ich muss auch nicht noch Verstärkungssignale senden. Und so tja in der Urlaubssituation, weiß ich nicht, ich finde schon, dass ich mich auch so normal freundlich verhalten habe, aber ich bin auf überhaupt nichts weiter eingestiegen. Oder diese Situation mit dem Taxifahrer, ich habe es auch nicht jetzt versucht irgendwie charmant und sonst wie zu lösen, ich habe einfach gesagt das und das will ich und da will ich jetzt hingefahren werden, Ende der Diskussion so. Das habe ich noch nicht einmal gesagt, aber so habe ich mich verhalten, ich will nicht woanders hin. Und ich nehme an, aber das sind jetzt alles Vermutungen, dass das so Sachen waren wo ich dann eben vielleicht doch so ein bisschen anders durch die Welt gehe. Oder ich habe auch gesagt, das war vielleicht ein bisschen unklug, wir waren in Griechenland und dass ich gesagt habe ich bin ganz froh, dass ich in dem Alter bin wo wenig Anmache läuft von Männern, das fand ich früher anstrengend. Na ja und S. war ja eher in der Position, dass sie damit ein Problem hatte, dass weniger Anmache läuft und so. Aber das war eine ganz ganz harte Erfahrung, das ist auch noch nicht ausgestanden. Also bzw. ich denke mal die Freundschaft ist jetzt auch beendet, das ist nichts, also weil sie auch überhaupt nicht kapiert was da gelaufen ist so. Und was mir schon ziemlich zugesetzt hat und wo mir glaube ich auch nochmal deutlich geworden ist, was so auch denke ich mal gesellschaftlich doch im Umlauf ist an Klischees, an Ausgrenzung. Haben ja alle kein Problem, S. hätte auch nie ein Problem mit mir, aber dann in der konkreten Situation offenbar ja wohl doch. Ja, das war echt eine heftige Erfahrung, fand ich.

Interviewerin: So enttäuscht zu werden von so einer langjährigen Freundin? 330

Jutta: Ja enttäuscht, ja natürlich bin ich enttäuscht, dass die solche Sachen im Kopf hat, das ist glaube ich die Enttäuschung auch.

Interviewerin: Dass die dich nicht sieht in der Situation sondern ihre Klischees? 335

Jutta: Ja, und auch offenbar nicht in der Lage ist das zu hinterfragen. Und ich dachte, das hätte sie im Laufe der Jahre ja mal getan, weil sie mich ja auch mitgekriegt hat, auch mit meinen Beziehungen, und ich weiß um ihre Dramen, bei ihr klappt es ja immer nicht mit den Männern, also und sie weiß auch um meine Geschichten so. Aber ich hatte 340

das Gefühl, so bestimmte Kanäle, Empfangskanäle, sind offenbar nicht offen gewesen bei ihr, dass sie Sachen dann auch nicht mitgekriegt hat. Oder dass ich mich auch diskriminiert fühle, ich hab nun jahrelang in einer überwiegenden Frauenwelt gelebt, also meine Hauptbezugspersonen sind Frauen. Und dass das dann als Mangel
345 empfunden wird oder bezeichnet wird oder als Ausgrenzung von Männern. Meine Güte, ich habe mit vielen Leuten nichts zu tun, ich habe auch mit Behinderten nichts zu tun, keiner würde sagen, ich bin behindertenfeindlich. Also ich gehe ja mit denen um, und ich habe ja in meinem Alltag ständig auch mit denen zu, aber in meinem Freundinnenkreis sind es eben fast nur Frauen so, und was ich auch in der Szene, wo
350 ich mich lange bewegt habe, das sind eben Frauen, und das ist für mich auch eine Erleichterung, ich fühle mich da einfach mehr zu Hause und eben auch mehr gesehen mit meiner Lebensweise. Und dass das dann eben als so minderwertig, sage ich mal, bezeichnet oder betrachtet wird, das finde ich schon auch diskriminierend, nicht als einfach eine Art zu leben, eine Lebensform so. Weil der Witz ist, wenn ich drüber
355 nachdenke, ist es bei der S. auch nicht anders, die hat auch nur Freundinnen, das ist eigentlich auch so. Aber irgendwie, naja gut, die reden dann natürlich auch mehr über Männer, was ich dann einfach nicht tue, das ist vielleicht der Unterschied, ich weiß es nicht. Aber das war wirklich so die einzige Sache, wo ich sagen würde, das war schon richtig heftige, offene Ausgrenzung auch, da habe ich mich sehr mit meinem Sein sehr
360 runter gemacht gefühlt. Sonst eigentlich wenig, wobei ich nicht so wirklich wissen möchte, was meine Chefin wirklich denkt. Das wird sie aber auch nie so direkt sagen, das ist dann ja auch schon ok so. Aber ich wüsste bei ihr eben nicht, wenn mal echt so ein Vorwurf kommt, wenn es richtig um eine Konfrontation geht, ob sie dann voll hinter mir steht. Also wenn da sowas kommt, also ich hatte mit einem Teilnehmer eine
365 Auseinandersetzung, der aus meinem Kurs raus ging, und ich habe eine Meldung ans Arbeitsamt gemacht, woraufhin er eine Sperre kriegen sollte oder auch gekriegt hat. Und der lief dann richtig auf und hat mir Männerfeindlichkeit vorgeworfen und noch alles mögliche sonst, das war alles an den Haaren herbeigezogen, also es war eigentlich eine ziemlich klare Sache, dass er Mist gebaut hat, ich habe ihn auch nicht denunziert,
370 er wusste das, wenn er das macht, wenn er unentschuldigt fehlt, geht eine Meldung raus, da kann ich auch nichts anderes machen. Aber er kam dann damit und redete was von Dienstaufsichtsbeschwerde usw., es ist dann im Sande verlaufen. Aber ich weiß nicht, wenn da wirklich noch mehr Wind gemacht worden wäre, was dann passiert wäre. Da war mir auch schon ein bisschen mulmig, als dieses Wort Männerfeindlichkeit fiel.
375 Ich weiß nicht, was dann passiert wär. Also sie hätte pro forma schon noch hinter mir gestanden, das muss sie einfach auch tun, denke ich mal, aber es hätte sein können, dass sie mich hinterher beiseite nimmt und sagt, 'So, Frau Schneider, was haben Sie denn da eigentlich gemacht?' Das würde mich nicht wundern.

Interviewerin: Dass sie das dann in Zusammenhang bringt damit, dass sie weiß, dass du lesbisch bist, und sagt, 'Ach, das ist ja nur, weil sie lesbisch ist, dass sie jetzt so männerfeindlich ist', oder... 380

Jutta: Ja, dass einer das schneller unterstellt wird. Also ich denke, wenn das Gleiche einer Kollegin passiert, die mit einem Mann zusammen lebt, dann würden die sagen, 'Männerfeindlich, hä? Was ist das denn für ein komischer Vorwurf?' Also da bin ich mir relativ sicher. Und bei mir würden sie zumindest zweimal drüber nachdenken, ob das denn eigentlich sein kann, oder eben fragen. Allein dass sie fragen würden, 'Was hast du denn da gemacht?' und 'Bist du denn männerfeindlich?', das würden sie, glaube ich, bei einer Heterokollegin nicht mal fragen, nehme ich mal so an. 385

390

Interviewerin: Ist das denn wieder was, dass eher das Klischee gesehen wird als du?

Jutta: Ja, wahrscheinlich schon. Ich kann es natürlich nicht so genau sagen, wo ich mich vielleicht auch wirklich anders verhalte. Also was mir in meinen Kursen immer auffällt: Ich rede immer, ich bemühe mich immer, auch in der weiblichen Form zu reden, und das finden immer erstmal alle ganz komisch. Und ich habe mal einmal scherzeshalber gesagt, da war ein Mann und 14 Frauen, da habe ich gesagt, „Ich rede jetzt mal in der weiblichen Form, der Mann ist mit gemeint.“ So, da waren die völlig irritiert alle, und meistens sage ich dann die weibliche und die männliche Form, aber das fällt auf, und wenn ich die männliche Form mal nicht sage, das ist dann schnell Männer ausgrenzen, umgekehrt merkt das ja keiner. 395 400

Interviewerin: Ist das auch was, was dich stört, so dieses Sprachliche, dass man da oft die Frauen nicht so sieht oder so?

405

Jutta: Es fällt mir auf, ich reg mich nicht mehr so drüber auf, aber ich merke selber, also das ist ja bei mir auch im Laufe der Jahre gekommen, dass ich da bewusster geworden bin. Und ich war eine Weile mal sehr konsequent im eigenen Sprachgebrauch, bin ich nicht mehr so, weil es einfach auch anstrengend ist, aber es fällt mir sehr auf. Und ich habe gerade jetzt auf der Arbeit, genau, machen wir Qualitätsmanagement, und dann haben die, und da gehört ja auch Gender-Mainstreaming zu, ich meine, das ist nun mal Standard heutzutage, und dann gab es aber so einen Vorschlag auch von diesem Unternehmensberater sogar, da steht so ein Satz jetzt wieder drin: 'Es wird alles in der männlichen Form beschrieben im Handbuch, die Frauen sind selbstverständlich mit gemeint.' Das war ja schon vor 20 Jahren so ein Standardsatz. Und dann dachte ich nur, nee, das kann nicht sein, nicht in heutigen Zeiten, also weil das heißt wieder, das Ganze ist nur 410 415

an Männer gewandt, also ich fühle mich nicht, ich komme nicht vor als Frau, das hat jetzt gar nichts mit Lesben zu tun. Das hat eher mit meinem feministischen Hintergrund zu tun. Und da habe ich z.B. wieder das Problem gehabt, ich habe das gesagt, meine
 420 Chefin hat das kurz abgebugelt, nach dem Motto 'Wir haben Wichtigeres zu tun, das machen wir nicht', und dann traue ich mich nicht weiter. Da glaube ich, würde ich mich als Hetera weiter trauen, weiter rumzubohren, und dann denke ich wieder, oh, das kommt gleich wieder auf die Lesbenschiene, und ich habe einfach zumindest Bedenken,
 425 auch nicht mehr so angesagt ist heutzutage.

Interviewerin: Also dass das immer in so einem anderen Licht gesehen wird, vor diesem Hintergrund, du bist lesbisch, und dann nimmt man sowas anders wahr als bei einer heterosexuellen Frau?

430

Jutta: Ja, das ist meine Befürchtung, ich kann es ja nicht wirklich überprüfen. Das steht dann so ein bisschen im Raum, ja kann schon sein. Also interessant fand ich es z.B. auch, ich habe ja mal überlegt, wie weit ich mich meinen Kolleginnen von der Verwaltung, mit denen habe ich schon mal immer zu tun, wie weit ich mich da nochmal
 435 richtig explizit oute, ob ich das tun soll oder nicht. Dann habe ich mit einer Kollegin drüber gesprochen, und die sagte, „Nee, das würde ich nicht tun an deiner Stelle, in F.“, und „Ach du liebe Zeit, lass mal.“ Und das hat mich eigentlich gewundert, weil ich meine, die kommt doch aus W. und so, ich habe das Gefühl, so die Frauen die aus den Städten kommen, die sagen eher immer, 'Wo ist das Problem?' Und dass die dann
 440 plötzlich sagte, „Nee, lass mal“, das hat mir echt zu denken gegeben. Also wo ich auch nicht weiß, was sie da jetzt wirklich, ob sie projiziert, ob das wirklich so ist, ich finde das nicht einschätzbar und ich hätte gerade bei den Verwaltungskolleginnen auch Bedenken, wenn es Stress gibt, dass das dann darauf geschoben wird. Und ich habe manchmal Stress mit denen. Also das sind blöde Zicken und ich bin in deren Augen sicher auch
 445 eine blöde Zicke, so also ab und zu haben wir mal Auseinandersetzungen, und ich finde die manchmal sehr kleingeistig, auch wie die z.B. mit Migrant*innen umgehen, da stehen mir manchmal die Haare zu Berge. Oder auch mit meiner Klientel, Sozialhilfeempfänger, wie die mit denen umgehen, also was da immer per se unterstellt wird, das finde ich schon haarsträubend. Und eigentlich müssen sie wissen, dass ich eine Lesbe bin, also
 450 ich habe da eigentlich oft genug von erzählt, ohne dieses Wort zu benutzen, also ich weiß es nicht, aber ich habe es dann auch nie wirklich durchgezogen. Ich hab dann immer auf eine Gelegenheit gewartet, die dann so nie kam, aber als die Kollegin das dann auch noch sagte, dachte ich, was ist das denn eigentlich, also dass die das dann auch noch so einschätzt. Aber sie hätte ja auch sagen können, 'Mach das, ich finde das

wichtig und ich unterstütze dich dabei.' Aber das hat sie ja nun gar nicht gesagt, 455
sondern eher so, „Ach nee, lass mal, da in der Kleinstadt.“ Meine Chefin könnte es ja
auch sagen, könnte ja sagen, 'Machen Sie das, und was auch immer ist, also ich will,
dass wir hier eine offene Atmosphäre haben.' Das tut sie aber nicht, da hat sie auch kein
Problembewusstsein, überhaupt nicht. Also in verschiedener Hinsicht, finde ich, ist sie
sehr eng. Obwohl sie nach außen wie so eine moderne offene Frau wirkt, aber alles, was 460
ein bisschen anders ist, sage ich mal, als was weiß ich, heiraten, Kinder haben,
Einfamilienhaus im Vorort oder so, das ist ihr fremd, das merkt man auch. Und das
macht mir nicht gerade Mut, sage ich mal, anders damit umzugehen, Vielfalt auch zu
leben. Ich meine, das ist bei anderen Kolleginnen auch so, z.B. eine ist alleinerziehend,
das ist nicht ganz so krass, weil die hat wenigstens eine Tochter, die im gleichen Alter ist 465
wie die Tochter der Chefin. Aber die merkt auch schon an ein paar Punkten, dass sie
auch nicht so richtig vorkommt als Alleinerziehende und eben auch eher
unkonventioneller lebend, da geht es dann schon weiter. Tja, das sind so die Sachen.
(Pause) Manchmal gibt es auch so Sachen, ich meine, das ist lustig, aber das nervt auch
manchmal. Dass da so bestimmte Themen dann aufkommen, z.B. hier in der 470
Nachbarschaft, nebenan wohnt noch eine Lesbe, da bin ich sehr froh drum. Wir haben
hier eine ganz gute Nachbarinnenschaft, sind alles Frauen witzigerweise, hat sich so er-
geben, und dann saßen wir zusammen und irgendwie ging es um die Katzen, dass die
sich anfreunden, und dann ging es gleich wieder so um Paarbildung, und dann sagte ir-
gendwer irgendwie, „Naja, wer weiß denn, ob die überhaupt hetero sind, vielleicht sind 475
es ja -“, und dann sagte eine, „Können Katzen denn schwul sein?“ Da war ich so froh,
dass meine Nachbarin so ganz trocken sagte, „Nee, Katzen können höchstens lesbisch
sein, Kater können schwul sein.“ Das fand ich so gut, weil ich dachte, was ist das denn
hier für ein absurdes Thema. Also sowohl erstmal die Geschichte, dass sich da gleich 480
Heteropaare, auch bei Katzen, bilden müssen, als auch die Sache, ich denke das war
dann nur in unserem Beisein, dass da plötzlich so eine komische Frage dann aufkam, wo
ich nur dachte, oh alleine hätte ich die Krise gekriegt. Da wir zu zweit waren und ich die
alle mag, die dabei waren, haben wir uns dann einfach drüber lustig gemacht und haben
da irgendwie noch einen draufgesetzt. Aber das ist so die alltägliche Ignoranz würde ich
sagen. 485

Interviewerin: Was war jetzt da so das Nervige dran für dich?

Jutta: Ja, dass es überhaupt so auf diese komische Frage kam, sind jetzt Katzen lesbisch,
schwul oder hetero oder was eigentlich. Ich denke, das hatte mit uns zu tun, dass es 490
überhaupt auf den Tisch kam. Ja, muss man sich nicht drüber aufregen, ich bin da viel-
leicht dann auch ein bisschen empfindlich, weiß man nicht so genau. Mir fällt oft immer

auf, wenn was anders ist, dass es eben ansonsten nicht normal ist oder belastender ist. Zum Beispiel mit einer Nachbarin, hier ist eine Nachbarin, die sich wirklich auch explizit
 495 darauf bezieht, dass ich eine Lesbe bin, die hat das nämlich mitgekriegt, sehr früh, dass ich eine neue Freundin hatte, das wusste noch niemand, und sie sagte, „Hör mal, ich habe da jetzt zweimal eine bei dir gesehen, ist das deine Neue?“ Und das fand ich richtig toll, wo ich dachte, ja, sonst fragt mich da niemand nach. Und hätte ja auch nicht sein können, aber dass sie eben fragt, sie will das wissen, und die anderen, die warten
 500 dann eher, so bis ich dann sage, „Übrigens, ich habe eine neue Freundin.“ So, und ich denke, wenn das ein Mann wäre, auch eher geguckt wird und schneller gefragt wird so ne.

Interviewerin: Das ist wieder so dieses, dass du dich nicht wahrgenommen fühlst, dich
 505 nicht gleichbehandelt fühlst wie wenn das jetzt ein Mann wäre, der hier dich besucht, oder ich weiß nicht, wie erklärst du dir das? Könnte ja auch einfach sein, dass man sich nicht so traut vielleicht, kann ich die das jetzt auch fragen.

Jutta: Ja aber genau das ist es, diese Unsicherheit, die die anderen haben, die ist
 510 anstrengend für mich, so kann ich es vielleicht benennen. Das ist nichts Schlimmes, da kann ich auch mit leben, da lebe ich auch mit, also so, aber es ist ein Stück anstrengender. Also ich wüsste genau, wenn ich jetzt einen neuen Freund hätte, dann würden sich alle freuen mit mir, ganz schnell, und sagen, „Oh wie toll“, und so. Mit einer neuen Freundin, das dauert erstmal länger, bis sie es wissen, gut, und dann freuen sie
 515 sich auch irgendwie, aber es ist schon noch anders, man merkt schon den Unterschied. Denke ich schon, doch das ist so... Wir haben jetzt einen stehenden Ausdruck, ich war letztens mit Freundinnen unterwegs, die sind dann gefragt worden, ob sie Schwestern sind, die sehen sich überhaupt nicht ähnlich, das habe ich schon ein paarmal gehört, dass ein Frauenpaar von Leuten gefragt wird, ob sie Schwestern sind. Ich erklär mir das
 520 so, dass wahrscheinlich die Vertrautheit da irgendwie eine Rolle spielt, aber die werden nicht gefragt, 'Seid ihr ein Paar?' sondern 'Seid ihr Schwestern?' Das fand ich auch lustig, und die sehen sich überhaupt nicht ähnlich, aber die sind halt sehr lange zusammen und schon sehr aufeinander eingespielt. Ich nehme an, das ist sowas. Ich denke, es ist einfach ein bisschen anstrengender zu leben, man muss sich immer
 525 erklären und immer nochmal, du kriegst halt wenig gesellschaftliche Unterstützung auch für deine Lebensweise. Das habe ich bei meinem Bruder damals so wahrgenommen, dass der von allen Seiten Beifall gekriegt hat, als er endlich mal eine tolle Freundin hatte. Und dann auch, ich denke auch letzten Endes auch für die Beziehung spielt das eine Rolle. Ja, z.B. hier meine Freundin mit der das jetzt nicht, ich
 530 war 1 1/2 Jahre mit ihr zusammen jetzt nur, da war das z.B. so, dass ihre Eltern, die

waren zwar soweit ok zu mir, aber die haben überhaupt nichts getan um mich irgendwie zu integrieren, was sie denke ich bei einem potentiellen Schwiegersohn eher gemacht hätten. Also dieses mal einladen, mal nachfragen, so, die ist selbständig und kann eigentlich nur weg, wenn ihr Vater sie mal vertritt, dass da mal ein Angebot kommt, 'Hier, fahr mal mit deiner Freundin weg', oder irgend so etwas, nichts, da war nichts. 535
 Und das fand ich dann schon auffällig, weil das ist inzwischen bei meiner Familie anders, da kommt eher, „Jetzt kommt doch mal vorbei und wir wollen uns auch mal kennenlernen“, das kommt inzwischen schon, nach Jahren der Arbeit.

Interviewerin: Also das war dann eher so ein Mindestmaß an Freundlichkeit, was man dir entgegen gebracht hat, aber dann auch nichts darüber hinaus? Also das Kleinstmögliche? 540

Jutta: Ja, was man anderen Freundinnen, die da rumlaufen auch so entgegen bringt, also keine Unterstützung dafür, dass wir dann auch mal eine Partnerschaft leben können 545
 oder eine Akzeptanz. Zum Beispiel Weihnachten, da war eigentlich klar, ok, Tanja geht zu ihren Eltern. Tanja. Keine Frage, ob wir da zusammen dahin wollen, oder ob wir vielleicht zusammen woanders hinwollen, sondern das war so klar, da gehörte ich nicht hin, so ne. Würde sich vielleicht auch irgendwie aufbrechen lassen im Laufe der Jahre, wenn man es lange genug macht, aber das muss man dann auch eben tun so, das ist 550
 dann nicht von vornherein so.

Interviewerin: Und wie bist du mit sowas umgegangen, wenn solche Situationen passiert sind? 555

Jutta: Naja, ich brauchte ja auch erstmal eine Weile, um das überhaupt selber zu realisieren, dass es so ist, ich nehme das ja auch nicht sofort wahr. Also ich habe schon, wie geh ich damit um... Ich bin in dem Fall auch normal freundlich mit denen umgegangen, weil das sind nette Menschen, das ist okay. Also ich kenne schon Stories von anderen, die wirklich aktiv ausgegrenzt werden. Aber ich habe mich dann mit 560
 meiner Freundin auseinander gesetzt darüber, weil ich finde, dass sie sich da in meinen Augen ein bisschen wenig mit befasst und das alles ok findet. Ja, da spielt das auch in die Beziehung rein, wir hatten dann in der Beziehung eine Auseinandersetzung und zwar auch fortlaufend, wo ich auch gesagt habe, hier dein Vater der kann dich doch auch mal ein bisschen unterstützen, finde ich. Und da hatte ich sogar die These, dass die 565
 Eltern das sogar ganz gut finden, dass sie so angebunden ist und eben eine Frau weniger als Bedrohung sehen, also die nicht so nahe ran kommen lassen wollen. Sie ist noch sehr eng mit ihren Eltern, dann könnte sie sich ja vielleicht doch mal distanzieren.

570 Und so mit einem Schwiegersohn, denke ich, hätten die da, wär das anders. Und ja eine
Freundin kann man eher noch so sehen, naja das ist halt eine Freundin. Ja, aber das
stimmt, wo ich das sage fällt mir das auf, die Auseinandersetzung hat sich da im Grunde
in die Beziehung rein verlagert ein Stück, das habe ich vorher noch nie so gesehen. Ja,
ja.

575 Interviewerin: Und bei deinen eigenen Eltern sagtest du ja schon, dass du da selber sehr
daran gearbeitet hast, dass, ja, dass sich auch bei denen so das Verhalten und auch die
Wahrnehmung verändert, dass die einfach auch mal mehr auf dich zugehen oder dann
dich auch mehr sehen in deiner Lebensrealität.

580 Jutta: Ja, ja, schon mehr, genau. Die einzige, wo ich das Gefühl hatte, die es wirklich
sehr selbstverständlich gemacht hat, war meine Schwägerin, das habe ich auch sehr
genossen. Obwohl ich selbst da merke, aber ich erziehe die ja auch dann ein bisschen.
Die haben ja vier Kinder und was ich echt, das ist auch nochmal interessant, was ich
interessant finde, die kennen mich ja nun wirklich von Anfang an, die sind noch nicht so
585 alt, die sind jetzt so bis 10. Und die kennen mich auch mit Freundin und die haben, ich
weiß noch, einmal hat Sophie, meine Nichte, mich, uns mal küssen sehen und dann sagt
sie, oh die küssen sich ja, und da hat mein Bruder ganz gut reagiert. Also eigentlich
wissen die das, aber ich habe nochmal gemerkt, die wissen das nicht, die haben das
nicht geschnallt, weil ihnen es im Grunde niemand erklärt. Und jetzt habe ich das
590 Gefühl, jetzt muss ich da auch nochmal erklären, die Eltern tun es nicht, also die gehen
zwar völlig selbstverständlich mit mir als Lesbe um und mit meinen Freundinnen so,
aber so, dass es bei den Kindern ankommt, das tun sie eben auch nicht. Weil, letztens
hatte ich dann auch so, das sind ja immer so Kleinigkeiten, wo man das dann merkt, und
wo es aber gut wäre, wenn jemand reagiert. Also z.B. wenn die sagt, 'Ja die küssen sich
595 ja', nicht mal zu sagen, 'Ja, ist ja ok', sondern da zu sagen, 'Ja, die lieben sich auch, wie
wir auch.' Oder als dann mit meiner neuen Freundin, da habe ich selber dann ein
bisschen mehr erklärt, da habe ich gesagt, „Das ist meine neue Freundin, weißt du denn
was das ist?“ - „Ja ja, so wie ich und Sarah.“ Da habe ich gesagt, „Nee, nicht wie du und
Sarah, sondern wie Mama und Papa.“ Das konnte sie erstmal überhaupt verstehen, muss
600 sie ja auch nicht, aber ich wollte wenigstens, dass sie es gehört hat. Und da habe ich
dann aber auch gemerkt, es gab auch nochmal eine Sache, wo eben mein Bruder eben
auch nicht reagiert so. Ich denke, er würde, wenn es, wenn er genau gefragt wird,
immer auch das erklären und unterstützen, aber so bei diesen kleinen Sachen, wo
deutlich wird, die Kinder haben es nicht kapiert, da greift er auch nicht ein und meine
605 Schwägerin auch nicht, um es deutlicher zu machen.

Interviewerin: Dabei wäre das ja gerade wichtig, damit die Kinder irgendwie mitkriegen, dass ist irgendwie, ach das geht also nicht nur mit Mama und Papa, sondern auch irgendwie mit zwei Frauen, und das ist irgendwie das Gleiche, und das ist irgendwie auch genauso viel Wert. Also das ist jetzt nicht irgendwie was, ja was du gerade sagtest, wie diese Freundschaft zwischen den Kindern, sondern das ist ebenbürtig, das ist so auf einer Ebene. 610

Jutta: Genau, und das genau merke ich an den Kindern, das kriegen sie eben nicht mit, das kriegst du nicht mit nur über das Sehen, das muss dir erklärt werden. Das wird da so deutlich, weil die haben es immer gesehen bei mir, also die haben uns eben auch mal küssen gesehen, oder haben auch mitgekriegt, wir schlafen in einem Bett, so weit schon. Aber sie haben es nicht kapiert, das können die offenbar nicht, ohne es erklärt zu kriegen. Ich meine klar, es ist ja auch rundum, die ganze Welt ist immer, alle Schulbücher, alle Bücher, überall, immer Männer und Frauen sind ein Paar. Und was anderes gibt es eben nicht, und das muss man denen wirklich erklären. Letztens kam mein Neffe sogar, wo ich dachte, oh guck an, da hatten wir irgend sowas und dann sagte er plötzlich so richtig rüpelhaft zu mir, „Ey Jutta, du bist lesbisch wa?“ Und das war offenbar so, er wollte mich ärgern und hat erwartet dass ich sage 'Ey du spinnst ja wohl', so wie wenn die sonst sagen, 'Du bist wohl schwul, wa?' - 'Ey spinnste ey?'. Der ist so acht oder neun, und da dachte ich nur, was ist das denn jetzt, und dann habe ich nur gesagt, „Ja klar bin ich lesbisch, das müsstest du eigentlich wissen.“ Und da war meine Mutter noch dabei, die hat auch sofort reagiert, die sagt nur, „Ja, und das ist toll!“ Das fand ich witzig, aber immerhin kam eine Reaktion. Ich werde da nochmal nachgehen, was das eigentlich bei ihm bewirkt hat, weil er war erstmal nur perplex, und ich wollte in dem Moment nicht weiter drauf eingehen, weil ich finde es eigentlich eine Unverschämtheit, das war offenbar schon, das ging in Richtung Schimpfwort. Und dann dachte ich nur, naja klar, die kommen jetzt in das Alter, und da ist, 'Du Lesbe' weniger, ich denke dann eher 'Du Schwuler' ist dann eher ein Schimpfwort, und das benutzen die. Die wissen dann zwar nicht, was das heißt, aber ich denke den Jargon benutzen die schon. Da war ich schon, ach wo kommt das denn jetzt her. Der wollte mich irgendwie ärgern, und dann „Du bist wohl lesbisch oder was?“ War ich froh, dass ich in dem Moment einfach sofort auch reagieren konnte, das geht ja oft nicht. So, naja, aber ich finde es schade im Grunde, ich habe so das Gefühl, dass ich da auch alleine jetzt die Aufklärungsarbeit leisten muss, das wäre viel effektiver, glaube ich auch, wenn das die anderen machen würden und eben nicht nur immer die Betroffenen. Weil dann biste ja auch schnell dann immer die Betroffenheitstussi. Muss ich auch nicht immer haben, ich will auch nicht immer so aufpassen müssen, aber bestimmte Sachen kann man, also das hätte ich nicht so stehen lassen können, da muss dann schon was passieren. Wär besser gewesen, wenn mein 615
620
625
630
635
640

645 Bruder das gemacht hätte, aber der ist nicht so schnell, und ich denke, so weit hat er da
auch noch nicht drüber nachgedacht. Ich hab mir vorgenommen, ich wollte mit ihm
nochmal drüber reden, vielleicht tue ich das auch nochmal. Und auch nochmal sagen,
was ich mir wünsche, ich weiß nicht, wie er damit umgeht, aber gut, mal gucken. Also
wir haben ein ganz, ein relativ entspanntes Verhältnis, also im Großen und Ganzen
denke ich, bin ich relativ gut dran, da kenne ich ganz andere Geschichten. Aber ja das
650 ist eben nicht alles gut so.

Interviewerin: Ist das denn was, so Beschimpfungen oder blöde Kommentare oder so,
was dir noch oft passiert, oder ist das eher was was du früher erlebt hast oder so?

655 Jutta: Ich würde sagen weder noch, wobei mir auch welche sagen, ich kann das ganz gut
ausblenden. Eher indirekt, wenn ich, ich hab früher mal beim Joggen so eine Szene ge-
habt, wo sich welche in meiner Anwesenheit über Lesben richtig übel unterhalten
haben, und da bin ich aus dem Zimmer gegangen, sowas. Also das ging nicht, da,
irgendwas so mich einzumischen oder so, das war ganz schwierig, aber ansonsten,
660 Beschimpfungen kann ich echt nicht sagen, habe ich nicht erlebt. Also ja gut, aber das
sind auch keine Beschimpfungen, ne, am Bahnhof war das mal, da sagte meine Freundin
mal, du siehst auch gar nichts, ne. Wir haben uns seit langer Zeit mal wieder gesehen
und dann irgendwie lagen wir uns in den Armen und so wie das ja viele tun am Bahnhof,
und sie sagte irgendwann, „Komm, das wird mir jetzt zu anstrengend.“ Ich: „Wie, was
665 denn?“ Sie sagte, „Guck doch mal, die starren alle!“ Und ich habe das gar nicht
wahrgenommen, das ist dann auch so ein Selbstschutz, wenn ich das wahrnehme, dann
lasse ich es eben auch sofort sein, dann ist mir das zu anstrengend. Das passiert
natürlich immer wieder, dass da Leute gucken, klar. Das ist nicht mal unbedingt böse
gemeint, die gucken halt einfach, das ist halt ungewöhnlich. Aber es gibt Situationen,
670 die hatte ich letztes Jahr mal, wo ich es dann auch sein lasse, weil mir das nicht ganz
geheuer ist. Da war z.B. so ein Haufen Halbstarker in der Nähe, da wurde ich plötzlich,
dachte ich, ach nee, komm, möchte ich jetzt nicht. Also da möchte ich meine Freundin
da jetzt nicht küssen, ich will es nicht ausprobieren, muss gar nichts passieren, aber ich
muss das wirklich nicht ausprobieren, ob was passiert. Und ich möchte mich gerade in
675 so einer sehr ungeschützten Situation, wenn ich meine Freundin küsse, dann möchte ich
mich überhaupt nicht schützen müssen.

Interviewerin: Ja klar.

680 Jutta: Und ja das ist dann eben schon, das machste dann auch schon weniger in der
Stadt oder so.

Interviewerin: Und macht dir das was aus, wenn die gucken, wenn die Leute starren?

Jutta: Das ist wieder so, das ist anstrengend. Macht mir das was aus, weiß nicht, ich guck ja auch mal hin, also wenn ich ein Frauenpaar sehe, ich freue mich dann ja eher, 685
aber ich gucke auch hin. Oder wenn ich ein Männerpaar sehe, so dann gucke ich auch
manchmal zweimal hin und denke, ach nett. Ja, dir wird plötzlich bewusst, es ist was
Besonderes, was du hier tust, oder was Ungewöhnliches, oder bestenfalls was
Ungewöhnliches, schlimmstenfalls was ih bäh. Das schwebt ja immer noch im Raum, ob
das jetzt alle, die starren, so empfinden, weiß ich nicht, das ist, weiß man eben nicht. 690
Das ist genauso wie wenn ich in der Zeitung lese, dass da irgendso ein CDU-Mensch
wieder irgendwas gesagt hat, wie widernatürlich das ist, das hat irgendwie, erstmal
wollte ich sagen mit mir nichts zu tun, aber natürlich irgendwie doch. Weil allein, dass
es solche Meinungen gibt und die das öffentlich sagen können, das ist schon auch
bedrohlich, auch wenn es sonstwo passiert. Aber es gibt Gegenden, da würde ich auch 695
nicht hinziehen, aufs Land. Ich ziehe auch nicht nach F., weil ich mir das da zu klein
vorstelle. Das ist dann schon, ja, es gibt Gegenden wo ich es auch bedrohlich finde, also
was die da so an Stammtischparolen auch wirklich sagen öffentlich noch, also da habe
ich auch nicht so ein Vertrauen, dass das alles immer nur besser wird.

700

Interviewerin: Ja, und dass ein Politiker sowas sagen kann, einfach öffentlich und da passiert nix und andere sind vielleicht auch seiner Meinung.

Jutta: Ja, ich meine da passiert ja in der Regel schon was, aber er ist ja wirklich dieser Meinung, und er sagt es so, und fordern ja auch einige, was weiß ich, ja natürlich, und 705
was da immer so gerne kommt, 'Das darf man nicht tolerieren, das muss man verbieten',
das finde ich schon auch, das beeinträchtigt mich irgendwie auch. Nicht unbedingt im
Alltag, aber insgesamt schon, man weiß ja nie, was noch kommt so. Das ist übrigens
auch ein Problem, was ich gerade am Anfang hatte mit dieser Verpartnerung. Du lässt
dich ja sozusagen registrieren als schwul oder lesbisch, und ich habe mich sehr viel mit 710
Faschismus auseinander gesetzt und dachte, da haben sie doch gleich ihre Listen, wenn
sowas mal wieder kommt. Also ich rechne da so nicht mit, aber es ist schon so eine
Sache, weil es ist ja auch nicht wirklich gleichgestellt wie eine Ehe, es ist schon noch
was anderes.

715

Interviewerin: Ist das dann auch was, was dir was ausmacht, diese Diskussion darüber, dass es eben, dass die Ehe diesen besonderen Schutz genießt zwischen Mann und Frau, und dass das andere ja sozusagen, das ist nicht gleichwertig?

720 Jutta: Ja klar, das ist eine Unverschämtheit. Also daran zeigt sich einfach, dass es nicht
gleich ist. Das macht mir jetzt persönlich nicht so viel aus, ich bin im Nachhinein doch
ganz froh, dass es dies gibt, weil ich finde trotz allem, es ist auch eine Aufwertung. Na-
türlich grenzt es dann auch wieder die aus, die dann sich nicht verpartnern wollen, aber
trotzdem Rechte haben wollen. Dann heißt es, heiratet doch, dann ist doch alles gut,
was natürlich Quatsch ist. Aber alles in allem habe ich schon das Gefühl, es hat zu einer
725 größeren Sichtbarkeit geführt, und das finde ich gut. Doch so ein paar Rechte gibt es ja
schon, gut entscheidende auch nicht, und dieses Wort ist schrecklich, Verpartnerung,
was für ein Quatsch.

Interviewerin: Ja, so typisch deutsch irgendwie.

730

Jutta: Ja, es ist halt keine Ehe. Ich finde eigentlich diese französische Variante noch viel
spannender. Diesen, ich weiß gar nicht wie das heißt, code civile oder so, da dürfen, das
ist eine Art kleiner Ehe, die alle möglichen Menschen miteinander eingehen können, die
für sich verbindlich eintreten wollen. Also es muss nicht im Sinne einer Ehe sein, das ist
735 eigentlich viel offener, also im Sinne einer Liebesehe oder so. Das, was weiß ich, können
auch Geschwister miteinander machen, oder auch Freunde, die füreinander einstehen
wollen, die gehen dann eine rechtliche Bindung ein, und das finde ich eigentlich großar-
tig. Weil ich finde nicht, dass das immer nur alles auf dieser Zweierpartnerschaft basie-
ren muss, alle, eine Ehe ist ja in erster Linie erstmal eine rechtliche Institution, die aber
740 einen hohen Symbolcharakter hat. Ja, und diese Rechte sind schon auch wichtig, die
müssen vielleicht nicht alle innerhalb der Ehe bestehen. Also politisch finde ich es wich-
tig, dass Familien im Sinne von 'Leute, die mit Kindern leben', die brauchen besonderen
Schutz, das würde ich auch sagen, oder müssen unterstützt werden. Aber das muss, fin-
de ich, nicht die Ehe sein. Ist ja auch wirklich längst nicht mehr so, dass nur in der Ehe
745 Kinder sind. Und alles andere an Partnerschaften, denke ich, kann man auch anders re-
geln. Muss auch nicht staatlicherseits gestützt oder sanktioniert sein, finde ich. Keine
heterosexuelle Partnerschaft, aber auch keine homosexuelle Partnerschaft. Naja, sind
wir weit von entfernt. Ich finde es auch eine Unverschämtheit, dass immer noch so
Ehen, die kinderlos sind, so subventioniert werden vom Staat, also jetzt finanziell, das
750 finde ich einen Hammer. Ja, aber das hat eben jetzt nichts mit Lesben und Schwulen zu
tun.

Interviewerin: Da gibt es dann eher das Problem, dass ja, dass man keine Kinder
adoptieren darf, oder ich glaube nur Stiefkinder innerhalb dieser eingetragenen
755 Partnerschaft?

Jutta: Ja, du darfst, aber das ist ja ganz neu, du darfst die leiblichen Kinder der Partnerin adoptieren, ich kenne jetzt auch schon zwei Paare die das machen, also wo die extra sich auch deswegen verpartnert haben, was sie sonst nicht gemacht hätten, um das machen zu können.

760

Interviewerin: Aber das heißt dann ja, oder heißt das, dass man, also Kinder können dann ja praktisch nur da sein, wenn einer der Partner eine heterosexuelle Vergangenheit hatte, oder wenn es irgendwie zu einer künstlichen Befruchtung gekommen ist?

Jutta: Genau, ich wollte sagen, die Zeiten sind vorbei, ich bin ja noch die Generation, es gibt viele Lesben die aus einer heterosexuellen Partnerschaft Kinder haben, sehr viele. Und die Kinder können dann natürlich adoptiert werden, vorausgesetzt der leibliche Vater gibt die Zustimmung. Das ist ja bei einer Adoption immer wichtig. Es gibt jetzt aber bei den Jüngeren echt so einen richtigen kleinen Babyboom, habe ich den Eindruck, also immer mehr Lesben, die wirklich sich gemeinsam für ein Kind entscheiden und das irgendwie in die Wege leiten, da gibt es ja verschiedene Möglichkeiten. Da gibt es echt mehr, also mir ist es etwas fremd, aber es gibt es bei den Jüngeren, die machen das.

765

770

Interviewerin: Und wie ist das bei den Männern?

775

Jutta: Kann ich nicht viel zu sagen, du meinst jetzt bei den Schwulen?

Interviewerin: Mhm.

Jutta: Weiß ich nicht, also da kenn ich niemand, aber ich habe da auch nicht viele Bezüge, ich komme wirklich eher aus der Frauenbewegung und habe mit dieser Schwul-Lesbischen-Bewegung nicht so viel zu tun, mehr am Rande. Keine Ahnung. Aber ich weiß jetzt wirklich schon von mehreren Paaren, die wirklich zu zweit, also zwei Frauen, die sich überlegt haben, wir wollen ein Kind, und das wurde dann irgendwie gemacht mit Unterstützung und so, und bei zwei Paaren weiß ich, dass die das mit der Adoption jetzt auch gut finden. Das geht, glaube ich, erst seit diesem Jahr oder seid letztem Jahr, das ist auf jeden Fall ziemlich neu. Aber fremde Kinder das geht noch immer nicht, da kannst du nur theoretisch als Einzelperson ein Kind adoptieren, praktisch kriegst du das nicht, theoretisch ginge das. Aber als Lesben- oder Schwulenpaar ist das nicht erlaubt. Dann machen sie es halt anders, also mir ist das fremd, aber das ist die neue Generation, die sind da irgendwie anders. Wobei das ja auch legal in Deutschland immer noch gar nicht geht, also als alleinstehende Frau darfst du dir glaube ich gar keine Samenspende geben lassen, ich meine das war jedenfalls lange so, ich glaube das ist

780

785

790

immer noch so. Also das muss dann schon über private Kontakte laufen oder über
795 Holland, es gibt da so eine Grauzone. Ich meine wirklich schwierig ist es ja nicht.

Interviewerin: Stimmt.

Jutta: Man muss halt jemanden kennen oder was weiß ich, verschiedenste Wege. Ja, ich
800 bin mal gespannt, wie sich das entwickeln wird mit diesen Kindern, weil ich denke, ach
da habe ich aber auch mal was erlebt, ist Jahre her, wo Frauen gesagt haben, Heteras,
„Ach, das arme Kind, um Himmels Willen, wie kann das denn so aufwachsen?!“

Interviewerin: Bei einem lesbischen Paar?

805

Jutta: Ja. Wobei ich schon denke, dass die als Familie sicherlich mehr auszuhalten haben,
und auch die Kinder werden sich erklären müssen, das sicherlich. Aber deswegen zu sa-
gen, man tut dem Kind damit was an, das würde für mich zu weit gehen. Das ist ja so
ähnlich wie mit den Mischlingskindern, wo alle sagen, 'Oh Gott, die Armen!' Erst sind sie
810 süß aber 'die armen Kinder'. Anstatt dafür zu sorgen, dass es normal, als normal oder
eine Möglichkeit angesehen wird.

Interviewerin: Ja.

815 Jutta: Ich könnte mir vorstellen, dass die so in der Schule und im Kindergarten auch ja
immer sich erklären müssen und da auch richtig was arbeiten müssen.

Interviewerin: Wobei da ja dann auch wieder so ein Entwicklungspotential für die ande-
ren mit drinsteckt. Wenn ein Kind in der Klasse einen Klassenkameraden hat oder eine
820 Klassenkameradin, die dann eben zwei Mütter hat anstatt eine Mutter und einen Vater.

Jutta: Ja, aber eben auch da nur wenn sie sich darauf einlassen und wenn z.B. die Lehrer
da mitziehen und die Eltern da mitziehen, sonst ist es kein Entwicklungspotential für die
Kinder. Ich finde, das sieht man ja auch immer an diesen ganzen Migrantenthemen, nur
825 Kinder zusammen zu stecken reicht nicht. Sondern du musst auch im Grunde das
vermitteln, dass es da Unterschiede gibt und dass die Unterschiede ok sind. Also
Unterschiede als Möglichkeit zu begreifen, da müssen Erwachsene eingreifen, das tun
Kinder nicht unbedingt an sich so.

830 Interviewerin: Ja, stimmt.

Jutta: Nicht unbedingt, sagen wir es mal so. Und wenn die Erwachsenen Berührungsängste haben, dann wird es weiter getragen. Ich fürchte, dass das viele haben, wird sich zeigen. Also ich habe das jetzt bei welchen mitgekriegt, da ist das Baby jetzt gerade ein Jahr alt, und da bin ich mal gespannt, das werde ich so ein bisschen weiter verfolgen. Ist dann auch noch ein Sohn und wie viele dann sagen, oh kann das gutgehen mit zwei Müttern. Ist ja auch letzten Endes auch ein Experiment, also ich denke schon, dass auch männliche Identifikationsfiguren wichtig sind, aber das kann man ja verschieden regeln. 835

Interviewerin: Das muss nicht unbedingt dann der leibliche Vater sein? 840

Jutta: Nein, ich meine der ist ja auch in anderen Partnerschaften oft überhaupt nicht präsent.

Interviewerin: Ja, das stimmt, ja. 845

Jutta: Oder kümmert sich nicht, das heißt ja noch gar nichts.

Interviewerin: Ja.

Jutta: Ja, sind noch Fragen? 850

Interviewerin: Nur noch eine, die letzte, die ich immer gerne zum Abschluss stelle. Wenn du dir was wünschen könntest, was würdest du dir wünschen?

Jutta: Jetzt in Bezug aufs Thema? 855

Interviewerin: Mhm.

Jutta: Ich glaube, das ist das, was wir gerade hatten, dass Menschen Vielfalt als Bereicherung sehen und nicht als Bedrohung, in jeder Hinsicht Vielfalt. Das fände ich schön, doch das ist sehr utopisch, nicht nur leben lassen, sondern richtig als Bereicherung sehen. 860

Interviewerin: Was würde das für dich persönlich bedeuten? Was hätte das für dich persönlich für Auswirkungen, wenn das so wäre? 865

Jutta: Wenn das allgemein so wäre, ich würde mich leichter fühlen. Ich denke, ich hätte das Gefühl, ich muss weniger kämpfen, ich wäre erleichterter und könnte mich vielleicht

870 auch, ja, ich muss kämpfen weniger. Einfach leichter durchs Leben gehen. Und vielleicht auch andere Begegnungen haben, wer weiß.

Interviewerin: Spielt da auch wieder das eine Rolle, was du am Anfang erwähnt hast mit diesem Gesehenwerden? Ist das da auch mit drin in der Vorstellung?

875 Jutta: Ja, auf jeden Fall, anders gesehen werden. Ich kann mich auf andere Dinge konzentrieren, glaube ich, also da wird noch mal bei mir, werden da Ressourcen frei, wenn das selbstverständlicher ist, wenn ich mehr gesehen werde, wenn ich mitkriege, andere sehen es als Bereicherung, sind neugieriger auf mich im positiven Sinne und ich auf sie, so. Die sind nicht so verunsichert mir gegenüber, das setzt bei mir ganz klar
880 Ressourcen frei, die könnte ich woanders für nutzen.

Interviewerin: Ich finde immer, man kann sich das, weil du das gerade mit den Ressourcen sagst, man kann sich das immer sehr gut vorstellen so von der anderen Seite, von dieser Heteroseite, wenn man das einfach mal umdreht und das, was Lesben und
885 Schwule manchmal so hören, einfach mal umdreht auf Heteros: 'Ach Gott, du bist Hetero, ist das nicht furchtbar', also so dieses daraus ein Problem zu machen oder, weil das klingt dann oft absurd und dann wird einem erstmal klar, was das so, eben Ressourcen in Anspruch nimmt, was du gerade sagtest, was bei Heteros eben einfach nicht so ist. Die müssen sich da nicht erklären in bestimmten Situationen, und wenn
890 man sich dann vorstellt, das muss man immer oder das müsste man immer, dann wird einem erstmal klar, was da auch so dranhängt, an Zeit und Energie und so.

Jutta: Das ist übrigens noch ein Beispiel, fällt mir dazu ein. Ich war, nachdem es mir so schlecht ging, in einer Therapiegruppe, ich brauchte echt eine Gruppe. Das war leider
895 eben keine, naja, Lesbengruppe schon grad gar nicht, also viele Frauen, die auch wirklich sehr anders leben als ich. Und ich war da ständig am mich erklären und ich war, irgendwann hatte ich auch die Nase voll und dachte, ey ich bin hier zur Therapie und nicht weil ich immer über Lesben mich auslassen muss hier, da habe ich auch keine Lust zu. Und dann hatte ich auch ganz schnell eine bestimmte Rolle, nämlich eher so die
900 Kontrollfunktion, weil einige haben da mit ihren Männern da so einen Quark gemacht, so irgendwie lassen sich immer wieder schlecht behandeln. Dann war ich schon praktisch deren personifiziertes schlechtes Gewissen, weil ich das ja bestimmt ganz blöd finde, was sie jetzt schon wieder haben mit sich machen lassen. Ich habe gar nichts mehr dazu gesagt, brauchte ich gar nicht, einfach nur, weil ich da war und eben auch
905 immer wieder, da war dann auch echt eine dabei, die dann immer, doch da war noch eine zweite Lesbe drin und die hatte Krebs, Scheidenkrebs glaube ich, auch so richtig

fies. Und dann hat eine echt gefragt, biste deswegen jetzt lesbisch. Boooh, aua, da war es ganz gut, dass wir dann zu zweit waren, da kann man sich mal einen Ball zuschmeißen. Und in dem Zusammenhang habe ich es eben nämlich auch irgendwann auch mal gemacht, wo ich die Nase voll hatte, da habe ich zu einer gesagt: „Mensch, 910 warum bist du denn hetero geworden, hattest du echt mal Probleme mit deiner Mutter oder schlechte Erfahrungen mit Frauen?“ Die haben sich gekugelt vor Lachen, die Frauen, und ich hoffe, sie haben ein bisschen kapiert. Das habe ich mir aber auch richtig vorgenommen, diese Reaktion. die war nicht spontan, habe ich richtig überlegt, wie mache ich das, weil ich keine Lust habe, immer zu erklären und immer so ernsthaft. Und 915 da habe ich gedacht, das ziehe ich mal durch, und das habe ich dann auch gemacht, und ich hoffe, sie haben daran wirklich was verstanden so. Ja das war auch so eine, ich habe wirklich so meinen therapeutischen Erfolg, da musste ich echt Abstriche machen, weil ich da viel Zeit mit zugebracht hatte, und irgendwann dachte ich, ich bin hier nicht die Cotherapeutin oder so. Ich muss nicht die Therapeutin unterstützen, oder ja, also die 920 waren dann z.T. auch neugierig, aber da hat es mich genervt, weil weißte ich musste da immer Sachen erklären die für mich normal sind. Dafür war ich da nicht da. Ja, war ganz interessant, aber ja, das ist wirklich eine gute Methode, wie du sagst. Da wird einem selber auch oft viel klar, wenn man Sachen mal umdreht.

925

Interviewerin: Ja, ok, möchtest du sonst noch was los werden?

Jutta: Nö, ich glaube ich habe jetzt ziemlich, bin umfassend einmal alles los geworden.

Interview mit Tim

Interviewerin: Also du lebst offen schwul?

5

Tim: Genau.

Interviewerin: Genau.

10 Tim: Also bei mir war es so gewesen, dass ich mit 14 schon, ziemlich früh, ungefähr ge-
merkt habe, dass ich jetzt sage ich mal auf Jungs stehe, und also bei mir kam es eher so
schleichend, wie bei jedem vielleicht. Also dass man in der Fernsehwerbung merkt, bei
mir ist ein Beispiel im Kopf geblieben, da gab es mal so eine Duschwerbung, wo eine
Frau und ein Mann geduscht haben, und man hat da immer mehr auf den Mann geguckt
15 und gedacht, ok, irgendwas stimmt da nicht, und ja also am Anfang war es dann so, bis
15 ungefähr, habe ich mir auch gedacht, das ist so eine Phase, habe dann meine erste
Freundin gehabt, auch mit der rumgeknutscht und so, aber da war halt nie irgendwie
dieses Kribbeln dabei. Und da habe ich mir gedacht, irgendwas stimmt da schon mal
nicht, und dann ungefähr mit 15 hatte ich meine erste sexuelle Erfahrung gehabt mit ei-
20 nem Jungen, und ja seitdem habe ich mir eigentlich gedacht, ok, du bist schwul und
kannst daran nichts ändern und so und meine Eltern, die waren geschieden zu dem Zeit-
punkt gerade, und ich habe es dann meiner Mutter erzählen müssen, weil mein erster
Freund aus München kam, und das war halt immer blöd, ich konnte ja nie nach Mün-
chen, und der hat irgendwie bei so einer Fluggesellschaft gearbeitet, wo er immer zu
25 mir fahren konnte. Naja, und dann habe ich es halt meiner Mutter erzählt, und das war
auch so ein Ding, ich habe ihr dann einen acht Seiten langen Brief geschrieben, wo denn
wirklich so viel Zeugs drin stand, das gar nichts mit zu tun hatte, und zum Schluss halt,
dass ich auf Jungs stehe, und dann habe ich mich in mein Zimmer eingeschlossen, weil
ich wirklich Angst hatte, die kommt irgendwie rein und haut mir irgendwie was weiß ich
30 um die Ohren und...

Interviewerin: Also du konntest gar nicht absehen, wie sie darauf reagieren würde?

Tim: Nicht wirklich, also es war auch immer total unsicher. Also z.B. wenn es um
35 Schwulsein geht, auch allgemein, ist glaube ich egal wie gut man seine Eltern kennt
oder einschätzen kann. Also ich hatte z.B. immer ein super Verhältnis zu meiner Mutter,
die hat nie mit mir geschimpft, ich habe nie irgendwelche Schläge gekriegt oder sonst
was, also war super locker, ich würde sie sogar als Kumpel bezeichnen eher, aber wo es

dann soweit kam, da ist man doch unsicher, weil man ja wirklich durch die Medien immer so viel mitkriegt, also auch in den Talkshows und so, wie Schwule dargestellt werden. Also es sind meist immer diese Extremen, diese extrem Femininen, schon ins Transsexuelle rüber und so, und wenn man dann mit den Eltern vorm Fernseher sitzt, dann kriegt man halt schon mit, wie die reagieren und sowas. Und wenn sie sagen, „Oh Gott“, und „Was ist das denn für ein Vogel“, im Fernsehen und so, und dann denkt man, ok, würde sie vielleicht zu mir auch sagen. Naja und wie gesagt, ich habe mich dann da eingeschlossen und so, aber von ihr kam dann, wo sie den Brief gelesen hatte, ein Zettel durch die Tür unten durchgeschoben, wo dann draufsteht, „Lass uns weiter ein tolles Team bleiben“, oder sowas, und „Du bist trotzdem mein Sohn“, und so. Also die hat total super reagiert, und das ging dann auch wirklich ein Jahr lang gut, und dann hat sie irgendwann mit mir sprechen wollen und meinte, „Ok, jetzt ist ja ein Jahr vorbei, ich dachte, es war nur so eine Phase und so, und bist du jetzt wieder hetero?“ Also die hat wirklich das ganze Jahr lang gehofft, dass es nur eine Phase ist, dass sich das irgendwie wieder beruhigt, dass man nur ausprobieren will oder so, und das hat mich dann schon so ein bisschen verletzt, weil also das war so ein bisschen vorgespielt, dass sie das angenommen hat. Und sie hat mir dann wirklich erzählt, dass sie gehofft hat, dass es nicht so ist. Und dass es ihr auch z.B. peinlich war, also der erste Gedanke, der ihr so durch den Kopf schoss, war, was sagen die Kollegen, was denkt die Familie. Also Eltern reagieren meistens so, dass es ihnen peinlich in der Gesellschaft ist, glaube ich. Also dass es meinem Sohn passiert, sie hat auch einmal den Satz wirklich rausgehauen, nach dem Motto, 'Oh Gott, warum gerade mein Sohn?' und so, also und gerade am Anfang dieser Zeit habe ich doll gemerkt, dass es so wie so eine Krankheit behandelt wird, also wie so eine Behinderung fast. Also ich habe es dann auch meiner Schwester danach erzählt, und die, also die Menschen die verfallen dann immer in solche Sätze von wegen, 'Ach naja ok, wenn du jetzt Krebs oder AIDS hättest, wär es schlimmer', also immer dieser Vergleich. Also dass es trotzdem schon zur Krankheit zählt, aber eben wie gesagt, AIDS wär schlimmer oder so.

Interviewerin: Ja, so ein Makel irgendwie?

Tim: Genau, also man kriegt schon so ein Branding, also so ja, das ist schon ziemlich komisch gewesen am Anfang. Und naja, sie hat es dann auch ziemlich, irgendwann hingenommen, also sie hat dann meinen ersten richtigen Freund kennengelernt, mit dem ich vier Jahre lang zusammen war, mit dem ist erst seit Silvester Schluss oder so, also mit dem war ich von 16 bis 20 jetzt zusammen.

Interviewerin: Wie alt bist du jetzt?

Tim: 20 Jahre, also ich werde jetzt im Juli 21 dann. Und wie gesagt, den hat sie kennengelernt und ich glaube durch den hat sie ihre Scheu so ein bisschen vorm Schwulsein verloren, weil sie gemerkt hat, also mit dem kam sie super gut klar. Also es war eine
 80 Glücksache fand ich also, aber obwohl ich muss sagen, ich hatte auch nicht Angst irgendwie den vorzustellen, also am Anfang so, dass man sagt, ok, wie reagiert sie jetzt. Also das war auch eher so vom Aussehen und so war er eher hetero und so, also er wirkte nicht schwul irgendwie, von daher hatte ich da jetzt nicht so eine Angst, dass sie da so Berührungsängste hat. Also es gibt ja immer so Unterschiede zwischen Schwulsein,
 85 also es gibt wirklich Leute, die sehen total irgendwie, naja also wenn man schon so redet, wenn ich jetzt sage 'die sehen total normal aus', ich meine Schwule sind auch normal, das ist ganz komisch. Aber irgendwie muss man es ja eben einstufen, das ist ja in der Gesellschaft meist so, also deshalb glaube ich auch, dass Schwule so abgetan werden, weil irgendwo muss man sie reinpressen. Also z.B. ich mag es überhaupt nicht,
 90 wenn man sagt irgendwie 'normal', weil was ist normal? Das ist keiner irgendwie so, man hört oft von Freunden und so, 'Naja, wie ist das jetzt für dich und so, und normale Menschen sind ja so und so, wie bist du?' Und man wird also immer irgendwie als abnormal bezeichnet, aber ich glaube, dass das eher so ein Versehen ist, weil es dafür keine Wörter gibt irgendwie, oder keine Ahnung, vielleicht machen wir auch noch eine Entwicklung durch in der Gesellschaft, wo sich das langsam ändert. Also früher, ich habe
 95 jetzt auch in Brandenburg gewohnt eine ganze Zeit lang, also da bin ich geboren, das ist mehr ländliche Gegend und so und bin jetzt nach Berlin gezogen wie gesagt, also ich kenne jetzt beides, Großstadt und Landleben wie es ist, und es ist wirklich, also im Land ist es schlimmer. Also was jetzt so die Akzeptanz von Schwulen angeht und so, das ist
 100 wirklich, da weiß es auch jeder, also bei mir beim Outing war es z.B. so, dass ich es nur einer besten Freundin erzählen wollte auf dem Schulhof und die war dann so überrascht, dass sie das nochmal laut wiederholt hat, von wegen „Oh Gott, du bist schwul!“ und so, und dann haben es fünf Leute, die um sie rumgestanden haben, noch gehört, und am nächsten Tag war dann echt, also es wusste die ganze Schule, das ging total
 105 schnell rum. Und dann hat man eben die Wahl gehabt, ok, springste jetzt ins kalte Wasser und gibst es zu, oder du verleugnest es, dass es nur ein Gerücht ist oder wie auch immer, und am Anfang muss ich gestehen, habe ich gesagt es stimmt nicht und so, und es ist ein Gerücht, und ich weiß nicht, wie es entstanden ist. Aber je mehr ich es geleugnet habe, desto mehr hat es das irgendwie angeheizt. Und dann irgendwann war es mir
 110 psychisch so gewesen, dass ich nicht mehr konnte, und dass für mich der Weg, sich zu outen, also zu sagen 'Ja, ich bin es', einfacher war als der, das zu verstecken.

Interviewerin: Wie war das für dich, als du das verleugnet hast? Was war das, wie hast du dich damit gefühlt?

Tim: Also es war schon komisch, weil man denkt, wenn man selbst betroffen ist von Homosexualität, das hört sich schon wieder komisch an, aber es ist so, man selber sieht es irgendwie nicht als Last, also du bist es ja und kannst nichts dafür, also es ist genauso wie jetzt jemand mäkelig beim Essen ist, der keine Pilze isst oder sowas, der isst die einfach nicht und so stehen wir einfach nicht auf Frauen, und das ist ganz komisch. Also man selbst sieht es als selbstverständlich und versteht jetzt nicht, warum es die Gesellschaft nicht akzeptiert und von daher ist es schon so eine Art verleugnen und verstecken, also von sich selbst. Ich habe mich wie gesagt sehr unwohl damit gefühlt, wie gesagt mehr als wenn ich mich hätte geoutet, weil ich meine man muss ja abwägen, entweder lebt man damit, es zu unterdrücken, oder man hört sich eben auf der Straße ab und zu mal diese Bemerkungen an diese dummen, oder wie gesagt, Ausgrenzung in Schule und Job. Also jeden, den man fragt, also man informiert sich ja vorher, ich habe z.B. einen Kumpel dann kennen gelernt und habe gefragt, „Wie war es bei dir beim Outen und so?“, und „Haste da Nachteile gehabt?“ und was weiß ich auch immer, und da reagieren ganz viele Leute unterschiedlich drauf, aber ich glaube, das ist alles eine Ansicht, wie man es selber rüberbringt. Also ich finde, gerade sehr viele unselbstbewusste Schwule haben mehr Probleme, von der Gesellschaft akzeptiert zu werden, als die, die damit selbstbewusst umgehen. Also ich glaube, ich weiß nicht, also ich bin jetzt auch ziemlich selbstbewusst geworden dadurch, nach meinem Umzug hier nach Berlin z.B., also da, weiß ich nicht, da habe ich mir auch immer gedacht, ich meine, ich bin jetzt nicht nach Berlin gezogen, um mich zu verstecken, weil das habe ich in Brandenburg wirklich immer gemacht und aufgepasst, dass es keiner mitkriegt und, also man macht sich irgendwie total fertig, das ist schon Wahnsinn. Und man denkt beim Einkaufen drüber nach, weil viele sagen ja auch, man sieht es Schwulen das an, vom Äußerlichen her, und man geht wirklich mit dem Gedanken einkaufen, 'Oh Gott, welcher Pulli sieht denn jetzt nicht so schwul aus oder welches T-Shirt oder so, dass mich bloß keiner auf der Straße erkennt' und so, und aber später habe ich dann echt gelernt, dass es nicht so ein Ding ist von wegen, was man anhat, aber man ist es dann einfach. Und in Brandenburg wusste es jeder, und die hatten dann halt nur einen Angriffspunkt gehabt, wo sie dich fertigmachen konnten. Also hätte denselben Pulli, den ich an hatte, ein Hetero angehabt oder so, dann hätten sie nie gesagt, dass es schwul aussieht. Das lag echt an dem Menschen und dass sie wussten, dass der halt schwul ist, um ihn halt wieder irgendwie abzuwerten. Und ich weiß nicht, es war schon eine schwere Zeit in der Schule, muss ich sagen. Aber irgendwie hat es mir dann auch einen Vorteil verschafft, also ich bin dann, also ich war Klassensprecher irgendwie in der Klasse gewesen, und da war mal ne Versammlung gewesen, da haben sie einen neuen Schulsprecher gewählt oder gesucht, und ich wusste nicht, wer es war, war ja auch so eine geheime Wahl, hat mich als Schulsprecher vorgeschlagen, irgendwie mit einer Begründung von wegen, 'Ja, weil er

eben das und das kann', und irgendwie kam dann zum Schluss auch der Grund, 'Naja, weil er ja schwul ist', und als Randgruppe nach dem Motto nach außen hin, weil es ja
 155 toll wär irgendwie, dass wir jemanden haben der eine Randgruppe ist, der sich mit Toleranz und Akzeptanz auskennt oder wie auch immer, keine Ahnung. Jedenfalls wurde ich dann wirklich zum Schluss zum Schulsprecher gewählt, und da war ich zwei Jahre lang in der Schule Schulsprecher gewesen. Also trotz, aber irgendwie kamen auch viele Sprüche dann, also ich hab mich wirklich reingehängt in die Sache, hab meine Arbeit
 160 auch super gemacht würde ich jetzt mal behaupten, kamen auch nie Beschwerden, aber viele haben dann auch gesagt, ok der wurde nur gewählt weil er schwul war. Und das habe ich irgendwie nie verstanden, also habe ich bis heute nicht verstanden, weil irgendwie also habe ich das nie als Vorteil gesehen oder habe mich gefragt, warum sollten mich Leute wählen, weil ich schwul bin. Also was ist das denn für eine
 165 Voraussetzung oder eine Gabe oder so, also das war schon komisch gewesen. Und ja irgendwie stellt man sich dann auch selbst die Frage, ob man jetzt nur wegen dem Schwulsein gehasst oder gemocht wird, oder für das was man ist oder was man macht. Und das ist immer noch so eine Sache, die ich versuche rauszufinden. Also ich habe auch z.B. eine Freundin mal gehabt drei Jahre lang, die hat sich damit gebrüstet, dass
 170 sie einen schwulen Kumpel hat und so, dass sie mit dem shoppen gehen kann, dass sie mit dem reden kann, ohne dass irgendwas sexuelles läuft und so, und im Endeffekt war die nur mit mir befreundet eben deswegen. Was ich aber erst später gemerkt habe oder rausgefunden habe, und also es ist schon ziemlich komisch, man kann wirklich also dafür gehasst werden oder negativ ausgegrenzt werden, aber auch irgendwie dafür
 175 geliebt werden oder so. Gerade jetzt in der Gesellschaft wird es ja unwahrscheinlich populär, auch mit den Metrosexuellen und so, mit den Heteros, die jetzt anfangen sich die Augenbrauen zu zupfen und so, und das ist auch so ein krasser Wandel gewesen. Also die Schwulen gehen jetzt echt eher dahin, sich hetero zu kleiden und wieder alles mögliche zuwuchern zu lassen an Haaren und so weil, ja weiß nicht, ist schon komisch
 180 irgendwie.

Interviewerin: Also dass das Schwulsein irgendwie als so ein besonderer Teil der Persönlichkeit gesehen wird, ob positiv oder negativ, und dass daran so viel dran aufgehängt wird, was man bei Heteros ja in dem Maße nie machen würde?

185
 Tim: Nicht macht, nee, deshalb. Also ich habe auch letztens so, es war so ein, wenn ich es nachher finde kopiere ich es noch mal dir und dann kannst du das ja mitnehmen, da war so über Heteros, also man liest doch öfter in Biobüchern oder keine Ahnung in so Aufklärungsbüchern, ich habe meiner Mutter auch mal eins mitgebracht, da stand 'Wie entsteht Homosexualität?' oder 'Oh Gott, mein Sohn ist schwul, was nun?' oder sowas.
 190

Und dieser Ausdruck, der wurde wirklich mal auf Heterosexuelle umgemünzt, also man hat noch nie ein Buch gefunden, wo drinsteht von wegen, 'Mein Sohn ist hetero, oh Gott, was nun?' oder keine Ahnung. Also es ist auch schon wieder so ein Ding, wo man, also wo es ausgegrenzt wird. Und da stand eben drin so von wegen, ein Grund warum Leute heterosexuell werden und so ist, weil sie sich, keine Ahnung, das Shoppen nicht leisten 195 können, weil Schwule ja so viel Geld ausgeben und so und einfach kein Geld haben und sich das Schwulsein nicht leisten können und alles so was, also das war schon ziemlich witzig gemacht. Also wo ich das gelesen habe, habe ich auch gedacht, das ist wirklich so, dass auch von den Medien oder von der Gesellschaft das weiterhin so dargestellt wird, also ob es was Besonderes ist. Und ich glaube, das wird es auch immer bleiben, ich 200 meine das sind nur irgendwie 10 % der Leute oder so, die schwul oder lesbisch sind, ich weiß nicht, wie die genauen Zahlen sind oder so, aber es ist halt eine Minderheit, und ob das jemals gleichzeitig behandelt wird, also so wie wenn man auf die Welt kommt, dass es so gesehen wird wie Heterosexualität, dass es das gibt, also weiß ich nicht, ob das jemals passieren wird. Also man macht ja auch eine Menge Geld damit, also es gibt auch 205 in Amerika Serien, ich weiß nicht, ob du die kennst, wenn jetzt so Schwule Heteromänner einkleiden oder so, „Queer eye for the straight guy“ hieß das glaube ich, oder irgendwie so etwas. Also sowas, komme ich überhaupt gar nicht klar mit, also das finde ich so schwachsinnig und es ist wirklich ja, keine Ahnung, also es wird wirklich als Marke verkauft irgendwie, und ich habe auch schon so eine Entwicklung erlebt, so 210 früher hatte ich jemanden in der Klasse gehabt in der Schule, der hat so ein bisschen mit mir geflirtet, immer Zettelchen geschrieben und der war eigentlich von meiner Seite aus, wie ich das beurteilen konnte, nicht schwul gewesen, aber irgendwie wurde das dann so ein Trend, dass jeder das ausprobieren wollte, oder ich hatte das Gefühl, dass es irgendwie so eine Art ist, ok, wenn man es nicht ist, also schwul ist, dann muss man sich 215 das besorgen, wie eine neue Hose oder sowas, die man kaufen kann, weil es total in ist. Viele Kerle haben mir auch gesagt, dass es total gemein ist, weil ich immer mit den schönsten Frauen rumgehangen habe in der Schule, weiß ich nicht, dass ich nur sage, ich bin schwul, um an die tollen Mädels ranzukommen und alles so etwas. Da gab es echt Kerle, die auch vor Frauen behauptet haben, sie stehen auf Männer, nur um an die 220 ranzukommen. Und das war echt so ein Ausnutzen und so, also das war echt krass, ich habe da schon viele Sachen erlebt, und ja, weiß nicht, im Endeffekt, ich könnte jetzt auch echt nicht sagen, ob es mehr positiv ist schwul zu sein oder negativ. Es ist z.B., um auf die beruflichen Sachen oder so zu kommen, mit diesem Ausgrenzen, ich habe schon mal mich um einen Job beworben, wo ich auch deswegen nicht genommen wurde, ich 225 meine, ist klar, es steht jedem frei, ob er das sagt, also man kommt ja nicht ins Bewerbungsgespräch rein und sagt, 'Ok, ich bin schwul' und so, aber der hat das schon gemerkt, denke ich mal. Zumal da er mich auch daraufhin fragte irgendwie, ob ich eine

230 Wohnung habe und weiß ich nicht, und da ist mir auch rausgerutscht bei dem Dings,
 dass ich da einen Partner habe oder so, also weil er nach einer Partnerin fragte
 irgendwie, und na jedenfalls kam es ins Gespräch. Und Ausgrenzung habe ich bisher nur
 in Jobs erlebt die so mit so mit so typischen Männersachen zu tun hatten, also
 Handwerk, so bauarbeitermäßig oder irgendwie sowas, also diese typischen
 235 Männerjobs, die man hat. Und auf der anderen Hand, in diesen kreativen Sachen, also
 ich bin nebenbei noch am Theater schon seit sechs Jahren und so, oder wenn man jetzt
 Konditor oder Design, Mode oder was weiß ich auch immer, da werden Schwule
 komischerweise bevorzugt. Also dieses Kreative, wo man sagt, diese Geschicklichkeit
 oder so, da habe ich auch schon erlebt, dass man gesagt hat, 'Ok, du bist schwul, dann
 nehmen wir dich', also nur deswegen. Das war z.B. am Theater so, da war der Intendant
 240 schwul gewesen und keine Ahnung, wenn man dann jung ist oder halbwegs gut aussieht
 oder so, dann kriegt man schon das Gefühl, ok, dass man nur deswegen genommen
 wird. Und das war auch irgendwie, das hat sich dann auch irgendwie bestätigt. Also
 mein Gefühl ist wirklich, dass ich dadurch, dass ich schwul war, diesen Vorteil hatte,
 dass der halt irgendwas reininterpretiert hat, 'Och, das ist ein junger Bursche, den
 245 nehmen wir dann mal lieber als den, der nicht', ich weiß nicht ob da was Sexuelles
 hinterstand, also er hat mich jetzt nicht irgendwie sexuell belästigt am Arbeitsplatz, das
 stand auch nicht zur Debatte, aber man merkt es halt. Das ist jetzt genauso wie jetzt
 irgendwelche Bosse hübsche Frauen einstellen oder so, lieber die Dünne als die Dickere
 oder so, und das war schon so, da hatte ich einen Riesenvorteil dadurch gehabt, hatte
 250 ich das Gefühl.

Interviewerin: Und ist das was, was dich dann stört, eine positive Bevorzugung oder
 positive Unterscheidung, die dann gemacht wird?

255 Tim: Irgendwie, also ich sage es mal so, wenn man es egoistisch betrachtet oder selbst-
 süchtig jetzt hat es mich natürlich nicht gestört, weil war für mich ein Vorteil, um da
 ranzukommen und andererseits ist es natürlich wieder so eine Bewertung. Also man
 denkt sich jetzt irgendwie, ok, also in dem Moment war es mir egal, dass die anderen
 beiden, die jetzt noch zur Debatte standen, nicht genommen wurden, man hat natürlich
 260 kurz darüber nachgedacht, von wegen 'Ok, waren die jetzt wirklich besser oder schlech-
 ter als ich, oder hat er die jetzt nur nicht genommen, weil sie eben nicht schwul waren',
 oder so. Oder weil sie nicht in das Theater hier reingepasst haben, deswegen weil da
 waren viele Schwule, und irgendwie hatte man das Gefühl, dass man es so hochzüchten
 will. Also ich war in so vielen Betrieben, ich meine, das ist jetzt hier bei dieser Schwu-
 265 lenberatung, da sind auch wirklich 90 oder 95 Prozent Männer oder schwule Männer,
 wir haben drei, vier Frauen oder so, also ich will jetzt auch nicht lügen, aber es ist halt

so. Ich meine, ok, hier ist es wieder ein anderer Standpunkt, weil schwule Männer kennen sich natürlich besser mit dem Thema aus und können natürlich anderen Schwulen besser helfen, aber ich weiß nicht, so war es im Theater z.B. gewesen, dass man echt gesagt hat, wir haben jetzt schon vier schwule Männer oder Mitarbeiter oder so, und dass der Chef dann immer die bevorzugt hatte und man irgendwann wirklich sechs, sieben oder acht neue schwule Mitarbeiter hatte. Und es war schon irgendwie komisch, man hat sein Geld verdient, man hat das gemacht, was man gerne macht, also gestört hat es mich nicht wirklich. Aber man wird halt oft dann mehr mit sexuellen Sachen konfrontiert als man will, es geht dann wirklich am Arbeitsplatz öfters um das Schwulsein und um sexuellen Kram, und man macht ja auch seine Witze und sowas alles, als um die Arbeit an sich, also das ist dann schon doof. Aber gestört hat es mich nicht wirklich, muss ich jetzt sagen. Also das ist wieder so ein Standpunkt, wenn man weiß, was man kann, oder wenn man selbstbewusst ist und sagt, ok, ich kann auch die Aufgaben hier erfüllen in diesem Job und so, und ich bin gut in dem was ich mache, dann hat man damit glaube ich auch kein Problem. Aber wenn man jetzt unsicher ist in dem, ob man das gut kann oder nicht gut kann, dann zweifelt man glaube ich eher dran, ok, hat er mich jetzt nur wegen dem Schwulsein eingestellt oder deswegen abgelehnt, und dann ist es schon eher ein Problem. Also ich denke, es ist wirklich eine Einstellungssache. Wenn mich jetzt auch jemand im Job irgendwie abweist oder so wegen dem Schwulsein, dann bin ich auch der letzte, der da hinterher heult und sagt, 'Oh Gott, wenn ich nicht schwul wär, dann hätte ich diese Stelle jetzt gekriegt.' Also ich denke dann einfach bloß, dass es das nicht Wert ist. Ich bin auch schon immer der Meinung gewesen, auch so was Zeugnisse angeht, ich war immer unheimlich schlecht in Mathe gewesen, und wenn so Leute nach Zeugnissen gefragt haben, auch so bei Bewerbungsgesprächen, die überhaupt eigentlich gar nichts mit Mathe zu tun hatten irgendwie und man dann daraufhin abgewertet wurde, wie gut man in Englisch oder in Deutsch ist, nur weil man da eine fünf in Mathe hatte oder so, dann habe ich mir immer gedacht, ok, dann bin ich hier nicht richtig, dann finde ich woanders was. Weil ich weiß nicht, meine Mathe-Note oder mein Schwulsein sagt nichts darüber aus, was ich kann, was ich leisten kann, oder wie hart ich arbeite oder wie zimperlich ich bin. Also das wird auch immer gerne in diesen Topf gesteckt, dass man sobald man schwul ist, also es gibt da so viele Kriterien, man ist zimperlich, man ist mehr weiblich oder keine Ahnung, also man wird ja da irgendwo rein gesteckt und, also das stimmt nicht. Also es gibt auch Hetero-Männer oder sowas, die, wenn sie sich schneiden, drei Wochen krank machen oder sowas oder halt einfach ein Pflaster um den Finger, also ich habe wirklich schon alles erlebt. Und für mich an sich gibt es auch gar keine Sexualität mehr, also dieses geschlechtsmäßige, dieses Männlein/Weiblein, das vermischt sich immer mehr, also ich glaube in 50 Jahren oder sowas, wenn wir hier nochmal ein Interview machen würden, da wären alle Menschen bisexuell oder so, und jeder würde

305 das mal ausprobieren oder auch nicht und, also ich glaube, dann gibt es dann nicht mehr diese spezifische Eingliederung von hetero, bi oder Schwulsein oder so.

Interviewerin: Ich finde das sowieso schwierig mit diesen Kategorien, also in meiner Vorstellung ist das immer so ein Kontinuum, also da gibt es so zwei Endpole vielleicht,
310 Homosexualität und Heterosexualität und das ist aber so, das sind nicht so zwei Schubladen, sondern das ist wirklich so...

Tim: Hast du Freud gehabt, so Freud-Theorien oder so, ich weiß nicht, weil der hat ja auch so eine Liste erstellt, weiß ich nicht, also dass jeder Mensch irgendwie bisexuell
315 ist, also ich habe mal was darüber gelesen, und also das ist eigentlich auch meine Meinung, die ich vertrete, fand ich total cool. Weil das geht eigentlich nicht, dass jemand 100%ig da oder 100%ig da ist, also sie sind irgendwo auf der Linie. Und es ist echt so, also dass wenn jemand sagt, der 20 % schwul ist oder so, sich jetzt nicht als bi bezeichnet, aber mit dem Gedanken spielt auf jeden Fall jeder irgendwann in der Entwicklung,
320 also wenn man 14 ist oder 15 kommt dann diese Frage, ok, wo fühle ich mich jetzt hingezogen. Und ich werde z.B. immer noch oft gefragt, also meistens oft von Mädels, wenn man dann in der Disco angequatscht wird und denen sagt, 'Du, hör zu, ich bin schwul und so, tut mir leid und kein Interesse und so', dann fragen die auch manchmal, 'Oh Gott, wie kommt denn das, und woher weißt du denn, dass du schwul bist, und probier es doch mal aus mit mir.' Und dann sag ich immer, 'Hey, ich hab noch nie mit einer Frau geschlafen und möchte das auch nicht ausprobieren, also es reizt mich nicht.' Obwohl ich sagen muss, das hat sich auch schon geändert, aber kommen wir gleich nochmal kurz dazu. Jedenfalls fragen die mich immer, wie ich schwul geworden bin. Und dann erkläre ich denen auch immer so, das ist irgendwie wie, also man wacht nicht morgens
330 irgendwie auf und merkt das, so von wegen, 'Oh Gott, ich bin schwul.' Das ist so ein langer Prozess, und man fühlt sich dann einfach zu Jungs hingezogen, genauso wie Frauen jetzt denken, 'Oh Gott, ich fühle mich zu Jungs hingezogen' oder Männer, die sich zu Frauen hingezogen fühlen. Also man merkt es einfach irgendwann, und je weiter ich zurück denke ist mir schon mal aufgefallen, dass ich schon irgendwie immer schon schwul
335 war, also auch so mit sieben Jahren oder keine Ahnung. Also das hat sich in den Sachen irgendwie geäußert, dass man, früher gab es irgendwie mal so eine Boygroup oder so, auf die meine Schwester unheimlich stand, also das weiß ich noch, und ich fand immer einen davon toll. Und ich weiß nicht, und ich hab dann auch damals, also ich kann mich an Träume erinnern und so, wie ich von dem geträumt habe, dass ich die Telefonnummer haben wollte von dem und so, und meine Schwester hat mir auch erzählt, dass ich sie immer genervt habe, dass ich immer die Poster haben wollte von dem Typen, und
340 damals hat man sich aber nicht so Gedanken drüber gemacht, dass es irgendwas

Sexuelles bedeutet. Man hat das eher kumpelmäßig gesehen oder so, und man fand jetzt jemanden toll oder hat den angehimmelt, weil der tolle Musik machte. Und also wenn man so zurück denkt, fallen eben so Sachen auf, wo man schon immer schon so ein Faible dafür hatte. Also von daher dieses genetisch bedingte glaube ich schon, dass es daher kommt. Also es gibt ja so viele Theorien, dass wie gesagt allein erziehende Mütter eher dafür verantwortlich sind, dass Kinder schwul werden, oder fehlende Vaterfigur oder was auch immer. Oder keine Ahnung. Also ich denke wirklich, dass es genetisch ist, vielleicht Veranlagung, meine Mutter hat sich da auch viele Gedanken schon gemacht, also was die alles schon rausgehauen hat, das war auch Wahnsinn, dass sie ja vielleicht schuld daran war. Also Eltern geben sich wirklich immer die Schuld dafür. Was natürlich komisch ist, also man fühlt sich als Kind dann total schlecht. Ich muss sagen, die erste Zeit wo ich mich geoutet habe, habe ich mich wirklich total schlecht gefühlt. Also als ob ich irgendwie eine Last wär oder so von heute auf morgen.

Interviewerin: Jetzt für deine Eltern?

Tim: Ja genau, für meine Eltern. Und man stellt sich dann ja immer die Frage, ok, man selber ist ja nicht anders irgendwie, wenn man jetzt mit der Mutter oder den Eltern zusammenlebt und weiß ich nicht und die einen lieben und alles total super verläuft, und auf einmal sagt man denen, man ist schwul, und die sehen einen total anders. Als ob man dann irgendwie voll die Last ist und so, und man verändert sich ja nicht wirklich dadurch in den Charakterzügen oder so, aber die legen ihre Blicke irgendwie anders auf dich. Also alles, was du machst, bewerten sie mit dem Hintergrund, dass das schwul ist, also das war bei meiner Mutter z.B. so, die dann, was weiß ich, so lächerliche Sachen 'Wie trägt er jetzt die Einkaufsstützen hoch', oder so, ja, sieht das schwul aus oder wie auch immer. Und das habe ich vorher immer so gemacht, und das mache ich auch immer noch heute so, aber wenn sie wissen, dass man schwul ist, dann beobachten sie dich anders, das ist mir aufgefallen.

Interviewerin: Wie so ein Filter, durch den man dann gesehen wird?

Tim: Genau, aber auch immer unbewusst. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass die Leute jetzt die ganze Zeit denken, 'Oh Gott, der ist schwul, jetzt achtete mal drauf', die wissen es halt, und dann bewertet man das. Also das ist genauso wie wenn man sagt, 'Oh Gott, es ist eine Frau, ok, gucken wir mal, wie die jetzt einparkt.' Also man macht es einfach, und es ist ganz komisch, man fühlt sich also wirklich immer benachteiligt, aber warum jetzt so ein Hehl gerade darum gemacht wird, weiß ich auch nicht wirklich, weil es gibt ja auch verschiedene Bücher jetzt mit Frauen und Männern oder so, warum

Frauen schlecht einparken oder Männer nicht zuhören und so. Das sind alles so Sachen, also das ist wirklich alles nur Medienzeug, was zur Belustigung dient, glaube ich, was die Menschen kaufen und sich dafür interessieren, weil man drüber lachen kann, oder weil es wirklich der Unterhaltung dient. Und an sich finde ich es eigentlich Schwachsinn, sich darüber Gedanken zu machen, weil es ist echt wirklich von jedem Individuum unterschiedlich, wie jetzt jemand einparkt oder wie jemand ist. Und ja, also ich weiß nicht, also mein Vater war z.B., ich habe auch viele Leute erlebt, die immer gesagt haben, dass die Mutter das besser aufgenommen hat als der Vater, und ich habe mich immer gefragt, warum das so ist. Also ich bin auch wirklich nie dazu gekommen, zu einem Entschluss, also bei meinem Vater war es so, dass ich mit meiner Schwester, also meine Schwester ist später zu ihm gezogen, ich bin bei meiner Mutter geblieben, also wir wurden quasi dann auch getrennt. Und mein Vater war dann irgendwann im Urlaub gewesen, und ich bin dann zu meiner Schwester in die Wohnung gefahren, und mein Vater kam dann früher aus dem Urlaub zurück und hat im Türrahmen gestanden, und wir haben gerade so drüber geredet, über mein Schwulsein und weiß nicht, und er hat es halt im Flur belauscht. Und der kam dann auch nur reingeschossen wie ein Wilder, hat den Frühstückstisch umgehauen und alles gegen die Wand geklatscht und ist total ausgerastet, also ich wusste auch nicht mehr, was er direkt gesagt hat, weil es war so ein Krach und Lärm, und ich habe mich nur noch irgendwie geduckt, dass ich nichts von den Schüsseln abkriege, also der ist richtig ausgerastet. Und meine Schwester hat dann heulend in der Ecke gestanden und so, und dann hat er halt so Sachen rausgehauen wie, ja und dass es ihm total wehtut, dass sowas aus seiner Zeugung rausgekommen ist, und dass er ja auch besoffen war wo er mich gezeugt hat anscheinend, und dann hat er mir auch so krass ins Gesicht gesagt, dass man alle Schwule an die Wand stellen müsste und abknallen, wie früher. Also so richtig krass, und das war so ein Moment, wo ich ihn nur angeguckt hatte, und also ich konnte nicht wirklich heulen, und ich weiß nicht, ich bin dann nur gegangen und abgehauen.

Interviewerin: Wie ging es dir damit?

410 Tim: Also das war schon krass, also es ging irgendwie gleich so ins Herz rein, also nicht mal durch den Kopf. Man lässt es sich nicht durch den Kopf gehen, man guckt die Person einfach nur an, von wegen, oh mein Gott, dass du sowas sagen kannst ist hart und also, weiß nicht, ich war sprachlos, bin einfach gegangen, und mit meinem Vater war es, 415 ich meine, so ein gutes Verhältnis sage ich mal hatten wir nicht wirklich. Also er war ein sehr guter Vater, muss ich sagen, aber die Beziehung hatte ich immer mehr zu meiner Mutter hin und schon früher, also ich konnte, leiden konnte ich ihn schon, aber ich weiß nicht, ich hatte nicht so ein Draht zu ihm, weil er mir auch schon immer vorgeworfen

hatte, dass ich irgendwie so die Ehe kaputt mache und so. Er hat mich immer als Konkurrenten gesehen, der hat mir auch mit acht Jahren mal ins Gesicht gesagt, dass ich irgendwie daran Schuld bin, dass meine Eltern nicht mehr so gut miteinander können, weil ich ständig am Rockzipfel meiner Mutter hänge oder wie auch immer, und damals habe ich das nicht so wahrgenommen und habe auch gedacht, 'Ok, ich bin acht Jahre alt, was soll ich jetzt machen, was soll ich jetzt dazu sagen.' Also mit acht denkt man nicht daran, irgendwas kaputt zu machen, und das war auch mit vierzehn oder sechzehn nicht meine Absicht oder wie auch immer. Und also das war schon total krass, und da habe ich dann eigentlich da drüber nachgedacht, also von einem Vater tut es einem glaube ich noch mehr weh, als wenn es jetzt irgend jemand von der Straße sagt. Weil es ist, bedeutet einfach halt mehr, das ist klar, mit dem Menschen hat man mehr zu tun, und ich kam mir da wirklich richtig Scheiße vor, muß ich sagen, ich habe wirklich zwei Wochen lang mindestens immer drüber nachgedacht, und ich habe es dann natürlich auch meiner Mutter erzählt gleich, was der dazu gesagt hat, und meine Mutter und mein Vater haben sich ja dann überhaupt gar nicht mehr verstanden, und irgendwie habe ich auch von meiner Mutter dann erwartet, dass sie das denn abwertet und sagt, 'Ach, dein Vater ist sowieso ein Spinner, und hör dir das nicht an.' Und in dem Moment, also ich habe mich in dem Moment nicht von ihr getröstet gefühlt, nicht wirklich, weil es war klar, dass sie dann halt auch schlecht über ihn redet, wenn die so schlecht auseinander gegangen sind. Und naja, dadurch bin ich auch mit meiner Schwester ein bisschen in der Zeit auseinander geraten, weil die es auch ein bisschen runtergespielt hat und so, und die hat ja weiterhin bei ihm gewohnt und weiß nicht, das war schon ziemlich krass.

Interviewerin: Das heißt, die haben gar nicht so mitgekriegt wie sehr dich das verletzt hat?

Tim: Nee, nicht wirklich, also auch wenn ich es irgendjemand erzählt habe, wurde es immer runtergespielt von wegen, 'Mensch, ist ja nicht so schlimm und bla, dein Vater hat eben nicht nachgedacht, was er da gesagt hat und wie auch immer.' Man wartet dann auch eigentlich drauf, ich habe auch lange Zeit darauf gewartet, dass da irgendwie ein Anruf kommt von ihm nach dem Motto, 'Ok, habe ich nicht so gemeint oder so, ist mir rausgerutscht in dem Affekt oder so', aber es kam nie wirklich. Und wir hatten irgendwie vier Jahre lang keinerlei Kontakt deswegen, also der hat sich richtig störrisch verhalten und mich auch in der Familie schlecht gemacht, meine Mutter schlecht gemacht, also auch vor allen Dingen meine Mutter dafür verantwortlich gemacht.

Interviewerin: Deine Mutter dafür verantwortlich gemacht, dass du schwul bist?

Tim: Genau, weil also wie gesagt, die haben sich, also ich 14 war ungefähr, getrennt und da ab dem Zeitpunkt war dann mein Vater nicht mehr da und was weiß ich auch immer, und dann hat er halt solche Sachen rumerzählt so von wegen, 'Ja, in dem Jahr wo
460 ich nicht da war, in seiner wichtigen Phase des Lebens', also Pubertät oder wie auch immer, war er halt nicht da und konnte nicht verhindern, dass ich schwul werde oder so nach dem Motto. Und denn kommen so Sätze wie von wegen, dass man halt einen Vater braucht, um zu reden, Männergespräche führen und all sowas, und das hätte verhindern können, dass ich schwul werde. Und es ging auch wirklich in der ganzen Familie rum,
465 also ich habe mich wirklich, in der Zeit habe ich mich richtig irgendwie benutzt gefühlt, also man sieht das Schwulsein auch irgendwie als was eigenes, was man nicht jedem sagen will. Also oder was man für sich behalten will, und wenn man jemandem vertraut, dann ist ok, dann erzählt man ihm das. Also es kostet Überwindung auf jeden Fall. Und wenn es eine Person, der du nicht vertraust, an andere weiter erzählt, dann ist es total
470 komisch, also man wird irgendwie rumgereicht. Weil mein Vater ist dann wirklich zu meiner Oma gerannt, zu meinem Opa, was weiß ich, zu Tanten, Onkels und hat das erzählt und lang und breit, und das ist doch was Schreckliches, wie sowas in unserer Familie passieren kann. Und mein Vater hat sich auch, also was ich mir mal gedacht hat, wahrscheinlich dadurch verletzt gefühlt, weil er also ziemlich stolz, auch schon früher in
475 meiner Kindheit, mein Vater hat da total irgendwie verstaubte Ansichten, hat der mir schon immer eingeredet irgendwie so, dass ich später Kinder zeugen soll, Familienname weitergeben und Blut weitergeben und wie auch immer, und das ging dann irgendwie nicht. Dadurch dass ich nur noch Schwester habe und es keine männlichen Cousins gibt jetzt irgendwie, hat ihn das total gewurmt, dass kein Stammhalter, wie er das immer ge-
480 sagt hat, jetzt quasi den Namen weitergibt. Und da habe ich zu ihm dann auch immer schon gesagt, später wenn wir dann wieder miteinander geredet hatten einigermaßen, dass meine Schwester genauso ein Familienmitglied ist, wenn die ein Kind kriegt oder so ist das auch ein Kind von uns oder wie auch immer. Ich hab meinem Vater auch ganz oft ins Gesicht gesagt so nach dem Motto, 'Weißt du was, wenn meine Kinder so werden wie
485 du, dann bin ich nur froh, dass ich die nicht weitergebe.' Und da fielen eigentlich echt Sachen, das war Wahnsinn, und bis heute haben wir den Kontakt also nicht mehr wirklich richtig aufgebaut. Also meine Schwester erzählt mir immer quasi noch so hinterrum, dass er oft, wenn er jetzt abends mal so weg war oder so oder mal was getrunken hat, dann wird er immer gesprächiger, und dass er dann auch manchmal heult und so,
490 und dass es ihm leid tut und weiß ich nicht, aber ich bin dann immer so ein Mensch, dann soll er anrufen und mir es selber sagen, aber das kriegt er irgendwie nicht hin. Also wirklich, das ist immer im Hinterstübchen oder bei anderen, dass es ihm leid tut und keine Ahnung, und er kommt auch oft zu Vorstellungen von mir, also wenn ich wie gesagt am Theater auf der Bühne oder so bin, guckt sich Vorstellungen an, und haut

dann aber auch ab, wenn die Vorstellung vorbei ist, also er kommt irgendwie nie dahinter oder so, oder sucht den Kontakt zu mir, also das lässt er. Also er nähert sich schon jetzt wieder langsam an, aber ich glaube, ich möchte ihn auch nicht mehr so an mich ranlassen, muss ich sagen, also ich bin da irgendwie drüber hinweg, und dieser eine Satz, der geht mir auch nicht mehr aus dem Kopf, das ist so wie ein Trauma, das mit diesem an die Wand stellen und abknallen. Also weiß nicht, das war hart, also ab dem Moment habe ich eigentlich nicht mehr, da ist diese Vater-Sohn-Beziehung völlig weg gewesen bei mir. Ich habe ihn nicht mehr als Vater gesehen, auch wenn ganz oft meine Mutter von ihm gesprochen hat oder so etwas, ich habe ganz oft darauf bestanden, dass man ihn bitte nicht mehr mein Vater nennt sondern nur Erzeuger oder wie auch immer, weil also für mich ist wirklich Vater ziemlich, wichtig nicht, also nicht der, der mich erzeugt hat wie gesagt, irgendwie mit meiner Mutter da geschlafen hat und ich daraus erstanden bin, sondern der sich um mich kümmert, der für mich da ist und wie gesagt auch immer. Und das war er halt nie so wirklich gewesen für mich, also vielleicht hat er es auch irgendwie schon gespürt, ich habe keine Ahnung, also ich konnte ihn deswegen nie ausfragen. Vielleicht kommt nochmal die Situation, wo ich mich mit ihm ausreden kann ein bisschen und, naja, mal schauen.

Interviewerin: Würdest du dir das denn wünschen, dass das ein bisschen klarer ist zwischen euch?

Tim: Ja, irgendwie schon. Also z.B. auch so viele Sachen in der Kindheit oder so, also das ist mir wichtiger. Also ich mache mir da ziemliche Vorwürfe immer noch, früher war es echt so, dass mich mein Vater echt irgendwie als Konkurrenz gesehen hat und ich das als Kind nie verarbeiten konnte oder nie verstanden habe, ich habe auch mal meine Mutter, als ich acht Jahre alt war oder so, da hat sie mir mal erzählt, dass ich sie gefragt habe, ob ich überhaupt der Sohn bin von meinem Vater, ob sie irgendwie fremd gegangen ist oder so, und da war sie total geschockt gewesen, wie ich denn auf so etwas komme. Und da habe ich gesagt, naja weiß ich nicht, mein Vater hat mich immer irgendwie so ein bisschen als Kuckuckskind behandelt, also wenn ich das so sage, also ich habe mich nie so wohlgefühlt. Und ich würde ihn wirklich gerne mal fragen, woran es lag, also so an sich, oder ob er schon gemerkt hat, ob da irgendwelche schwulen Züge, dass er die an mir entdeckt hatte oder ja er irgendwelche Komplexe hatte. Also ich habe im Nachhinein nämlich mal rausgefunden, dass er früher in seiner Kindheit selber mal irgendwie schwule Erfahrungen hatte, und das fand ich total interessant, muss ich sagen, und er hatte z.B. einen besten Kumpel in der Schule, und, also mit dem war er 10 Jahre wirklich sehr gut befreundet, und später dann hat er erfahren, dass sich sein Kumpel wie gesagt zur Frau hat umoperieren lassen, weil er nicht glücklich war in seinem

Körper, keine Ahnung, und er hat einen Riesenhass auf den Kumpel geschoben, und weiß ich nicht, ich würde auch gerne mal wissen, woher er auch diesen Hass auf
 535 Schwule hat. Also so auch gerade, wenn es sein Sohn ist, und was weiß ich. Also ich finde, wenn es der eigene Sohn ist, dann sieht man da eher drüber hinweg oder so.

Interviewerin: Also dass die Liebe zu dem Sohn höher stehen müsste als der Hass auf die Schwulen?

540
 Tim: Ja, stärker ist, also dass irgendwann der Verstand einsetzt und sagt, ok, er ist jetzt schwul, aber das hat ihn ja nicht verändert. Also wirklich, das ist wirklich nur die eine Sache, wo ich auch finde, dass das überbewertet wird, dass man anstatt mit Frauen eben nachts mit Männern schläft, also ich finde das total komisch, weil irgendwie wird
 545 alles darauf ausgelegt, das ist wirklich nur diese Sexsache. Man macht als Schwuler nicht andere Sachen als ein Heterosexueller oder so etwas, man geht nicht anders einkaufen oder anders feiern oder so, es ist wirklich nur die Sexsache, und irgendwann ist mir auch mal durch den Kopf gegangen, wenn man wirklich so in der Straßenbahn hört, von wegen "schwule Sau" und so und man denkt sich eigentlich echt, was haben die
 550 Leute für Langeweile, dass die darüber nachdenken, was du mit irgend jemand im Bett machst. Also als wenn ich irgend einem Heterosexuellen hinterher rufe, also es wird schon fast behandelt wie so als wenn jetzt jemand so pädophil ist oder so, also das ist irgendwie noch so diese Verständlichkeit, die da ist oder so, also wenn jetzt jemand ein Kinderschänder ist, aber so wird man echt behandelt, als ob das irgendwie eine total ne-
 555 gative Sache ist oder irgendwas Perverses, dass man mit Männern schläft oder so, wie als wenn jetzt jemand ein Kind vergewaltigt und vor Gericht steht. Also wenn man auch im Fernsehen immer sieht, wie jemandem hinterher gerufen wird, "Pädophiler" und Proteste und so, und so fühlt man sich dann echt, dass die Leute mit Schildern rumrennen und nach dem Motto "Schwule Sau raus" und so, also das ist echt krass, also man kann,
 560 man hat echt das manchmal das Gefühl, dass man mit Rechtsradikalen und Pädophilen und allen in den Topf geschmissen wird, also alle Leute, die irgendwie böse sind oder was anderes machen als was der Norm entspricht, dass die halt so abgewertet werden, das ist schon wirklich krass. Und dann setzt eben dieses Ding ein, ob man sich dann in die Opferrolle drängen lässt, oder ob man wie gesagt ein dickes Fell hat und sich da
 565 eben sagt, ok Leute, ihr seid alle ein bisschen dumm im Kopf, und ich, also es geht hier rein und da raus. Also das war bei mir ein ziemlich langer Prozess auch, also ich habe mich am Anfang ziemlich doll fertig machen lassen, ich habe dadurch auch ziemlich abgenommen gehabt, das war auch so psychisch bei mir. Ich habe früher irgendwie mit 1,65 m oder so fast 95 oder 90 Kilo gewogen, wo ich 16 war, und wo ich dann schwul
 570 geworden bin und so und wirklich diese ganzen Beschimpfungen und so, also es war

schon krass immer früher als Kind für mich, dick zu sein. Also man wird ja auch deswegen dann gehänselt und so, und dann kam noch das Schwulsein dazu, und irgendwie war es so eine doppelte Belastung. Man war dick und schwul und irgendwie hab ich gedacht, 'Oh Kacke, was fehlt jetzt noch?' Oder rothaarig sein, ich kann mir noch vorstellen rothaarig zu sein wär jetzt noch das Schlimmste. Weil man Rothaarige ja auch immer so abwertet und dann, ich sag, irgendwas muss passieren und so, und dann habe ich aber wirklich drei, vier Tage oder so nichts gegessen und war dann auch im Krankenhaus wegen Unterzuckerung und wie auch immer, und ja, dadurch habe ich dann irgendwann 20 Kilo abgenommen, was sehr ungesund war, aber da hat sich mein Magen dann irgendwie drauf eingestellt gehabt, also Bulimie oder sowas hatte ich also nicht. Aber wie gesagt, durch die psychische Belastung hat sich das bei mir körperlich bemerkbar gemacht, auf jeden Fall, und wenn man auch viel in der Szene unterwegs ist, also es gibt so Schwulenclubs und so viele, und wenn man nur mit Schwulen zu tun hat, dann wird man auch ziemlich körperbewusst und aussehensmäßig bewusst. Also es ist schon krankhaft, wenn ich manchmal in der Disco bin oder so, dann darf ich mir, also es war so eine Situation, vor drei Wochen habe ich jemanden angequatscht, den ich toll fand, und da hat der zu mir echt gesagt, ich bin ihm erstens mal zu alt, mit 20, und er war irgendwie, also so Ältere mag ich sowieso eher, der war so 26 oder so, keine Ahnung, und der meinte echt, ich bin ihm zu alt und so, und ich wär nicht so sein Typ und bla und zu dick und keine Ahnung, und ich bin nach Hause und habe geheult, ich habe nur geheult, ich hab gedacht, ich bin zu fett, ich bin zu alt, mit 20, und das war total krass gewesen. Und wenn man sich echt die Leute mal anguckt in einer Schwulendisco oder so, die sind echt alle wie Kate Moss, wirklich dünne, 16 Jahre alt schon, also total jung und die Erfahrung in der Schwulenberatung hilft mir auch echt viel, weil man kriegt schon so viel mit, dass Leute schon mit 16 AIDS haben oder Drogen nehmen und wie auch immer, das ist total krass, weil man das ja auch immer leicht wegschiebt und sagt ok, das passiert nur Älteren. Also irgendwie wird die Gesellschaft immer kaputter, finde ich irgendwie.

Interviewerin: Also da ist ein hoher Druck irgendwie da, ne?

Tim: Ja, auf jeden Fall, für die auch.

Interviewerin: Um so diesen Erwartungen und den Idealen gerecht zu werden?

Tim: Ja, genau, und es ist echt irgendwie so, als Frau wird man ja auch irgendwie in so etwas reingequetscht, also keine Ahnung, durch Medien und Gesellschaft, also ich finde auch den Widerspruch komisch, ich meine von irgend jemand muss das ja kommen, ich

meine die Gesellschaft regt sich an sich immer über so etwas auf, dass man da reinge-
610 drückt wird, aber im Endeffekt ist auch die Gesellschaft die, die das vorgibt. Also ich
meine, es würde kein dürres Model auf einer Zeitschrift sein, wenn es die ganzen Leute
nicht auch kaufen würden. Also wirklich nicht, wenn da jetzt echt mal eine dicke Frau da
wär oder ein Schwuler, weiß ich wo, das ist halt nicht gefragt und da finde ich auch, da
muss man sich eingestehen, also ich bin z.B. auch so, kann man dann wieder oberfläch-
615 lich nennen oder wie auch immer, aber es ist wirklich so. Es ist genauso wie es hübsche
und hässliche Menschen geben muss, also die hübschen, die wären nicht schön, wenn es
die hässlichen nicht gäbe, und es wird auch nie irgendwie, keine Ahnung, es wird auch
nie anders sein, es wird auch immer Arme geben, es wird Reiche geben, und es ist mit
Schwulen genauso. Ich glaube, das ist einfach nur so ein Klischee, was man halt bedient
620 irgendwie, und also das ist wie so ein Ventil irgendwie, und früher, also ich denke mir,
daß es einfach nur als Befriedigung gilt. Also ich sehe das jetzt auch nicht als Beleidigung
an oder so, letztens bin ich jetzt mit meinem Freund z.B., den ich seit zwei oder
drei Wochen kenne, auch händchenhaltend hier durch Berlin gelaufen, und da kamen
zwei Typen uns entgegen, die uns auch hinterher gerufen haben, also so ein Zeug so von
625 wegen „Oh Gott, ihr seid schwul“ und bla, und man denkt sich in dem Moment eigentlich
nur, ja, sind wir. Also was ist denn jetzt daran so schlimm, und ich habe den echt ange-
guckt und ich so, „Erzähl mir was Neues“, oder so, und denn hat der angefangen, „Ja,
deine Mutter ist hässlich, und deine Tochter..“ Und dann habe ich erstmal gedacht,
wenn ich schwul bin, dann habe ich keine Tochter, das habe ich ihm einfach so ins Ge-
630 sicht gesagt, und da wusste er dann auch nicht mehr, was er dann sagen sollte. Also
wenn man dann echt so mit so einer Dummheit konfrontiert wird, wo man denkt, nee,
also da lasse ich mich wirklich nicht runter, und ich sehe es auch nicht als Angriff. Frü-
her habe ich das dann, hat mich das dann so fertiggemacht, aber im Endeffekt ist es
wirklich nur, die Leute, die dumm sind, die brauchen das, um sich besser zu fühlen, also
635 weiß ich nicht, andere abzuwerten, damit sie halt besser dastehen in dem Moment, also
das ist meine Meinung einfach davon. Das ist genauso, ich weiß nicht, viele von meinen
Kumpels oder so, wenn wir auch in der Disco waren, dieses Zugeben, dass andere mal
gut aussehen oder so, also ich habe z.B. dadurch, dass ich auch selber dick war oder so,
wenn irgendwelche Kumpels von mir über eine dicke Frau oder so ablästern, oder ein
640 Mädels, was ein bisschen mehr auf den Rippen hat und dann total, 'Guck dir mal die Fette
an', oder so, da kriege ich so einen Hals, also es ist echt Wahnsinn, und das ist echt nur
so eine Komplexsache, dass die irgendein Problem haben, dass die was hat, was die
nicht haben oder wie auch immer. Also z.B. dieses dicke Mädels hat in dem Moment total
toll getanzt, ausgelassen, und hatte total ihren Spaß gehabt, und ich fand die total
645 hübsch, weil die in dem Moment einfach nur sie selbst war und wirklich Spaß hatte. Und
meine Kumpels haben blöd in der Ecke gestanden und ihr Bier getrunken, wo ich

einfach nur dachte, Leute, ihr macht die jetzt bloß fertig, weil ihr seht, dass die Spaß hat, weil die sich freut am Leben, und ihr einfach mal nichts zu tun habt und blöd in der Ecke steht. Und deshalb haben sie sich quasi wieder besser gemacht und sie damit abgewertet, und das ist immer echt so ein Hin- und Her-Geschiebe. Obwohl natürlich jeder Vorurteile hat, jeder lästert und so, und da ist irgendwie keiner frei von. Also ich würde mich jetzt auch nie davon fernhalten und sagen, ok ich bin total tolerant allen gegenüber, nur weil ich jetzt schwul bin und selbst damit zu tun habe, also irgendwie rutscht man da immer rein. Also es ist eigentlich in der Natur des Menschen irgendwie. Und ansonsten, was gibt es noch?

Interviewerin: Du sagtest ja schon, dass du dir früher sowas immer sehr viel mehr zu Herzen genommen hast, und dass dich das total fertig gemacht hat, und anfangs hast du auch gesagt, dass du heute selbstbewusster bist, aber daß das so ein langer Prozess war. Kannst du das noch ein bisschen genauer beschreiben? Also wie das so dazu gekommen ist, dass sich der Umgang mit so Beschimpfungen so verändert hat?

Tim: Also, ich glaube, man resigniert irgendwann. Es geht so bis zu einem bestimmten Schritt, also am Anfang, wo ich gemerkt habe, dass ich schwul war, war wirklich so der erste Prozess: erstmal verstecken. Also so gut wie es geht verheimlichen, dass man schwul ist, dass es auf der Straße niemand bemerkt und so, die Eltern wussten es dann ja schon, und dann habe ich mir gesagt, ok, das reicht, die wichtigsten Leute wissen es, und irgendwann stellte sich bei mir das so ein, wenn man andere Menschen auf der Straße sieht, dass man neidisch wird, also wenn so Heteropärchen also Händchenhalten im Frühling oder so, oder auf der Wiese sitzen, oder wenn man im Restaurant sitzt und die aus einem Eisbecher essen. Das sind alles so Kleinigkeiten, die einem dann auffallen, die man nie machen kann, die wirklich, die man immer nur zu Hause machen kann. Man muss sich immer zu Hause mit dem Freund treffen, man kann draußen den Freund nicht mal 10 Sekunden länger angucken, weil jeder gleich denkt, 'Oh Gott, der ist schwul', oder so. Und das sind alles Sachen, auf die man verzichten muss, und am Anfang geht es gut, muss ich sagen, also da sagt man, ok, ich verzichte da drauf, dann treffe ich mich halt nur zu Hause mit meinem Freund und küsst den zu Hause, aber irgendwann, dadurch, dass ich auch diese vier Jahre Beziehung hatte, hat sich dann sowas aufgebaut, dass man wirklich keinen Bock mehr hatte, sich zu verstecken. Man fragt sich dann auch selber warum, weil man kommt immer besser damit klar, weil man informiert sich dann natürlich auch drüber. Am Anfang, wenn man merkt, dass man schwul ist, denkt man, also wie alle eigentlich, dass es eine Krankheit ist irgendwie, also so habe ich es gemerkt, dass ich dachte, ok, das ist nicht normal und weiß nicht, und dann liest man halt Bücher, man kriegt mehr und mehr mit, weil man schwule Freunde hat und schwule

685 Kumpels, und es ist wirklich so ein Erfahrungsprozess, den man durchmacht, würde ich sagen. Also dass man merkt, dass es andere auch machen, und man muss wie gesagt abwägen, also was einem mehr weh tut. Mir hat in dem Moment mehr weh getan, dass ich solche Sachen nicht machen kann die Heteros machen, also im Frühling Händchenhalten oder wie auch immer, hat mir mehr weg getan als wenn ich mir einmal am Tag anhören muss, 'schwule Sau'. Weil man hat sich gedacht, ok, ich bin schwul, dafür kann ich nichts, es ist als ob ich jedem Typen hinterher rufe: 'Alter, hey du Hetero', das ist einfach Schwachsinn, das ist total die dumme Bemerkung eigentlich, wenn man es sich mal wirklich überlegt. Und von daher war der Druck also für mich wie gesagt größer, das Verstecken, es war viel zu anstrengend. Also man macht sich irgendwann kaputt, und
695 bei mir war es dann irgendwie so, dass ich dachte, ok, entweder gehst du jetzt in die Psychiatrie und lässt dich irgendwie behandeln, oder du lebst das einfach aus und du wagst es einfach mal, nimmst deinen Freund an die Hand und gehst damit durch die Stadt, und man gewöhnt sich dran. Am Anfang war es wirklich komisch, dass man das gar nicht genießen konnte, also man hat wirklich, wenn man dann händchenhaltend irgendwo lang gelaufen ist, hat man immer geguckt, oh Gott, guckt jemand und so, und man hat auch Unterschiede gemacht, wer mir entgegen gekommen ist. Das ist mir ganz doll aufgefallen, ich habe z.B. immer meinen Freund losgelassen, wenn mir eine Oma entgegen kam oder irgendwelche ältere Menschen, weil ich dachte, oh Gott, wenn die das jetzt sehen, die kriegen ja einen Herzinfarkt oder regen sich da riesig drüber auf,
700 und hab gedacht, lass mal deine Hand lieber weg. Oder auch wenn mir Leute mit einer Glatze entgegen kamen, wo man dachte, ok, die könnten vielleicht rechtsradikal sein, was auch schon wieder so ein Vorurteil ist, sage ich mal, aber da habe ich auch gesagt, oh Gott, da nehmen wir die Hand lieber weg und so, weil sonst kriegen wir noch eins aufs Maul oder so, aber man hat wirklich geguckt und so, wer guckt jetzt, wer nicht und
705 wem kann ich das zumuten, dass der mich jetzt mit meinem Freund händchenhaltend sieht, ohne einen Herzinfarkt zu kriegen, oder dass ich mir irgendwas anhören muss. Und also man erlebt auch positive Sachen, also manchmal habe ich es erlebt, dass mir dann eine Gruppe von fünf Mädels entgegenkam, die dann total getuschelt haben und "Ach guck mal ist das süß", und weiß ich nicht und "Die halten Händchen", und so, ja, es
715 kamen auch schon positive Sachen, muss ich auch sagen, es hat wirklich Positives und Negatives. Und das war dann wirklich so ein Prozess, und das liegt glaube ich an jedem selber, also an der Persönlichkeit, und ich glaube um damit klar zu kommen, muss man ganz doll an sich selbst arbeiten. Also ich halte es z.B. für Schwachsinn, jetzt auch so in Outing-Sachen oder sowas, damit anzufangen, wirklich demjenigen beizubringen von
720 wegen 'Guck mal, das machen irgendwie alle, oute dich doch einfach und ist nicht so schlimm und fall ins kalte Wasser'. Also ich finde es wichtig, dass man erstmal lernt, sich selber zu mögen und zu lieben und wirklich mit sich selbst zufrieden ist, und dann kann

man da anfangen. Weil solange man dieses Schwulsein wirklich als dieses aufgesetzte, oder als Zwang oder so sieht, am Anfang habe ich mir auch immer ganz oft gedacht, oh Gott, warum bin ich jetzt oder so, und das ist genauso wie wenn man jetzt Linkshänder ist oder Rechtshänder, das sind auch so akzeptierte Sachen die keinen wirklich mehr stören, aber es gibt auch wirklich weniger Linkshänder als Rechtshänder und früher wurde es z.B. zu Hitlers Zeiten genauso behandelt wie ein Schwulsein. Also hat man denen die Hand abgehackt oder so, weil es krank war, mit links zu schreiben, weil irgendwas im Hirn nicht funktioniert hat oder so, und ich meine, das ist echt so. Ich kenne z.B. jetzt, ich habe einen Linkshänder kennengelernt, der darauf total viel Wert legt, und weil ich den manchmal aufgezogen habe von wegen, dass er jetzt extra in so ein Geschäft geht, man macht sich darüber auch gar keine Gedanken, aber es gibt wirklich Scheren für Linkshänder und so, als ob das wirklich auch behinderte Menschen sind oder so. So nach dem Motto, damit sie besser klar kommen, und das ist total komisch, und da habe ich manchmal auch gedacht, oh Gott, was machste denn jetzt, wenn es ja so wirklich für Schwule, also es fängt ja jetzt schon langsam an, es gibt wirklich Friseurinnen und Friseur für Schwule und so, und ich bin da überhaupt kein Freund von. Also ich warte echt noch da drauf, dass irgendwie mal ein Aldi aufmacht oder so nur für Schwule, und wo du dann echt deinen Typen kennenlernen kannst und so. Ist Wahnsinn.

Interviewerin: Ja, einen Weihnachtsmarkt gibt es ja schon hier in Berlin.

Tim: Ja, das ist total krass. Also ich sage mal so, ich finde es ok, wer es jetzt braucht oder sowas, aber ich sage mal so, wenn man jetzt als Schwuler Akzeptanz oder so verlangt oder sage ich mal, dann sollte man sich nicht so derart damit abkapseln. Also ich finde es ok, dass es so Bereiche gibt, wo man mal für sich ist, z.B. schwule Discotheken oder so, wo man einfach mit seinem Freund hingehen kann oder wo man schwule Leute kennenlernen kann und weiß ich nicht, aber ich finde es jetzt wirklich Schwachsinn zu sagen, ok, ich gehe jetzt nur noch da hin. Aber es gibt wirklich Leute, die kapseln sich so derart ab, dass sie sagen, ich gehe nur noch zu meinem Friseur, der schwul ist, ich gehe nur noch zum Bäcker nebenan, der schwul ist, weiß ich nicht, über den schwulen Weihnachtsmarkt, wie auch immer. Die machen wirklich nur noch schwule Sachen, und die sind schon überhaupt nicht mehr Teil von der Gesellschaft, also von der Welt und so. Und da finde ich, wenn man Heteros nicht damit konfrontiert, von wegen so, 'Hey, wir sind hier', und ich gehe auch in eine Hetero-Disco und halte auch hier in der Hetero-Disco meinen Freund an der Hand, aber dann kann ich auch nicht verlangen, dass die sich daran gewöhnen. Also das ist ganz ehrlich so, und das ist schon wieder so eine Intoleranz von Schwulen, ich weiß nicht, ob sich da vielleicht so eine Trotzhaltung

entwickelt oder so, dass Schwule jetzt sagen, ok, ihr akzeptiert uns nicht so, also sabotieren wir jetzt eure Welt so ein bisschen und machen unser Zeugs. Also z.B. diese Modesachen oder so, oder diese Fernsehserien, oder wir zupfen uns jetzt die Augenbrauen, was uns die Heteros nachmachen, wird auch von Schwulen ganz viel
765 behauptet, nach dem Motto 'Das haben wir erfunden, uns zu pflegen und so, und Make Up und Hautcremes und so, und das macht ihr uns jetzt nach und so.' Das ist wirklich so ein Krieg der Welten so ein bisschen, finde ich. Und ich weiß auch nicht, ob es für mich bisexuelle Realität wirklich gibt, also das sind jetzt diese drei Kategorien jetzt irgendwie, also ich weiß nicht, für mich ist Bisexualität echt so ein Ding, ich kann mich
770 nicht entscheiden oder so. Ich weiß nicht, wie ich das sehen soll, es ist ganz komisch, also damit habe ich mich noch nicht wirklich befasst, mache ich gerade im Moment, muss ich zugeben. Weil ich habe es nie verstanden, ich bin mal mit bisexuellen Leuten zusammen gewesen und total oft enttäuscht worden, weil die dann echt irgendwann gesagt haben, 'Du, ja, ich habe mich jetzt in eine Frau verliebt' und so. Also das ist
775 Wahnsinn, weil man kann dann überhaupt nicht vergleichen, man kann dann nicht sagen, ok, was hat die, jetzt was ich nicht habe, weil es ist ein total anderes Geschlecht. Man hat da immer totale Minderwertigkeitskomplexe, weil man dem Partner auch nicht bieten kann, was die dann hat, und dann muss man eigentlich resignieren und hingehen und sagen, ok, kann ich nicht ändern. Aber ich meine, die werden dann ja auch nie
780 glücklich werden, ich meine, man kann ja nicht eine Beziehung mit einer Frau haben und trotzdem mit Männern schlafen oder wie auch immer. Also wie die das regeln, das finde ich total interessant, muss ich sagen, das ist so ein Thema, womit ich mich gerade so ein bisschen beschäftigte. Aber wie gesagt, jetzt wo ich jetzt bin, man lernt viel dazu, also z.B. jetzt auch hier in der Schwulenberatung mache ich ja meinen Zivi für die
785 nächsten neun Monate, ich bin jetzt erst einen Monat hier, aber die Erfahrungen, die man hier macht, die bringen einen auch schon ein Stück weiter, muss ich sagen. Man muss sich wirklich viel damit auseinandersetzen, am Anfang hatte ich auch sehr viele Vorurteile gegenüber alten schwulen Menschen, und wir haben hier z.B. eine Gruppe, die heißt "Anders altern", wo immer so, lass die um die 55 bis 70 Jahre alt sein, die
790 kommen halt immer her, trinken Kaffee und wie auch immer, und man kriegt als junger Schwuler in der Gesellschaft auch immer so eingebleut, dass diese alten Menschen total unbefriedigt sind, und dass die total scharf auf Frischfleisch sind, und dass die einen anmachen und wie auch immer. Also das habe ich hier noch nie erlebt und es ist total interessant, mal mit denen sich da hinzusetzen, mit denen Kaffee zu trinken und wie die
795 das sehen und so, und man verliert da wirklich die Scheu, und man erfährt auch z.B., wie die früher damit umgegangen sind, also wirklich, wo man dann denkt, oh Gott, warum beschwere ich mich eigentlich, weil heutzutage als Schwuler hat man es wirklich schon leicht. Die mussten sich früher echt noch krasser verstecken, und da gab es auch

nicht einmal irgendwelche Hilfen und so. Und die hatten kein Internet oder was man halt so für Sachen erfährt, was für einen Schwulen schon total einfach ist, und man kann ja heutzutage durchs Internet z.B. total leicht andere Leute kennenlernen, man kann mit Bahn und Bus und wie auch immer überall schnell hin. Also ich habe wirklich mit einigen Alten da gesprochen, die dann gesagt haben, die 700 km weite entfernte Bekanntschaften hatten, und da kann man sich dann halt nicht immer treffen. Das war schon krass, und es sind halt so Entwicklungsprozesse, die man durchmacht, ich glaube, wenn man am Anfang steht mit dem Schwulsein, dann sollte man einfach bloß, man muss bloß geduldig sein. Also man muss ein dickes Fell haben und wissen, dass irgendwann auch mal bessere Zeiten kommen, auf jeden Fall. Also man sollte nie aufgeben, wir haben hier auch viele Suizidgefährdete, die damit gar nicht mehr klar kommen. Die dann sagen, oh Gott, ich bin schwul und sozial total ausgegrenzt, und ich kann damit nicht leben. Also es sind ja auch viele Suizidgefährdete oder Suizidopfer bekannt jetzt durch die Medien oder so die schwul waren und sich umgebracht haben, und Suizid ist z.B. so eine Sache, die ich nie verstehen werde, muss ich ganz ehrlich sagen. Also ich finde nicht, dass man immer so am Ende sein kann, dass es keinen Ausweg mehr gibt, also ich weiß nicht, ich sehe es immer ziemlich als feige an, aber es kommt auch immer drauf an, wie labil die Person ist. Also ob sie noch Lust hat, sich damit auseinander zu setzen überhaupt, wenn sie denkt, ok, das bringt nichts mehr oder so, ich verkrafte das nicht, und dann nehme ich mir das Leben. Also das wär für mich auf jeden Fall der letzte Ausweg, ich hab früher mal drüber nachgedacht, ganz am Anfang, muss ich zugeben, wo es dann halt mit der Scheidung mit meinem Vater kam und so, und wo man halt auch merkt, man wird von der Mutter nicht angenommen irgendwie, und man fühlt sich überall als Außenseiter, und also da habe ich echt überlegt, ok, warum lebt man jetzt, oder weswegen lebt man oder so. Weil irgendwie ist mir dann auch aufgefallen, dass man nur für die anderen lebt, ich hab mich auch nur aus diesem Grund eben nicht mehr um dieses Suizidthema gekümmert, weil ich mir echt dachte, ok, wenn ich mich jetzt umbringen würde, wie würde es meiner Mutter dabei gehen, was würde meine Schwester ohne mich machen oder wie auch immer. Also man denkt wirklich als Letztes an sich in dem Moment, irgendwie denkt man nur an die Leute, die man zurück lässt, und wie da damit umgehen und weiß ich nicht. Und wenn man dann halt soweit ist, dass man wirklich sagt, ok, ich habe keinen mehr, den es stören würde, dass ich tot bin, ich glaube, dann macht man es. Aber das war bei mir nicht so der Fall. Also ich habe immer irgendwie von außen viel Liebe gekriegt, Zuneigung, ich hatte immer irgendwie Freunde und wie auch immer, also es ist wirklich so eine Glückssache, wie man jetzt sozial steht oder so, ob man viele Freunde hat oder wie auch immer. Also von daher finde ich es auch ziemlich wichtig, dass wenn jetzt irgendwie ein Kind oder so von einer Mutter oder von einem Vater schwul ist, dass man

dem nie das Gefühl gibt, dass man es nicht mehr liebt. Also man kann zwar irgendwie sagen von wegen, ok, ist jetzt so eine Phase und ich komme damit nicht klar, aber dem Kind irgendwie deshalb zu sagen 'Du bist nicht mehr mein Sohn' oder so, so Sätze, die
840 fallen ja oftmals. Also das hat mein Vater auch gesagt, 'Du bist nicht mehr mein Sohn' oder so, also die Sätze, die hauen schon wirklich rein, und die sind wirklich in einem Moment gesagt, in einer Sekunde oder sowas, aber die verfolgen einen wirklich ein ganzes Leben. Also es ist jetzt fünf Jahre her, dass das mein Vater gesagt hat und es ist wirklich immer noch in mir drin. Und das ist auch so eine Sache, die ich ihm nicht
845 verzeihen werde, egal was er macht, weil, weiß ich nicht, also damit löscht man ziemlich viel aus. Ja, das war schon krass gewesen, das hat mich sehr geprägt irgendwie. Naja, im Moment komme ich nur mit meiner Mutter ganz gut klar, die wohnt halt noch in Brandenburg, ich bin jetzt in meiner eigenen Wohnung in Berlin und so und ja, man wird auch irgendwann selbstständiger und versucht klar zu kommen im Leben. Aber es ist
850 echt so, ich würde mich nie so abwerten und so als Schwuler und sagen, wirklich, ich bin so ein Opfer, und oh Gott, und wär ich bloß nicht schwul und so, und es gibt wirklich so viele Leute, die haben so viele schwerwiegendere Probleme, also irgendwie, oder gleiche Probleme oder so. Also wie gesagt, ich würde, ich finde es Schwachsinn, sich über Sexualität so einen Kopf zu machen. Weil es ist wirklich nicht mehr als, man schläft
855 mit Männern und, weiß nicht, ansonsten ist es echt dasselbe wie jeder andere Mensch das auch macht. Ja, ich weiß nicht, es würde sich nie jemand umbringen und sagen, oh Gott, ich bin hetero, was mache ich jetzt. Und es ist echt so, was ich mir immer vor Augen halte, wo ich dachte, ist Schwachsinn. Und also ich sage mal so, wir sind auf einem guten Weg, was die Akzeptanz und so angeht. Also ich denke mal schon, dass sich
860 das alles noch entwickeln wird durch die Medien jetzt, also wirklich auch viele, vielleicht geht es auch in die andere Richtung, ich glaube auch, dass irgendwann in ein paar Jahren alle Schwulsein so satt haben werden, dass es schon wieder so normal ist, also dass es so ist, oh Gott, erzähl mir nichts von Schwulen und so, also ist nichts Abnormales mehr daran. Also dass es wirklich den Leuten irgendwann nicht mehr Spaß
865 macht, sich darüber aufzuregen oder sich darüber lustig zu machen, oder irgendwelche Fernsehserien mit schwulen Modendesignern zu füllen, weil es dann einfach irgendwann ausgelutscht ist das Thema. Das ist vorbei dann, und wie gesagt, das ist jetzt vielleicht gerade die Phase, wo wir dabei sind, wirklich wo diese sexuelle Bewegung oder wie man sie doch nennen mag, also diesen Sprung gemacht hat. Also früher, DDR-Zeit und so, da
870 hat man nicht so drüber geredet, also es ist wirklich jetzt so die Zeit, wo alles aufgeklärt wird und so. Ich weiß nicht, also ich bin der Meinung, dass es irgendwann übersättigt ist, irgendwann wird es vorbei sein damit.

Interviewerin: Also, nachdem, was du jetzt so erzählt hast, habe ich jetzt so den

Eindruck bekommen, korrigier mich, wenn es nicht stimmt, ich fass das jetzt einfach mal zusammen, um zu gucken, ob ich das richtig verstanden habe, dass es also, je besser du in der Lage warst, dich selber zu akzeptieren und dein Schwulsein zu akzeptieren, desto besser warst du auch in der Lage, praktisch mit den Reaktionen von außen klar zu kommen, und desto besser konntest du das dann auch so an dir abgleiten lassen.

875

880

Tim: Genau, also es ist total wichtig, dass man sich wirklich selber akzeptiert und wirklich erst damit anfängt, also man muss sich wirklich informieren. Es ist wirklich, das Schlimmste, was man machen kann, ist dieses Dummbleiben. Also sich wirklich nur die Meinung von den anderen anhören, was die über Schwulsein denken. Also wirklich, wenn man auf der Straße gehört kriegt 'schwule Sau' und wie auch immer, das ist ja immer eine Wertung, und man nimmt sich das immer zu Herzen. Also da kann mir auch keiner sagen, wenn es auch heute auch immer noch ist, klar geht es schneller links rein und rechts wieder raus, aber es kommt immer erst hier an und man denkt sich, oh Gott, was wollte der mir jetzt damit sagen. Aber es tut wirklich mit der Zeit nicht mehr weh, weil man wirklich weiß, das und das sind die Tatsachen, 'ich bin schwul, weil...' und so weiter und so fort und wirklich und wenn man es selber nicht mehr als Last sieht oder als Krankheit oder als irgend so eine Bürde, die einem aufgelegt wurde, wirklich von irgendeinem Gott da oben, wenn man dran glaubt, um einen zu ärgern oder so, dann ist es echt einfacher, damit klar zu kommen. Also das ist wirklich so, also so war meine Erfahrung gewesen, und klar, man schafft es irgendwie nie alleine, man braucht Freunde, auf jeden Fall, oder Familie, die einem da beisteht und so, und also es hilft auch wirklich für alle Angehörige oder so. Also es ist auch immer besser, irgendwas vorgeheuchelt zu bekommen in der Hinsicht am Anfang als total auf Ablehnung zu stoßen. Also mir hat es total geholfen, dass wie gesagt meine Mutter mir diesen Zettel unter der Tür geschoben hatte von wegen, 'Hey, du bist trotzdem noch mein Sohn und wir bleiben trotzdem ein tolles Team' und so, und man hatte erstmal was, man hat sich wieder geborgen gefühlt, und man hat gemerkt, ok, es ändert sich jetzt nichts an der Sohn-und-Mutter-Beziehung. Weil diese fünf Minuten, wo meine Mutter diesen Brief gelesen hat und ich in meinem Zimmer war, waren wirklich die schrecklichsten Minuten in meinem Leben, weil danach kann sich irgendwie alles verändern. Ich habe mich eingeschlossen mit dem Gedanken, ich komme nie wieder in den Flur, ich kann meiner Mutter nie mehr in die Augen sehen, oder wenn ich sie angucke, dann wird da immer dieser Blick sein, 'Oh Gott, du bist schwul oder du bist irgendwie anders', ich hatte wirklich Angst, meiner Mutter in die Augen zu gucken. Und ich habe mich auch bis zum nächsten Morgen erstmal nicht mehr rausgetraut aus meinem Zimmer, also das war total komisch. Also wie vor so einem Erschießungskommando, wo man denkt, oh Gott, jetzt komme ich in den Flur, man hat wirklich Angst, dass die Mutter einen nicht mehr so anguckt wie früher, das ist total ko-

885

890

895

900

905

910

misch. Und wirklich dadurch, sie hat mir sehr gut das Gefühl gegeben, dass sie es ak-
 zeptiert hat, und wie gesagt, in dem einen Jahr hatte ich dann Zeit, mich dran zu gewöh-
 915 nen und so, und dann hat sie mir irgendwann erzählt, dass sie es am Anfang wie gesagt
 nur so erstmal, ja nicht daher gesagt war, sie hat sich schon Gedanken gemacht, also sie
 hat mir auch gestanden, wie gesagt, dass sie damit nicht klar kam, und dass die ersten
 Gedanken waren, wie denken jetzt die Gesellschaft, Familie und Freunde da drüber, und
 warum gerade ihr Sohn und so, aber wie gesagt, also meine Mutter war so schlau, sage
 920 ich mal, und hat mir nie das Gefühl gegeben, dass sie mich nicht mehr liebt. Und das hat
 sie auch gesagt, das hat sie auch nie empfunden, als sie gemerkt hat, dass ich schwul
 war oder dass ich ihr das gesagt habe, war das für sie keine Abwertung oder so ihrer
 Gefühle mir gegenüber, also das hat sich nicht verändert, hat sie gesagt, das war immer
 so. Aber ich weiß auch wie andere reagieren können, also andere Mütter oder Eltern,
 925 also ich habe da auch Erfahrungen gemacht, und also das ist bei jedem unterschiedlich.
 Also man müsste die Eltern kennen, aber ich glaube, man kann es auch glaube ich selbst
 einschätzen, also ich, wenn ich mir eingestehe, ich hätte meine Mutter nie so einge-
 schätzt, dass sie wirklich ausgeflippt wäre. Aber dazu ist eben wie gesagt ein enger Kon-
 takt zu den Eltern unverzichtbar, also man muss wirklich seine Mutter kennen und so
 930 und ansonsten, ja, ich habe schon Leute erlebt, die wurden irgendwie rausgeschmissen
 von ihren Eltern mit 15 oder so, weil, ok, such dir deine eigene Wohnung, und sowas
 wollen wir nicht im Haus haben. Und da sollte man dann schon drauf achten, ob man ihr
 das dann erzählt, wenn man weiß, ok, die Mutter ist dafür nicht so empfänglich, ob man
 es nicht lieber noch, sage ich mal, für sich behält und wirklich bis man 18 ist, 19, seinen
 935 Job hat und so und wenn man dann aus der Wohnung raus ist und seine eigene Wohnung
 hat, dann kann man immer noch sagen, ok, Mutter, wenn du das jetzt nicht akzeptierst,
 ich bin schwul und fertig, du kannst mir jetzt nichts mehr quasi haben oder verbieten,
 dann kann man es sagen. Also ich hatte so einen Kumpel, wie gesagt, der das dann erst
 gemacht hatte als er ausgezogen war, und das war auch gut so, weil die Mutter hat es
 940 auch überhaupt nicht akzeptiert, da war ich, also für mich ist das unverständlich, wie es
 so etwas gibt. Also muss ich ganz ehrlich sagen, also eine Mutter, die ihren Sohn deswe-
 gen irgendwie abwertet, die könnte ich einfach nur links und rechts irgendwie gegen die
 Wand klatschen, das ist wirklich so. Aber wie gesagt, müsste man auch mit denen reden,
 also ich fänd es dann auch interessant, irgendwie so die Seite mal zu sehen, und deshalb
 945 würde ich auch gerne mal mit meinem Vater reden, weil der wirklich diese andere Seite
 hat und ich gerne mal wüsste, wie der so einen Hass aufbauen kann. Also wie so etwas
 geht, dass man einen Menschen von heute auf morgen deswegen abwerten kann so
 schnell, weil der hat mich ja wie gesagt 14 Jahre gekannt und mich wirklich geliebt als
 Sohn und wie auch immer, ja und dann auf einmal nicht mehr, das muss also auch einen
 950 psychischen Hintergrund haben, denke ich mir, irgendwas was er nicht verarbeiten

konnte oder so.

Interviewerin: Dass er da ganz viel Eigenes mit reinbringt in die Sache?

Tim: Das glaube ich auch, wo er nie drüber geredet hat, wie z.B. die Sachen, die ich erfahren hatte mit seinem Freund, der sich hat umoperieren lassen, vielleicht waren das auch solche Sachen, die er nie verkraftet hatte, und ich dachte, oh Gott, da hat er sich total verletzt gefühlt, dass sein bester Kumpel jetzt eine Frau ist. Ich meine, klar, ist ja komisch, und gerade zu der Zeit damals war es ja nicht so üblich, dass sich jeder irgendwie mal Geschlechtsumwandlungen unterzogen hat, und vielleicht hat er da auch viele unverarbeitete Dinge oder sowas, die er an mir dadurch ausgelassen hat, wo er sagte, ok, sein Sohn ist jetzt auch schwul geworden oder wie auch immer. Vielleicht gab es in seiner Familie vorher auch schon solche Fälle, ich weiß es nicht, dass er sich gedacht hat, ok, das ist irgendwie übertragbar oder keine Ahnung, wie so ein Virus oder wie auch immer. Also das hab ich nicht zurückverfolgt, muss ich sagen, weiß ich nicht. Aber im Moment komme ich sehr gut damit klar, und wie gesagt, also ich bin sogar, früher hätte ich das nie behauptet, aber heute bin ich sogar stolz drauf, dass ich es bin, weil man kann halt viel verändern dadurch und so, und gerade wenn man in der Minderheit ist oder so, schon gerade durch solche Gespräche wie eben jetzt, ich weiß nicht, ich finde das total toll. Also weiß nicht, also mein Leben wär halb so interessant, wenn ich es jetzt nicht wär. Keine Ahnung, ich weiß es nicht, klar vielleicht dann auch irgendwie, aber ich sag mal so, Schwulsein spielt schon eine große Rolle in meinem Leben, muss ich sagen, dadurch habe ich viel Positives mitgenommen, viel Negatives gelernt, und ich bereue z.B. nicht die Zeit, dass mir mit 14, 15 irgendwelche Bekloppten in Brandenburg diese Schimpfwörter hinterhergerufen haben, weil es hat mich echt nur noch stärker gemacht. Das ist echt so, man kriegt irgendwann ein dickes Fell, es prallt an einem ab, man ist dann auch irgendwie, weiß ich nicht, also man lernt viel dadurch, man ist, das macht sich bezahlt bei Bewerbungsgesprächen oder so etwas. Früher hätte ich z.B. nie einem Menschen so in die Augen geguckt bei einem Bewerbungsgespräch oder so, von wegen ich möchte diesen Job haben und keine Ahnung und dadurch, dass man irgendwie immer fertig gemacht wurde oder irgendwie immer eine Minderheit war, irgendwann sagt man sich, ach, was habe ich zu verlieren. Und dann weiß nicht, man geht halt offener auf die Leute zu dann dadurch, und für mich war es wirklich positiv wie auch negativ, ich möchte nichts davon missen, muss ich ehrlich sagen, es war zwar eine schwere Zeit, aber wenn man das irgendwie schafft zu überbrücken und zu überwinden, dann ist es wirklich wahnsinnig toll und ich genieße es auch total. Also ich schäme mich nicht für das, mit wem ich oder was ich im Bett mache oder so, und es ist einfach nur, gerade jetzt auch im Frühling oder so, das Wetter ist total cool geworden und so, weiß nicht, ich

990 freue mich richtig so auf die Zeit, und ich finde es total schön. Einfach nur auch mit
 meinem Freund durch Berlin zu ziehen, hätte ich in Brandenburg z.B. auch nicht so
 machen können, das ist auch so der Unterschied zwischen einer Großstadt und auf dem
 Land, der ist immer noch ziemlich groß. Also so was Schwule und Akzeptanz angeht,
 einfach nur weil man hier in Berlin anonym ist ein bisschen. Da interessiert es die
 995 Leute auch nicht so wirklich, also ich meine, man sieht ja echt krasse Sachen, also
 wirklich, hier rennen manchmal Leute nackt durch die U-Bahn oder irgendwelche
 Transvestiten total aufgetakelt, oder man hat in Berlin irgendwie schon alles gesehen,
 und da ist, wie gesagt, was ich glaube, was irgendwann auch ganz weltweit kommen
 wird, dass Schwule so überbewertet wurden, durch die Medien gezogen wurden, dass es
 irgendwann einfach nur noch uninteressant ist, dass es abschwilt irgendwann, dass
 1000 man sagt, 'Habe ich schon gesehen, kann man mich jetzt nicht mehr mit schocken, jetzt
 muss irgendwas Neues her'. Und dann weiß ich auch nicht, und das überträgt sich
 irgendwie auf alles. Das ist in der Modewelt so, oder es ist jetzt z.B., früher war es der
 totale Hype, wenn eine Frau in einem Anzug rumgelaufen irgendwie ist, weiß nicht so
 diese Marlene-Dietrich-Zeit oder so, oder einen Zylinder aufhaben, oder dieses
 1005 Androgyne, das war total was Neues, und jetzt so ziehen halt Männer Röcke an, und
 irgendwann wird alles mal dagewesen sein, und es muss immer was Neues her, worauf
 man sich stürzen kann. Und dann wird das Schwulsein irgendwann dann hoffentlich, na
 was heißt hoffentlich, ich kann noch nicht einmal sagen, ob ich es hoffe, weil
 irgendwann genießt man es auch, muss ich sagen, dass man damit ja so ein bisschen im
 1010 Mittelpunkt steht. Also so viel Negatives wie es hat, hat es auch positive Sachen, also es
 wär wirklich falsch zu sagen, dass Schwulsein nur eine Last ist und negativ ist, und es
 kommt wirklich vom Standpunkt her. Also man kann es ziemlich ausnutzen, man kann
 ziemlich was draus machen. Ich habe z.B. Mädels kennen gelernt oder so, die ich nicht
 missen möchte, in meinem ganzen Leben nicht, wo ich nicht weiß, wie ich mit denen
 1015 umgegangen wär, wenn ich hetero gewesen wär, weil dann wär vielleicht was Sexuelles
 draus gewesen, ich hätte mir gedacht, ok, ich bin mit dir fertig, wir hatten Sex, tschüss,
 oder so, und dadurch, dass man schwul ist, also die Verbindung zwischen Frau und
 einem schwulen Mann finde ich total interessant. Also ich genieße das, dieses
 zusammen shoppen gehen, auf der Wiese liegen, dass man sich einfach sexuelle Sachen
 1020 anvertrauen kann, dass man, weiß ich nicht, man steht aufs gleiche Geschlecht, aber es
 ist eben ein Mann und eine Frau. Und es ist total interessant, ist wirklich total toll, es ist
 wirklich auch anders als wenn man sich jetzt mit einem schwulen Kumpel unterhält oder
 so, oder einem Hetero, also ich finde es total cool und das möchte ich echt nicht missen.
 Und von daher bin ich auch froh, dass es so ist wie es ist, oder ich habe es besser gesagt
 1025 akzeptiert. Wär es jetzt anders gewesen, wär es auch ok gewesen, aber es kommt
 wirklich ganz wichtig darauf an, wie man sich selber sieht und dass man das akzeptiert,

und dann kann man anfangen das gesellschaftsmäßig auszubreiten, sage ich mal, oder damit klarkommen. Weil es ist wirklich eine Ansichtssache, also wenn man es an sich abperlen lässt, was andere sagen, dann ist es echt egal, man darf sich nie in diese Opferrolle reinschmeißen lassen, also dass man wirklich Abschaum ist, dass man schwul ist und irgendwie negativ behaftet deswegen oder so, das ist das Wichtigste. 1030

Interviewerin: Wie wichtig sind denn Gespräche, wenn dir sowas passiert? Also dich auszutauschen mit anderen mal, wenn du dich, wenn dich jemand beschimpft hat oder so, oder wenn dir irgendwas anderes Blödes passiert? 1035

Tim: Am Anfang war es mir noch sehr wichtig, muss ich sagen, also ganz am Anfang wo man es gemerkt hat, hat man sich erstmal für geschämt, da wollte ich es gar keinem erzählen, da war so, wenn jemand mich auf der Straße beleidigt hat, habe ich es für mich behalten, also ich wollte mir die Blöße vor anderen nicht geben, zu einer Freundin zu gehen und zu sagen, 'Hey, hör mal zu, auf der Straße hat mich jemand angemacht', quasi der hat erkannt, dass ich schwul bin oder wie auch immer, also das war mir ziemlich unangenehm, war mir peinlich, und wenn man es dann versucht hat, hat man auch wirklich oft die Erfahrung gemacht, oder ich zumindest, dass die Leute das wirklich wie gesagt abgespielt haben. Immer dieses was man halt sagt, ok, nimm es dir nicht zu Herzen und bla, aber das hilft einem nicht wirklich weiter. Weil die Leute kennen sich damit nicht wirklich aus, also das ist echt so, weil man wird für etwas abgewertet, für was man, was man nicht kontrollieren kann irgendwie. Also das war auch nochmal was anderes als dick zu sein, weil da konnte man sich immer sagen, ok, du isst gerne, weil ich habe wirklich gefressen fast, und man wusste halt, wo es herkommt. Man hat abends die Sahnetorte gegessen und wusste, ok, ich wurde jetzt dafür fertig gemacht, dass ich gestern Abend Sahnetorte gegessen habe. Und das war nochmal eine andere Sache, weil man wusste halt, dass man selber was dafür kann oder so, oder dass man dick ist, dann konnte man sagen, ok, ich stehe dazu, weil ich halt gerne esse, oder ich mache was dagegen und nehme ab. Aber beim Schwulsein war es dann so gewesen, ich kann es nicht abgeben, ich kann es nicht loswerden, ich habe es mir nicht ausgesucht, ich wollte es nicht haben, und man wusste nicht, auf wen man es jetzt schieben sollte, und man hat, ich kann ich dran erinnern, dass ich irgend jemanden dafür gehasst habe, dass ich so bin. Also ich bin z.B. auch nicht gläubig oder so etwas, also ich denke nicht an Gott oder so was, weil ich habe in der Zeit ganz oft gesagt, also zum Himmel gebetet und gesagt, oh Gott, ey, warum hast du mir dieses Schwulsein gegeben, ich hasse dich dafür, ich hasse dich wirklich. Und weiß ich nicht, irgendwann habe ich es dann als Aufgabe gesehen, also irgendwie, dass es so schicksalsmäßig so gewollt war und dass ich dadurch Leute treffe, auf die ich, wie gesagt, nicht verzichten möchte, dass ich Erfahrungen mache, die 1040 1045 1050 1055 1060

1065 jemand anders nicht machen kann, weil er eben nicht schwul ist oder wie auch immer,
 und ich habe es wirklich als Herausforderung gesehen, und es hat mir auch wirklich
 viele Vorteile verschafft. Im Job z.B., ich bin total gerne im kreativen Bereich, im
 musikalischen Bereich und so, und dadurch lernt man so viele kennen, weil so viele
 Schwule in diesen Bereichen arbeiten. Also es verschafft einem einen Riesenvorteil, und
 1070 irgendwann ist es dann egal geworden, also dann wollte man auch nicht mehr drüber
 reden, und heute macht man sich auch mehr drüber lustig, sage ich mal. Also wenn mich
 wirklich jemand anmacht auf der Straße, dann ist das heute so, da sage ich zu einer
 Freundin, 'Hey mich hat heute wieder einer so voll gelabert auf der Straße und so und
 so', dann macht man sich dann schon irgendwie lustig drüber, also das hat sich wirklich
 1075 so geändert, dass es von Angst haben, jemanden das zu erzählen, dass man schon zu
 dem hinrennt und sagt, 'Hey, hör mal zu, mir ist da was Lustiges passiert heute', und wie
 auch immer, also das es schon zur Belustigung wird irgendwie. Und wie gesagt, am
 Anfang habe ich mich wirklich dafür geschämt, da wollte ich es keinem erzählen und so,
 und selbst wenn man es jemandem erzählt, es bringt wirklich nicht viel, man muss damit
 1080 selber klarkommen, so krass wie es klingt oder so. Weil das kann keiner wirklich
 nachvollziehen, wie man sich dabei fühlt, und wenn man einen Tipp von einer Hetero-
 Freundin oder von einem Hetero-Kumpel oder von der Mutti oder dem Vater holt, es ist
 echt so, dass man zwar sagt, ok, du hast recht, ich nehme es mir nicht zu Herzen, aber
 im Hinterkopf weiß man immer trotzdem, das ist eine andere Sache als wie man wie
 1085 gesagt dick ist oder so, oder wie wenn man selber was dafür kann. Oder wenn man es
 beeinflussen kann, und das ist halt so eine Sache, die kann man nicht beeinflussen, und
 ich weiß nicht, ich habe auch eine ganze Zeit Leuten dann damit geantwortet, weil es
 wirkt wirklich am besten. Leute machen sich darüber keinen Kopf, aber wenn man Leute
 mal fragt, so von wegen, oh Gott, wie kommst du eigentlich klar als Hetero oder so, die
 1090 gucken mich an und denken, hä, was willst du denn jetzt von mir, also das ist doch total
 normal, und dann sage ich, ja, aber die Frage hast du mir gerade auch gestellt, bloß,
 daß ich schwul bin. Und so ist das, ich fühle mich dann auch so, wo ich denke, warum
 fragst du mich das jetzt eigentlich, für mich ist das total normal irgendwie, aber die
 anderen möchten es halt wissen, und weil es halt so eine Minderheitssache ist, und ja,
 1095 weiß ich nicht, und wenn man diesen Punkt erreicht hat, dass man wirklich dieses
 Schwulsein so sieht wie das Heterosein, dass man sagt, für mich ist es
 selbstverständlich, ich weiß jetzt nicht, warum du mich fragst, was da jetzt so anders
 sein soll, oder weiß ich nicht, dann kommt man damit gut klar. Aber solange man es
 wirklich als dieses Abwertende sieht, als diese Minderheit, die man ist, dann wird es
 1100 schwer werden, auch diese Sprüche zu überhören. Ich habe auch irgendwie das Gefühl
 gehabt, nach dieser ganzen Hitler-Zeit und so, dass es irgendwann vorbei ist oder so,
 aber man sucht sich immer wirklich in der Gesellschaft irgendein Opfer, und jetzt trifft

es halt die Schwulen und weiß ich nicht, oder die Sache mit Behinderten, das ist auch nochmal was anderes, weil da ist dann wieder so ein bisschen Geschmacklosigkeit dabei. Ich kenne z.B. viele, dass sie dann auch behaupten, dass sie sich über Schwule lustig machen, aber über Behinderte würden sie sich das nie wagen, also da ist es dann so, die sind körperlich und können nichts dafür, und da ist noch so ein bisschen Mitleid dabei, aber Schwule sind eklig, die können irgendwie was dafür, die machen das ja freiwillig, die gehen ja mit Männern freiwillig ins Bett. Also dass da schon noch unterschieden wird, während man ja früher alles, was weiß ich, vergast hat, was irgendwo als abnormal war. Also die Gesellschaft macht da schon Unterschiede, aber ich glaube, dass da echt diese Aufklärung fehlt in der Gesellschaft. Also wirklich, weil Schwule werden entweder nur dazu benutzt, irgendwie in Medien Geld zu machen, oder zur Belustigung oder wie auch immer. Also es ist wirklich so, also im Moment wird sich das noch nicht so normalisieren, das ist wirklich, also ich hoffe drauf, dass es irgendwie dann echt so ist, dass sie sagen, das hat sich jetzt übersättigt und ist nicht mehr toll irgendwie.

Interviewerin: Du hast das ja jetzt schon öfter angesprochen, dieses 'Schwule in den Medien', ist das etwas, was dich sehr stört, das ist ja oft wirklich sehr klischeehaft, es ist immer so ein bestimmter Typ Mann, den man sieht, und dass das eine relativ große Bandbreite ist, und dass ja schwule Männer eben ganz unterschiedlich sein können...

Tim: Ja genau.

Interviewerin: ... das kommt ja gar nicht so rüber.

Tim: Also ich sage mal so wirklich diese Mediensache ist z.B. auch so eine, also ich sehe es z.B. total als Verblödung der Massen, also es ist wirklich, vielleicht habe ich da auch so ein bisschen so einen Wahn, aber ich sehe es echt so, dass die Gesellschaft, oder die Leute, die das bestimmen, die Masse der Gesellschaft wirklich dumm halten wollen. Also man sieht es ja jetzt schon, vor ein paar Jahren hat man den Fernseher eingeschaltet, da gab es diese komische Handyklingeltonbestellsache überhaupt nicht, und jetzt läuft das wirklich in jedem beschissenen Sender, und man kriegt echt irgendwann was an der Birne, und es gibt wirklich Leute, die sitzen dann davor und bestellen sich jeden Tag da irgendwelche Handyklingeltöne und pulvern da Gelder rein bis zum geht nicht mehr und haben da ihren Spaß dran. Und wenn man überlegt, wie dumm das ist eigentlich und wie blödsinnig, da denken die Medien echt nur immer mit diesen Finanzen, mit diesem Geld, und das ist echt so, das würde kein Geld bringen, also niemand würde einschalten, wenn da jetzt so ein Hetero-Schwuler auf der Talkshowbank sitzt, der total normal aussieht oder einen Heteroeindruck macht oder sowas, da würde sich keiner drüber

totlachen, da würde keiner einschalten, das wär langweilig, also es wär viel lustiger, wenn sie da irgendwie einen Transsexuellen auf Stöckelschuhen mit Riesenperücke drauf setzen, der durch die Nase spricht und weiß ich nicht, weil man lacht sich dann darüber halbtot, das ist das, was man sehen möchte. Und das wissen die Medien ganz
1145 genau, und die wären blöd, wenn sie wirklich das Bild von einem Schwulen übermitteln würden, dass die auch total normale Menschen sind. Weil dann würde irgendwann keiner mehr einschalten, da würden sie denken, das will ich gar nicht sehen, das ist doch langweilig, wenn die so sind wie wir, wie gesagt, was ist denn da besonders, warum mache ich die denn dann fertig und so, also das ist wirklich diese Sache, dieses
1150 Missverständnis, und ich bin der Meinung, dass die Medien einen ganz großen Teil daran tragen oder Schuld sind, dass dieses Bild weiterhin vermittelt wird. Also dass wir in dieses Klischee reingedrückt werden und es auch eine Weile noch so bleiben wird. Also wie gesagt, ich kann bloß hoffen, dass irgendwann diese krassen Typen oder diese
1155 krassen Schwulen, wie gesagt, diese standardisierten Typen, die wirklich sehr feminin sind oder wie auch immer, dass die so übersättigt sind, dass es keiner mehr sehen will. Also wirklich, da kann man drauf hoffen, also ich gebe den Medien eine Riesenschuld dran. Es wird sich auch wirklich eine Zeit lang nicht ändern jetzt glaube ich, also wie gesagt, auch diese komischen schwulen Einkleidungs-sendungen und so, also man kann wirklich viel Geld damit machen, es ist wirklich nur eine Geldmacherei, und für den Rest
1160 interessiert sich wie gesagt wirklich keiner. Mich würde es selber stören, muss ich ganz ehrlich sagen, also einerseits will wirklich keiner sehen, man macht sich ja auch selber, oder was heißt man macht sich lustig, aber man amüsiert sich da trotzdem drüber, wenn man in Talkshows jetzt so etwas sieht. Ich bin jetzt nicht unbedingt so der Fernsehgucker oder sowas, aber ich würde auch zugeben, dass mir das keinen Spaß
1165 machen würde, wenn man alles im Fernsehen so zu sehen kriegt, wie es ist, also so normal und wie auch immer. Das Ding ist aber halt, dass unsere Gesellschaft leider total am verblöden ist irgendwie und immer dümmter wird, und naja, die können halt nicht mehr unterscheiden zwischen Fernsehen und Realität, also die glauben wirklich, was sie in der Talkshow zu sehen kriegen ist dieser Stereotyp 'schwul', und der Schwule, der bei
1170 Frau Kalwass da jetzt sitzt, so sind alle Schwule und weiß ich nicht, und die glauben das, weil sie nicht mehr in die Welt rausgehen und sich damit nicht mehr auseinander setzen. Also da hat keiner mehr Lust zu, das ist echt so, und die Hälfte der Zeit sitzen sie dann da und bestellen sich wie gesagt Klingeltöne über ihr Handy, und es ist wirklich so, das ist traurig, aber es ist wahr, also da kommt nicht mehr wirklich viel nach, und also ich
1175 selber habe auch richtig Angst, was aus unserer Gesellschaft mal wird, muss ich ganz ehrlich sagen. Das macht mir schon ziemlich Sorgen, also so die Generation, die jetzt nachkommt, auch so mit Berliner Schulen, was man da so hört. Diese Rütli-Schule, oder wie die hieß da mit diesen türkischen Fällen oder wie auch immer oder, das ist alles so,

wirklich, kein Anstand mehr, kein Verstand mehr, gar nichts. Und das ist halt so und, andererseits ich meine vielleicht sagen die dann auch irgendwann, ok, Schwulsein an 1180
 sich ist mir schon so egal, mache ich mir keinen Kopf mehr drüber und so, aber ja kann ich nicht sagen. Aber den Medien gebe ich schon eine große Schuld daran, dass das Bild so ist, wie es ist. Weil es beeinflusst halt, so Medien ist die größte Sache, die uns beeinflusst, würde ich schon sagen, würde ich dazu zählen. Und wie gesagt, es läuft viel
 übers Fernsehen, über Zeitungen, auch wenn man in den U-Bahnen, wenn ich jeden 1185
 morgen z.B. hier zur Arbeit fahre oder so, wenn man wirklich schon sieht, wie viele Menschen in der U-Bahn die Bild-Zeitung für Realität halten oder für Lernlektüre oder so, da kriegt man auch schon die Macke, da fasst man sich auch schon an den Kopf. Also wo dann drinsteht, dass Britney Spears eine Glatze hat oder so, und das ist dann die News des Tages, und dadurch sind die dann befriedigt. Also die haben das echt gelesen 1190
 und sind gesättigt und gehen nach Hause und denken, die haben jetzt was über die Welt erfahren, und das ist echt so was viele Prozente von uns ausmachen, und das ist einfach nur traurig. Aber wie gesagt, diese Unterhaltsamkeit ist eben da mehr da als wenn man jetzt irgend so ein Blatt liest, wo halt irgendwas über Politik drinsteht oder so, also das interessiert keinen mehr. Weiß nicht. Soviel dazu. 1195

Interviewerin: Da bist du ziemlich pessimistisch?

Tim: Ja, bin ich auch, muss ich sagen, also pessimistisch bin auch jeden Tag. Ach, das ist
 übrigens auch so eine Sache, ich habe immer, auch so was ich nicht jedem raten würde, 1200
 aber ich bin einfach so, ich habe so diese Einstellung, wenn man, ja, nicht vom Schlimmsten ausgeht, aber wenn man halt nichts Tolles erwartet, dann kann man auch seltener enttäuscht werden, das ist wirklich so. Also Pessimismus ist so eine Art Selbstschutz, den man so irgendwie aufträgt. Also ist mir jedenfalls so aufgefallen, ich war früher total in allem optimistisch, also der Tag wird schön, und das wird toll, und heute 1205
 wird mir das passieren und so. Und man wird irgendwie immer nur enttäuscht, immer, wirklich, als Optimist hat man eigentlich wirklich schon fast verloren heute, muss ich schon sagen. Es ist wirklich, man darf natürlich nicht in so einen depressiven Pessimismus verfallen, dass man sagt, alles ist total scheiße, und ich kann eh machen, was ich will, so bin ich auch überhaupt nicht, also ich bin trotz dieses Pessimismus immer noch 1210
 fröhlich und genieße das, was ich habe, mein Leben und so, und freue mich wie gesagt über die Dinge, die kommen, und wenn ich eine Erwartung habe von irgendwas pessimistisch oder so, dann ist es halt umso schöner, wenn es positiv ausfällt. Es gibt auch so total schöne Sprüche irgendwie drüber, also ich bin eher Pessimist als Optimist, muss ich sagen. Und es hilft einem auch, also mir hilft es zumindest, muss ich ganz ehrlich 1215
 zugeben. Man muss zwar immer dann Unterschiede machen und so, also wirklich, man

darf sich niemals einreden, dass alles auf der Welt sinnlos ist, so ein Typ bin ich überhaupt nicht, und sagen, egal, was ich mache, meine Stimme zählt nicht, egal, ob ich wählen gehe, egal, ob ich was sage, also da überhaupt nicht pessimistisch, aber in
 1220 Bezug wie die Gesellschaft jetzt ist und wo sie so hingehet, wenn man das so beobachtet, also das ist schon krass. Also ich fand z.B. total toll diese WM-Zeit, also ich weiß nicht, wie du die so erlebt hast, aber da haben alle so zusammen gehalten, da biste auf die Straße gegangen, also das war total krass. Also in der Zeit, die habe ich wirklich
 1225 genossen, da war ich auch, da war es total egal ob jemand jetzt schwul ist oder nicht oder weiß ich nicht, wenn ich mit meinem Freund da durch die, da kamen mir besoffene Leute entgegen, wo ich dachte, oh Gott, jetzt kriege ich von denen eine aufs Maul, und die haben mich umarmt, und so und total, ja, Deutschland hat gewonnen und so. Und also die Zeit, die war total genial, und da sieht man quasi, dass es echt so an einem selber liegt, wir sind nicht alle schlecht, und wir sind nicht alle am Ende, und die
 1230 Deutschen sind nicht das blödeste Volk, wie man immer so versucht in den Medien so klar zu machen und so, dass unsere Schüler am schlechtesten sind und so, also uns fehlt einfach nur dieser Elan irgendwie, oder dieser Zusammenhalt, und der war zur Fußball-
 WM einfach toll. Da hat sich jeder um jeden gekümmert, und wo die vorbei war, da war das Gefühl aber auch gleich wieder total krass umgekehrt, man hat wirklich gemerkt,
 1235 dass sich da alle wieder in der U-Bahn in ihrer Zeitung vergraben haben, keiner hat mehr irgend jemand angeguckt und weiß ich nicht, also das war schon cool. Also dahingehend müsste man vielleicht anknüpfen und sich überlegen, ob man irgendwie sowas schaffen kann wie so eine WM oder so, die dauerhaft irgendwas verändert oder so, irgend einen Zusammenhalt oder so. Ich bin z.B. nicht der Fußball-Fan, ich hasse
 1240 Fußball, aber es hat mich total mitgerissen, also die Zeit, selbst wenn man, also ich bin eingeschlafen manchmal, wenn ich Fußball geguckt habe oder so, aber einfach so dieses tausende Leute sitzen auf einem Platz und gucken auf eine Riesenleinwand und haben Spaß zusammen und jubeln wenn ein Tor kommt, und eigentlich weiß man gar nicht, warum man sich gerade freut, aber man freut sich einfach, und das war total toll. Und
 1245 das war echt egal, ob man da weiß ich nicht scheiße aussah, oder ob man alt war, ob man jung war, also die haben alle irgendwie zusammen gehalten, das war total toll. Und also andere Länder kriegen es auch hin, also z.B. ich bin echt der Meinung, dass es so ein Phänomen ist irgendwie, ich war z.B. auch ein Jahr in Amerika gewesen als Austauschschüler, da hatte ich überhaupt keine Probleme mit meinem Schwulsein, also
 1250 da war das, also da war sowieso jeder bi, also das war total krass, alle die mir begegnet sind oder so, hier in Deutschland hat man z.B. das Problem, als Schwuler hat man entweder mit vielen Frauen zu tun oder mit schwulen Kumpels, aber du schaffst es wenig, Heterokumpels zu haben, weil da einfach die Relation nicht da ist. Meistens haben Heteros Angst irgendwie, dass es ansteckend ist oder so, oder dass die selber

schwul werden, was auch so eine Unsicherheit ist, glaube ich, weil jeder wie gesagt dieses Bisexuelle in sich drin hat, und wenn ein Hetero mit einem Schwulen zusammen ist, macht der sich vielleicht mehr sexuelle Gedanken darüber, ob er darauf stehen könnte, als er will. Also als er sich eingestehen will, also das habe ich ganz oft erlebt. Also z.B. ich habe schon mal mit einem Heterosexuellen geschlafen, also der von sich gesagt hat, er ist hetero und so, und der mir dann im Nachhinein total die Vorwürfe gemacht hat und so, dass ich ihn verführt habe und der war betrunken gewesen und so, aber ich habe wirklich nichts gemacht, also der wollte das in dem Moment und hat das dann aber auch total bereut und so. Und das sind so Leute, die dann auch so psychische, also die sich, also sexuelle Identitätsprobleme haben, die nicht wissen, was sie sind und sich dafür schämen und das ist so eine Sache, das habe ich alles hinter mir gelassen, dieses Nachdenken darüber, was man macht. Also ich finde, man sollte einfach nur das Leben genießen, was man gerade macht, ob man nun mit einer Frau schläft, mit einem Jungen, oder wie auch immer, also einfach ausprobieren, machen und wenn es eben nicht gefällt, naja, dann lässt man es halt, also weiß ich nicht. Und wie gesagt, die Zeiten sind so vorbei, wo man das so eingrenzen sollte, also wo man auch dieses, bin ich schwul, bin ich hetero, ich habe hier auch manchmal Anrufer, die mir Sachen erzählen, dann keine Ahnung, die halt damit nicht klar kommen, die sagen, die haben einen Mann angeguckt auf der Straße, den sie toll fanden, und jetzt regen sie sich total auf, bin ich jetzt schwul und so, ich vermittel ja dann nur an die Psychologen hier weiter, aber in dem Moment denke ich mir dann auch, weißte, lass es doch einfach so stehen. Du hast den Mann angeguckt, fandest ihn toll, und warum musste jetzt definieren, was du bist, also weiß ich nicht, habe ich noch nie verstanden. Mach einfach das, was dir Spaß macht.

Interviewerin: Ja. Als müsste man für alles immer so eine Schublade finden und ein Etikett drauf kleben.

Tim: Deshalb, und das ist das, was die Gesellschaft gerne macht. Also so Etiketten verteilen, und wenn man nicht in die Schublade passt, also irgendwo muss man reinpassen, also wenn man jemand ist, der nirgendwo eingeordnet werden kann, also ich versuche auch so ein Mensch zu sein, den man nicht einordnen kann irgendwo, ich hasse das. Wenn man mich in eine Schublade steckt und die zumachen kann, da würde ich ersticken drin, also ich hasse das. Und die Leute finden das immer interessant, wenn sie jemanden finden oder eine Gruppe finden, die sie nicht einordnen können, weil dann werden sie sich so lange mit der Gruppe beschäftigen, bis sie irgendwann in einer Schublade sind und zu ist. Also weiß ich nicht, das ist halt so, und deshalb sage ich, mach einfach, was du denkst, zumal, ich meine sobald man dadurch keinen verletzt und keinem

1295 anderen irgendwelche Nachteile verschafft, ich meine, das ist das einzige, was das Ge-
 setz halt sagt, solange man keinen anderen damit negativ beeinflusst, ist jeder, hat jeder
 die Wahl, das zu machen, was er möchte. Also man verschwendet so viel Zeit damit,
 wirklich, ich habe auch vor zwei Monaten hab ich mir darüber Gedanken gemacht, da
 kam ein Mädels auf mich zu, wo ich dachte, wow, die war total hübsch, und das kann man
 ja auch als Schwuler oder Hetero sagen, ob jetzt ein Mann hübsch ist oder so, aber ich
 habe in dem Moment überlegt irgendwie, ob ich mich auch sexuell zu der hingezogen
 1300 fühle, also ich hatte mal eine Zeit lang, wo ich dachte, du willst das jetzt mal mit Mädels
 ausprobieren, einfach nur interessehalber und so, und dann habe ich wirklich dieses
 Mädchen getroffen, wo ich dachte, oh Gott, die findest du hübsch, die ist sympathisch
 und so, und ist das jetzt so ein freundschaftliches Ding und so. Und ich habe wirklich
 Wochen damit verbracht irgendwie nachzudenken, oh Gott, bist du jetzt auf einmal nicht
 1305 mehr schwul, bist du jetzt bi oder wie ist das passiert, oder wirste jetzt hetero, weil du
 die Schnauze voll hast, schwul zu sein oder so. Und das war total krass, und hab ich ir-
 gendwann gesagt, och nee, weißte was, lass es einfach auf dich zukommen, mach was
 du willst, keine Ahnung, ich habe mich dann auch mit ihr irgendwann rumgeküsst, in
 der Disco war das dann so, und das war in dem Moment war das total toll und dann
 1310 habe ich aber auch wieder gemerkt, ok, sexuell mäßig will ich dann doch nichts mehr,
 und ich habe es einfach nur genossen, ich habe es einfach nur gemacht. Und das ist
 wirklich Schwachsinn, sich zu Hause hinzusetzen und darüber nachzudenken, ist man
 schwul, ist man bi, oder zu wie viel Prozent stehe ich auf Männer oder auf Frauen und
 so, das spielt einfach keine Rolle. Also für mich sind Geschlechter sowas von egal, und
 1315 man verliebt sich ja auch nicht in das Geschlechtsteil von dem Menschen, also weiß ich
 nicht, es ist ja echt der Mensch, den man dann irgendwie liebt oder keine Ahnung, und
 dass der dann nun zufällig männlich ist oder weiblich, da kann man ja nichts für, sage
 ich mal so. Wo die Liebe hinfällt.

1320 Interviewerin: Ja, ich glaube, dass das das Schwierige da dran ist, dass man selber für
 sich versucht, da irgendwie das einzuordnen, anstatt das einfach hinzunehmen, dass
 man vielleicht sagt, naja, ich bin schwul aber es kann trotzdem passieren, dass mir auch
 eine Frau gefällt. Also dass man einfach sich selber da so akzeptiert mit den Gefühlen,
 die man hat, ohne gleich diese Gefühle in irgendwelche Schubladen zu stecken.

1325
 Tim: Genau, und das ist auch, also ich habe es auch nie verstanden, weil darüber wer-
 den sich die Leute auch noch riesig unterhalten, dass man gleich, wenn man sagt, ich
 habe Leute z.B., die haben gesagt, ja, ich habe mal mit 14 mit einer Frau geschlafen, die
 sind jetzt 36 oder sowas, und dann sagen sie, und dann habe ich 20 Jahre lang nur mit
 1330 Männern geschlafen, aber ich bin bisexuell. Und dann sage ich mir, wie wertet man das

jetzt, wenn man einmal mit einer Frau geschlafen hat, ist man bisexuell, obwohl man den Rest seines Lebens nur noch mit Männern zu tun hatte. Oder war das irgendwie nur so eine Erfahrung, und ist man trotzdem dann danach schwul geworden, also das sind so Sachen, wo ich mir am Anfang wirklich einen Kopf drüber gemacht habe, wo man, man fühlt sich immer irgendwie so nicht hin gehörig. Also einerseits will man nicht in diese Schubladen eingeordnet werden, aber andererseits will man auch wissen, wo man hingehört, also so ein bisschen für sich selbst. Und damit habe ich irgendwann aufgehört, also ich kann jetzt nicht sagen, wann das genau passiert ist, aber ich hab irgendwann aufgehört, weil wenn man merkt, man macht sich dadurch psychisch total fertig, und man kann die Dinge überhaupt nicht so genießen, wie es ist. Also in dem Moment, wo ich wirklich eine Frau angucke und sage, ich finde die interessant oder attraktiv, und wenn ich dann schon wieder drüber nachdenke, oh Gott, nee, aber eigentlich biste ja schwul, die darfst jetzt nicht toll finden, dann ist es doch schon wieder total Schwachsinn. Also da macht man sich schon wieder total kaputt. Ja, weiß ich nicht, vielleicht erfinden die Leute irgendwann bald noch so eine Sexualität, die man nicht definieren kann. Keine Ahnung, womit man dann wieder eine Schublade hätte. Aber mal gucken.

Interviewerin: Ich verstehe sowieso nicht, was Leute eigentlich, also ab wann man dann, weil du gerade sagtest mit 14 mit einer Frau geschlafen und dann ganz lange nicht und trotzdem bezeichnen die sich als bisexuell, was denn dann eigentlich wirklich das Ausschlaggebende ist. Also wenn man jetzt z.B. jemanden nimmt, der vielleicht sein ganzes Leben lang nur mit dem anderen Geschlecht was hatte, gleichzeitig aber immer sehr starke erregende sexuelle Phantasien hatte über Sex mit dem eigenen Geschlecht und immer den großen Wunsch hatte, das auszuprobieren, es hat sich aber nie die Gelegenheit ergeben, wäre der dann trotzdem komplett heterosexuell, nur weil er quasi das noch nicht gelebt hat? Also wo ist da die Grenze? Oder wenn jetzt jemand überhaupt noch keinen Sex hatte mit dem einen oder dem anderen Geschlecht, also sind da dann quasi Phantasien auch mit ausschlaggebend, oder gilt dann nur das was man tatsächlich gemacht hat und so? Also ich weiß das auch nicht.

Tim: Das schiebt sich jeder wie er will. Und ich sage, das ist echt so eine gesellschaftliche Sache. Ich habe auch viele, wenn du Leuten sagst, du bist bi, dann wird es oftmals besser angenommen als wenn du total schwul bist. Also das habe ich erlebt, weil ich hatte wirklich einen Kumpel, der hat das wirklich so gemacht, der hatte irgendwann am Anfang so mit 14 oder 15 seine Erfahrung mit Frauen, dann hat er mit Jungs geschlafen und gemerkt, dass ihm das besser gefällt und in meinen Augen war er schwul, also einfach er hatte bloß mit Frauen seine Erfahrungen, hat aber gemerkt, das ist nichts für

ihn, und für mich in dem Moment habe ich gedacht, ok, du bist schwul, weil das macht
 1370 dir mehr Spaß, oder das ist das, was du für den Rest deines Lebens machen willst. Also
 keine Ahnung, aber das ist genauso komisch als wenn man jetzt mal Fleisch gegessen
 hat und sich dann als Vegetarier bezeichnet, weil man den Rest seines Lebens nur noch
 Gemüse isst, ich meine, das ist ja auch so eine Sache. So eine Sache, wo man denkt, ok,
 1375 ist man jetzt Vegetarier oder so oder ist man normaler Esser, weil man hat ja schon mal
 Fleisch gegessen, das sind solche Sachen, die ich auch nie verstehen werde, wo ich
 sage, sag doch einfach das, was du im Moment machst, also dass man einfach irgend-
 wann aufhört zu sagen, 'Ich bin schwul oder hetero', sondern 'Ich bin jetzt mit einer
 Frau zusammen' oder 'Ich bin jetzt mit einem Mann zusammen' oder wie auch immer,
 und dass man das einfach so lässt. Es ist z.B. auch viel so diese Frage, wenn man Kind
 1380 ist, also mein Opa, der ist der einzige, der das nicht weiß, dass ich schwul bin, der fragt
 heute noch, haste denn schon eine Freundin. Und das sind so Sachen als Schwuler, wo
 man sich denkt, ob sich das mal irgendwann ändert, dass man nicht einfach fragt, also
 wenn ich irgendwann mal Opa bin, ich werde meine Kinder oder was weiß ich, also ich
 will welche adoptieren auf jeden Fall, dass ich die dann frage, 'Hast du im Moment je-
 1385 manden', oder 'Bist du mit jemandem zusammen', nicht dass man das mehr so spezifi-
 ziert und sagt, ach, du bist ein Junge, hast du denn schon eine Freundin. Ich hoffe, dass
 das irgendwann einmal weg ist, dass man einfach nur noch fragt, hast du schon jeman-
 den gefunden, und dass man als Enkel so sagen kann, ja, ich habe eine Freundin, und
 dass es dann keine Rolle spielt, ob man jetzt sagt, es ist ein Mädels oder ist ein Junge
 1390 oder wie auch immer, weil weiß ich nicht, im Endeffekt sind wir irgendwie alle gleich
 und das macht dadurch keinen Unterschied. Und also wie gesagt, die Gesellschaft macht
 sich dadurch selbst kaputt, durch dieses ganze Marken verteilen, das fängt bei Klamot-
 ten an und das hört bei Menschen auf, das ist Wahnsinn, aber ich weiß auch wirklich
 nicht, worin der Mensch dann die Befriedigung darin sieht. Also mir war das schon im-
 1395 mer egal gewesen, so jetzt auch klamottentechnisch oder so, ich meine, warum muss da
 irgendwie was draufstehen, was dann auch noch 100 Euro mehr kostet. Also wenn die
 Hose gut aussieht oder sitzt, dann kauft man sie, egal ob sie jetzt von H&M oder von
 Dolce & Gabbana ist, also das ist echt so. Und so ist das mit den Menschen auch, ich
 war am Anfang auch z.B. in meiner Anfangszeit, da war ich transsexuellen Menschen
 1400 sehr verschlossen gegenüber, also das habe ich als Abwertung gesehen, ich habe gesagt,
 wenn ich schwul bin, dann will ich einen Mann, dann stehe ich auf Männer, da muss ich
 nicht als Frau rum rennen oder so, also das habe ich zu Anfang so ein bisschen blöd ge-
 sehen, muss ich zugeben. Ich habe vor vier Wochen oder so durch meinen neuen Freund
 jemanden kennengelernt, der wie gesagt männlich ist, aber nur ab und zu jetzt so jedes
 1405 zweites Wochenende oder so sich als Frau verkleidet und halt so weggeht. Und das ist
 jetzt auch nicht irgendwie geschlechtsumgewandelt oder so, sondern sich einfach nur

sich verkleidet, also Transvestit. Und das ist so eine witzige Person, also das ist Wahnsinn, ich liebe die Person total über alles, und das sind so Sachen, wo man dann einfach nur immer ja so einen Schlag in den Nacken kriegt und denkt, Mensch, Alter, hör auf mit deinen Vorurteilen, und lern die Leute erstmal kennen, und da sind so wertvolle Menschen dabei, die man irgendwie durch seine Dummheit vorher abgewertet hätte, weil man einfach denkt, ok, der Typ zieht Frauenklamotten an, der ist doof, der ist, weiß ich nicht. Aber die Leute, die können genauso nett sein, die können genauso interessant sein und manchmal noch viel interessanter als man denkt, also das ist Wahnsinn. Und das war so eine Erfahrung die ich jetzt erst vor vier Wochen z.B. gemacht habe, und ich habe vielleicht im Moment auch noch Sachen, die ich abwerte und wo ich gegen bin, wo ich in zwei Jahren vielleicht, wenn mich jemand fragt, werde ich sagen, hey das sehe ich jetzt anders als vor zwei Jahren. Und das ist einfach das Interessante, also ich habe mir einfach nur gesagt, Vorurteile, ich meine die hat man, aber ich werde auf keinen Fall mehr so krass urteilen, dass ich jemanden nicht kennenlernen will, daß ich jemanden ausgrenze dadurch, dass er einfach anders ist. Ich lerne die einfach kennen, und wenn sie mir dann nicht gefallen dann kann man sagen, ok, hat sich bestätigt, ich mag die Person nicht, aber aufgrund von wirklich Hautfarben oder Eigenschaften oder wie auch immer, da Sachen, also man ist wirklich blöd, weil man verpasst was, ist echt so. Also auch so, ich weiß nicht, auch Heteros oder so, wenn die mal eine Transe kennenlernen, die würden die vielleicht selber toll finden oder so, oder auch wenn die mal mit nem Schwulen reden würden, die würden den total lustig finden und die verpassen dadurch einfach was. Und mir tut es dann einfach in dem Moment nur leid, also weiß ich nicht, weil das ist echt so interessant, es gibt so viele verrückte Menschen auf der Welt, die alle so toll sind. Selbst hier so diese, selbst wenn wir hier auch psychisch Kranke hier haben und so, also das ist auch nochmal so eine Sache, wo man die ausgrenzt, oder wir haben hier z.B. einen Klienten, der ist auch in der geschlossenen Anstalt und so, und der kam einfach letztens vorbei und hat Kuchen gebacken und hat mit uns beim Kaffee geredet und so. Der war total toll der Mensch und wirklich, ich habe in dem Moment kurzzeitig gedacht, dass einige Menschen echt eher in die Klappe gehören als dieser Mensch. (Unterbrechung, Klopfen an der Tür, andere wollen in den Raum). Ja, also wie gesagt, das war Wahnsinn, und das war auch so eine schöne Erfahrung gewesen.

Interviewerin: Dann hätte ich zum Abschluss noch eine Frage, vielleicht ein bisschen ungewöhnlich, aber wenn du dir was wünschen könntest, was würdest du dir wünschen?

Tim: Hmh, eigentlich muss ich ganz ehrlich sagen, auch wenn sich das vielleicht klicheantwortmäßig anhört, aber ich bereue nichts, also jetzt in diesem Moment, wo ich

1445 hier sitze, bereue ich nichts, was im Leben war, und ich würde mir auch nicht wünschen, dass irgendwas anders gelaufen wär. Muss ich ganz ehrlich sagen. Man hat im Moment vielleicht Wünsche für die Zukunft und so etwas, aber aus Erfahrung weiß ich jetzt einfach, dass alles, wie es so gekommen ist, gut so war. Also jede negative Erfahrung, die ich gemacht habe, oder jede positive Erfahrung, hat mich dahin gebracht, wo ich jetzt
1450 bin, und das ist, worauf ich verdammt stolz bin, muss ich sagen. Und ich versuche auch immer so zu leben oder meine Entscheidungen so zu treffen, dass ich nichts bereue, dass man sagt, ok, man hat ja immer so Entscheidungen im Leben, ob es jetzt im Beruf ist oder Sexualität oder wie auch immer, dass man sagt, ich mache jetzt entweder das oder das, und ich mache wirklich immer das, was mein Herz mir sagt oder mein Bauch
1455 mir sagt, ich versuche total wenig mit dem Verstand zu denken. Ich finde, das ist das Gefährlichste, was man machen kann oder was uns kaputt macht auf Dauer. Man kann zwar Sachen überlegen, ob es jetzt sinnvoll ist oder nicht, aber im Endeffekt sollte jeder wirklich nach Bauchgefühl handeln, also das ist die Erfahrung, die ich gemacht habe, das mich am Weitesten gebracht hat oder dass ich immer dabei glücklich war. Immer
1460 wenn ich nach Bauch gehandelt habe, habe ich im Nachhinein nie gesagt, ich habe die Entscheidung bereut. Weil ich war damit glücklich, und ob es im Endeffekt dann gut für mich war oder nicht, also wie gesagt, das ist so bei mir, nach Bauchgefühl handeln.

Interviewerin: Das heißt, es gibt nichts, wenn du jetzt morgen wach wirst und die Welt
1465 hätte sich verändert, es gibt jetzt nichts, wo du sagst, das wäre jetzt noch schön, oder auch was die Reaktion von anderen Menschen angeht oder so?

Tim: Eigentlich nicht, also ich würde sagen, es entwickelt sich wirklich alles so, wie es sich entwickeln soll mit der Zeit, es wär auch langweilig, muss ich sagen wenn ich jetzt
1470 morgen aufwachen würde und jeder würde mein Schwulsein akzeptieren, dann würde ich glaube ich total wieder dagegen arbeiten, dass es wieder alle scheiße finden.

Interviewerin: Also du magst es auch, dich da so zu reiben mit den anderen?

1475 Tim: Ja, total, muss ich sagen, also wirklich, es gibt Leute, die, sagen wir, haben es satt, aber ich nicht wirklich, also ich liebe es, weil, ich weiß, dass ich schwul bin, oder ich sehe mich in der Hinsicht intelligenter als die Leute, die mir 'schwule Sau' hinterherrschen. Und in dem Moment freue ich mich einfach nur über die Dummheit der Leute, und ich weiß es besser, und ich hoffe einfach mal, dass die sich irgendwann ändern, oder
1480 dass sie auch merken, dass es dumm ist und dass es Schwachsinn ist, und dass die halt wie gesagt sehr viel im Leben verpassen, weil sie sich darüber Gedanken machen und immer Dinge abwerten und wie gesagt, ich wünsche es mir wirklich nicht, ehrlich. Also

ich finde es irgendwie schön, wie es ist, und einige Sachen werden sich bestimmt ändern, aber das kommt von alleine und man sollte nichts erzwingen.

1485

Interviewerin: Ok, wunschlos glücklich.

Tim: Ja, genau.

Interviewerin: Schön.

1490

Tim: Im Moment sowieso.

Interviewerin: Ok.

1495

Interview mit Willi

Interviewerin: Vielleicht erstmal so zum Einstieg, wie lange leben Sie jetzt offen schwul?

5

Willi: Pfff, oh Gott... Ja, also eigentlich habe ich immer eigentlich offen schwul gelebt, zumindest also jetzt was so meinen Freundes- und Bekanntenkreis anging. Ein bisschen eingeschränkter war es eigentlich bei der Familie, was aber eigentlich auch so ein bisschen an der Familie lag, wo ich eigentlich dachte, das ist eigentlich alles ganz klar, aber es war überhaupt nicht klar anscheinend. Meine Mutter fragte mich mal so mit, da war ich 19, 20 so rum, ich stand vor dem Spiegel und schminkte mich etwas und meine Mutter guckte so ins Bad und fragte so, "Na, für welches Mädchen machst du dich denn so hübsch?" Und ich sagte, "Na überhaupt nicht, ich gehe nachher mit Gerd aus." Das war ein Schulfreund von mir, und meine Mutter guckte dann so eindringlich und sagte dann, "Sag mal, Gerd und du, ihr seid doch beide schwul, ne." Und also mir fiel das Herz fast in die Hose in dem Augenblick, weil ich gedacht habe, also wenn dann kommt irgendwas von mir und nicht so jetzt und in diesem Augenblick, also irgendwie ich fand es überhaupt nicht passend, darüber jetzt zu reden und habe dann also eigentlich nur stur in den Spiegel geguckt und habe gesagt "ja". Und dann so, ok, das ist jetzt irgendwie raus und das war's. Aber für meine Mutter war es das überhaupt nicht. Ich hatte irgendwie dann später mal so den Eindruck, ja, sie hat das gefragt, aber irgendwie überhaupt nicht realisiert oder so als ernst aufgenommen, denn als ich meinen jetzigen Lebenspartner traf, das war also dann so mit 34.

25 Interviewerin: Wie alt sind Sie jetzt?

Willi: Ich bin jetzt 58. Da sagte dann ich so zu meiner Mutter, dass ich also mit Michael zum AIDS-Test gehe, und ich hatte vorher schon mal einen machen lassen, und da sagt sie dann auf einmal, "Wieso läufst du immer und machst diesen AIDS-Test, was soll das denn?" Und dann habe ich gesagt, "Naja, weil ich mit Michael überein gekommen bin, dass wir beide zusammenleben wollen und wir einfach wissen wollen, was ist mit uns, sind wir gesund, sind wir nicht gesund oder so." Und da hat sie dann irgendwie erst einmal das wirklich glaube ich so realisiert und saß dann da und weinte und fragte ständig, "Ja, was habe ich falsch gemacht, was ist bei dir anders gegangen als bei deinen Geschwistern?" Und da habe ich dann erstmal gesagt, "Du hast doch vor so vielen Jahren das schon gefragt, was ist da passiert, warum ist das nicht irgendwo angekommen?" Aber ich glaube irgendwo, ja es ist einfach eine Verdrängung, ja ok, aber das kann sich ja alles noch geben, also so war dann mein Eindruck nachher. Obwohl ich dann sagen

musste, als wir dann diesen Test gemacht hatten und das alles klar war, hat sie also Michael in ihr Herz geschlossen und eigentlich war das alles ok, da gab es auch keine Frage irgendwie, dass wir zusammen Urlaub machen, dass wir zusammenziehen wollen, dass gemeinsame Anschaffungen waren oder so, das war alles dann ja ganz normal. Und eigentlich dann auch so kurz vor ihrem Tod sie dann also Michael da ins Vertrauen zog auf mich aufzupassen und "Der soll nicht so viele T-Shirts kaufen, der gibt so viel Geld aus für Klamotten, da musst du aufpassen." Und ich dann, "Hallo, ist hier eine Verschwörung gegen mich?" Das war dann so, 'Ich kann ja demnächst dann nicht mehr auf den aufpassen, da musst du jetzt gucken, dass der das Geld zusammenhält' oder so. Das ist irgendwie ganz verrückt. Aber das war eben eine ganz andere Geschichte. Wo ich mich im Freundes- und Bekanntenkreis da nie irgendwo versteckt habe, sondern das war so und das, auch von meinen Geschwistern her, also von den älteren Geschwistern her das auch klar war. Mein älterer Bruder also dann mal, weil wir ein Bier trinken waren in einer ganz stinknormalen Kneipe und jemand irgendwie doof etwas sagte, fast eine Schlägerei vom Zaun brach, und ich dann gesagt habe, "Du, ich kann mich sehr gut selber wehren. Also du musst mich hier nicht beschützen." Und das einzige war mein jüngerer Bruder, der ist 13 Jahre jünger als ich, und als meine Mutter dann, naja, es gesundheitlich ihr nicht so gut ging mal, da war er dann so ja so um die 20 rum, und ich irgendwie gedacht habe, naja, er hat mich nie anders erlebt, er hat mich auch nie anders mit Freunden erlebt, aber vielleicht müsste ich es ihm trotzdem nochmal ausdrücklich sagen. Und ich dann festgestellt habe, ja, der hat mich immer so genommen wie ich bin, macht er heute noch, aber diese Aussage "Du, Achtung, ich bin übrigens schwul", kam dann bei ihm nochmal so an, "Wie, und ich dachte, ich bin das schwarze Schaf in der Familie?!" - "Hallo, wieso bist du das schwarze Schaf?" Und ich eigentlich dann so festgestellt habe, dass er ganz andere Probleme mit meinem Schwulsein hatte, weil meine Art zu sein, zu leben, für ihn ganz normal war und er z.B. einen Studienfreund nachher, der sich in ihn verliebt hat, überhaupt nicht als Liebhaber realisierte, sondern der benahm sich ja so wie ich. Das war also ganz normal, und als er dann mit seiner Freundin und dem gemeinsam in Urlaub fuhr, habe ich mit meinem Freund so gesagt, "Sag mal, ist er jetzt bi, treibt er es mit beiden, oder hat er das überhaupt nicht kapiert, gibt das jetzt da das absolute Chaos?" Weil vielleicht jetzt seiner Freundin so eng zu dritt klar wird, dass der also eigentlich ihn genauso begehrt, und genauso kam es also, dass nach diesem Urlaub der absolute Knall passierte und beide weg waren, sowohl die Freundin wie dieser Studienkollege, und er also das überhaupt nicht kapierte und ich zu ihm gesagt, "Du, hast du denn das nicht gemerkt, der liebt dich abgöttisch, das musst du doch irgendwo kapiert haben?" Und das hat der irgendwie überhaupt nicht realisiert, das war, ich benehme mich doch auch so. Ja, schon verrückt.

Interviewerin: Wenn Sie sagen, Sie sind jetzt 58, ich habe jetzt mal, wenn ich so zurückrechne, das war ja dann praktisch so in den 60er Jahren, dass Sie dann so, dass es so angefangen hat so in der Pubertät, oder wenn Sie sagen, es war schon immer so und Sie
80 hatten keine Probleme mit Freunden, das war ja nochmal eine ganz andere Zeit als heute. Da staune ich jetzt ein bisschen, dass das alles so problemlos gegangen ist. Ich meine, das ist natürlich schön, aber ich denke, es war ja nochmal eine andere Zeit und, also ich finde es dann nochmal bemerkenswerter, wenn es so ohne Reibungen abläuft.

85 Willi: Also, es war halt eine andere Zeit zwar und sicherlich auch andere Zwänge, aber ich habe also irgendwo nie das Gefühl gehabt, ich muss mich verstecken, ich muss jemandem was vorspielen, das war irgendwie nicht.

Interviewerin: Also Sie konnten einfach so sein wie Sie sind?

90
Willi: Ja, ich war immer so wie ich bin und, also ich bin mit 15 raus in die Diskotheken, aber ganz normal, kann mich entsinnen, dass also mein älterer Stiefbruder, ich habe also zwei Stiefbrüder, eine Stiefschwester, zwei Halbbrüder, so meine Kinder, deine Kinder, unser Kind, also der Jüngste ist also das Kind meines Stiefvaters und meiner Mutter, und
95 der Älteste ist also von einem anderen Vater, den ich nicht kenne, und meiner Mutter, und also da war also mein nächstälterer Stiefbruder, der hatte eine Monatskarte, die galt also auch am Wochenende. Und ich hatte eine Schülerkarte, die galt nicht am Wochenende, aber ich wollte raus und der saß brav zu Hause. Und da habe ich mir immer seine Fahrkarte geliehen, obwohl ich, naja, mit einer Strafe hätte rechnen müssen, wenn
100 die weg gewesen wäre, außerdem hätte ich sie ihm ersetzen müssen, aber ich führ also in Dortmund war das raus und bin also durch die Diskotheken gezogen und kam dann morgens um 2, 3 nach Hause, und für mich war das alles ganz normal. Und auch in diesem Leben habe ich natürlich Leute kennen gelernt, die, naja, etwas anders waren. Ich kann mich also dran entsinnen, in Dortmund gab es das Oma Plüsch und das war also
105 ein Lokal, wo die anderen Lokale, wenn sie zumachten, so die Mitarbeiter, die Diskjockeys und so, dann hingingen und eigentlich hatte der Laden auch zu, aber da wurde dann die Jalousie hochgezogen an der Tür, rein und wieder runter und es gab dann auch mal Polizeirazzien, aber das war harmlos eigentlich, nur weil die dann ihre Sperrzeit überzogen hatten. Und da war ich mit einer Freundin, und plötzlich kam da so ein
110 großes dunkelhaariges Wesen auf mich zu und mit einer sehr tiefen Stimme und meinte, „Na, du bist aber hübsch, wir sollten uns mal treffen.“ Ich war irgendwie, hallo, wer war das bitte? Und die sagte, „Na, das war Lilly, der Diskjockey aus dem Café de Paris.“ Und ich sagte, „Puh, ich war da noch nie, ich kenne das nicht.“ - „Na dann lass uns da hingehen.“ Naja, und dann sind wir da in das Café de Paris, und ja, ich muss sagen, ja das war

so eigentlich das erste Mal, dass ich dann so in der Szene dann war. Und obwohl das nichts damit zu tun hatte, dass ich evtl. nicht wusste schwul zu sein, vielleicht lag es auch daran, ich mochte Männer, aber ich wusste nicht, dass das schwul ist. Ich habe mit 13 Jahren meinen ersten Mann gehabt, und das war für mich ganz normal, dass ich mit dem auch Sex hatte. Wenn ich heute dran denke an manche Diskussionen, um Gottes Willen, das wäre ja fürchterlich geworden, wenn jemand das erfahren hätte. 115

Interviewerin: Wieso?

Willi: Naja, ein Minderjähriger mit 13 mit einem erwachsenen Mann über 20, also das wär also ziemlich, denke ich, vor dem Richter geendet. Obwohl ich derjenige war, der den angemacht hat, ich wollte das einfach wissen. 125

Interviewerin: Ja, da haben Sie die Initiative ergriffen?

Willi: Ja. Und habe danach also, das war immer wieder mit Männern, und irgendwo haben die mich schon gereizt, und dass es da ein Lokal gab, in dem also nur oder sagen wir mal hauptsächlich solche Männer verkehrten, das fand ich dann ja sehr interessant. Und ich weiß noch, also 1969 ist der Paragraph gefallen oder entschärft worden, § 175, dass wir im Café de Paris eine Party gefeiert haben und uns überlegt haben, ob wir nicht jetzt einen schwulen Puff aufmachen. Das war halt so in der Zeit, ich denke auch diese ganze Flower-Power-Bewegung in der Zeit und Anfang der 70er, das war ein sehr offenes Verhältnis alles. Selbst in den "normalen" Diskotheken war das also nicht unmöglich, dass man da mit Männern tanzte. Weil sowieso keiner wusste, wer mit wem tanzt, das ist so, aber ich denke schon, die Zeit war sehr, sehr liberal. Also mein alter Herr, mein Stiefvater, erging sich einfach nur mal so in dem Satz, „Ich glaube du wirst sowieso mal mit einem Mann zusammenziehen.“ Und ich dachte, gut, wollen wir jetzt nicht weiter drüber diskutieren. 130
135
140

Interviewerin: Wie ist das denn in der heutigen Zeit für Sie, was würden Sie denn sagen sind so die größten Schwierigkeiten so für Sie als schwuler Mann? 145

Willi: Die größten Schwierigkeiten sind eigentlich innerhalb der Community selbst. Dass also dieses Jungbleiben, Jungsein, also irgendwo einem den Spaß nimmt auszugehen noch. Also ich habe heute mit zwei jüngeren Kollegen noch gesprochen, weil Ostern ja in Berlin der Bär los ist, das große Ledertreffen jedes Jahr, und die Stadt voller Touris ist, die nur eigentlich nur Sextouristen sind, und die dann auch so sagten, ja, so da kann man ja gar nicht hingehen und da sind dann diese alten Ledertunten, und da kann man 150

nicht sein. Wobei ich sagen muss, die sind beide so Ende 30, 40 jetzt, und man kann noch nicht einmal mit dem Hund ausgehen, da wird man schon belästigt von denen, und
155 ich auch sagen muss, also auch im Bekanntenkreis, das hat sich also eigentlich so in den letzten, ja, 10, 15 Jahren ein Bekanntenkreis gebildet, wo ja fast nur langfristig gebundene Pärchen sind, wo wir uns treffen, wo wir uns gegenseitig einladen zum Geburtstag, zum Essen oder just for fun mal was zu unternehmen, wir auch mal so einen Stammtisch hatten, der allerdings dann doch wieder auseinander gegangen ist, aber jetzt so raus in
160 die Szene, ich würde sagen, wenn das so dreimal im Jahr passiert, ist es viel. Meistens dann auch noch, weil irgendein Besuch kommt, der unbedingt sehen will, was ist in Berlin los, aber für mich ist eigentlich so das hier meine Welt. Ich komme nach Hause und bin in einer anderen Welt.

165 Interviewerin: Ist es was, was Sie bedauern, dieses, dieser Druck, der so herrscht, also jung, attraktiv zu sein?

Willi: Manchmal ja. Aber auf der anderen Seite bedauer ich genauso diejenigen, die da in der Szene sind, weil man auch wieder dann so, wenn man da so als Paar da rein-
170 kommt und über Jahre eigentlich gesehen wird, ach die beiden sind schon wieder da, dann auch so mitkriegt: 'Naja also ihr beide habt euch. Aber es ist so verdammt schwer, jemanden zu finden.' Und ich denke, das war eigentlich immer so, dass es schwer war, jemanden zu finden, auf einer Wellenlänge, mit dem man, ja, alt werden kann. Als ich meinen Freund kennengelernt habe, habe ich auch nicht gedacht, dass wir so lange Zeit
175 zusammen bleiben.

Interviewerin: Wie lange sind Sie jetzt ein Paar?

Willi: 24 Jahre. Ich war 1981 das erste Mal in Kanada und den USA und habe da eine
180 Rundreise gemacht mit einem Freund, und wir haben eigentlich Leute besucht, die er kannte, und das erste Paar in Vancouver, bei denen wir waren, die waren acht Jahre zusammen. Und da habe ich noch gedacht, boah, acht Jahre, ist ja der Wahnsinn, Schwule, die acht Jahre zusammen leben, um Gottes Willen, ein Haus zusammen haben und... Und durch die lernten wir nun wieder andere Leute kennen, die eingeladen waren, und das
185 Schärfste waren dann 35 Jahre. Und da habe ich gesagt, sag mal, lebe ich hier auf dem falschen Kontinent in Europa, das kann doch gar nicht sein, dass die sich hier irgendwo finden und so lange zusammenleben und gemeinsam ein Haus haben und alles, Freundeskreis.

190 Interviewerin: Das kannten Sie hier gar nicht? Das haben Sie hier noch gar nicht erlebt

vorher?

Willi: Nein, das kannte ich so nicht. Und ich muss sagen, eigentlich ist es jetzt so für mich vergleichbar, dass ich eben im Bekanntenkreis auch Leute habe, die 25 Jahre, 30 Jahre zusammen sind, und auch ja Beziehungen habe kaputt gehen sehen, aber auch wieder von den beiden, die auseinander gegangen sind, wieder neue Beziehungen, die, die auch jemanden gleich gesucht und gefunden haben. Wobei das sicherlich grundsätzlich schwierig ist, man hat jemanden eigentlich sehr lange im Kopf, bevor man frei ist für jemanden Neuen. Das sind so, ich sage mal, ich bin so mit 24 von Dortmund weggegangen nach Mannheim, habe da mein Studium gemacht und hatte da eine Beziehung fast vier Jahre, und da habe ich dann also auch nachher festgestellt, ich war dann wieder zurück nach Dortmund gegangen und lernte neue Leute kennen, und da machte jemand dann aus lauter Freundlichkeit das Bett, und ich guckte da drauf und dachte, so haben wir das Bett nie gemacht. Da war mir irgendwie klar, du bist überhaupt nicht frei für jemanden, du bist ja immer noch mit dem zusammen, so haben wir das nicht gemacht, das kannst du doch jetzt dem nicht vorwerfen, aber innerlich war eigentlich die Sache schon beendet mit dieser Idee: so nicht. Und ich denke über die Jahre, je länger man zusammen ist, desto schwieriger ist es dann, frei zu sein für jemand Neuen. Und das was die jungen Leute so bedauern, diese Oberflächlichkeit, und ja man sieht sich nur als Sexobjekt... sollten mal alle Dannecker lesen, dann wüssten sie, dass das wirklich eben zu einem Großteil so immer war. Also ich von Dortmund wegging, habe ich kurz vorher Dannecker gelesen über das Leben der Schwulen, der Sexualkontakte und so und habe dann gedacht, nee, so eine Hure bist du eigentlich nicht. Und ich weiß es jetzt gar nicht mehr so, irgendwas glaube ich waren das von 3.000 in fünf Jahren oder so, und ich habe gedacht, naja, jetzt hier in Dortmund kannst du das ja gar nicht nachvollziehen, du kennst ja so viele Leute, und der redet ja von Neukontakten, und das sind ja keine Neukontakte dann unbedingt, aber wenn du jetzt in Mannheim bist, dann wirst du Buch führen. Und es war erschreckend, es war wirklich erschreckend, ich kam also dann, obwohl ich meine, sehr ruhig gelebt zu haben im ersten Semester, auf 113. Und habe dann nur gedacht, oh Gott.

Interviewerin: Da waren Sie selber ganz überrascht?

Willi: Und es waren keine Zweitkontakte, sondern wirklich alles Neukontakte, jemand, der zum zweiten Mal war, zählte schon nicht mehr. Aber das ist ja wirklich genauso schlimm, wie der das beschreibt. Das ist Wahnsinn, aber bei der 113 war ich dann fast vier Jahre.

Interviewerin: Ah ja.

230 Willi: Ja, und ich muss sagen so vom privaten Leben gab es keine Probleme, beim beruflichen ist es schwierig nachzuvollziehen, hat es Benachteiligungen tatsächlich gegeben, oder bildet man es sich auch nur ein.

Interviewerin: Gibt es da ne Situation, an die Sie gerade denken, wo das nicht so ganz
235 klar gewesen ist?

Willi: Also ich hatte mal eine Vorgesetzte, die mit mir dann ein Gespräch führte, dass sie meinte, aufgrund meiner Homosexualität wäre es doch gar nicht so einfach, mich in eine Führungsposition zu bringen, wo ich eben auch mit Abhängigen zu tun habe. Und ich
240 dann also irgendwie ziemlich konsterniert war, und ich hab auch gesagt, „Hmm, ich verstehe das jetzt nicht, fallen Sie auch über alle her, muss ich mir hier jetzt Gedanken machen?“ Und sie dann, „Nein, aber so als schwuler Mann...“ Und ich sage, „Tut mir leid, also ich verstehe es nicht.“

245 Interviewerin: Ich verstehe das jetzt auch gerade nicht. Also was denn?

Willi: Also wenn ich also nun als Vorgesetzter mit einem Team zu tun habe, wo, was weiß ich, 20 bis 30 Leute sind, dass ich u.U. meine Vorgesetztenmacht mit ausüben könnte, um also Leute zu irgendwas zu zwingen.

250

Interviewerin: Ach so, das war mit Abhängigkeit gemeint.

Willi: Ja, und sie da auch noch sagte, ja, sie wüsste, dass ich im Kollegenkreis sehr beliebt wäre und anerkannt wäre, und dass die Kollegen das auch alles decken würden,
255 aber trotzdem hätte sie eben große Bedenken. Und dann habe ich zu ihr nur gesagt, „Wissen Sie was, Sie können sich also Tag und Nacht vor meiner Wohnung aufhalten, ich habe keine Gardinen an den Fenstern, Sie können also reingucken, Sie werden nichts feststellen, was nicht gesetzlich ist.“ Und ich bin dann raus und dann habe ich zu einem Kollegen das gesagt, und der hat gesagt, ja, die hätte ihn auch schon darauf angesprochen, und er hätte also nur gesagt, wenn sie da Probleme hat, soll sie mit mir selber reden.
260

Interviewerin: Wie ging es Ihnen denn da? Sie sagen eben schon, Sie waren völlig konsterniert?

Willi: Ja, ich war irgendwie ziemlich von der Rolle und habe überlegt, ja, was mache ich jetzt. Bringt es jetzt was, an den Personalrat zu gehen, weil ich also auch gewerkschaftlich sehr engagiert war, bringt es was, mit dem nächsthöheren Chef zu reden, was das nun soll oder welche Auswirkungen da kommen oder so, und habe dann also mit einem guten Freund darüber geredet und der dann meinte, weißt du, im Gegenteil, du wirst genau das Gegenteil damit erreichen, wenn du jetzt anfängst, also da mit dem Abteilungsleiter ein Gespräch zu führen, dass die also da sich so geäußert hat, das war ein Vieraugengespräch, und das bringt gar nichts. Warte mal ab, ob da irgendwas kommt. Und es gab also auch nichts ja wirklich Greifbares um zu sagen, da ist irgendwas gelaufen, um karrieremäßig da einen Knick reinzubringen. Das war dann erst ein paar Jahre später, als die Mauer fiel, da hieß es dann, naja, dass ich nach Brandenburg sollte, ich war damals in Recklinghausen, und da ging das dann ja so nach den sozialen Aspekten und nicht verheiratet und, naja, der kann ja dann in den Osten, und da habe ich gesagt, also ich gehe auf keinen Fall nach Cottbus, war das. Das ist, ich hatte eine ziemlich neue Eigentumswohnung 1981 bezogen und bin dann also nur mal am Wochenende nach Cottbus gefahren und habe gedacht, das ist ja schlimm, das kann ja eigentlich nur in Sibirien noch schlimmer sein. Ofenheizung, Toilette halbe Treppe tiefer, und Dusche war überhaupt nicht oder Bad, ja habt ihr einen Knall. Und dann habe ich nur mal nachgehakt, ob es möglich wäre, nach Potsdam zu gehen, weil ich mir gedacht habe, ok, wenn nach Brandenburg, Potsdam ist Brandenburg, aber dann könnte ich eben in Berlin wohnen und nach Potsdam rauspendeln, nee, also das war also auch von den Ämtern her aufgeteilt, dass ich also gar nicht hätte in Potsdam arbeiten können, und dann habe ich einen Ausbilder, der hier in Berlin war, angerufen und gefragt, wie sieht das aus und dann sagte der ok, wir haben Stellen, du kannst kommen, aber du kannst dann nicht in den Osten kommen. Und ich sagte, ich will auch gar nicht in den Osten, deswegen will ich ja weg, und dann kam es auch noch so, dass mein Partner nach Berlin versetzt wurde von seiner Firma, und der ging also 14 Tage vor Mauerfall kriegte der also praktisch seinen Umzug hier nach Berlin und dann bin ich hierher, habe mich vorgestellt und hab gesagt, ok, Versetzung nach Berlin ist machbar und habe dann damals mit meinem Chef, also diese Vorgesetzte war mittlerweile nicht mehr da, und dann habe ich also mit dem damaligen Vorgesetzten gesprochen und gesagt, ja, also wenn ich jetzt wüsste, dass irgendwo das vernünftige Auswirkungen hätte bei einer Beförderung, dann könnte ich ja noch vielleicht dran denken, in den Osten zu gehen, aber ich denke es bringt überhaupt nichts und deswegen will ich das auch nicht. Und dann meinte der nur so, ich denke, es ist besser, wenn du hier von Recklinghausen weggehst, weil du hier also nicht weiterkommen wirst. Im Grunde genommen, das waren also etliche Jahre später, dass es sich gezeigt hat, da war doch irgendwas gelaufen von dieser Vorgesetzten, aber nachweisen ist schwierig.

Interviewerin: Und wie ist das jetzt bei Ihrer Arbeitsstelle?

305 Willi: Also in Berlin war nie irgendwas, muss ich sagen, also da hatte ich nicht so den Eindruck.

Interviewerin: So mit Kollegen, Vorgesetzten oder so, das klappt alles so?

310 Willi: Also weder mit Kollegen noch mit Vorgesetzten, auch nicht mit Kunden, das ist also, ich bin auch nicht irgendwo so diese ängstliche Tunte, die, wenn jemand laut wird oder gewalttätig zu drohen wird, dann irgendwo verschreckt in der Ecke sitzt.

Interviewerin: Haben Sie so etwas denn schon mal erlebt?

315

Willi: Also jetzt nicht, dass es darum ging wegen dem Schwulsein, sondern ganz allgemein, dass da jemand aggressiv wurde, weil er meinte, dass er falsch behandelt wird, dass das Geld nicht richtig gezahlt wird oder was weiß ich. Aber da habe ich dann nur mal zu meiner damaligen Abteilungsleiterin gesagt, bevor hier irgend einer seine Faust
320 in meinem Gesicht hat, fliegt der durchs Fenster, das garantiere ich Ihnen. Und dann um Gottes Willen, glauben sie mir das, bevor mich hier einer anpackt kriegt der selber so was von auf die Fresse. Und das habe ich auch demonstriert, ich habe das mal erlebt, ich habe in meinem Büro ein Plakat von den Jusos hängen, irgendwie Rassismus fängt
325 Zuhause an, es ist fünf vor zwölf, wo so Sprüche drauf sind wie Ali stinkt und Lesben haben keinen abgekriegt und Franzosen küssen gut, Neger vergewaltigen deutsche Frauen und all solche Vorurteile. Und dann hatte ich einen jungen Mann da, der ja irgendwie das nicht einzuordnen wusste und eigentlich genau das Gegenteil daraus las und dann auf einmal anfang in dem Gespräch also die Ausländer kriegen ja alles, denen wird alles
330 in den Arsch gesteckt und er als Deutscher bekommt nichts und er steht auf der Straße und es wurde sehr rechtsradikal, wo ich dann aufgestanden bin und habe gesagt jetzt reicht es hier und sie brauchen nicht denken, dass sie hier nochmal vorsprechen können, raus. Und dann war der also ziemlich aggressiv noch und ich habe den dann einfach gepackt und habe gesagt raus, raus. Und habe dann auch meinen Mitarbeitern gesagt also eh wenn der nochmal ein Gespräch haben will nicht mehr bei mir. Und das
335 dauerte dann so ja drei oder vier Monate, dann kam also mein Kollege an und sagte der ist da und möchte sich entschuldigen und der möchte also mit dir doch nochmal reden und eh dann eh habe ich dem also klargemacht was jetzt zu tun ist und dass ich das nicht tue weil er ein Deutscher ist, sondern dass ich das für jeden der da bei mir vorpricht tun würde und ist dann eigentlich alles auch sehr gut gelaufen. Also es vergin-
340 gen so zwei Jahre und wir trafen ihn mit seiner Frau auf der Straße, mittlerweile war er

verheiratet, hier auf der Schloßstr., auf der Einkaufsstr. und ich ging mit meinem Freund und so drei oder vier Meter hinter uns ging mein Bruder mit seiner Frau, mein jüngerer Bruder. Und der kam also uns entgegen und grüßte absolut devot, also was für Berlin gar nicht so Gang und Gäbe ist, so richtig einen tiefen Diener, guten Tag und ich sagte dann auch Hallo und mein Freund wollte sofort wissen wer war das denn und dann kam 345
 mein Bruder so ran und holte auf und sagte, das war aber ein Kunde von dir nee. Ich sage ja, wieso, ja der hat gerade als er an uns vorbei ging dann seiner Frau erzählt du bist der absolute Supertyp. Und tja, war so ein positives Erlebnis im Nachhinein. Aber auch so wenn es bei Kollegen mal krachte weil da jemand aggressiv war, ich habe es bei einer anderen, bei einer Kollegin erlebt, wir haben also an unseren PC's so eine Schal- 350
 tung wo sofort Alarm ausgelöst wird und das Zimmer in dem irgendwas passiert dann auf allen Bildschirmen rings rum erscheint, damit man zu Hilfe kommt. Und die hatte den also ausgelöst und stand so in der Zimmerecke, den Schreibtisch so diagonal vor sich und ein ziemlich muskelbepackter Mann davor und eh der sie bedrohte und der hal- 355
 be Flur von Kunden und Mitarbeitern stand nun in dieser Tür, aber keiner ging da rein. Und ehm ich bin dann da rein und habe den daraus geholt, und was das denn hier sollte, ob er sich mit mir anlegen will und naja er ging mir so bis hier, also er musste schon kurz hochgucken und ehm ja dann ist er raus, ich sage jetzt gehen wir erstmal zu mir rü- 360
 ber ins Zimmer und ehm die Kollegin beruhigte sich dann erstmal, das war ein Freitag und dann habe ich gesagt, so und jetzt ist erstmal hier absolute Ruhe und die kann gar nichts dafür, es ist unsinnig jetzt diese Kollegin hier anzumachen und in die Ecke zu trei- 365
 ben und der also da so eine Angst einzujagen und ich erwarte von dir, dass du Montag morgen hier mit einem Blumenstrauß stehst und dich entschuldigst. Und am Montag morgen kam der und die Kollegin sah den nur und ist in ihr Zimmer und oh Gott bloß nicht zu mir und er hat sich entschuldigt, das ist so, gut, ich wirke eben auch anders. 370
 Aber eh das ja ich denke das ist eine Erziehungssache auch, ich musste mich mit meinen Brüdern rumschlagen und durchschlagen und mich durchsetzen und hab da von denen Prügel gekriegt, aber genauso auch denen Prügel angedeihen lassen untereinander, also ich denke das hat irgendwo schon sein Spuren hinterlassen, dass ich nicht um Gottes Willen, nee. 370

Interviewerin: Ist es Ihnen dann auch schon mal passiert, dass Sie eben sowas erlebt haben, also aufgrund dessen, dass Sie schwul sind, dass man sie als Paar irgendwie belästigt hat oder dass Sie vielleicht auch solche körperlichen Auseinandersetzungen hatten oder sowas? 375

Willi: Nein.

Interviewerin: Also auf der Straße oder so blöde Sprüche, sowas haben Sie noch nicht erlebt?

380

Willi: Naja, blöde Sprüche schon, aber eigentlich hatte ich immer so dabei das Gefühl, das ist so ein Austesten. So als wenn ich Sie auf der Straße treffe und Sie passen mir irgendwo nicht, von der Optik her, von der Kleidung, was weiß ich, und einfach so im Vorbeigehen sage 'blöde Zicke'. Und dann liegt es an Ihnen, wie reagieren Sie darauf und auch in welcher Art. Und eigentlich habe ich dann festgestellt, wenn ich darauf reagiert habe, so wirklich nach dem Motto 'Noch so ein Spruch, Kieferbruch' - 'Sorry, so war es nicht gemeint, tut mir leid.' Und ich denke, in dem Augenblick, wo man nicht reagiert, ist es viel schlimmer.

390 Interviewerin: Wieso?

Willi: Ich habe es nicht nötig, mich als schwule Sau beschimpfen zu lassen, warum?

Interviewerin: Wäre es dann so etwas wie Zustimmung, wenn man nicht reagiert?

395

Willi: Ja, das ist irgend sowas wie, ja ok, bin ich halt, aber lasst mich zufrieden.

Interviewerin: Ja, kann man so stehen lassen.

400 Willi: Das ist genau verkehrt, finde ich, und das war also auch bisher meine Erfahrung, in dem Augenblick, wo man wirklich auf Konfrontation dann ausgeht, sagt, was ist denn jetzt hier, Hilfe, da ist ja jemand, der sich vielleicht auch noch schlagen will, um Gottes Willen. Denn die, die Sprüche draufhaben, sind nicht die Starken, das sind eigentlich die Leute, die selber irgendwo, ja, sich als Minderheit oder minderwertig fühlen und dies an anderen auslassen. Das ist, ja, wenn man sich z.B. diese Sündenbocktheorien anguckt, ist das eine ganz einfache Sache. Wir Schwule sind ja eigentlich toll, aber die Tunten unter den Schwulen, die, iih, ja, und das ist ja die Untergruppe, das ist so, ja, erinnert mich auch immer ein bisschen ans Dritte Reich: 'Wir Juden sind ja eigentlich gar nicht so schlimm und schlecht, und uns will ja keiner was, aber die, die so Geldgeschäfte machen, die sind ja wirklich schlimm.' Das ist so ein Abwälzen auf eine Untergruppe: 'Das sind ja eigentlich die Bösen, die Sündenböcke in unserer Truppe.' Und das darf man erst gar nicht aufkommen lassen. Man muss die Front schließen und sagen, so, wir sind schwul, und? Und dann kommt auch nichts mehr. Ich denke, Wowereit war sehr gut beraten, diesen Spruch anlässlich seiner Wahl loszulassen. In dem Augenblick waren die
415 Gazetten platt, es ging nichts mehr.

Interviewerin: Sie hatten mir ja damals geschrieben, dass das, was Ihnen mehr ausmacht als so dumme Sprüche z.B., das ist diese rechtliche Situation. Können Sie da noch etwas zu erzählen?

Willi: Na, also ich finde das einfach von unseren Gesetzgebern her eine Unverschämtheit, dieser Verpartnerung und dem gegenseitigen Übernehmen von Pflichten nichts Entsprechendes entgegenzusetzen. Wenn mein Partner arbeitslos wird, krank wird, habe ich für ihn zu sorgen, aber wenn ich sterbe, bekommt er keine Pension. Warum nicht? Wo ist da bitte jetzt die Gerechtigkeit? Das was immer so hochgespielt wird, diese Adoption von Kindern, ich denke, man sollte einfach die Kirche im Dorf lassen. Wie viele wollen denn tatsächlich Kinder adoptieren? Das ist eine Minderheit. Ich möchte hier keine Kinder rumlaufen haben. Ich mag Kinder, ich freue mich, wenn mein Bruder mit seinen beiden da ist und wenn ich die beschenken kann, bis mein Bruder sagt, jetzt hör auf, aber ich bin nicht der Typ, der also selber Kinder aufziehen möchte. Die Kinder der anderen liebe ich, aber das muss nicht meins sein, und ich habe auch nicht das Bedürfnis, dass ich ein Kind nun aus der Dritten Welt oder sonstwo adoptieren will. Und ich denke, das geht vielen so, wenn ich das so im Bekanntenkreis höre, das ist eine Minderheit die sagt, ach doch, das wäre ganz schön. Vielleicht wär es vor 20 Jahren auch noch anders gewesen, wenn die Entscheidung angestanden hätte, aber heute fühle ich mich eigentlich eher so wie meine Großmutter bei meiner Geburt, die dann sagte, ich bin zu alt, um sowas noch zu machen, und mich in den Graben fuhr um meiner Mutter zu beweisen, dass sie mit einem Kind nicht mehr umgehen kann. Aber das ist wirklich so, ja, ich empfinde es wirklich als schreiende Ungerechtigkeit, die Pflichten jemandem aufzubürden, aber die andere Seite, das was auch da bei den normalen Ehepaaren an Möglichkeiten gegeben wird, nicht zu realisieren. Ich verstehe auch nicht warum Leute in meinem Alter, die mal Kinder aufgezogen haben, noch die Steuerklasse III haben. Was soll das, wozu, ist gar keine Notwendigkeit mehr da, da sollte man auch mal eine Grenze setzten und sagen, ok, bis zu dem Alter gibt es das, entweder werden die angepasst an die Partnerschaften, dass man sagt, ok, da sind Kinder, die müssen gefördert werden, also sollen sie Steuervorteile haben, solange die Kinder da sind. Aber ich frage mich, was will jemand mit 58, wo die Kinder aus dem Haus sind, wozu kriegt der noch eine Steuererleichterung. Entweder kriege ich die auch, weil ich nur verpartnert bin, oder die kriegen das auch nicht. Das empfinde ich also als Benachteiligung, alles andere... Also wenn mir jemand mit 20 gesagt hätte, dass ich mal mit einem Partner in solch einer Wohnung lebe und mit meinen Nachbarn darüber keinerlei Probleme habe, da hätte ich damals gesagt, och das wäre schön, aber das ist ein Traum. Und das habe ich alles. Das ist also irgendwie, ich habe auch noch nie im Ausland erlebt, dass wir als Paar ein ‚Problem haben, das ist eigentlich, wie soll ich sagen, eine Entwicklung, die ich auch so erhofft

455 habe und bei einigen Sachen, wenn ich so höre Überfälle auf Schwule oder sonstwo, dann denke, verdammt nochmal, vielleicht sind wir Deutsche oder wir Europäer zu brav, dass wir das also uns bieten lassen.

Interviewerin: Heißt wir jetzt wir Schwule, denen das passiert?

460 Willi: Ja, wir Schwule, überhaupt dass da nicht dann genügend Schwule auf die Straße gehen und da demonstrieren oder auch andere Dinge unternehmen. Ich habe 1993 das erlebt in Kanada, dass also ein Schwuler vor einem Supermarkt, vor Safeway, überfallen wurde und zusammengeschlagen wurde, nicht weil man ihn berauben wollte, sondern einfach weil er schwul war.

465

Interviewerin: Das hat man ihm so angesehen?

Willi: Wie das passiert ist, weiß ich nicht, auf jeden Fall ist es passiert, und er ist also in diesen Supermarkt rein und hat also um Hilfe gebeten, dass die also die Polizei rufen
470 und ihm helfen, und der Geschäftsführer hat ihn im Grunde genommen wieder rausgeschmissen, und daraufhin ging das durch die kanadische Presse und durch die Schwulenblätter, und die haben derartig demonstriert und vor diesem Laden mit Plakaten, daß dort kein Schwuler bitte mehr einkauft, und es war genau in dem Schwulendistrikt von Vancouver, und der Laden konnte im Grunde genommen zumachen. Und Safeway hat
475 sich entschuldigt, hat eine Riesensumme an die Schwulenorganisation gezahlt, hat die Anweisung gegeben, dass sofort, wenn so etwas passiert, diese Leute die Polizei rufen, dass man die beschützt, die da überfallen werden, und das hat man innerhalb von 14 Tagen erreicht.

480 Interviewerin: Wahnsinn.

Willi: Wo ich dann denke, ja, ich glaube, wenn hier vor dem KaDeWe jemand zusammengeschlagen würde und würde sich da reinflüchten und würde sagen, helfen Sie mir, dem würde nichts anderes passieren wie damals dort. Man würde den rausschmeißen, denn
485 das KaDeWe beschäftigt ja auch keine Schwulen. Der ganze Laden ist voll von Schwulen, ohne die Schwulen könnte dieses KaDeWe überhaupt nicht mehr existieren, schätze ich mal, aber wenn sie zum CSD oder zu irgendwelchen anderen Veranstaltungen die ansprechen und sagen, hallo, wie wäre es denn mal, wenn ihr euch auch präsentiert oder beteiligt, dann: 'Wir haben keine Schwulen, das glauben wir nicht.' Und das sagt ihnen
490 dann auch noch ein schwuler Geschäftsführer. Wo man dann sagt, hallo, wo bist du denn.

Interviewerin: Also die werden da nicht gesehen, die wollen da nicht...

Willi: Nein, es ist irgendwie nicht möglich, habe ich so das Gefühl, wirklich ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu erzeugen. 495

Interviewerin: Innerhalb der Schwulen, der Community?

Willi: Innerhalb der Schwulen, ja, das ist ein Problem. Man macht Geschäfte miteinander, aber es ist irgendwo nicht so wie es eigentlich so in den USA und in Canada ist, dass man ja die Masse der Schwulen mobilisieren kann. Vielleicht auch weil es, naja, zwischen Schwulen und Lesben immer noch so eine gewisse Trennung gibt, das zeigt sich auch so daran, dass der LSVD, jetzt LSVD, einen Riesenkampf erstmal hatte, sich zu öffnen für die Lesben, dass da Leute austreten, weil plötzlich das L da mit reinkommt, Ja, sag mal, sind die nicht so benachteiligt? 500 505

Interviewerin: D.h. Ihnen fehlt so dieses Gefühl, dass also alle am selben Strang ziehen eigentlich?

Willi: Ja, und ich denke, da könnte man viel mehr erreichen. Und auch bei den Politikern, was ist das toll, Volker Beck erzählt da was und Wowereit bei der SPD und Schwester Westerwelle bei denen, aber es bringt uns nicht weiter. Da fehlt irgendwas, auch über die Parteigrenzen hinweg. Vielleicht müsste man wirklich eine Schwulenpartei gründen. 510

515

Interviewerin: Heißt das, Sie würden sich wünschen, dass die sich so über die Parteigrenzen hinweg, eben für die gemeinsame Sache einsetzen?

Willi: Ja, also ich denke Volker Beck ist ja nun sehr aktiv und gerade was so Verpartnerung und die Gesetzgebung damit zu tun hat, aber das kann natürlich auch nicht an einer Person, an einer kleinen Partei hängen. Und dann verstehe ich nicht, wenn die FDP Gegenvorschläge macht, anstatt konstruktiv da mitzuziehen, oder auch in der SPD, die Schwusos so tun als, 'Iiih, das sind ja nicht die richtigen Schwulen da, weil sie grün sind'. Warum kann man nicht da etwas machen, die CDU hat ja sowieso keine Schwulen, aber auf einmal entdeckt man sie doch. Ich denke da fehlt irgendwo ein Faden drin, und vielleicht ging es trotz Verfolgung den Schwulen in Europa immer noch zu gut, vielleicht sind die amerikanischen Schwulen da anders geprägt, vielleicht auch geschäftstüchtiger. Die haben, denke ich, viel schneller rausgefunden was sie vorwärts bringt, nämlich die wirtschaftliche Macht. Eine schwule Industrie- und Handelskammer gibt es nur in San 520 525

530 Francisco, aber die hat auch entsprechend Power.

Interviewerin: Wobei ich, also mein Eindruck ist, dass das ja auch etwas ist was sich durchaus hier auch abzeichnet in gewisser Weise.

535 Willi: Ja, es ist also so sehr hübsch, wenn der LSVD eine Plastikkarte rausbringt, wo ich dann bei einigen schwulen Läden Prozente bekomme, also ich muss sagen, dazu fehlt eigentlich eine Ecke. Wenn in einer schwulen Zeitschrift eigentlich nur ein Verlag permanent Reklame macht und dann noch mal vielleicht Jacobs-Kaffee mit seiner Verführungstasse, das ist zu wenig. Warum machen die Autokonzerne, die ja auch sehr stark sind,
540 wie Ford, die also da sich ja rühmen, innerbetrieblich die Schwulen unheimlich zu fördern, warum machen die keine Reklame in solchen Zeitschriften für ihre Autos. Nichts. Aber in Australien machen sie es, warum, warum nicht hier? Wir sind zu doof anscheinend, wir kaufen es ja trotzdem. Ja, ist so meine Meinung, das betrübt mich dann, wo ich dann denke, naja, ich kaufe auch lieber bei Schwulen, und ich kaufe lieber oder lasse
545 mir Dinge machen von entsprechenden Leuten, aber es ist, es resultiert im Endeffekt nicht so das, was ich mir eigentlich erträume, dass wirklich ja auf diese Belange der Schwulen und Lesben mehr eingegangen wird.

Interviewerin: Können Sie da ein konkretes Beispiel nennen, was Sie sich da so darunter
550 vorstellen? Damit es einfach ein bisschen greifbarer wird?

Willi: Es ist also, ja, wenn ich bei diesen Zeitschriften bleiben kann, schon eine Sache, dass die also eigentlich ein kümmerliches Leben führen, weil sie keine Werbeaufträge kriegen. Und ich kann nicht als Bruno-Gmünder-Verlag eine Zeitschrift rausbringen, in
555 der also nur Bruno Gmünder für seine Bücher und Videos und Reisen uns sonstwas wirbt und wie gesagt dann da nur eine Seite von Jacobs drin ist, da würde ich sagen das ist zu wenig. Und diese wirtschaftliche Macht, die die Schwulen haben, und die Schwulen haben überdurchschnittliches Einkommen, die irgendwo in die Waagschale zu bringen und zu sagen, Leute, wenn ihr nicht, dann werden wir dafür sorgen, dass ihr nicht
560 mehr von denen entsprechend frequentiert werdet. Das ist so, oftmals habe ich so den Eindruck, ja, das Geld möchten wir ja gerne mit denen machen, und da bieten wir auch Reisen an usw., aber auf der anderen Seite, nee, das ist ja doch ein bisschen pfui, als TUI, Condor oder Lufthansa mich dann da anzubiedern. Bloß wie gesagt, da ist irgendwas, was nicht funktioniert, was woanders funktioniert. Ich denke, in den USA und Ca-
565 nada würde die schwule Community anders drauf reagieren. Wenn da einer so wie hier KaDeWe ablehnen würde, sie zu unterstützen, das würde also so aufgebauscht und hochgebracht, und ich möchte mal das KaDeWe sehen, wenn da vor allen Eingängen Schwule

hin- und herlaufen mit Plakaten, dass sie dort diskriminiert werden, dass man ihr Geld will aber ansonsten kennt man Schwule nicht. Ich denke, das würde nach drei, vier Tagen um die Welt gehen. Wir machen es nicht, und die können sich so ziemlich sicher sein, dass es nicht passiert, also gibt es keine Verbesserungen. 570

Interviewerin: Da sind wir wieder bei der mangelnden Solidarität.

Willi: Ja. Ja, das ist ein Problem, auch bei den Schwulen innerhalb von Verdi, wo ich das auch bemängele. Das ist so, auch da hat man dann so seine Grüppchen, die versuchen, also für ihre Untergruppierung etwas zu erreichen. Die Transsexuellen, Gender-Mainstream, wo ich dann immer denke, hallo, vielleicht fangen wir mal erst mit der ganzen Gruppe an, bevor wir uns mit den kleinen da drin anlegen und für die was fordern. Für meine Vorstellung wäre es einfacher eben zu sagen, hier ist diese Masse, ob nun an Konsumenten in irgendeiner Form oder Benachteiligten oder wie man sie nennen will, aber da ist diese große Masse. Und für die wollen wir erstmal was fordern. Und wenn wir das haben, dann können wir auch sehen, was ist denn noch an Untergruppen in der Masse und was brauchen die noch. Denn wenn ich es nicht fertig bringe, für die Gesamtgruppe etwas durchzusetzen, na dann brauche ich doch nicht mit Transsexuellen auf die Straße gehen, die dann noch eine so minimale Gruppe in der Gruppe sind. Und die dann ja auch noch sagen, wir sind ja nicht schwul, nein, wir leben ja im falschen Körper. Ja vielleicht müsste ich mir auch einmal überlegen, ob ich im falschen Körper lebe, vielleicht bin ich ja ein wiedergeborener Marx oder was weiß ich, und lebe nur im falschen Körper. Ja, das ist ärgerlich manchmal, und wenn ich, ich bin auch dort und engagiere mich auch dort, aber ich sitze oftmals wirklich so da, dass ich denke, toll, nun hat dieses Wesen sich umbauen lassen und wird nicht anerkannt. Bloß die Zusammensetzung der Gruppe ist dann schon so, da sind 20 Leute und davon ist dann einer, der also diese Transsexualität hat, diesen Umbau, der aber am meisten schreit, und alle, 'Ja, wir müssen was für den tun.' Und darüber irgendwie, habe ich manchmal den Eindruck, wird aber das Gesamtziel irgendwo aus den Augen verloren. Die Frauenbewegung hätte nichts erreicht, wenn die sich gleich in diese Splittergruppen hätte zerlegen lassen, nur insgesamt als Frauenbewegung hat man was erreicht. Tja. 575
580
585
590

Interviewerin: Ja, zum Abschluss stelle ich immer gerne die Frage, die haben Sie jetzt mir aber teilweise schon vorweg genommen, ich möchte immer gerne von den Leuten am Ende wissen, wenn Sie sich was wünschen könnten, was würden Sie sich wünschen. Sie haben jetzt teilweise schon Dinge angesprochen, einfach so um nochmal so rauszufinden, wenn von heute auf morgen alles anders sein könnte, was wär dann so das dringendste Bedürfnis, was sich ändern sollte? 600
605

Willi: Also ich denke einmal sollte man, also würde ich mir wünschen, eine Gleichstellung der Verpartnerung und der ganz normalen Ehe. Egal ob man nun da Vorteile abbaut um anzugleichen oder da Vorteile gibt um anzugleichen, aber dass es auf ein Level kommt. Und ja wirklich mehr Solidarität in dieser Gesamt-Community der Schwulen und
610 Lesben. Und nicht nur jetzt für Berlin, sondern eigentlich deutschlandweit und auch europaweit. Es kann nicht angehen, dass in Warschau Schwule verprügelt werden oder in Moskau, und dass man dafür nicht entsprechend auf die Straße geht und Maßnahmen ergreift und auch demonstriert. Und wenn wir dieses Warschau wirklich zum CSD besetzen müssten, warum fahren nicht alle Tunten aus Europa zum CSD dahin und machen
615 diese Stadt sowas von schwul, dass dieser Bürgermeister nicht mehr weiß, wo er hingucken soll. Wär vielleicht eine Möglichkeit zu demonstrieren, das ist nicht so eine miese kleine Minderheit.

Interviewerin: Was ist denn für Sie mit dieser Vorstellung von mehr Solidarität genau
620 verbunden, was würde das denn für Sie persönlich bedeuten?

Willi: Das würde für mich eigentlich bedeuten, wenn gerade im Beruflichen, bei Betrieben, solche Dinge passieren von Diskriminierung, dass man das öffentlich macht, dass dort also auch entsprechend etwas unternommen wird, dass da die Gemeinschaft dann
625 tatsächlich irgendwo zum Tragen kommt, dass man sagt, ok, das können wir uns nicht bieten lassen, auch wenn da nur zwei, drei Leute mies behandelt werden, da muss man drauf aufmerksam machen und da müssen wir vor der Tür stehen und müssen also entsprechend auch unsere Fahne hochhalten.

630 Interviewerin: Also zu wissen, dass man Leute hinter sich hat, dass man Rückhalt spürt?

Willi: Ja. Und das ist auch für die Leute, die da diskriminiert werden, ganz wichtig. Dass die einfach wissen, ich habe Ansprechmöglichkeiten, ob das nun hier in Berlin Mannometer ist, ob das bei Verdi die Schwulengruppe ist oder wer auch immer. Da gibt es Anlaufstellen und da kann ich einfach sagen, Leute, das und das passiert mir. Und da bekomme ich Hilfe, und da stehe ich nicht alleine vor meinem Chef und denke, scheiße, ja, jetzt hältste die Klappe, kneifst den Arsch zusammen und durch. Wird schon nicht so
635 schlimm werden. Warum, wenn wir nicht gemeinsam diesen Leuten zur Seite stehen und denen zeigen, du bist nicht alleine, warum passiert das nicht, warum ist das nicht möglich. Die Anlaufstellen sind eigentlich da, aber die Umsetzung dann, wo man ja irgendwo auch in diesen Gruppen verzweifeln kann, weil da läuft plötzlich ein Hamster im Rad und nichts geht mehr. Auch dieser LSVD wo ich denke, eigentlich doch um
640 entsprechend politischen Einfluss zu nehmen mal gegründet und, Streichelkätzchen.

Interviewerin: Also Sie meinen, von denen ist nichts zu erwarten?

645

Willi: Nee. Also da, ich bin zwar Mitglied aus Solidarität, weil ich denke, wenn ich da nicht bereit bin, diesen Verein zu unterstützen, wird noch weniger passieren, aber ich denke nicht, dass da wirklich das politisch gemacht wird, was sie sich auf die Fahnen geschrieben haben. Also da, ja es ist wirklich immer so an Einzelpersonen wird's dann festgemacht. Wirklich wie Volker Beck. Und wo man dann denkt, mein Gott, der könnte doch auch mal wirklich so auf die Pauke hauen und sagen, Leute, nun kommt mal raus. Komischerweise kommen sie auch, wenn der ruft und sagt. Das ist irgendwie auch hirn-rissig, Führer wir folgen dir. Ich glaube wirklich, das ist aber so eine andere Geschichte, dass Schwule faschistoid sind.

650

655

Interviewerin: Also dass sie einen brauchen, der ihnen sagt, wo es lang geht?

Willi: Ja, so, oder irgendwie also auf den Messias warten, der sie an die Hand nimmt, die österliche Erleuchtung. Pfingsten gehet hin und predigt.

660

Interviewerin: Ist ja auch einfacher als selber irgendwo den Anfang zu machen.

Willi: Ja, wir sind vielleicht auch zu sehr mit unseren Karrieren beschäftigt und bloß nicht anecken und nach oben kommen und verdienen und Geld und Statussymbole sind ja nun sehr wichtig für Schwule. Das ist, dieser Freund, mit dem ich damals 1981 das erste Mal in Canada war und USA, ist leider vor vielen Jahren an AIDS verstorben, der sagte mir dann mal, "Irgendwann wirst du mal eine schmuckbehangene alte bösertige Trine sein." Und ich bin auf dem besten Weg.

665

Interviewerin: Das ist ein schönes Schlusswort.

670

Willi: Denke ich oft dran, bei jedem Schmuckstück, das ich kaufe, denke ich dran, was Horsti sagen würde.

Interviewerin: Ok, haben Sie noch etwas, was Sie gerne noch loswerden möchten, von meiner Seite aus habe ich keine Fragen mehr.

675

Willi: Also ein Traum oder ein Wunsch wäre, dass es endlich in Berlin auch zu einem schwulen Altersheim kommt, obwohl ich manchmal denke, es muss fürchterlich sein. Aber es sind einige dabei, das in die Wege zu leiten, und ich drücke ihnen die Daumen, obwohl ich in mir selber naja so meine Zweifel habe, ob das erstrebenswert ist, in so ei-

680

nem Etablissement zu landen. Aber ich denke, das ist vielleicht bei den Heten genauso, dass die denken, na, ist es so erstrebenswert, da mal zu landen, aber ich könnte es mir auch wirklich schrecklich vorstellen. Ich habe es erlebt bei sehr sehr kranken Schwulen, 685 die also eigentlich kurz vor dem Tod waren, dass sie selbst auf der HIV-Station sich so was von böseartig begegnet sind, dass ich gedacht habe, Leute, ihr sterbt beide bald, was müsst ihr euch beide da angiften. Und das ging wirklich noch ganz freundlich damit los, 'Na du alte Tunte, lebst du noch?' Das war noch die freundliche Variante, und dann ging es richtig los. Und ich könnte mir vorstellen, da alte Leute sowieso zu Böseartigkeiten 690 neigen, dass man in so einem schwulen Alterheim die Livekamera laufen lassen kann, Direktübertragung ins Fernsehen zur allgemeinen Belustigung. So, Schluss.

Interviewerin: Ok.

Interview mit Rita

Interviewerin: So dann vielleicht erstmal so zum Einstieg, wie lange leben Sie jetzt schon mit ihrer Behinderung? 5

Rita: Mein ganzes Leben lang, also fast 29 Jahre. Und bin auch irgendwie immer in dieser Behindertenschiene, was jetzt nicht negativ sein soll, umgeben gewesen mit Kindergarten, Vorschule, Schule, Ausbildung. Ja. 10

Interviewerin: Was heißt das genau, „von dieser Behindertenschiene umgeben“?

Rita: Ja, ich war immer in Schulen, die behindertengerecht waren. Ich war nie auf einer sogenannten normalen Schule oder gemischten Schule, ich war immer in Schulen, wo es speziell auf Behinderte ausgerichtet war, was auch immer das dann im einzelnen für Schulen waren, es waren immer rollstuhlbezogene, oder beziehungsweise behindertengerechte Schulen. 15

Interviewerin: Und wie haben Sie das erlebt? 20

Rita: Das war eigentlich so ganz in Ordnung. Zu Anfang, ich habe so ein Erlebnis, weiß ich immer noch vom Kindergarten her, ich wurde glaube ich zwei Jahre länger im Kindergarten gelassen, warum auch immer, durch diese ganzen Gutachten die man damals erstellt hat, und ich weiß noch, dass ich in diesem Lebenshilfe-Kindergarten quasi unterfordert war. Also sprich, auch der Leiter hat gesagt, wenn wir die jetzt da nicht rausholen, dann verblödet die, weil die kann eigentlich mehr als nur hier rumsitzen und Wände anstarren sozusagen. Also übertrieben dargestellt. 25

Interviewerin: Das heißt, Sie konnten da gar nicht Ihre ganzen Fähigkeiten entfalten oder einbringen? 30

Rita: Ja, zuletzt dann, weil ich ja wie gesagt länger dort untergebracht war wegen dieser Gutachten. Und ich weiß noch, dass ich neben einem Mitschüler gestanden habe, der so einen Schaumstoffhelm anhatte und eine halbe Stunde lang nichts anderes getan hat als seinen Kopf gegen die Wand zu hauen. Und da dachte ich mir so, selbst mit meinen 6 oder wie viel Jahre ich da war, irgendwie biste hier falsch. Das war so das erste Mal, wo ich dachte, es muss jetzt irgendwas in eine andere Richtung gehen. Also ich war zwar froh, überhaupt in den Kindergarten gekommen zu sein, und es war auch irgendwie mei- 35

ne erste Rollstuhlversorgung, die da bekommen habe, sonst war ich im Buggy. Und als
40 ich dann in den Kindergarten gekommen bin, hatte ich dann endlich mal meinen ersten
eigenen Rollstuhl. Also dementsprechend auch mobiler und nicht immer so auf Mama
und Papa und Geschwister abhängig.

Interviewerin: Ja, ein bisschen selbstständiger.

45

Rita: Ja, war schön, das was ich mich daran noch erinnern kann, so den Rollstuhl mal
selbst aktiv in die Hand zu nehmen und von A nach B zu fahren. War schön. Danach war
ich 11 Jahre lang auf einer Behindertenschule und habe meine Schule, also Grundschule
und Hauptschule gemacht, da habe ich das ganze Lebenspraktische gelernt, wie Anzie-
50 hen, Essen, Trinken. Also wie man das dann macht mit der Behinderung, weil ich habe ja
nicht nur, ich sitze ja nicht nur im Rollstuhl, ich hab ja auch diese Einschränkung in den
Händen. Zum Beispiel kann ich jetzt rechts kein Messer halten, weil ich mit links dann
die Gabel nicht halten kann. Dann pieke ich mir andauernd sonst wo hin, aber ich treffe
nicht dabei den Mund. Und sowas habe ich halt erlernt bekommen durch die Ergothera-
55 peuten und andere Krankengymnasten.

Interviewerin: Ich muss mal fragen, was haben Sie genau für eine Behinderung?

Rita: Ich habe eine von Geburt an eine spastische Tetraplegie, also ist halt alles spas-
60 tisch und nervlich belastet. Es ist, wenn es jetzt kalt ist, ziehen sich meine Muskeln zu-
sammen, und ich kann nicht diese Bewegungsabläufe, die ich eigentlich durchführen
könnte, machen, weil alles anfängt steif zu werden. Im übertragenen Sinne, wenn es
jetzt eisig kalt ist, kann ich nicht die Beine anziehen, und wenn es wirklich eisig kalt ist,
dann versuche ich zu Hause zu bleiben, weil dann kann man sich nicht bewegen. Ja,
65 Schule habe ich ja gelernt, wie gesagt, was man so in der Schule lernt, Fahrradfahren
habe ich gelernt, das war auch eine schöne Erfahrung mit so einem speziellen Spastiker-
fahrrad. Ja das war lustig, aber ich kam da nicht alleine rein und nicht allein runter, also
man brauchte dann immer Hilfe und wenn man dann gesagt hat so nach einer halben
Stunde ich kann nicht mehr, dann musste man wieder runtergeschnallt werden. Das war
70 dann manchmal, das war traurig für die Leute die einen hoch und runter gehoben ha-
ben, aber es war eine schöne Erfahrung. So. Haben Sie sonst noch irgendwelche Fra-
gen, sonst erzähle ich Ihnen hier meine ganze Lebensgeschichte. (lacht)

Interviewerin: Wenn Sie so, also Sie haben jetzt, wenn Sie sagen, Sie haben eigentlich
75 von Geburt an, also Sie kennen das Leben nur so, was würden Sie denn sagen, was sind
so die größten Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen für Sie? Also wo

hat's so die größten Probleme gegeben? Gibt's irgendwas, was Ihnen da jetzt so spontan in den Sinn kommt?

Rita: Na ja, so in meinem Umfeld eigentlich nicht so viele Probleme, nur wenn ich in ein neues Umfeld komme oder eben rausgehe zu Ärzten oder so, dann muss ich halt schauen, dass die Ärzte, wie gesagt, barrierefrei sind. Und manchmal ist es dann eben so, du rufst an, da steht im Katalog barrierefrei oder rollstuhlgerecht, du rufst an, und dann sagen die dir, „Naja, wir haben Stufen, aber dann müssen Sie, wir haben einen Fahrstuhl, aber dann müssen sie noch drei Stufen gehen.“

Interviewerin: Toll.

Rita: Da frage ich mich natürlich, warum da barrierefrei steht. Oder zum Thema Arbeit ist es mittlerweile so, dass ich jetzt seit meiner Ausbildung, seit dem Tag des Endes der Ausbildung eigentlich arbeitslos bin, das ist 3 1/2 Jahre her. Und ständig kriege ich irgendwelche Angebote vom Arbeitsamt, die ich nicht wahrnehmen kann, weil die Räumlichkeiten nicht so ausgelegt sind, dass der Rollstuhl da in irgendeiner Form überhaupt zugänglich gemacht werden kann. Da heißt es dann, 'Ja, Sie sind zwar hier richtig, aber Sie werden dann in der Zweigstelle eingesetzt.' Und die Zweigstelle ist dann nicht behindertengerecht. Also da kann mein Sachbearbeiter auch nichts gegen machen, wenn an der Hauptstelle gesagt wird behindertengerecht, der sieht das, schickt das los, und ich am anderen Ende frage noch nicht einmal, was es für eine Arbeit ist, weil du hast ja da nur die Kurzbeschreibung, sondern sind sie rollstuhlgerecht. Gestern habe ich eine Absage bekommen da hieß es dann, 'Ja, wir haben eine Rampe, aber das ist vorzugsweise eine Laderampe und ist nicht dafür ausgerichtet, die Sicherheit für einen Rollstuhl zu bieten.' Da packste dir manchmal echt an den Kopf und fragst dich was das soll. Das nervt in dem Sinne, dass du dann nicht mehr weißt, wie es weitergeht, weil drei Jahre hier rumsitzen, da hätte ich schon eine andere Ausbildung machen können.

Interviewerin: Also das geht Ihnen richtig auf die Nerven sowas dann.

Rita: Ja, ja, zumal im Sitzen ja nicht so viel Ausbildungsmöglichkeiten gibt, weil ich durch die hohe Brille, die ich anhaben muss, auch nicht so gut sehe. Also diese feinmotorischen Dinge wie, was weiß ich, technisches Zeichnen, was man in der Ausbildung auch hätte machen können als Zweig, kann ich nicht machen, weil ich das einfach nicht optisch erfassen kann. Na ja, mal schauen wie es jetzt mit mir weitergeht.

Interviewerin: Was machen Sie denn, wenn ihnen so etwas passiert? Sie sind beim Ar-

115 beitsamt, und die schlagen Ihnen so etwas vor, und Sie merken aber gleich, das klappt
nicht, weil es nicht barrierefrei ist. Wie geht es Ihnen damit und was machen Sie dann?
Sprechen Sie dann mit anderen darüber, oder...

Rita: Ja, ich spreche mit meinen Freunden darüber, mit meinem Betreuer, ich wohne ja
120 jetzt hier im Betreuten Einzelwohnen, also das heißt, ich wohne hier selbstständig, aber
habe durch das Sozialamt 5 oder bzw. 5 Stunden sind es, aber da ist noch Verwaltungsaufwand
dabei für den Betreuer, d.h. er ist 3 Stunden pro Woche bei mir und hilft mir mit sozialrechtlichen
Dingen und Unterlagen, die reinkommen, die ich nicht auf Anhieb verstehe, oder geht mit mir zum
Arzt, wenn es sein muss. Zum Beispiel den Augenarzt,
125 wenn ich da einmal im Jahr hin muss, dann muss einer mitkommen, weil ich danach halt
durch die Tropfen nichts mehr sehen kann. Und mit meinen Freunden, die also einen ähnlichen
Werdegang haben, dass sie halt mal abgewiesen werden durch ihre Behinderung, was ja nicht
persönlich gemeint ist, meistens ist es wirklich nur die Räumlichkeit. Und dann fragste dich warum,
manchmal fragste dich wirklich warum, warum ist das
130 Schicksal auf mich getroffen, aber irgendwann denkste dir, gut, es hätte dich auch schlechter
treffen können. Weil es gibt so viele verschiedene Behinderungen, meine ist ja „nur“ – in
Anführungsstrichen – spastisch. Also das heißt, sie kommt immer mit Schüben oder zeitweise,
das heißt jetzt nicht, dass es schlechter wird. Also ich habe jetzt keine Muskelkrankheit,
die mir irgendwann nicht mehr erlaubt, die Flasche zu heben. Und
135 irgendwann komplett bettlägerig werden kann.

Interviewerin: Das heißt, es ist immer gleichbleibend, und mal ist es stärker und mal ist es weniger stark?

Rita: Ja, genau. Also von daher sage ich mir immer, gut, dass du nur spastisch, also nur
diese Behinderung hast. Und sonst kann ich ja alles machen, ich kann einkaufen gehen und ich
kann mich mit Ihnen unterhalten. Manche Leute haben eben das Los gezogen, dann gar nichts
machen zu können. Und von daher, wenn ich an so einer Situation bin, wo ich wieder an einem
Gebäude bin, wo ich eigentlich rein müsste, und dann ist wieder
145 irgendeine Treppe, dann sage ich mir, „Gut, dann klappt das jetzt nicht“, ärger mich zwar
darüber, diskutiere das auch mit meinen Leute so lange aus, bis es mir besser geht, aber im
Endeffekt geht es mir im Moment schlechter, in dem Moment wo ich davor sitze, aber ich weiß
ja, dass ich ja dann trotzdem alles machen kann. Also zumindest geht es mir nicht körperlich
schlechter irgendwann, weil das ist ja eine gleichbleibende Behinderung.
150 Ich glaube schlechter, schlimmer wäre es für mich, wenn ich in der Situation wäre und wüsste,
ja, es hat sowieso keinen Zweck, weil in ein paar Jahren kannst du ja sowieso nichts mehr
machen. Also da ist das schon gut so.

Interviewerin: Also das hilft Ihnen dann auch in der Situation, dass Sie wissen, es wird jedenfalls nicht mehr schlechter?

155

Rita: Ja, eventuell wird es mal so, dass die Schulter weh tut oder irgendwie so durch den falschen Bewegungsablauf, den man ja als Rollstuhlfahrer hat, dass es zeitweise mal schlechter wird, so mal ein paar Wochen oder so, aber insgesamt, so dass ich irgendwelche Kraft verliere durch Muskelerkrankungen oder so ist ja nicht der Fall. Ich brauche auch keine Tabletten für meine Behinderung, ich muss nicht drauf achten, wie viel Uhr es ist, damit ich die Tabletten nehmen muss. Ich bekomme zweimal die Woche Krankengymnastik, damit diese alltäglichen Bewegungsabläufe nicht einrosten sozusagen, und das ist ok so.

160

Interviewerin: Und das heißt, dass so diese Barrieren im Alltag, Stufen und Treppen und so, das ist schon was, was Sie dann regelmäßig erfahren?

165

Rita: Ja.

Interviewerin: Oder wie ist das, wenn Sie rausgehen?

170

Rita: Also wenn ich rausgehe, habe ich im Keller einen Elektrorollstuhl, und dann fahre ich runter und hole mir den. Dann setze ich mich rum und fahre los quasi. Aber gerade hier in Berlin ist es ja so, dass die BVG als solches nur einen Rollstuhlfahrer mitnehmen kann in ihrem Rampensystem da. Also zumindest in den älteren, mittlerweile ist ja die M-Linie wohl mit mehreren Plätzen ausgestattet.

175

Interviewerin: Also die Straßenbahn jetzt oder der Bus?

Rita: Nee, die BVG-Busse.

180

Interviewerin: Die Busse, ah ja.

Rita: Und da ist es manchmal so, wenn ich dann mit meiner Rollstuhlfreundin unterwegs bin, die genauso einen Elektrorollstuhl hat, dass man dann gesagt bekommt, was ja auch nachvollziehbar ist, „Aus Sicherheitsgründen können wir nur einen mitnehmen.“ Und das ärgert einen insofern, dass man zwar gemeinsam zum Kino möchte, aber nicht gemeinsam dort hingehen kann wie ganz normale Passanten auch. Und manchmal ist es so, man wird von Passanten einfach blöd angesprochen, nur weil man mal ein bisschen zu schnell gefahren ist oder ein bisschen zu spät reagiert hat, weil die einem direkt vor

185

190

die Nase laufen. Also manchmal ist es wirklich so, die laufen geradeaus, unterhalten sich und gucken keinen Meter, noch nicht mal einen Zentimeter, weiter nach unten, weil neben dir und vor dir steht ja auch noch jemand vielleicht. Oh, ich habe schon etlichen Leuten in die Haxen gefahren, nur weil die einfach weitergelaufen sind und nicht um sich geguckt haben, was da denn eventuell stehen könnte.

Interviewerin: Also Sie werden da gar nicht gesehen manchmal.

Rita: Manchmal nicht. Also, das was mich am meisten ärgert ist, ich komme aus einem Geschäft raus, ist eine Glastür, die Leute sehen mich, die sehen, dass ich hinter ihnen stehe, ich stehe meistens mit einem Sicherheitsabstand zu ihnen, dass die mich fragen, „Stehen Sie an der Kasse an?“ und solche Geschichten, nur weil ich eben mehr Platz lasse, weil ich weiß, andere Leute können das vielleicht nicht so einschätzen und laufen zurück und sitzen mir auf dem Schoß. Auf jeden Fall möchte ich raus, die sehen mich, ich sehe sie, ich gucke sie an, sie gehen raus und lassen die Tür zufallen. Das ist manchmal so ärgerlich, dass ich sage, „Danke schön“, aber so laut, dass sie sich umdrehen geschockt, „Oh, ich habe Sie nicht gesehen.“ Aber ich bin so ein Klotz wenn ich da stehe, ich bin ja nicht in dem Rollstuhl und so klein, sondern ich bin echt nicht zu übersehen. Ich meine, gut, die Sensibilität anderer Leute einzufordern, ist manchmal echt schon viel verlangt, wenn man in der Situation sitzt, aber manchmal denke ich mir, wenn du mich schon anguckst und da durchgehst, und ich stehe hinter dir, wieso kannst du dann nicht die Tür auflassen?

Interviewerin: Wie fühlen Sie sich damit?

Rita: Ich finde das schrecklich. Wie gesagt, das ist dann das, wo ich sage, wenn sie rausgelaufen sind, sage ich ganz laut „Danke“, damit sie sich geschockt fühlen, zurück gucken und sehen, gut, ich habe da jetzt einen Fehler gemacht. Manche kommen sogar bedröppelt zurück und entschuldigen sich ganz leise, und manche laufen einfach weiter. Das ist so, würde mir vielleicht auch einfallen, wenn ich nicht in der Situation wäre, aber ich finde das einfach ein bisschen blöd. Weil selbst für mich, wenn ich jemanden sehe, der Hilfe braucht, dann gehe ich ja auch los und helfe dem. Also ist das nicht so, das ist so eine Situation, wo ich sage, am liebsten würde ich sie jetzt nehmen und weiß nicht, ihnen erklären, wie schlimm das hier ist, eine zufallende Glastür vor der Nase zu haben. Aber es geht ja, da ist der Pförtner, der Sicherheitsmensch, und manchmal sieht der, es ist nur manchmal so, dass er mich nicht sieht, weil er gerade nicht an der Stelle ist, aber irgend jemand wird mir schon die Tür aufmachen. Und wenn es nicht geht, der Rollstuhl ist so stark, dann drücke ich die Tür eben so auf. Aber ich verstehe das Verhalten dann

nicht, nicht dass ich in der Situation bin, dass es mich ärgert, sondern ich verstehe das Verhalten der Leute da manchmal nicht. 230

Interviewerin: Das die so rücksichtslos sind dann.

Rita: Wenn sie einen sehen und dann trotzdem die Tür zufallen lassen, das verstehe ich nicht. Gut, dass du in Gedanken bist oder mal stolperst, weil du halt in Gedanken bist und nicht gesehen hast, dass irgendwas vor dir steht, aber mich zu sehen und dann die Tür zufallen zu lassen, das ist - 235

Interviewerin: Das ist verletzend.

240

Rita: Da fehlt mir das Verständnis und ärgert einen auch manchmal auch.

Interviewerin: Macht Sie das auch traurig, oder ist das dann mehr so eine Wut? Oder wie würden Sie das beschreiben, das Gefühl, das Sie dann haben?

245

Rita: Ja manchmal wenn ich so unterwegs bin und den ganzen Tag unterwegs war und so eine Aktionen sind wie Winterschlussverkauf und Sommerschlussverkauf, dann sind die ja wie die Irren, das ist ja ganz normal. Ist ja jeder. Und dann musste doppelt aufpassen, dass du denen nicht in die Haxen fährst, weil die nicht um sich rumgucken. Aber von unsereins wird erwartet, dass wir bitte schön dreimal rechts und links gucken, bevor wir über die Straße gehen. Irgendein Auto hat bei so nem Zebrastreifen mir einen Vogel gezeigt, nur weil ich über die Straße wollte. Ich habe den angeguckt, hab, weil ich ja das mit den Augen nicht so gut überblicken kann, ob der jetzt nickt oder nicht, hoffe ich immer so auf das Lichtzeichen, ob ich gehen, oder das Winkzeichen, ob ich fahren kann, und es reagierte niemand. Also dachte ich, ich kann fahren, und er stand schon halb da. Da dachte ich auch, wie man es macht, ist es auch falsch, also. 250 255

Interviewerin: Haben Sie da auch hinterher mit anderen drüber gesprochen, oder wie war das? Wie sind Sie damit umgegangen?

260

Rita: Das ist nicht so schlimm, was ich schlimm finde, ist, wenn ich über die Straße gehe, habe grün und ich weiß nicht, ob er es einschätzen kann, wie schnell ich fahre, aber manchmal fährt man ja doch schon schneller auf so einem kurzen Stück über die Ampel, und du bist schon 30 cm vor Schluss und da fährt quasi ein Auto dran vorbei, obwohl du grün hast. Gut die 30 cm passen jetzt nicht, aber das ärgert mich, weil woher will der wissen, wie schnell ich bin? 265

Interviewerin: Also dass der nicht wartet, bis Sie dann wirklich komplett auf der anderen Seite sind, sondern Sie dann noch so...

270 Rita: Ja, einfach nur durch, der ist noch nicht da, das kann ich abschätzen, durch. Das ist, das hat nichts mit dem Rollstuhl zu tun, glaube ich, das ist einfach nur 'über die Straße und schnell bin ich zu Hause'. Also das kann ich nicht verstehen, wenn da irgend-

275 ein Kind vorbei läuft und nicht darauf reagiert, dass da ein Auto kommt, sieht nur sein grün weil er das so gelernt hat, dann kann so vieles passieren. Und das ist das, wo ich sage, das kann man auch anders machen. Und dann hatte ich noch so eine Aktion mit dem Bus. Ich gehe über die Ampel, das sind so zwei Ampelstücke, bis man endlich auf der anderen Straßenseite ist, die erste habe ich gut geschafft, grün und guck, warte dann auch ein bisschen bis das grün da ist, bis ich runter bin dauert es ja mit dem Absatz und dem Rollstuhl, fahre los, sehe zwar diesen Touristenbus, kommt zwar immer

280 näher, aber ich denk mir, ok, schaffe ich noch, was heißt schaffe ich noch, ich habe grün. Und zwar hatte ich vorher schon und bin dann erst los. Und dann ist der so ein Stück an mir vorbei, ich dachte, ich sterbe. Echt so ein Stück, ich habe nur noch meine Füße gesehen und dann den Bus und habe versucht zurück zu gehen. Weil wenn ich einmal drauf bin und die Hälfte überschritten habe, dann fahre ich nicht rückwärts, weil dann

285 könnte ich irgendwelche anderen Leute verletzen oder sonst was, dann versuche ich vorwärts zu fahren. Aber dieser Busfahrer scheint geblendet von dem Licht gewesen zu sein, keine Ahnung, aber da ist mir dann erst später, als ich quasi schon auf dem Rückweg war, eingefallen eh aufgefallen, ja, du hättest jetzt auch tot sein können.

290 Interviewerin: Das war richtig knapp in der Situation.

Rita: Ja, ja, ich erzähl das so meiner Postbeamtin, weil ich da ja meine Bank hab, „Ja, da ist gerade ein Bus an mir vorbei gefahren“, und auf dem Rückweg ist mir dann erst aufgefallen, wie knapp das eigentlich war. Und das habe ich dann wochenlang irgendwie

295 mit mir rumgeschleppt und so was.

Interviewerin: Also das hat Sie noch eine ganze Weile beschäftigt.

Rita: Ja, ja. Das ist ja, da kann man nichts gegen machen, ich meine, Sie können vielleicht noch zur Seite springen, aber ich kann nicht einfach so wegfahren, das geht nicht.

300 Zumal sich dann ja die Leute auch beschwerten, warum man quasi auf ihrem Fuß gelandet ist mit dem Rad und da nicht aufgepasst hat.

Interviewerin: Das heißt, das hing Ihnen dann noch eine ganze Zeit nach dann. Und was

hat Ihnen geholfen dann damit umzugehen? 305

Rita: Ja, ich zerrede das manchmal. Also nicht manchmal, ich bin so ein Typ, wenn mich was stört, dann muss ich das dreitausend Mal durchkauen, bis ich es endlich weg habe. Also das kommt nicht selten vor, dass mein Umkreis die Geschichten dreimal hören muss, bis ich das für mich verarbeitet habe. 310

Interviewerin: Je öfter Sie es erzählen, desto besser, desto kleiner wird es dann?

Rita: Ja, je öfter ich es erzähle, desto differenzierter kann ich es dann sehen, dass es nicht an mir gelegen hat, wenn jetzt irgendwas war, sondern dass es an den Umständen gelegen hat, oder wenn ich mal was falsch gemacht habe, grübel ich auch ständig nach, was hätte ich da anders machen können oder so. 315

Interviewerin: Und ging Ihnen das, bei dieser anderen Situation, die sie gerade eben geschildert haben mit dieser Glastür in dem Laden, ging Ihnen das da auch so, dass Sie hinterher ganz viel darüber gesprochen haben, oder wie war das da? 320

Rita: Ja, bei den ersten zwei Mal, aber das passiert ja ständig. Mittlerweile hat man sich daran gewöhnt, dass das passiert. 325

Interviewerin: Also das kommt öfter vor?

Rita: Ja, ja, das mit der Glastür kommt öfter vor. Also das mit den Türen aufhalten insgesamt, egal ob das jetzt eine Glastür ist oder nicht. Vor kurzem hatte ich eine Gegebenheit, da ärger ich mich einfach über den Standort des Unternehmens, das ist nämlich das Konsulat. Ich brauchte einen neuen Pass, und für den neuen Pass musste meine Mutter anreisen, um mich dahin zu begleiten, weil der Standort wurde gewechselt von einem Gebäude mit einer kleinen Stufe, die man gerade so überwinden konnte, zu einem Altbaugebäude mit ziemlich schräg angesetzten Altbautreppen und Teppich und 2. Stock und sowas. Da musste ich dann eine Dreiviertelstunde draußen warten, es hat dann angefangen zu regnen, ich war dann etwas nasser als nass, also nicht nur feucht, sondern richtig nass, ich hätte zwar wegfahren können, aber vom Gefühl her ist das unangenehm wenn man im Nassen seinen Greifreifen anfasst. Weil wenn ich draußen alleine bin, wenn ich draußen bin, nehme ich den Elektrorollstuhl, wenn ich aber ich aber geschoben werde, dann vermeide ich es den Rollstuhl anzufassen, wenn es draußen regnet. Und da musste die Person dann runterkommen und gucken welche Augenfarbe ich habe, und dann habe ich ihr gesagt, dass ich das ziemlich unmöglich finde, dass so ein 335 340

öffentliches, amtliches Gebäude es nicht schafft, nach dem Umzug darauf zu achten, dass es zugänglich ist. Dass es quasi schlimmer gemacht wurde als es vorher war. Da
 345 sagt sie, "Ja, an uns liegt es nicht, schreiben Sie der Botschaft einen Brief, umso mehr Leute sich beschweren desto besser wird es, an uns liegt es nicht." Also gut, dann hat sie mir auch noch die Adresse gegeben und dann habe ich der Botschaft einen Brief geschrieben, eine e-Mail. Und dann kam zurück, "Wir bemühen uns ständig, das zu beheben und unsere Mitarbeiter zu sensibilisieren, Ihnen da unter die Arme zu greifen."
 350 Dann habe ich die Woche den Pass abgeholt, habe angerufen mit dem Handy und meinte so, "Ja, ich stehe jetzt hier unten und wollte meinen Pass abholen, ich kann leider nicht hoch." - "Ja, ich lasse Sie mal in der Warteschleife." Ich so, "Bitte nicht, weil ich rufe mit dem Handy an. Ne, Warteschleife, Handy, dann ist mein Handy komplett alle, und das hatte ich gerade neu geladen, und wenn mir was passiert, ist das Handy meine einzige
 355 Hilfe. Ja gut, dann hat sie gesagt, "Ich sage einer Kollegin Bescheid." Oben hat sie wohl dann eine Durchsage gemacht auf der Landessprache, und die Leute die da gewartet haben haben sie angemault, warum sie das denn auf der Landessprache gesagt hat und nicht auf Englisch, obwohl das eigentlich ein Konsulat für diese Landessprache, nämlich Griechisch, gewesen ist, da kam sie runter und hat mir das so erzählt und dann dazu
 360 gesagt, dass sie gesagt hat, dass sie eben einem Rollstuhlfahrer den Pass bringt und die da oben alle gemault haben. Weil sie da oben jetzt warten mussten, bis sie die 5 Minuten mir meinen Pass überreicht hat. Da denke ich auch, so ein Unverständnis, wenn ich hätte alleine hochgehen können, dann hätte ich auch gewartet, aber wenn ich das nicht überwinden kann, dann kann ich nichts dafür, dass andere Leute warten müssen.

365

Interviewerin: Wie ging es Ihnen damit?

Rita: Ja, ich finde das einfach nur unverständlich, dass man sowas nicht verstehen kann. Ich meine, die Frau ist ja nicht zum Spaß runtergegangen. Geärgert habe ich mich nur,
 370 weil ich warten musste und das nicht alleine überwinden kann, weil ich versuche, so viel wie möglich alleine zu machen, und wenn ich dann auf so ne Barrieren stoße, die ich alleine nicht bewältigen kann, dann ärgert es mich halt in dem Sinne schon, dass ich gerade dahin muss und keinen anderen Weg gefunden habe, das zu umgehen. Weil wenn ich zum Beispiel nicht den Arzt nehmen kann, der hier um die Ecke ist, dann ist es ok, dann
 375 suche ich mir einen anderen. Aber dieses Konsulat gibt es halt nur einmal in Berlin und dann musste genau da hin. Also mich ärgert das, wie gesagt, es gibt neue Bestimmungen, oder die gibt es schon länger, bei Neubauten und Umbauten es so zu gestalten, dass, oder bei Umzügen, dass es zugänglich ist, wenn es so öffentliche Gebäude sind. Wenn man das nicht beachtet, finde ich das schon ziemlich traurig. Die deutsche Oper
 380 hier, die hat drei Zu- und Abgänge, ich weiß jetzt nicht mehr in welche Richtungen

welche Abgänge oder so, die wurde ein halbes Jahr lang umgebaut, und es wurde kein rollstuhlgerechter Zugang gelegt. Weil es heißt: Geht nicht wegen Denkmalschutz. Ja, das steht hier ein halbes Jahr lang offen, du musst schon aufpassen, dass du nicht von irgendeinem Auto über die Kreuzung platt gemacht wirst, weil die durch die Baumaßnahmen alles zubauen, und dann heißt es 'Geht nicht wegen Denkmalschutz'. Da frage ich mich dann auch, was soll der Denkmalschutz, wenn die im Gegenzug dazu ein Gesetz entwerfen, dass alles barrierefrei sein soll. Das ist, das macht einen nicht unbedingt traurig, aber unverständlich ist mir das, weil ich in meiner Situation gucke, dass ich so gut wie ich kann alles alleine machen kann oder mir die Hilfe hole, die ich brauche, oder wenn andere Leute oder Freunde von mir Hilfe brauchen, dass ich dann meine Möglichkeiten für die umsetzen kann. Ob es jetzt das Sprechen ist oder die Bankkarte in den Automaten schieben, weil die Person das gerade nicht kann, versuche ich trotzdem in meinen Möglichkeiten zu helfen, und wenn man dann aus irgendwelchen Gründen baulich davon abgehalten wird, irgendwie seine Mobilität auszuführen, das ist schrecklich. Also ich weiß nicht, haben Sie schon einmal im Rollstuhl gesessen?

Interviewerin: Ich habe mal, es gab mal, die Berliner Behindertenvereine, die haben mal so einen Tag der offenen Tür gemacht und da konnte man so verschiedene Sachen ausprobieren, also da konnte man im Rollstuhl sitzen, und ich hab dann also mal versucht, also unter anderem mit einer Augenbinde Kaffee und Kuchen gegessen, so dass ich also nichts sehen konnte, nicht wusste, wo der Kuchen auf meinem Teller ist. Und dann bin ich auch im Rollstuhl gefahren, bin in einen Bus eingestiegen und wieder ausgestiegen und hab erstmal gemerkt, wie hoch doch so eine Bordsteinkante ist, wenn man die aus eigener Kraft überwinden muss. Dass das richtig Kraft kostet, richtig anstrengend ist.

Rita: Ja, also die Kraft habe ich ja nicht, deswegen habe ich ja den Elektrorollstuhl zum Glück. Also da ist Berlin, zumindest hier in Kreuzberg, nein in Charlottenburg, so zentral zum Zoo gelegen, dass man ganz schnell am Zoo ist und dann diesen, also die Busstation benutzen kann, also da landen ja die ganzen BVG-Linien am Zoo oder gehen davon weg. Und dann kann man auch mal weiter wegfahren, wenn man sich das vorher gut überlegt hat, wo man dann hin will, und die BVG hat da auch ein Telefon eingerichtet, da kann man dann auch fragen und hat ein dickes Buch und aber irgendwie keine Maske für Behinderte im Internet. Also du kannst nicht anklicken, so, jetzt möchte ich mit dem Rollstuhl unterwegs sein, sondern du musst die Strecke eingeben und dann guckt die Maschine, ob es rollstuhlgerecht ist, oder gibt zumindest das Rollstuhlzeichen an. Weil das ist ja auch ein Unterschied, zumindest bei der BVG, ob es rollstuhlgerecht ist oder rollstuhlgeeignet. Der rollstuhlgeeignet hat so ein weißes Quadrat mit einem Rollstuhl und

420 einem Schieber, und das rollstuhlgerechte ist blau und hat einen weißen Rollstuhl, da
kannste komplett alles alleine machen. Also wenn die Rampe funktioniert und du nicht
den dritten Bus hast fahren lassen müssen, und am dritten Bus ist dann die Rampe ka-
putt, das kommt auch mal vor. Dann denkste dir ja dann auch, ok, wenn mein Rollstuhl
gut geladen ist, dann kann ich diese paar Meter auch alleine überwinden, aber wenn du
425 darauf angewiesen bist, die kürzeste Strecke zu nehmen, weil dein Rollstuhl halt nicht
gut geladen ist, weil du schon unterwegs warst, dann ärgerst du dich. Ich bin letztens
extra noch mal nach Hause gefahren und hab mein Ladegerät geholt und bin dann wei-
tergefahren, weil ich wär sonst nie nach Hause gekommen. Da fehlt dann mein Benzin
sozusagen. Ja, was haben wir denn noch, sonst fällt mir erstmal nichts ein, haben Sie
noch Fragen?

430

Interviewerin: Ich würde gerne nochmal auf das zurück kommen, so die Reaktion von
anderen Menschen, wie Sie das so erleben. Ich habe, als ich diese Befragung gemacht
habe mit den Fragebögen, haben ganz viele Leute gesagt, ja sie fühlen sich manchmal so
als Mensch zweiter Klasse behandelt. Geht Ihnen das manchmal auch so, und wenn ja,
435 was ist das? Können Sie versuchen, das zu beschreiben? Was genau sind das für
Situationen?

Rita: Ja, man, wie gesagt ich versuche, so gut es geht mobil zu sein und versuche die
BVG zu nutzen. Es gibt zwar auch diesen Behindertenfahrdienst, den nutze ich auch, der
440 ist auch insofern für Berlin das einzigste Modell, also so gut, andere Bundesländer ha-
ben das nicht so ausgereift wie Berlin, dass man da jeden Tag zweimal oder mehrfach
fahren kann. Aber wie gesagt, ich versuche, die BVG zu nutzen, und dann hörst du dann
manchmal so Sprüche wie "Der Rollstuhl will aussteigen", obwohl du ja eine Person bist.

445 Interviewerin: Ja, eine Frau.

Rita: Ja, "Der Rollstuhl will aussteigen", da denkste dir manchmal, ok, wirste nur noch
auf den Rollstuhl reduziert. Aber das tut vielleicht mal am Anfang weh, aber mittlerweile
haste dich dran gewöhnt. Oder gibt es an Rollstuhltoiletten ein Männlich- oder Weiblich-
450 Zeichen? Nein, also so, stört mich jetzt nicht, aber das ist eine Kleinigkeit, das gibt es
halt nicht, es gibt nur den Rollstuhl, fertig.

Interviewerin: Man wird nicht mehr als Frau gesehen, sondern so...

455 Rita: Ja, man wird nicht differenziert zwischen Frau und Mann, sondern es ist der Roll-
stuhl da, und prompt bist du Rollstuhl. Das heißt nicht, "Der Fahrgast will aussteigen"

oder "Die Person will aussteigen" oder "Sie will aussteigen", nein, "Der Rollstuhl will aussteigen". Aber so lange sie mich mit dem Rollstuhl rauslassen, ist mir das eigentlich fast schon wieder egal. Manchmal sind das so, so... so, wie nennt man das, so Gespräche, die man mithört, im Bus oder so. Wenn du gerade am Aussteigen bist, und die fangen schon an, über dich zu reden. Da denk ich mir, lass sie reden, ich meine, manchmal fragen die sich, warum wir zu zweit im Bus sitzen, zu zweit mit zwei Rollstühlen, und den Gang blockieren. Weil ja eigentlich nur einer rein darf, das wissen aber die wenigsten Fahrgäste, sondern der Busfahrer weiß das. Und dann quetschen die sich hinter einen und versuchen dann mit ihrem Gepäck irgendwie über Kopf und was weiß ich, um einen rumzugehen und ärgern sich dann, kaum sind wir raus, dass wir überhaupt im Bus drin waren. Ja, dürfen wir denn nicht raus? Also manchmal fragt man sich dann wirklich, wenn du den ganzen Tag unterwegs bist und nur so blöde Bemerkungen oder Gesichtsausdrücke siehst, das reicht dann manchmal auch schon.

460

465

470

Interviewerin: Was sind das für Gesichtsausdrücke?

Rita: Ja, also schüttelnde Köpfe wegen Unverständnis oder weiß nicht, komische Gesichtsausdrücke halt. Ziehen die Augenbrauen hoch, weil, weiß nicht, wir halt länger an der Kasse brauchen um unser Geld zu sortieren. Obwohl wir nur drei Sachen haben, brauchen wir halt länger, um unser Geld zu sortieren, als wenn die mit ihren 30 Sachen 10 Minuten länger die Kasse beanschlagen. Aber das ist mittlerweile fast schon, sehe ich darüber hinweg und versuche, mein eigenes Ding so gut wie möglich durchzuziehen. Aber manchmal ist es wirklich so, gerade an der Kasse, denn wenn ich sehe, die Schlange wird immer länger, bemühe ich mich dann wirklich schon schneller zu sein, aber dann versuche ich mich dann wieder runterzuholen und sage, ok, ich brauche halt meine 2 Minuten länger, und dann bin ich dann aber auch weg. Und andere Leute gehen vielleicht noch, wenn sie an der Kasse stehen, nochmal hin, weil sie was vergessen haben, kommen zurück, wollen dann an ihren eigenen Platz wieder zurück, und ich versuche das dann eben auszublenden und zu sagen, es ist halt so, ich kann es nicht ändern, und dann ist das so.

475

480

485

Interviewerin: Ist das dann auch was, so diese Erlebnisse an der Kasse oder im Bus, wenn die Leute so blöd gucken oder irgendwie das kommentieren, wo Sie dann auch hinterher Dampf ablassen bei anderen? Oder machen Sie das mehr mit sich aus?

490

Rita: Ich lasse Dampf ab. Wenn ich mit meiner Freundin unterwegs bin, dann ist das manchmal so, dass wir schon im Bus anfangen, "Ey du Behinderter, musst du heute nicht irgendwo in dein Heim oder hast du heute Ausgang", oder so. Gerade bei Leuten oder

495 bei Gegebenheiten, wo es uns gut geht und wir jetzt einen Witz machen wollen, fangen wir dann an irgendwie laut rumzudiskutieren, was eigentlich uns ja nicht verletzt, aber so in der Kommunikation zwischen uns vielleicht die anderen eher schockiert, dass wir jetzt anfangen darüber zu reden. Wir waren, wie gesagt, ich bin viel mit der BVG unterwegs, deswegen immer nur diese Beispiele. Wir waren unterwegs und nehmen einen
 500 Bus, oder wollen einen nehmen, und das ist dann so, dass ich meistens frage, ob er uns beide mitnehmen kann, weil es ja meistens nicht so der Fall ist, und dann wird die Rampe rausgelassen, sie geht rein und ich fahre dann rückwärts rein, das heißt, nein, ich fahre vorwärts rein, muss dann aber rückwärts raus, weil ich als erstes zur Tür stehe. Und während wir da warten und den Busfahrer fragen, weil das schon der dritte Busfahrer
 505 rer ist, kommt da so ein alter Mann, so ein älterer Herr, so ein alter Knacker, muss man ehrlich sagen, und erzählt uns, dass der nächste Bus in 5 Minuten kommt. Also irgendwas Unvermitteltes versucht er uns da zu erklären. Und irgendwann später sagt er, weil er direkt hinter mir stand und ich das nicht gesehen habe durch die Sonne und eben wie gesagt durch meine Brille, habe ich halt nicht bemerkt, dass er direkt hinter mir steht,
 510 fahre nach hinten und da meint er so, "Ja, behindert sein, aber selbst nicht drauf aufpassen." Irgendwie so etwas, also ganz irre, weil wenn er direkt hinter mir steht, wie soll ich denn das dann sehen? Vor allen Dingen, wie kommt ein wildfremder Mensch dazu, uns einfach in dem Sinne eine Belehrung zu geben, die wir gar nicht haben wollen? Und dann haben wir halt auch während wir auf den Bus gewartet haben angefangen, eben
 515 diese Witze über uns selbst zu reißen, so von wegen "Haste wieder Ausgang" und so etwas, weil irgendwie fängste dann auch an zu versuchen, andere Leute zu schockieren, weil wie sollst du sonst damit umgehen, wenn dich irgendein Fremder anspricht und meint, er wüsste es besser? Ich meine, ich sehe ja, dass der Bus noch nicht da ist. Und dann haben wir halt im Bus weiter gemacht. Ich weiß jetzt gar nicht mehr wie, aber wir
 520 haben im Bus halt unsere Witzchen gerissen, weil es war einfach, manchmal sind diese hilflosen oder unverständlichen Reaktionen von anderen echt lustig. Ich weiß nicht, wenn die sich mal in den Rollstuhl setzen und so behandelt würden, wie sie einen behandeln, ich glaube nicht, dass sie dann noch so lustig drauf wären. Also zumindest der Mensch nicht, ich glaube der wär komplett hinüber.

525

Interviewerin: Also das heißt, Sie haben damit auch so ein Stück weit versucht, denen so den Spiegel vorzuhalten?

Rita: Ja, ich finde das manchmal, wenn die Situation das erlaubt, schöner, da Witze darüber zu machen anstatt sich darüber zu ärgern. Ich ärger mich ja oft genug, aber wenn
 530 so die Situation sich ergibt, dass man gut gelaunt ist, und ich dann mit meiner Freundin irgendwie unterwegs bin, und der Tag war schön, und sie springt dann auch darauf an -

es ist ja nicht so, 'komm wir machen jetzt einen Witz', sondern wir fangen dann einfach an - und sie steigt ein, und dann ergibt das eine das andere. Aber das ist auch ganz schön. Dann hatten wir noch, irgendwie wenn wir essen gehen oder zu McDonald's gehen oder so, werden wir dann auch immer schief angeguckt. Warum wir denn, man sieht es dann manchmal, warum wir denn überhaupt uns als Behinderte es uns leisten können, in ein Restaurant zu gehen oder zu McDonald's zu gehen. Ja, das ist manchmal echt so.

535

540

Interviewerin: Und wer sagt das dann zu Ihnen?

Rita: Das merkt man an den Reaktionen. Irgendwann waren wir bei McDonald's, stehen am ersten Tisch, also so dass alles frei umgeben ist, ich geb die Bestellung auf, sie wartet und wir kriegen dann unser Tablett gebracht. Sie hatte halt ihren Fleischburger, und ich hab meinen Hühnchenburger - nur zur Erklärung, wie das dann für andere ausgesehen haben muss - und sie kann das halt nicht alleine fassen. Dann nehme ich es, stecke es ihr in den Mund, und sie macht dann und kaut dann und alles Drum und Dran. Und wenn dann mal was rausfällt, dann schiebe ich ihr das mit den Fingern wieder in den Mund. Eigentlich logisch. Und esse dann weiter meinen Hühnchenburger, das macht ja nichts, also mir macht das nichts und ihr auch nicht. Aber dem Tisch neben uns, oder einen weiter, dem Jugendlischtisch, die haben da sowas vom Leder gezogen von wegen "Iiuh, das sieht ja blöd aus", und "Warum muss das sein, wieso sind die überhaupt hier?" Also das hat man dann irgendwann mitbekommen, weil es ging über Minuten so. Und wir haben dann unser Späßchen gemacht und weiter gegessen, und wenn da die Soße rausgefallen ist, egal, wieder reingeschoben und dann habe ich eben mein Hühnchen da weiter gegessen. Wenn man sich darauf geeinigt hat, gegenseitig zu helfen, dann ist das ok so. Wenn man aber ungefragt irgendwie geholfen kriegt, dann ist das manchmal schon nicht ok. Weil dann irgendwie falsch angefasst wird, und das einen mehr behindert als dass es einem hilft. Und wir haben uns das Spektakel da 10 Minuten lang angehört, und die haben echt gut ausgeteilt, also so Tuscheltuschel, aber man hat es halt trotzdem gehört. Und irgendwann reichte es mir, dann guckte ich einfach nur zu denen in die Richtung, vielleicht zu böse, da haben die ihre Sachen gepackt und sind ganz schnell gegangen. Aber so etwas von schnell, so schnell konnteste gar nicht gucken waren die weg. Dabei habe ich nur zur Seite geguckt, ich habe noch nicht einmal irgendwas Böses, also längst nicht so böse, wie sie erzählt haben, irgendwas in der Richtung gesagt. Wenn ich Hilfe brauche, heißt es noch lange nicht, dass ich mich zu Hause einschließe und nicht ins Restaurant gehe oder nicht zu irgendeinem Konzert gehe oder sonst irgendwas. Wenn ich meine Hilfe brauche, dann brauche ich die, fertig.

545

550

555

560

565

570 Interviewerin: Also da waren Sie in der Situation richtig, da hatten Sie richtig Oberwasser hinterher. Weil die fühlten sich ja dann vielleicht, weiß ich nicht, vielleicht haben sie erst in dem Moment gemerkt, dass Sie das alles gehört haben, oder wie erklären Sie sich das?

575 Rita: Ja, das ist wahrscheinlich ein jugendlicher Scherz gewesen, da mal kurz über Behinderte herzuziehen, zumal sie, ja, das muss ja auch blöd aussehen für sie, dass da irgendwelche Leute an irgendeinem Mund von jemand anderem da zu schaffen sind. Aber wenn sie es nun mal anders nicht kann, soll sie sich das jedes Mal nach Hause mit-schleppen? Nö, wir haben uns einen schönen Tag gemacht, und die haben uns gestört,
580 und irgendwann hat es gereicht, und dann haben die ihre Quittung dafür bekommen und fertig. Also wenn die das, wenn die dann damit nicht umgehen können, dann tut es mir leid, weil wir müssen ja ständig mit irgendwelchen Dingen umgehen können, die an uns rankommen und müssen damit fertig werden.

585 Interviewerin: Das heißt, wenn sie dann zusammen mit ihrer Freundin unterwegs sind und ihnen sowas passiert, dann sind sie auch immer dann miteinander darüber am diskutieren?

Rita: Ja, ja. Also wie gesagt, ich muss das immer alles, ich denke ständig, wochenlang
590 über nur ein Thema nach. Oder besser andersrum: Wenn ich mich freue auf irgendwas, dann plane ich das und tue das, und wenn es dann soweit ist, dann habe ich das mindestens schon 30 Mal erzählt, aber fünf verschiedenen Leuten mindestens. Und dann, wenn ich dann auch wirklich mal, wenn ich z.B. wegfahre mit dem ICE oder so, was ja auch wieder ein Thema für sich ist, fange ich gleich mit an, das ist ja wieder noch komplizierter als mit der BVG. Weil da biste zu Hause und kannst irgendwie noch irgendwas über-
595 brücken, indem du aussteigst, die paar Meterchen oder einen halben Kilometer irgendwie so fährst, aber wenn du in einer komplett fremden Stadt bist oder unterwegs, dann ist das noch schlimmer. Und zwar hat die Deutsche Bahn ja dieses Telefon für, das nennt sich Mobilitätsservice, und da rufen dann die Rollstuhlfahrer oder Behinderten oder
600 Blinde, auf jeden Fall die eingeschränkten Fahrgäste, rufen dann an und sagen 'Ich möchte den Zug zu dieser Uhrzeit und brauche da eine Einstiegs-, Umstiegs-, Ausstiegs-hilfe', wie auch immer. Und das wird auch alles organisiert von der Bahn, und wenn irgendwas nicht stimmt, rufen die einen dann an und geben auch gleichzeitig, wenn man schon unterwegs ist, die passende Lösung an. Aber dann ist es manchmal so, dass die
605 Fahrstühle kaputt sind, wenn du ankommst, oder die haben dich zu spät aus der S-Bahn gezogen, und du verpasst deinen Zug, weil wie gesagt irgendwas nicht gepasst hat. Oder ich bin mit einer Freundin von der ehemaligen Schule, also quasi eine Hochburg

für Behinderte dieses Örtchen, hat aber keinen rollstuhlgerechten Bahnhof. Das ist auch so eine Sache für sich, wahrscheinlich auch wieder denkmalgeschützt, du musst dann wenn du hinwillst 40 Stufen gehen, und wenn du zurück willst 40 Stufen gehen, und wenn du ankommst, musst du dann irgend jemanden finden, der dich aus der S-Bahn zieht: 'Ich sitze in der Uhrzeit in dem Wagon, du musst mich dann rausziehen.' Weil oft genug fährst du dann einfach weiter, weil der Schaffner das nicht überblickt hat, dass du eigentlich drin sitzt. Weil das wird dann irgendwie weitergegeben vom ICE-Personal, also vom Bahn-Personal oder S-Bahn-Personal, und irgendwie hat der das halt verpeilt. So, und dann sind wir auf dem Rückweg nach Berlin, und dann sind die Fahrstühle kaputt. Dafür können wir ja nichts. Und dann sagt der, "Nö, wir können Sie jetzt da nicht hoch tragen." Ich so, "Wie, unser Zug geht doch jetzt!" - "Nee, das geht aus sicherheitstechnischen Gründen nicht, wir können Sie nicht hoch tragen." Dann sind wir da so gut es ging mit unseren Möglichkeiten, 40, 60 Stufen da hoch gekraxelt, sind zu spät gekommen und haben es mit Mühe und Not geschafft, die Bahnleute zu überreden, unser Ticket auf einen anderen Zug gültig zu machen, weil wir hatten dieses Sparticket, das bedeutet dass wir zur gleichen Uhrzeit, zu dem Zug gehört und wir keinen anderen Zug hätten nehmen können. Aber wie gesagt, ich verstehe zwar, dass aus sicherheitstechnischen Gründen irgendwas nicht funktioniert oder nicht ausgeführt werden kann, aber wenn es nun eine Notlage ist, dann hätte man mit uns, das hat man ja mit uns auch nicht gemacht, man hätte mit uns noch eine S-Bahn-Station fahren können oder zwei und von dort aus uns begleiten können zum Bahnhof. Hat man nicht gemacht, man hat uns lieber ne halbe Stunde und länger die Treppen hoch kraxeln lassen. Man hat zwar dann mit Mühe und Not gerade noch die Rollstühle hochgeschleppt bekommen, weil die tun ja nicht weh, denen kann es ja nicht irgendwie großartig schaden, es sei denn du lässt sie von oben runter fallen. Aber uns helfen, nee das geht aus sicherheitstechnischen, versicherungstechnischen Gründen nicht. Wenn irgend jemand in Not ist, ist es mir fast egal, aus welchen Gründen ich da ja jetzt helfen muss und ob da die Versicherung mitspielt oder nicht, immerhin wenn ich da liege und blute, dann vielleicht nicht, dann hole ich lieber den Krankenwagen oder wähle die Nummer, das ist es dann schon mehr als Hilfe genug, anwesend zu sein. Aber sowas, daß ich sag, "Nee, ich helfe Ihnen nicht"? Auch im Kino, ich werde oft in Kinosälen, oder früher oft in Kinosälen einfach weggeschickt, weil es heißt: "Der Kinosaal ist nicht behindertengerecht, in dem Film, in den Sie gehen wollen, wir dürfen Sie nicht die Treppen hoch tragen, aus versicherungstechnischen Gründen." Was soll denn das? Darf ich mir jetzt nur noch die Filme angucken die Rollstuhl zugänglich sind?

Interviewerin: Das heißt, das ärgert Sie dann, dass da praktisch so die Vorschrift wichtiger ist als der Mensch?

Rita: Ja, ja, das ist zwar verständlich, wenn ich die Treppe runterfalle, dass die dann, in Anführungsstrichen, "dran" sind, aber mir deshalb die Freiheit zu nehmen, da in das Kino reinzugehen bzw. den Film anzugucken, das verstehe ich nicht. Also wenn ich jetzt irgendeine Behinderung hätte, wo ich sagen muss, ich habe Glasknochen, und man darf
 650 mich, nur bestimmte Personen, die darauf geschult sind, mich festzuhalten und zu heben, dann verstehe ich das. Aber wenn ich von mir aus sage, sie brauchen mich nur an die Hand nehmen und ich helfe ihnen dann, so gut es geht. Nein, ich bin ja so fit, dass ich sagen kann, ich kann das einschätzen, wer mir hilft, oder was ich dann in dem Moment doch noch alleine bewältigen kann. Nein, das ist dann halt so. Versicherungstechnische Gründe und fertig. Das ärgert einen, das ist dann so, dass ich denke, ok, jetzt ärgerst du dich mal wieder, dass du behindert bist. Also, dass du nicht so fit bist, Behinderung hin oder her, dass du nicht so fit bist, dass du da jetzt alleine die Treppe hochgehen kannst und den Film oder was auch immer angucken.

660 Interviewerin: Das heißt, das kommt auch vor, dass sie sich nicht über die anderen ärgern, sondern dass sie sich darüber ärgern, dass sie eine Behinderung haben?

Rita: Ja, manchmal schon, aber wie gesagt, dann überwinde ich das wieder, indem ich mir sage, gut, dass es mir nicht schlechter geht. Dass es eben nicht diese 'Heute geht's
 665 mir gut, die nächsten paar Monate geht's mir schlecht'-Situation gibt. Also das ist schon, im Großen und Ganzen geht es mir ja gut, ich kann sprechen, ich kann telefonieren, ich kann rausgehen, ich kann verreisen, wenn ich das will. Das ist schon ok so, aber manchmal ist es halt wirklich so, wenn du nicht an der Situation Schuld bist, die dir da eine Barriere schafft, dann denkst du dir dann wirklich: Muss das jetzt sein? Also jetzt nur
 670 mal so als Kurzgedanke, nicht so dass ich denke, oh, ich falle jetzt wieder in ein tiefes Loch, sondern einfach nur aus der Situation heraus: Mist geht jetzt nicht, geht irgendwie weiter. In der Buchhandlung oder Bibliothek ist das so, wenn ich da hin will, die ist kurz hier weg, die haben eine Tür draußen, in der Mitte ist eine Drehtür, dann gehste rein, haben sie wieder eine Tür. Du musst insgesamt drei Türen überwinden, die haben
 675 zwar eine Klingel, aber die überhören die manchmal ganz gerne, weil da ständig irgendwelche Kinder oder irgendwelche Dummköpfe klingeln und die dann ständig springen müssten. Und dann warte ich dann immer, bis jemand vorbei kommt, und meistens ist es so, wenn ich beim Rausgehen die Angestellten gefragt habe, ob sie mir helfen können, dann kommt jemand von draußen rein und hält sowieso die Tür auf. Dann ärgert es
 680 mich, dass ich überhaupt gefragt hab, aber wenn ich dann da stehe und niemand vorbei kommt, dann ärgert es mich, dass ich nicht reinkomme. Also weil die Türen gehen entgegengesetzt auf, wenn die Türen zum Drücken wären, könnte ich ja dagegen fahren. Aber andersrum ist es so, dass gerade diese Buchhandlung, wenn ich mal unterwegs bin

und ganz nötig auf Toilette muss, dann mir hilft, auf Toilette zu kommen. Obwohl die ziemlich schmal ist. Die bleiben dann da draußen stehen und warten so lange, bis ich fertig bin, und dann darf ich wieder nach Hause fahren. Das ist dann wieder der umgekehrte Fall, dass ich mich darüber freue so, hier so meinen, auch wenn es jetzt die Bank oder Rossmann oder was auch immer ist, so meine Leute kenne, auch wenn ich sie sieze, sie helfen mir, wenn ich es nötig habe. Also ob jetzt das Shampoo weit oben liegt oder ich eine Frage habe, die helfen mir da. 685 690

Interviewerin: Das heißt, Sie haben da, wenn sie dann zum Beispiel zu Rossmann gehen, da haben Sie dann bestimmte Verkäuferinnen, die kennen Sie dann schon, und...

Rita: Ich kenne da fast alle. 695

Interviewerin: Ach so.

Rita: Ja, die freuen sich dann auch. Der Rossmann hier zum Beispiel bei uns, der wurde umgebaut, und dann hat eine oder zwei Verkäuferinnen haben sich gefreut, dass wir kommen, also wir, ich und meine Freundin, und meinte, "Testet mal bitte, ob ihr überall dran kommt." Und das ist besser ausgeleuchtet gewesen und breiter gemacht worden. Manche Sachen, da kommt man halt nicht dran, aber dafür haben, das wissen sie, und dafür sind sie dann da, einem zu helfen. Das haben sie auch gleich zu Anfang gesagt. Ja, es gibt eben auch positive Eigenschaften von BVG und Bahn. Zum Beispiel die U-Bahnen, die haben ja immer diese Rampen angebracht an den Eckpunkten, ob sie jetzt, ich glaub, beim Reinfahren, also quasi wenn man wieder rausfährt, da sind dann immer die Rampen angebracht. Da sollte man sich hinstellen, und der Lokführer schraubt dann die Rampe ab, legt die drauf und dann kannste reinfahren. Und dann sagste dem Bescheid, wo du rauswillst, und dann lässt er dich wieder raus. Das ist auch ganz gut. Da musste nicht immer jemanden dabei haben, um U-Bahn zu fahren oder sowas. Das ist schön. 700 705 710

Interviewerin: Sie sagten ja vorhin schon mal, also weil Sie gerade von der Hilfe gesprochen haben von anderen, dass es aber auch so eine ungewollte Hilfe gibt. Also wenn Leute einfach so den Rollstuhl anfassen oder es besonders gut meinen, aber gar nicht so richtig wissen eigentlich, wie sie mit einem umgehen sollen. Das ist offenbar so ein zweischneidiges Schwert mit der Hilfe? 715

Rita: Ja, manchmal ist es wirklich so. Gerade bei Reisen, also wenn man jetzt mit dem Flugzeug reist oder so, da war das so, gut, das war im Ausland, das waren wieder andere Sitten, aber ok. Da wurde ich 7 Minuten lang durchs ganze Auto gezerrt, bis ich dann 720

endlich mal auf meinem Sitz gesessen hab, von hinten, von vorne wurde an mir gezogen. Das war da mein Onkel, der nicht wusste, wie er mit mir umgehen kann, weil er mich jahrelang nicht gesehen hat. Meine Schwester hat den Rollstuhl eingepackt, und der
725 gute Mensch vom sogenannten Roten Kreuz hat dann auch noch daran rumgewirkt, und irgendwann habe ich nach ein paar Minuten gesagt, "So, jetzt reicht es", habe einmal einen Schrei losgelassen, so nach dem Motto 'Lasst mich in Ruhe', und ich saß in 2 Minuten im Auto. Also dieses, gut bei den Südländern ist das immer noch so ein anderes Helfen, unbeholfen mehr als hier, weil man tagtäglich mit Behinderten, zumindest sieht
730 man sie mehr als vielleicht in den südlichen Ländern, weil die öfter mal da versteckt wurden oder immer noch versteckt werden, je nachdem. Dass man halt durch die vermeintliche Hilflosigkeit der Behinderten dann irgendwie versucht zu helfen und die quasi mehr beeinträchtigt, als ihnen geholfen wird. Also das ist häufig so. Wenn ich, ich weiß jetzt gar nicht, wann ich, ach ja, ich habe eine Gegebenheit. Ich frage, ob man mir
735 die, mich hinten am Elektrorollstuhl festhält, damit ich nicht komplett rausfalle, so dass ich das Gegengewicht habe, um die größere Stufe zu überwinden. Bei der Gelegenheit, ich habe halt so ein Modell, wo man den Rücken quasi drauf steckt und die andere Seite zuschraubt, damit der drinsteckt. Bei der Gelegenheit hat er mir den ganzen Rücken rausgezogen. Ja, dann frage ich mich, so viel Gewalt musstest du auch nicht anwenden,
740 du solltest nur ein bisschen dagegen halten mit deinem Gewicht, und dann haben wir da einmal rumgeschraubt, bis wir den Rücken wieder drin hatten. Also das ist dann eine klassische Fehlhilfe.

Interviewerin: Ist gut gemeint und dann oft das Gegenteil von gut, ne.

745

Rita: Fragen Sie mich noch etwas, sonst fällt mir nicht so viel ein.

Interviewerin: Die Situation, die Sie gerade beschrieben haben - Sie erzählen das mit so einem Lachen, wie war das in der Situation? Was das auch lustig, oder waren Sie eher
750 genervt?

Rita: Mit dem Rücken?

Interviewerin: Ja, wie war das?

755

Rita: Ein-, zweimal war das glaube ich erst. Das war in der Situation war das halt wirklich eine große Stufe, und ich hab mich gefreut, dass da jemand ist, der mir hilft, von daher war dieses Rückenrausziehen nicht so das Problem. Aber wenn das ständig vorkommt und man schon sagt, 'Bitte vorsichtig mit dem Rücken, nicht rausziehen, nicht

nach oben ziehen, nur gegenhalten', dann ärgert es mich halt schon. Weil ich sage das 760
 vorher und dann passiert es trotzdem. Gut, mittlerweile ist es irgendwie doppelt, zumin-
 dest fester verschraubt, aber irgendwann merkste doch, dass er anfängt zu wackeln,
 dann musste noch mal aussteigen, oder bzw. wenn du zu Hause angekommen bist, ir-
 gendjemanden fragen, der das noch einmal festschraubt. Aber insgesamt, wenn ich Hilfe
 brauche, freut es mich, dass ich die Hilfe dann auch bekomme, aber wenn die so fehlge- 765
 leitet ist, dann schmunzel ich dann schon. Weil ich sag ja vorher, 'Ich brauche da Hilfe,
 Sie müssen mich bitte so festhalten, damit ich die Treppe hochkomme'. Aber das ist halt
 Übungssache, wie man mit mir oder der Situation dann umgeht, weil je nachdem, was
 ich für eine Treppe finde, kann ich mehr oder weniger alleine, und da versuche ich dann,
 denjenigen so anzuleiten, dass er damit zurecht kommt. Aber manchmal meinen die das 770
 halt zu gut, und dann kann es vorkommen, dass wir dann auf der Treppe liegen. Ist dann
 halt so, dann versuchen wir wieder aufzustehen und weiter zu gehen. Weil es nützt ja
 nichts, dem da offiziell einen Vorwurf draus zu machen, dass er mir geholfen hat. Ich
 meine, der wird sich sowieso denken, wenn du auf der Treppe liegst, er sei Schuld dar-
 an. Aber ihn dafür zu bestrafen, dass er dir geholfen hat, das ist dann, finde ich dann 775
 trotzdem doof. Weil ich kriege ja meine Hilfe, auch wenn sie ein bisschen fehlgeleitet ist,
 ich meine, er musste dann ja auch später den Rücken wieder einschrauben.

Interviewerin: Zur Strafe dann, dass er ihn rausgezogen hatte.

780

Rita: Ja, ich meine, ohne Rücken kann ich ja schlecht fahren!

Interviewerin: Klar.

Rita: Dann falle ich hinten über. Ja.

785

Interviewerin: Das heißt, offenbar ist es ein bisschen schwierig für die anderen Leute, so
 das richtige Feingefühl zu entwickeln.

Rita: Ja.

790

Interviewerin: Auch in dieser Situation mit den Türen, was Sie vorhin erzählt haben,
 dass man eben, Sie werden angeschaut, aber die Leute schalten irgendwie nicht, oder
 warum auch immer, Ihnen die Tür aufzuhalten. Also offenbar fehlt da die Sensibilität.

795

Rita: Ich glaub, einmal bin ich über die Straße geschoben worden, da wollte ich gar
 nicht über die Straße. Also, da habe ich einfach nur länger gebraucht um zu gucken, ob

diese Bordsteinkante die richtige Höhe hat, um alleine da rüber zu kommen, oder ob ich die andere Straßenseite lieber nehme, die eigentlich kürzer wäre. Ich hab mir dann erstmal alle Bordsteinkanten angeguckt, da war ich damals noch in der Hauptschule und
800 mal alle Bordsteinkanten angeguckt, da war ich damals noch in der Hauptschule und war dann mit dem kleinen Rolli öfters unterwegs, weil die Wege kürzer waren und die Bordsteine gerade angeglichen wurden, da war das ok. Da wurde ich einfach mal so über die Straße geschoben.

805 Interviewerin: Wie, ungefragt?

Rita: Ja.

Interviewerin: Das heißt, da kam auf einmal jemand von hinten, oder...

810

Rita: "Ja, ich helfe Ihnen jetzt mal." Bumm, so schnell konnte ich gar nicht gucken, dass grün ist. Also ich habe nach unten geguckt, hab geguckt, ja, wahrscheinlich für die Situation des anderen Passanten wahrscheinlich so eindeutig, sie guckt, guckt, ob sie rübergehen kann, jetzt schiebe ich sie mal rüber. Ja, ich hätte aber, gut, ich bin dann auf
815 der anderen Seite zu meinem Ziel gekommen, aber eigentlich habe ich ja erstmal nur geschaut, dass ich das alleine hinkriege und zurecht komme. Nö, also das ist jetzt ein- oder zweimal in meinem ganzen Leben passiert, dass ich ungefragt über die Straße geschoben werde, aber es ist schon mal vorgekommen, ja.

820 Interviewerin: Wie ging es Ihnen damit?

Rita: Ich fand das irgendwie, na wie nennt man das, ach mir fällt das Wort jetzt nicht ein, ich fand das komisch, weil auf einmal fing dann irgendwas hinter mir an zu schieben, und ich konnte es nicht kontrollieren. Also einfach so über die Straße geschoben
825 werden, ich meine, der muss ja auch wissen in welchem Tempo, oder wann muß ich den Rollstuhl hoch heben, damit er eben nicht über die Bordsteinkante von der anderen Seite her, wenn man ankommt, knallt, weil gerade diese kleinen Räder vorne, die blockieren manchmal häufig gerne, dass die einfach zu schnell über die Straße geschoben werden und dann an der Kante blockieren und man dann rausfällt. Das war auch wieder so
830 ein ungewollter Kontrollverlust.

Interviewerin: Ja, da waren Sie ein Stück weit ausgeliefert.

Rita: Ja, ja und das ist das Schlimmste, glaube ich, wenn man so ausgeliefert ist. Ich war
835 im Flugzeug, wurde aus dem Flugzeug rausgeholt, wie gesagt waren wir da im Ausland,

und die haben mich rückwärts auf diesem kleinen schmalen Sitz, rückwärts die Treppe runtergetragen. Das war schrecklich, weil normalerweise guckste ja immer vorwärts, also du fällst ja normalerweise nach vorne und guckst wo du hinfällst und kannst dich abstützen. Aber daß wildfremde Leute in einem mehr oder weniger wildfremden Land, auch wenn es mein Heimatland ist, dich am Flugzeug auf einer schmalen rollstuhlähnlichen Pritsche da, also einem Sitz, rückwärts die Treppe runter tragen, das war beängstigend. Also ich hab, hoffentlich bin ich gleich da, hoffentlich bin ich gleich da, weil am liebsten würde ich jetzt aussteigen und selber runterlaufen, auch wenn es eine halbe Stunde dauert. Weil rückwärts ist das Schrecklichste, was es überhaupt geben kann. Auch rückwärts im Bus nach Hause zu fahren, das ist, wenn die Rampe nicht dem Bordstein ähnlich ist und so schräg abgeht, dann lasse ich mir da lieber wenigstens die Richtung ansagen. Und da ist es ja auch immer witzig. Ich sage, "Sagen Sie mir bitte die Richtung an." - "Andere Richtung!" Da kommen dann immer so Kommentare wie, "andere Richtung". Ja, in welche Richtung soll ich jetzt fahren? Nach rechts oder nach links? "Andere Richtung!" Du stehst da schon so halb ängstlich, ich meine mit den Rampen aus dem Bus, da habe ich mich mittlerweile dran gewöhnt, aber insgesamt, du stehst dann schon so hilflos, in der Situation hilflos, dass du Hilfe brauchst, da, und sagst schon "Rechts oder links, bitte?", und die sagen "andere Richtung". Und dann ärgern sie sich noch, "Nee, nee, ich meinte andere Seite." Damit hältst du den Busverkehr natürlich länger auf, und dann sitzen die anderen Passanten da und fragen sich, ziehen dann die Grimassen, dass sie zu spät gekommen sind. Aber das Schlimmste war bisher eben wie gesagt das rückwärts die Flugzeugtreppe runter. Weil man dann auch nicht in seinem Rollstuhl sitzt, oder durch meine Körpergröße und Fülle dann eben passt nie dieses kleine Stühlchen, was ja eigentlich schon im Flugzeug drinnen nie zu einem selbst passt, und dann fällste fast rechts oder links raus, die haben mich dann noch nicht einmal angegurtet, die haben mich nur mit einem kleinen Gurt von rechts nach links und fertig. Und noch nicht einmal Beckengurt und Kreuzgurt, sondern nur ein kleiner Gurt, so ein Gummiband oder keine Ahnung, und ich, bitte, bitte, lasst mich runter, bitte. Das ist irre. Da dachte ich wirklich, bitte lasst mich laufen, egal wie lange es dauert, stellt mich ab und lasst mich laufen.

Interviewerin: Ja, da wollten Sie ganz schnell sich befreien aus der Situation.

Rita: Ja, irgendwann waren die Stufen zu Ende, und ich war auf dem Boden. Aber so richtig befreien kann man sich da ja nicht, weil man ist ja in der Situation noch abhängiger als sonst. Ich würde nie alleine irgendwie aus dem Flugzeug kommen, wenn ich nicht irgendwelche Hilfe habe. Und gerade hier in Deutschland geht das ja noch, da sind die Roten-Kreuz-Leute ja mehr als geschult, und die fragen dann auch, wenn du

875 reingesetzt wirst, du wirst ja bis zum Gate mit deinem Rollstuhl gebracht, und dann sitzt
 du im Flugzeug mit diesem dünnen kleinen Rollstuhl ohne große Räder, nur kleine
 Räder halt, und wirst zu deinem Sitz gebracht. Aber sobald du das Ausland betrittst,
 dann gelten andere Regeln. Dann will man dir einfach nur helfen, egal wie man dich
 anpackt, oder ich hatte beim Einsteigen, nachdem wir ausgestiegen sind und
 angekommen sind, habe ich dann bemerkt, dass ich komplett blaue Flecken an der
 880 Hüfte hab, weil die so schnell mich durch die Ränge gezogen haben, dass durch meine
 Breite ich jedesmal an die Armlehnen des Sitzes gekommen bin, bis ich dann auf
 meinem 10. Platz gesessen hab, da hatte ich dann mittlerweile blaue Flecken. Aber nun
 gut, ich hab dann trotzdem mein Ziel erreicht. Dafür können die ja nichts, die können
 mir ja kein Bein abschneiden, nur damit ich da durchpasse, aber vielleicht wär ein
 885 bisschen langsamer... Ja, das ist dann, da fragste dich manchmal echt, ob die sich einmal
 reingesetzt haben und sich selbst mal durch den Gang haben ziehen lassen, oder einmal
 das selbst, was auch immer für eine Handlung, selbst erlebt haben, bevor sie das so
 ausüben, wie sie da das gemacht haben. Manchmal fragt man sich das echt.

890 Interviewerin: Wie die so gedankenlos sein können.

Rita: Ja, also... Ich weiß ja selbst, dass man manchmal mehr zur Hilfe neigt, als dass man
 vorher gefragt hat. Aber wenn man das tagtäglich macht, dann muss man das ja irgend-
 wie trainiert haben, also vorher gezeigt bekommen haben. Du kannst ja nicht, gut, Roll-
 895 stuhlfahrer gleich Rollstuhlfahrer. Ok, aber irgendwie müssen die das ja gelernt haben,
 und das beste, das zu lernen, ist für mich, da selbst mal drin zu sitzen, wie Sie im Roll-
 stuhl gesessen haben, aber das scheint da nicht gewesen zu sein. Die haben einfach ge-
 sehen, dass sie ihren Job da fertig machen, und dadurch, dass ich da Griechisch auch
 noch verstehe, da war gar nichts gut an dem einen Laden. Als wir dann letztes Jahr zu-
 900 rück sind mit der großen Gruppe, wir waren mit dem Verein unterwegs, halt auch mit
 meiner Freundin aber mit dem Verein, in Kreta oder auf Kreta, und auf der Rückfahrt
 haben die uns drei Rollis in diesen Hubwagen gesetzt, und ich hatte eine Tüte und Ja-
 cken auf den Arm, und der Typ hat dann irgendwie mitbekommen, dass ich eben die
 Sprache kann und meinte so zu mir, "Ja, kommen Sie doch." Wissen Sie, ich sitze da so
 905 auf der Plattform, bin noch nicht auf der Ladeform angekommen, sondern sitze nur auf
 der rampenähnlichen Plattform, und der sagt, "Ja, kommen Sie doch." Ich so, "Ja, wie
 denn, ich bin behindert, kommen *Sie* doch, also Sie arbeiten doch hier! Soll ich das
 jetzt loslassen?" Und die Sicherungsklappe, die da eigentlich hochgeklappt sein müsste,
 die war nicht hochgeklappt, also hätte ich erstmal den Rollstuhl losgelassen, wäre ich
 910 die Rampe vielleicht runtergefahren, also diese Plattform einfach so wie so ein Stein
 runtergefahren. Und die haben sich da gezofft und ihre Machtkämpfe und

Zuständigkeitsbereiche erstmal vor uns da ausgekämpft, bevor sie überhaupt irgendwas gemacht haben. Habe ich mir auch so gedacht, 'Ey, Leute, wenn ihr wüsstet...!' Einige Leute wussten oder haben ja mitbekommen, dass ich das alles verstehe, aber ich kann ja nicht davon ausgehen, dass Touristen gleich nur Touristen sind und nicht die Sprache 915 können. Da dachte ich mir auch, könnt ihr das nicht irgendwie anders klären. Ich meine, selbst wenn man die Sprache nicht kennt, hat man ja gemerkt, dass die sich streiten, aber massivst streiten. Und dann habe ich gesagt, "Bitte macht meine Kollegen erst rein", damit die durch mich eben wissen, wenn irgendwas mit Anpacken oder sowas nicht klappt, dass ich da irgendwie übersetzen kann. "Nein, nein, wir nehmen Sie schon 920 als erstes." Ich so, "Nein, bitte nicht, erst die Leute, die eben sich nicht verständigen können." - "Nö, das machen wir schon." Dann haben sie mich reingebracht -

Interviewerin: Da wurde gar keine Rücksicht auf Ihre Wünsche genommen? 925

Rita: Nö, nö, das war ja egal, die haben sich ja sowieso bekämpft und "Nein, du sollst das machen!" - "Nein, du sollst das machen!" und noch schlimmer. Und dann haben sie mich mit meinem Rollstuhl reingebracht, da diesen Vorraum vor den Kabinen und dem Flugzeuginstrumenten da, und haben dann festgestellt, dass ihnen dieser dünne Wagen fehlt. Haben den über mich drüber gehoben, so dass ich dachte, ok, hoffentlich landet 930 der nicht auf meinem Kopf, haben mich dann in der engen Situation dieser Zwischenkabine halt umgesetzt und haben mich dann auf meinen Sitz gezerrt. Obwohl sie den ganzen Wagen Platz hatten, mich umzusetzen.

Interviewerin: Ja, das ist auch so planlos eigentlich. 935

Rita: Ja, planlos, Hauptsache meinen Job getan, zumal ich ihn ja nicht machen will, ich zoffe mich ja gerade mit meinen Kollegen, also warum soll ich da meinen Job richtig machen. Also Hauptsache machen, das würde hier in Deutschland gerade, denke ich mal, nicht passieren. Aber als wir angekommen sind, haben uns gerade mal die Helfer ver- 940 gessen. Die haben uns eine halbe Stunde und länger warten lassen, weil sie uns vergessen hatten. Das war auch so ein Unding eigentlich, komisch für deutsche Verhältnisse, dass gerade am Flughafen Tegel, wo ich eigentlich weiß, dass das funktioniert, die uns komplett vergessen. Zumal wir angemeldet waren. Drei Rollstühle aus einer Richtung kann man eigentlich nicht vergessen. Ich meine, wenn man mal einen vergisst weil der, 945 keine Ahnung, irgendwie dazwischen geschoben wurde, aber wir waren zwei Wochen lang vorgemeldet. Und wir mussten alle mal ganz dringend aufs Klo, weil nach zwei Stunden Flug, und du kannst ja als Rolli nicht aufs Klo gehen. Und dann haben sie auch irgendwann eingeräumt, dass sie uns vergessen haben. Das war auch das erste Mal,

950 dass man überhaupt vergessen wurde, aber komisch war es trotzdem.

Interviewerin: Und da haben Sie die ganze Zeit gewartet?

Rita: Ja, die ganze Zeit gewartet und gegessen.

955

Interviewerin: Wo haben Sie denn da gegessen?

Rita: Ja, auf unseren Sitzen.

960 Interviewerin: Im Flugzeug?

Rita: Ja, ja, die Stewardessen und Flugbegleiter und Co-Pilot und ich weiß nicht, welche Rangfolge die da hatten, haben mit uns gewartet, weil die eigentlich hätten schon Feierabend gehabt. Oh, 20 Minuten, halbe Stunde, nach 10 Minuten, "Ja, wir haben jetzt Bescheid gesagt", nach weiteren 10 Minuten, "Ja, sie haben jetzt eingeräumt, Sie vergessen zu haben." Und dann die nächsten 10 oder 5 Minuten waren sie dann endlich da, bis du dann auf dem Klo warst, waren es glaube ich 3 oder 4 Stunden. Ich meine, insgesamt hält man das vielleicht aus, aber nicht wenn man vorher noch auf dem Flug was zu trinken kriegt und Aufregung wieder zu Hause zu sein mit allem Drum und Dran. Das war dann auch ganz lustig, so schnell wie möglich aufs Klo und erst dann, "Du, hol mal bitte", ich kann ja sowieso nicht mein Gepäck holen das ist schon mal klar, aber "Kümmere dich mal bitte um mein Gepäck, ich suche gerade mal eine Toilette auf." Und dann war ich in meiner Aufregung auch mal gemein, da war nämlich eine Behinderten-toilette, die wirklich von einem Behinderten belegt wurde, und nicht wie so häufig am Flughafen von einem Läufer. Da meinte ich so, wenn der jetzt nicht rauskommt und nicht im Rollstuhl sitzt, dann brülle ich. Und da sagt er, "Brauchen nicht brüllen, ich sitze im Rollstuhl." Aber so aus der Situation heraus, wirklich ein paar Stunden nicht so gehen zu können, wie man eigentlich wollte, war ich dann auch mal gemein. Das kommt auch mal vor.

980

Interviewerin: Das ist ja schon fast irgendwie Körperverletzung, wenn man Leute dann da so lange festhält, die haben ein dringendes Bedürfnis und können nicht.

Rita: Ja, aber was soll man machen, wenn sie einen vergessen und man kann selbst nicht raus? Ich meine, sie haben ja die Rollstühle ausgeladen, wir hätten ja nicht gerade mal aus dem Kofferraum des Flugzeugs unseren Rollstuhl fischen und dann mal schnell verschwinden, das geht ja nicht. Die kriegen den ja, der Rollstuhl kriegt ja auch so einen

Flugchip, so einen Zettel, wo er hin muss, und zu wem er gehört, und dann wird der als letztes reingesetzt und als erstes ausgeladen, glaube ich, oder andersrum, ich weiß es nicht in welcher Reihenfolge, und dann kriegt man den quasi von den Helfern untern Popo gesetzt. Aber da müssen die auch ziemlich zügig sein, bis man die nächste Toilette findet. Und Tegel ist ja riesig, da kannst du ja 12 Gates überfahren, bis du endlich mal eine Rollstuhltoilette findest. Aber Körperverletzung, weiß nicht. Wenn man es nüchtern betrachtet, dann ist es vielleicht Körperverletzung, aber ich kann auch schon nach einer Stunde aufs Klo gehen und sitz dann schon, eben in Düsseldorf oder wo sonst der Flug dann halt ist. Und dann können die dann auch nichts dafür, aber dass sie einen vergessen, das ist schon heftig. 990

Interviewerin: Ich stelle mir das nur gerade so vor, man sitzt im Flugzeug und muss schon, und dann dauert es dann noch mal ein paar Stunden, bis man endlich kann, und man ist nicht selber Schuld, sondern das ist halt das Unvermögen der anderen. 1000

Rita: Zumal das eine große Gruppe war habe ich es nicht verstanden. Wenn du als Einzelperson fliegst und du da mal 10 Minuten nicht drankommst, dann verstehe ich das. Wir sind mit meiner Mama zu uns zur Oma geflogen und die haben eine Station, die hatten quasi zwei Haltestationen. Und dann sagt die Stewardess zu meiner Mutter, "Steigen Sie hier aus?" Also meine Mutter hatte vor 10 Minuten oder einer Viertelstunde schon angemeldet, dass wir dann doch bitte den Rollstuhl brauchen weil wir aussteigen wollen und nicht weiter zum zweiten Haltepunkt. "Ja, steigen Sie aus, halten Sie Ihre Ausweise vor, lassen Ihre Tochter hier sitzen und fahren dann weiter, kommen dann wieder rein und fliegen dann weiter." Und meine Mutter dann halt so in der Landessprache, halt Griechisch: "Wir wollen hier gar nicht weiter fliegen, wir wollen hier aussteigen." - "Ja ja, das kriegen wir schon hin." Und dann haben wir wieder eine Viertelstunde gewartet, bis die Griechen dann endlich mal unseren Rollstuhl ausgepackt haben. Zumal man ihre Sprache spricht, ich war ja kein Tourist in dem Sinne, der die Sprache nicht kannte. Aber wenn man mit Ihnen schon so spricht, "Ja, wir machen das schon." Die haben das einfach nicht gecheckt, dass wir nicht bei B sondern bei A aussteigen wollten, das war dann auch immer so ein Kampf, bis du dann endlich mal deinen Rollstuhl bekommst. Das war dann völliges Unverständnis, weil du sprichst ja deren Sprache, und das hat meine Mutter gemacht und nicht ich, die dann vielleicht noch grammatikalische Fehler zuhauf einbaut, weil sie halt hier geboren ist und die deutsche Sprache spricht. Nein, wir mussten erstmal wieder drum kämpfen, den Rollstuhl zu bekommen bzw. aussteigen zu dürfen. Weil die merken das dann in der Zwischenzeit vor, dass sie dann doch noch einen Rollstuhl drin haben, obwohl das ja vorgemeldet ist. Haben wir wieder gewartet. Dann hatten wir so eine, das kommt häufig vor in diesen südlichen Ländern, da gehst du über 1005
1010
1015
1020
1025

die Straße, wenn es überhaupt eine Straße gibt, also einen Bürgersteig, du siehst eine Ecke, denkst, du kannst da rumgehen, aber genau an der Ecke steht ein Baum, mitten auf dem Bürgersteig. Da kommste auch nicht weiter, da musste einen anderen Weg finden. Und irgendwann gehst du spazieren, und dann spricht dich ein wildfremder Mensch an, du hast ja Urlaub und hast zwar deine Verwandten da, aber versuchst da
 1030 Urlaub zu machen, spricht dich irgendein wildfremder Mensch an und sagt zu dir nichts, zu deiner Mutter sagt er dann: "Wenn Sie da die 500 Meter weitergehen, da fängt ein Berg an, den müssen Sie hochfahren, das ist zwar mühsam, aber dann kann ich Ihnen versprechen, Ihre Tochter kann dann auf ihren eigenen Füßen gesund wieder
 1035 runterlaufen."

Interviewerin: Aha.

Rita: Da packste dir an den Kopf und fragst dich, gut, wenn du daran glaubst, dann
 1040 mach das selber mit deiner Verwandtschaft, aber sprich nicht wildfremde Leute an, nur weil du die vielleicht bemitleidest und gar nicht weißt, was der Grund ist, warum der da gerade sitzt. Weil wie gesagt, ich habe mir erzählen lassen, dass etliche früher und vielleicht auch heute weggesperrt werden, weil es eigentlich ein Unding ist, dass man uns in die Öffentlichkeit stellt. Also zumindest da in den südlichen Ländern, also jetzt bei mir
 1045 Zuhause quasi. Da habe ich mir an den Kopf gefasst und dachte, ok, wenn du meinst. Ich meine, ich habe von Geburt an diese Behinderung, es ist kein psychischer Knacks, den ich habe, ich habe keinen Unfall gehabt und durch Schock irgendwie im Rollstuhl gelandet zeitweise. Ich werde das nie loswerden, es bleibt halt so. Und der Glaube so stark, dass ich dann irgendwo bei wildfremden Leuten auf den Berg kraxel, da mal ganz fest
 1050 dran glaube und dann wieder runterlaufen kann, nein danke. Selbst wenn ich dran glauben würde, es würde ja nicht passieren, ich habe ja keine wie gesagt psychische Einschränkung, sondern wirklich eine medizinische Einschränkung, und die kann man nicht beheben. Aber das ist dann auch wieder so ein Eingreifen in die, weiß nicht, Privatsphäre nicht unbedingt, ich weiß nicht, wie man das Wort dann nennt, einfach so, ach weißt
 1055 du, ist ja sowieso alles per Du und so leicht im südlichen Raum, machen wir das einfach mal, sprechen wir einfach mal wildfremde Leute an und schicken die irgendwo auf den Berg. Wenn ich jetzt so dran glauben würde, würde ich ja dann superenttäuscht sein, dass das nicht funktioniert. Wenn er gerade auf eine Person gestoßen wäre, die daran wirklich geglaubt hätte, dann wär das ja schlimmer gewesen als das nüchtern zu sehen
 1060 und zu sagen, es würde sowieso nicht funktionieren. Ich habe das einmal gemacht, ich habe meiner Oma zuliebe in der Kirche geschlafen, damit sie es quasi zumindest versucht hat, mir da irgendwie zu helfen. Wir saßen da, also etliche Omas, also Omas, Tanten, wie auch immer, neben meiner Oma meine Mutter, ist ja nun auch selbst Kind bei ih-

rer Mutter und "Bitte tu mir den Gefallen, und tu ihr den Gefallen, wenigstens versuch eine Nacht damit sie davon loskommt." Wenn du es wenigstens versucht hast, weil mei- 1065
ne Oma hat mich ja nur besuchsweise, alle paar Jahre mal gesehen, da habe ich das ja noch verstanden. Aber wenn wildfremde Leute einfach versuchen, mich in dem Sinne in Bezug auf die Behinderung zu belehren und zu sagen, "Sie können da und da in die Kli- 1070
nik", oder im Flughafen bin ich irgendwann eingestiegen, weil ich meine Mutter weggebracht habe in den BVG-Bus, da hat mich irgendein Mensch, der wohl auch eingeschränkt war, gesagt, "Sie hätten da auf die Tabelle gucken müssen." Ich sage, "Was?", ja weil es gibt nur zwei Busse von da aus, die fahren alle irgendwie zum Zoo, und ich wusste jetzt nicht, welchen Bus ich für meine Strecke besser hätte nehmen sollen. Ich habe dann mit dem Busfahrer ein bisschen diskutiert, indem ich ihn gefragt habe, wo lang er denn fährt. Und denn, die ganze Fahrt über, ungefragt, wurde ich bombardiert 1075
mit Informationen, die ich eigentlich gar nicht haben will, weil ich das schon längst geklärt habe mit dem Busfahrer. Der Busfahrer hat mich dann vorzeitig rausgelassen bei einer U-Bahn, wo er wusste, es ist ein Fahrstuhl da, dann bin ich mit der U-Bahn die Bahnstation gefahren bis zum nächsten Fahrstuhl und bin dann mit dem Elektrorollstuhl nach Hause gekommen. Aber diese ungefragte Bombardierung mit Informationen, die 1080
man nicht haben will, ist manchmal echt unangenehm. Du verstehst das ja, dass die dir helfen wollen, aber man weiß dann auch manchmal nicht, wie man das freundlich abwehrt. Also ich habe denn, "Ja, weiß ich, ich rufe an beim BVG, wenn ich was wissen will oder gucke in den Plan", und der hat dann immer noch sein Zeug erzählt. Der hat mir quasi die halbe behindertengerechte Strecke für Berlin vorgebetet, auf dem Stück, das 1085
ich haben wollte. Und dann war ich froh, aus diesem Bus rauszukommen, und der hat dann halb vor dem Ausgang wieder gestanden, hat das nicht gemerkt, dass ich eigentlich aussteigen will oder nicht realisiert, dass ich aussteigen will und hat mich immer weiter bombardiert. Während des Aussteigens immer schön weiter. Dann war ich einmal mit meiner Mama unterwegs mit meiner Nichte, die war damals ein Baby, und wir konnten nicht alle in den Bus, weil da gerade noch ein Kinderwagen war. Ich war mit dem Rollstuhl unterwegs und meine Schwester war mit der älteren Tochter mit dem Buggy mit dem anderen Bus unterwegs, der war gleich hinter uns. Und dann sagte meine Mutter zum Busfahrer, ob der denn bitte die Rampe rausnehmen kann, weil normalerweise wird wohl laut Busfahrer nur die Rampe rausgenommen, wenn es Elektrorollstühle sind. 1095
Wenn es so Faltrollstühle sind wie der hier und man hat noch eine Begleitung, dann ist das nicht notwendig. Auch nicht wenn man so eine Stufe hat. Und meine Mutter so, "Ich habe aber hier einen Säugling, soll ich den hier rausschmeißen, den Rollstuhl hinterher und alle wieder einpacken?" - "Ja, das ist nicht meine Aufgabe." Da hat meine Mutter mit ihm da rumdiskutiert, bis er endlich mal die Rampe aktiviert hat. Das war auch wieder 1100
so Verweigerung des, bloß nicht zu viel arbeiten. Also das war völligstes Unverständnis,

wie man so reagieren kann, indem man, obwohl man sieht, da ist ein Kind, ein Baby, ein Rollstuhl und so eine Stufe. Wäre das jetzt so eine kleine gewesen, kein Thema, die hätte meine Mutter auch mit dem Kind geschafft, zumal ich das Kind ja festgehalten habe.

1105 Aber dieses vehemente Abstreiten, dass er das nicht machen muss, das war, das ging sogar fast so weit, dass sich meine Mutter mit dem angelegt hat von wegen, "Kann nicht sein, ich gehe gleich ins Infozentrum, pack mir Ihre Nummer ein -", die haben ja immer so eine Fahrnummer, "und melde das an, wie Sie hier arbeiten!" Aber das war irre, dass man das, egal ob Rollstuhl oder nicht, dass man das als Mensch nicht erkennt, dass man,

1110 egal ob man die Rampe vielleicht hätte rausnehmen müssen oder nicht, trotzdem macht. Das war irre. Ich weiß nicht, was der sich gerade gedacht hat, vielleicht war er kurz vor dem Feierabend und wollte gar nicht mehr arbeiten, keine Ahnung. Aber mir würde das in der Situation glaube ich nicht so passieren, dass ich einfach irgendwas an Hilfe verweigere oder versuche, das selber zu machen, weil ich halt in der Situation bin,

1115 sensibel da bin, das zu erkennen, ob ich jetzt Hilfe brauche oder Hilfe geben kann. Aber wieder andere Leute, die das eben nicht gelernt haben, so mit umzugehen, weiß ich nicht, ich kann die ja nicht zwingen, mir zu helfen oder das zu erkennen, ohne dass ich sie darauf ansprechen muss.

1120 Interviewerin: Also die müssten von sich aus mehr Feingefühl haben?

Rita: Ja, einfach aus der menschlichen Sicht, nicht noch nicht einmal, dass da ein Rollstuhl sitzt, es ist doch wohl klar, dass eine Frau mit einem Kind und einem Rollstuhl an so einer Stufe nicht allein zurecht kommt. Die fragt dann natürlich nach der Rampe.

1125 Aber was soll's, wir sind ja rausgekommen.

Interviewerin: Gab es denn auch mal Situationen, wo Sie bedroht wurden, also die so in Richtung Gewalt gingen? Also wo man, weiß ich nicht, also das ist ja fast schon so ein kleiner Übergriff gewesen, als man da, als Sie derjenige da über die Straße geschoben

1130 hat. Also so ungefragte körperliche Nähe, oder dass Leute Ihnen irgendwas Böses wollten oder so?

Rita: Gott, dass mir Leute was Böses wollten, das wüsste ich jetzt nicht unbedingt. Ich weiß von einer Geschichte, die habe ich aber nicht selbst erlebt, die hat mein Betreuer

1135 erlebt. Der hat eine Klientin nach Hause geschoben, war auf dem Weg nach Hause, nimmt, um es zu erleichtern, den Fahrradweg als Anfang und will dann auf den Bürgersteig. Und währenddessen ist wohl einer, der es ganz eilig hatte, noch über Rot oder sonst wie, ich hab die Geschichte nicht ganz, weil ich ja auch nicht dabei war, nicht so ganz im Kopf, läuft dem Betreuer quasi über den Rollstuhl, und der Betreuer trifft den

Passanten mit dem Rad oder mit der Fußraste, was fürchterlich weh tun kann, verstehe ich vollkommen, am Schuh. Der dreht sich um, guckt ihn an, sagt, "Sie haben meinen Schuh beschmutzt", haut ihm auf die Nase, Betreuer hat einen Nasenbruch, Behinderte steht da und weiß nicht was Sache ist, Betreuer ist ohnmächtig, und als er wieder aufgewacht ist, hat er den Notarzt gerufen. Also verstehe ich dann auch nicht, nur weil man mal kurz mit dem Schuh irgendwie am Rollstuhl streift, ich verstehe, dass das 1140
 saumäßig weh tut hinten an der Ferse, das ist klar, das habe ich ja auch, wenn ich einsteige und selbst an die Fußraste komme. Aber ich selbst so eine bedrohliche Situation, nee ich glaube, nee, könnte ich mich jetzt nicht dran erinnern, und wenn dann war ich nicht alleine. Ich versuche es immer, wenn ich abends unterwegs bin, mit Warnblinker und Licht auszugleichen, dass man mich sieht. Und wenn ich unterwegs bin 1150
 nur Strecken nehme, die andere Leute auch kennen, wenn was ist, dass ich dann Hilfe holen kann oder mich bei meiner Schwester abmelde, 'Du, ich komme doch erst um 10 anstatt um 8, ich bleibe dann länger oder ich bin jetzt zu Hause.' Aber so um 3 oder um 4 nachts nach Hause fahren, mache ich nicht, höchstens um 1, aber dann auch nur in dem Umkreis, wie gesagt, indem man die Strecken von mir kennt. Ich wüßt jetzt nicht, 1155
 was... Nee, bedroht, glaub ich, wüsste ich nicht, zum Glück.

Interviewerin: Schön, ja.

Rita: Und von anderen Leuten erzählen, bis auf diese eine Sache, ist ja auch nicht gut. 1160
 Weil das ist ja auch nur so was man so im Kopf hat, was man erzählt bekommen hat. Ja, sonst fällt mir nicht mehr was ein. Fragen Sie noch was, vielleicht fällt mir doch noch was ein.

Interviewerin: Ja, Sie haben ja schon sehr viel erzählt. Ich hätte so zum Abschluss noch eine Frage, die vielleicht ein bißchen ungewöhnlich ist. Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich wünschen für sich? 1165

Rita: Wenn ich einen Wunsch frei hätte für mich, oh Gott... Da gäbe es so viele. 1170

Interviewerin: Ja, erzählen Sie ruhig. Was kommt Ihnen so zuerst in den Sinn?

Rita: Na, da wir ja gerade über Behinderung reden, doch schon mal, nur mal das Gefühl haben, freihändig laufen zu können. Das heißt jetzt nicht, dass es ein Dauerzustand sein soll, weil eigentlich fehlt es mir ja so nicht, weil ich kenne es ja nicht. Also, ich weiß ja 1175
 nicht, wie Sie freihändig laufen, also wie Sie normal laufen. Weil was man nicht kennt, normalerweise, vermisst man auch nicht so doll, dass man sagen kann, ich habe einen

Vergleich. Aber so mal fühlen, wie das ist, freihändig zu laufen, so mal für 2 oder 3 Stunden oder so, muss ja nicht, ich sag jetzt, muss nicht für ewig sein, ich weiß ja nicht, wie
1180 ich mich dann danach fühle. Aber so überhaupt das zu sehen oder zu wissen wie das ist, das wär schon vielleicht mal ein Wunsch.

Interviewerin: Was ist mit dieser Vorstellung für Sie verbunden?

1185 Rita: Zum Beispiel ganz alleine zu reisen, auch mal, was weiß ich, von mir aus so ne Sprachstudienreise zu machen, wo man wirklich in der Schule ist und von A nach B geschickt wird, um irgendwas zu recherchieren oder so. Von mir aus auch Amerika, wo es vielleicht zwar besser ist teilweise für Rollstuhlfahrer oder auch nicht, aber... Mal was zu machen, was man so vielleicht nur eingeschränkt oder immer mit Hilfe machen kann.

1190 Interviewerin: Also auch so ein Stück weit unabhängiger dadurch zu sein.

Rita: Ja, einfach flexibler, ich versuche ja schon, so flexibel wie möglich zu sein, aber einfach losrennen, laufen, tanzen, was man auch immer noch irgendwie mit Rennrädern
1195 oder Rollstuhlrennrädern kompensieren kann, aber so die Tatsache an sich, ich stehe auf meinen eigenen zwei Beinen und kann jetzt losrennen oder sonst irgendwas machen. Autofahren zum Beispiel, Autofahren habe ich so auch schon gemacht, aber dadurch dass ich wahrscheinlich nie durch dieses Dekra-Gutachten kommen werde, wenn ich keinen Job habe, der es abverlangt, dass ich einen Führerschein hab, werde ich den nie bezahlt
1200 bekommen bzw. ist er nicht nötig. Und ich habe mal bei dieser Reha-Messe, die letztes Jahr war, ein dickes schweres Auto mit einem Joystick bewegt, das war ein tolles Gefühl. Einfach losgehen, natürlich war der Fahrerschullehrer dabei, weil es war ja ein Testlauf, die hatten da quasi Werbung gemacht für ihre Fahrschule. Aber mit einem Joystick kenne ich mich ja aus mit dem E-Rollstuhl, aber das ist ein ganz anderes Gefühl, so einen
1205 mehr oder weniger kleinen E-Rollstuhl zu bewegen mit einem etwas größeren Joystick und zu wissen genau, wo man hinfährt, aber sobald man im Auto sitzt ist ja die, also der Blickwinkel anders. Also das ist ja weiter oben, und du kannst nicht nach unten gucken, was da rechts und links neben dir ist, und ich weiß nicht, wie dicht ich an parkende Autos rangefahren bin oder so, aber es war ein schönes Gefühl. Einfach so ein Stück von
1210 Freiheit. Also manchmal wünsche ich mir das schon, also jetzt egal ob es mit oder ohne Rollstuhl ist, aber ohne Rollstuhl wär es natürlich vielleicht sogar eine schöne Erfahrung, überhaupt mal dieses Gefühl zu haben, zu laufen oder überhaupt Dinge zu machen, die man so nicht ohne Einschränkung machen kann. Ob es jetzt ein Spaziergang, oder weiß nicht, Reiten, keine Ahnung, was auch immer, einfach ohne Einschränkung irgendwo hinzugehen. Aber es geht ja auch so. Das ist auch gut, das ist wirklich gut, dass
1215

es mir nicht so schlecht geht, dass ich gar nichts machen kann. Das ist, ich glaube, das Beste an dem ganzen negativen, was ich jetzt erzählt habe, was es überhaupt gibt, weil wie gesagt, andere haben es noch schlechter. Und ich hab die ja während meiner ganzen Schul- und Ausbildungszeit alle miterlebt, wie schlecht es anderen gehen kann.

1220

Interviewerin: Das heißt, Sie haben auch schon viel gesehen, was andere so haben?

Rita: Ja, ja, auch in meinem Bekanntenkreis ist es ja so, selbst meine Behinderung, auch wenn ich 100-prozentig behindert bin, ist ja quasi wirklich Auslegungssache. Der eine kann zwar laufen, aber läuft schlechter und kann dafür die Hände nicht bewegen und hat Sprachprobleme. Der andere sitzt vielleicht besser im Rollstuhl, hat dieselbe Behinderung, kann aber dafür nur eine Hand bewegen, also es gibt verschiedene Auswirkungen dieser Behinderung. Ich glaube dass ich da, und in meinem Bekanntenkreis, noch als Fitteste mit dieser Behinderung zähle. Wenn ich meine Freundin besuche und wir in der Stadt gewesen sind, da musste sie mal auf Toilette und es war keiner eben da, der ihr geholfen hätte, aber grundsätzlich haben wir die gleiche Behinderung. Da saßen wir dann zu zweit in dieser Kaufhaus-Rollstuhltoilette mit unseren zwei dicken Rollies, sie in ihrem Rollstuhl, der sich so aufstellen kann, es gibt ja so welche, die man stellen kann, und ich dann halt in dem, und dann haben wir irgendwie so mit unseren Möglichkeiten versucht, sie aufs Klo zu kriegen und sie wieder anzuziehen und wieder in den Rollstuhl zu setzen. Und das was ich halt durch meine Kraft nicht kann ist dann so, dass ich mich dann bei ihr festhalte und sie mich dann quasi zieht. Natürlich dann auch nicht mit dem vollen Speed, den ihr Rollstuhl hergibt, sondern dass man eben, wegen den kleinen Rädern, diese Pflastersteine nicht so mit Karacho nimmt, weil man sonst rausfällt. Und das ist mir auch schon oft passiert, dass ich einfach rausfalle. Ich habe da eine Sache, dass ich mit meiner Abschlußklasse, also mit meiner Klasse, wo wir Abschluss hatten, in eine Kneipe gehen wollten mit unserer Lehrerin, und wir gehen über die Straße mit einer Ampel, und da war gerade frisch aufgelegt, eine neue Teerdecke. Und dann war da dieser Abstandsstein zwischen Bordstein und der Teerdecke, war halt schon ein Unterschied da, schon da blockieren diese kleinen Räder und die Anlage blockierte, auch wenn wir grün hatten, ich falle hin, bin voll angeschnallt mit Fußbändern, Kniebändern, Beinen, Kopf-, nee Kopf- nicht, aber Bauchgurt und hab dann quasi den Rollstuhl wie so eine Schildkröte auf mir liegen, und die Autos fahren 20 cm neben meinen Händen einfach weiter. Und meine ganze Klasse stand erstmal hilflos neben mir, weil man hat mich nicht abschnallen können, weil ich mein ganzes Gewicht ja auf die Gurte gelegt hatte. Und dann hat sich die Schmalste von uns breit auf die Straße gestellt und hat erstmal die Autos angehalten, bis man irgendwie an mich rankam und die gesamten Gurte dann lösen konnte. Weil durch das Gewicht konnte man mich ja nicht festhalten und wieder

1225

1230

1235

1240

1245

1250

1255 zurück schieben, also zurück heben, und seitdem habe ich so wenig Gurte wie möglich am Rollstuhl, da fall ich lieber raus und schneide mich oder tu mir weh, anstatt dass ich hilflos angeschnallt bin und man mir nicht helfen kann. Also das war auch so eine Geschichte, wo ich gesagt habe, beim nächsten Rollstuhl so wenig wie möglich Gurte, und jetzt habe ich überhaupt keinen, da falle ich lieber raus.

1260 Interviewerin: Wie war das für Sie, dass Sie da lagen und da die Autos so nahe an Ihnen vorbei gefahren sind?

Rita: Ich fand das schlimm, weil woher wollen die wissen wo meine Hände aufhören und wo sie anfangen.

1265 Interviewerin: Also das hört sich für mich jetzt auch, also ich merke richtig wie mir das selber so ganz... also da wird mir ganz unwohl, wenn ich mir das vorstelle.

1270 Rita: Weil es ist auch wirklich gar keiner zu Anfang, ich meine es ist ein paar Jahre her, es sind Erinnerungen, die sind vielleicht mal verschoben, aber die Tatsache, dass da ein paar Autos dran vorbei gefahren sind ohne anzuhalten, die haben vielleicht wegen Rot angehalten aber nicht angehalten, um mir zu helfen, obwohl da ein ganzer Pulk offensichtlich Behinderter waren. Wie auch immer das ausgeprägt war, es hat sich keiner bemüht auszusteigen und zu helfen, erst als meine Freundin, Klassenkameradin, die wie
1275 gesagt die Dünnscheibe war, sich da versucht hat, die ganze Straße, das Stück da, abzugrenzen, um da überhaupt jemanden anzuhalten. Um die Möglichkeit zu haben, überhaupt an mich ranzukommen, weil wenn Autos dran vorbei fahren und da liegt schon jemand, dann setzt du dich ja nicht daneben. Irgendwann kam dann, ich weiß nicht, ob da irgend jemand kam von der gegenüberliegenden Seite, oder ob das meine Lehrerin war, irgend-
1280 wann hat man mich dann halt raus bekommen. Weil bei so einer Aktion wie sich bei einem anderen Rollstuhl fest zu halten, oder beim Elektrorollstuhl fest halten und selbst bei diesem kleinen Rollstuhl ist mir das mal passiert, dass durch diese Stufe und diese kleinen Räder, obwohl man das ja weiß, kann das immer mal passieren, dass ein Stein irgendwie nicht richtig aufliegt und so eine kleine Kante ergibt, ich war dann schon nicht
1285 angeschnallt, da ist mir der Rollstuhl einfach weggefallen. Also ich hing da noch am Rollstuhl dran, sage ich stopp, ich bin gerade weg gefangen, der hat das ja auch gemerkt, und mein Rollstuhl rollt dann, weil er ja nicht gebremst ist und mit Schwung nach hinten rollt, auf die Straße. Na mein erster Gedanke ist dann, tu dem Rollstuhl nichts, weil du behinderst ja dadurch den Straßenverkehr und wenn dann jemand das
1290 nicht sieht und einen Unfall baut und dadurch den Rollstuhl kaputt macht, dann kommte nie im Leben nach Hause. Das ist meiner Mutter auch passiert, die ziemlich gut mit

mir umgehen kann. Wie gesagt, diese Doppelampel, die erste Ampel hat sie noch geschafft und bei der zweiten ist dann wieder so eine dumme Kante gewesen, und sie war in Gedanken schon irgendwoanders, wir wollten auch nach 2 Stunden gleich losfliegen, wir hatten zwar eingecheckt, sind aber noch einmal los gegangen, weil wir noch so viel Zeit hatten, und das erste, was sie macht, natürlich als Mutter: nach mir gucken. Ich so, „Mama, Rollstuhl, wir wollen fliegen, guck nach dem Rollstuhl, das ist wichtiger.“ Ja und dann, „Oh Gott oh Gott, hab ich dir wehgetan?“ Gut, dann habe ich halt eine kleine Schürfwunde gehabt, mein Gott, aber ohne Rollstuhl und dann noch fliegen wollen, nein das wär nicht gegangen, das wäre nicht gegangen. Aber das war typisch Mama, erstmal gucken, wie es meinem Kind geht. Erst als ich gesagt habe, „Mama, wo ist der Rollstuhl?“, erst dann ist sie losgepest. Hätte ja wirklich sein können, dass der genau dann da auf der Straße fährt oder über die Ampel fährt, wenn gerade jemand losfahren will. Dann behindere ich mich ja nicht nur damit, dass ich da rumliege, sondern dann haben wir ein größeres Problem. Weil so einen Rollstuhl kriegste nicht von jetzt auf gleich. Selbst wenn du in der Klinik bist und operiert wurdest, und der Doktor sagt, du brauchst den innerhalb von vier Wochen, damit deine OP auch wirklich gelingt und du nicht mehr in dem alten Rollstuhl sitzt, aber so normal brauchste da schon ein paar Monate, zwei oder zweieinhalb, bis du einen richtigen neuen Rollstuhl bekommst, wenn du überhaupt einen bekommst, einen neuen. Kann auch sein, dass du eine Ersatzversorgung bekommst, die jeder bekommt, oder wo schon einer drin gesessen hat, weil die Krankenkassen halt versuchen zu sparen, was ja auch logisch ist.

Interviewerin: Das heißt, das ist dann nicht immer so optimal wie es sein könnte.

Rita: Nee, nicht immer. Also mein Elektrorollstuhl, den ich habe, das ist jetzt mein zweiter. Meinen ersten habe ich bekommen, 1996, der war dann auch etwas schneller und größer. Dann ist der aber kaputt gegangen, und es gab keine Ersatzteile mehr, also der komplette Rollstuhl wurde nicht mehr hergestellt. Und dann habe ich ein anderes Modell der Firma bekommen und da war beim Testen war so ein stärkerer Rücken drin, so gepolstert und so, und dadurch, dass ich ja sowieso schon schief sitze, sollte das dann schon so sein. Und beim Ausliefern wollten die mir aber nur so einen, ja so eine Stoffbespannung mit Klettverschluss kleben, wo quasi nur diese Bespannung, dieser Stoff aufliegt, und wo du dann nur mit dem Rücken da in den Seilen hängst, weil das ja ein Klettverschluss ist. Und ich so, „Wie, das wollen Sie mir geben?“ - „Ja, das gehört eigentlich an den Rollstuhl dran.“ Ich so, „Gut, dann können Sie mir im nächsten halben Jahr eine Rücken-OP genehmigen bzw. bezahlen, ich möchte bitte den, den ich getestet hab, und ich möchte auch nicht diese anfälligen Elektrofußtasten“, es gibt nämlich auch welche, ich weiß nicht, ach es gibt so viele technische Hilfen, was ja auch ziemlich gut ist hier in

1330 Deutschland. Also wenn ich in meinem Heimatland wäre, dann wär ich echt schon, dann
 könnte ich gar nichts, ich weiß noch nicht einmal, ob ich mich dann zu einer Ausbildung
 entwickelt hätte. Also dann könnte ich mich vielleicht anziehen, aber das was es hier in
 Deutschland an Möglichkeiten für uns gibt, das ist schon echt enorm. Auch wenn man
 manchmal drüber schimpft. Aber ich habe es dann geschafft, meine alten Fußrasten, die
 1335 etwas stabiler waren und eben keine elektronischen Raffinessen hatten, von wegen ich
 kann mal ein Bein strecken mit Knopfdruck und so, das brauchte ich alles nicht. Weil
 umso anfälliger der Rollstuhl bzw. die Ersatzteile oder die Teile sind, desto schneller
 gehen sie kaputt, erst recht wenn man eine Spastik hat, und diese was ich habe, wenn
 wir jetzt hier reden und draußen hupt es und ich konzentriere mich aber aufs Reden,
 1340 dann zucke ich und dann schießt die Spastik ein und ich strecke mich so stark, dass ich
 die Kräfte entwickle und die Fußraste kaputt kriege. Nur weil die so empfindlich ist
 halt, da habe ich lieber gesagt, gebt mir die starren, und dann kann ich wenigstens
 meine Spastik da ausüben, wenn sie kommt. Aber zu viel Schnickschnack brauche ich
 auch nicht. Selbst als ich ne Hüft-OP hatte, zumal ich sowieso ja schon eingeschränkt
 1345 bin und Hilfe brauche, habe ich dann erstmal gemerkt, wie stark man, also wie ich, stark
 ich dann trotzdem noch in den Beinen bin und so. Ich durfte, ich hatte innerhalb von vier
 Wochen zwei Hüft-OPs auf beiden Seiten und durfte die im Endeffekt acht Wochen lang
 nicht aus der Hüfte drehen, also immer so mit Drehteller ins Bett gehen und auf den
 Punkt stehen und sich dann drehen lassen. Also ich durfte nie selbst aus der Hüfte
 1350 krabbeln oder mich drehen, dann wär die komplette OP im Ärmel gewesen. Weil die
 Knochen wurden ja zersägt und mussten sich erstmal in dieser Metallschiene, die
 eingesetzt wurde, erstmal zusammen wachsen. Das hätte ein Jahr gedauert insgesamt,
 aber so erstmal diese acht Wochen, damit die überhaupt zueinander finden. Und dann
 habe ich ziemlich viel Hilfe gebraucht, zusätzliche Hilfe, also eigentlich für Sachen, die
 1355 ich konnte, wie Anziehen, Schuhe anziehen konnte ich sowieso damals noch nicht so gut,
 aber so grundsätzliche Dinge, die ich eigentlich vorher konnte, konnte ich da jetzt nicht.
 Da bin ich sogar einmal hingefallen, am Berg, weil ich auch einen neuen Rollstuhl hatte,
 der leichter war, hatte wie gewohnt meine Tasche hinten dran, bin den Berg
 hochgefahren, zur Erleichterung immer Zickzack, damit die Steigung nicht so schwer
 1360 ist, und konnte mir dann überlegen, wartest du jetzt drauf, dass es regnet, wartest du
 jetzt drauf, weil es sah schon so dunkel aus, wartest du jetzt drauf, dass jemand vorbei
 kommt, weil ich hatte vorher jemanden gesehen, der weg wollte, und dachte mir, gut da
 mußte auch hin, schön, dass dir das eingefallen ist, oder tust du dir das an und
 versuchst zu Krabbeln, was ich ja nicht durfte. Also was heißt krabbeln, auf die Knie und
 1365 selbst irgendwie in den Rollstuhl, das hätte ich von der Motorik her eigentlich geschafft,
 aber ich hab es halt nicht gedurft. Und irgendwann kam dann jemand vorbei, der dann
 Bescheid gesagt hat, dann haben sie mich zu viert in den Rollstuhl gehoben, da durfte

ich mir was anhören. „Warum bist du überhaupt alleine und so schwer beladen?“ Ich sage, „Ja, sei doch froh, dass ich überhaupt nicht alleine mich bewegt habe“, sonst wär nämlich wirklich diese ganze OP umsonst gewesen. Aber das ist, das war schon wieder so ein besonderes Gefühl von Ausgeliefertsein bei Dingen, die man eigentlich kann. Wenn ich das nicht kann, dann verstehe ich, dass ich die Hilfe, also dann kann ich das besser nachvollziehen, dass ich jetzt die Hilfe brauche. Bei Dingen wo ich zeitweise eingeschränkt bin, die ich eigentlich kann, dann ist das noch eine besondere Hilfslosigkeit, da ist man noch abhängiger und halt angewiesener auf Leute, auf die man gerne verzichten würde.

Interviewerin: Das ist dann auch ungewohnt?

Rita: Waschen, Haare waschen oder sonstwas. Gerade weil du von den Leuten diese Mobilität erlernt hast, die dir das beigebracht haben, und im nächsten halben Jahr oder was weiß ich drei Monate, sind die dafür zuständig, dich davon abzuhalten, das zu machen, weil es dir danach dann besser geht. Das war schon so eine Super-Hilfslosigkeit, nicht nur dass ich kurzzeitig krank war, so mit Schnupfen und sogar Tage im Bett gelegen habe, sondern ich war dann ständig irgendwie abhängig. Ich hatte dann auch so einen komischen Rollstuhl-Treppenlift, der dann auch so waghalsig war, dass man eventuell zwei Stufen auf einmal runtergesprungen ist, weil die Bremsbacken nicht gehalten haben. Also das ist so ein Gerät mit Motor und Stäben, und der wird dann hinten in eine Vorrichtung am Rollstuhl eingehakt und dann fährst du rückwärts mit dem Gerät an die Treppe, der Helfer muss dann halt ein bisschen ziehen und führen, aber das Gerät fährt alleine hoch. Aber das war dann zu Hause, war das dann wieder, weil das eben eine Altbau Berliner Treppe war und durch diese Form der Treppen die Backen, die Bremsbacken nicht gehalten haben. Und dann bist du auf einmal zwei Stufen runter gesprungen und das war mit dem Gerät so, fast wie auf dem Flugzeug, wie auf der Flugzeugtreppe, die Wand kommt immer näher und du bist eigentlich an das Gerät und den Helfer gefesselt, auch wenn der Helfer sich gerade selbst nicht helfen kann, weil das Gerät macht, was es will. Sobald ich wieder mich alleine bewegen konnte, habe ich das Gerät wieder zurück gegeben, auch wenn es mir gehört hat. Aber das war eine Anschaffung, die war vielleicht schön, die musste auch sein, damit ich überhaupt Treppen überwinden konnte zu Hause, aber von solchen elektronischen Dingen, die unzuverlässig funktionieren, hab ich dann lieber Abstand genommen. Also dann mache ich mir lieber die Mühe und laufe fünf Minuten länger irgendwie alleine oder mit Hilfe die Treppe hoch, anstatt mich dieser Hilfslosigkeit dieses blöden Gerätes auszuliefern. Weil das war, das muss bestimmt komisch ausgesehen haben so eine halbschräge Treppe, dann der Rollstuhl, und dann hüpfte das Ding auch noch zwei Stufen auf einmal runter, da mußteste echt Kräfte

entwickeln, um das Gerät überhaupt entgegen zu steuern, weil ich weiß nicht wie das meine Helfer überhaupt geschafft haben. Ja, ich glaube Sie haben jetzt Ihre Sachen alle.

Interviewerin: Ja, Sie haben sehr viel erzählt, schön.

1410

Rita: Ja?

Interviewerin: Ja.

1415 Rita: Ja, hoffentlich auch das Richtige bzw. so, dass Sie damit auch was anfangen können.

Interviewerin: Auf jeden Fall.

Interview mit Sandra

Interviewerin: Sind Sie seit Ihrer Geburt behindert?

5

Sandra: Nee.

Interviewerin: Wie lange haben Sie denn die Behinderung jetzt?

Sandra: Also, wenn Sie nicht alles verstehen, dann müssen sie mich anrufen dann. Also mit 13 wurde das diagnostiziert, also ich hab so eine genetische Behinderung. Also, wie sagt man... Also, das ist in meinen Genen und das ist ja logischer Weise seit Geburt. Mit 13 oder 12 ist das ausgebrochen. Und denn ist es eben, weil das ja so eine progressive ist, ist es halt stetig schlimmer geworden.

10

15

Interviewerin: Was genau haben Sie?

Sandra: Eine Friedreich-Ataxie. Da ist das Kleinhirn, und das Kleinhirn ist doch für Motorik, Gleichgewicht. Und dann war's eben so, also angefangen hat das mit Gleichgewichtsstörungen so in den Beinen so ein bisschen und dann wurde es immer bisschen doller, und denn, wo ich 21 war oder so, dann musste ich dann so langsam meinen Rollstuhl nehmen. Und da war ich ja im Internat und danach bin ich ausgezogen, und denn musste ich ja arbeiten, dann musste man zum Arbeitsplatz. Und da habe ich dann den Rollstuhl genommen und denn immer mehr und immer mehr. Ja, und denn ist ja die Motorik, die ist ja überall, die ist ja in den Händen, in der Sprache.

20

25

Interviewerin: Also es sind alle Bereiche betroffen praktisch?

Sandra: Ja, und da es ja so eine fortschreitende ist, weiß ich jetzt nicht genau wohin das hinführt. Na und denn kann man noch einen Herzfehler kriegen, naja.

30

Interviewerin: Und wie alt sind Sie jetzt?

Sandra: 27.

35

Interviewerin: Und wenn Sie mal so zurückschauen auf die Jahre, die Sie jetzt mit Ihrer Behinderung leben, was würden Sie sagen sind so die größten Probleme im Umgang mit anderen Menschen?

Sandra: Na, die eigene Psyche.

40

Interviewerin: Bitte?

Sandra: Die eigene Psyche, wirklich. Also, man macht sich, also meiner Meinung nach, macht man sich selber Blockaden und selber verrückt. Hört sich jetzt gerade ein bisschen komisch an, ne? Also, ich merke das nämlich, wo ich angefangen habe, also wo ich angefangen habe mit der Behinderung (lächelt), nee so am Anfang, da habe ich immer gesagt, 'Also wenn ich in den Rollstuhl komme, dann ist es vorbei, dann will ich nicht mehr.' Und denn, ungefähr ein Jahr oder zwei Jahre, als ich denn im Rollstuhl drin saß, da habe ich denn gemerkt, na wenn ich gewusst hätte wie einfach das ist, also da war es für mich, da war das Lebensgefühl wieder anders. Und wenn so Leute gucken, sage ich immer, kleine Kinder und so, da war es für mich, zum Anfang war es für mich ziemlich doll schwer. Und denn, na und wenn man denn damit lernt irgendwie umzugehen, warum die gucken, weil Kinder zum Beispiel sind einfach nur neugierig, die wissen vieles nicht. Und Erwachsene sind vielleicht dumm. Und denn, wenn man für sich so den, das für sich so erklären kann oder was auch immer, dann sieht man das auch wieder anders und dann fühlt man sich auch wieder wohler. Also es geht immer ein bisschen von sich selber aus meiner Meinung nach. Und was Sie vorhin angesprochen haben mit den Barrieren in der Umgebung, also das redet man sich ja nicht ein. Da sind, die Sachen sind schon da, aber der Mensch ist ja auch ein Gewohnheitstier. Also das ist bei mir so, wenn ich weiß, da kommt jetzt vielleicht eine Straße mit Asphalt, dann kann ich mich zwar darüber ärgern, aber naja. Und das Schlimmste ist wirklich die Blockade im Kopf. Das man selber denkt, 'Mmh, die sind alle um mich herum böse', und denn nehme ich das auch so wahr.

65 Interviewerin: Also das ist viel eine Frage der Einstellung dann demnach?

Sandra: Ein bisschen, mhm. Weil viele Leute, kenn ich auch, weil ich leite auch ne Selbsthilfegruppe, ja und da ist es so, die gehen nicht raus, weil da irgendwie, weil sie Angst haben, blöde angeguckt zu werden. Aber ich denke mal, wenn die Leute von sich aus schon anders denken würden und rausgehen würden, dann wär irgendwann auch die Akzeptanz größer. Weil ist ja logisch, was die Leute nicht kennen, das wird eben komisch angeguckt. Das ist ja ganz normal. Ich weiß noch, wo ich klein war, und da habe ich auf einem Dorf gewohnt, da war eine Behinderte. Also man guckt da schon hin, weil es halt anders ist. Ist normal halt so. Ja.

75

Interviewerin: Wie ist das für Sie, wenn Sie angeguckt werden?

Sandra: Ja, kommt immer drauf an von welchen. Also von Kindern, was ich vorhin erzählt habe, das ist normal und bei älteren manchmal, da nicht. Wenn sie nicht aufhören zu gucken, dann finde ich es komisch. (lacht)

80

Interviewerin: Wie fühlen Sie sich da in solchen Situationen?

Sandra: Ja, ich weiß nicht, kommt drauf an, also man hat ja auch nicht immer die gleichen Tage, haben Sie ja auch nicht. Also wenn ich zum Beispiel ein bisschen genervt bin oder so, denn kann es passieren, dass ich genervt zurück gucke oder den dann blöde angucke. Wenn ich eh so eine Laune habe wie 'Hmm, ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr,' dann ist so etwas natürlich kränkend oder was auch immer. Und dann gibt es Tage, da geht es mir drei Meter am Arsch vorbei. Ja, das ist unterschiedlich.

85

Interviewerin: Sprechen Sie da auch mit anderen drüber über solche Erfahrungen oder wie gehen Sie dann damit um?

90

Sandra: Zu meinen Freunden oder mit fremden Leuten?

Interviewerin: Ja so mit Freunden oder so?

95

Sandra: Ja, bestimmt, logisch.

Interviewerin: Und hilft Ihnen das dann?

100

Sandra: Naja, ich habe ja gemixte Freunde. Also ich meine jetzt Freunde mit Behinderung und Freunde ohne. Und reden hilft immer. Ist ja egal über was. Also ich mache es jetzt nicht so zum Thema, aber wenn so bestimmte Sachen mich eben annerven, dann ist es natürlich einfacher, wenn man das so los wird und nicht immer für sich behält. Ja.

105

Interviewerin: Und haben Sie auch andere Situationen erlebt, dass Leute irgendwie blöde Sprüche gemacht haben oder so etwas in der Art?

Sandra: Ja, also was mir jetzt schnell mal einfällt davon, also jetzt hier (?) da ist halt so eine Stufe, da komm ich nicht rüber mit dem Rollstuhl, also fahr ich rum, auf der Straße lang. Und da hat eine Frau, die hat mich, also eigentlich hat sie bestimmt das nett gemeint, ich soll doch auf dem Gehweg, aber also, sie hat das in so einem blöden Ton gesagt, dass ich doch auf dem Gehweg fahren soll, dass ich denn zurück gesagt habe, „Naja, fahren Sie mal mit einem Rollstuhl, dann werden Sie sehen, dass das nicht so ein-

110

115 fach ist.“ Da hat sie sich wohl angegriffen gefühlt und denn, also es gibt immer Situatio-
nen, wo man denkt, shit. Oder ich komme mir auch regelmäßig blöd vor, wenn ich halt
irgendwelche Stufen halt nicht schaffe und denn eier ich da rum, das sind dann natür-
lich solche Sachen. Und denn, wenn man denn angeguckt wird oder wenn denn einer
was sagt, naja, das stärkt jetzt nicht unbedingt das Selbstbewusstsein, aber, naja...

120

Interviewerin: Haben Sie da jetzt eine bestimmte Situation vor Augen mit den Stufen,
können Sie das ein bisschen näher beschreiben?

Sandra: Nee, mir fällt immer der Greifswalder S-Bahnhof ein da. Da ist, halt die Rollifah-
125 rer, also wenn man da halt nicht laufen kann, da gibt es doch unten Treppen, da kann
man unten lang auf der Straße, und einmal ist eben über die Straße rüber, und da ist
dann quer und schief und, naja, das ist ganz schwer rüber zu kommen. Und wenn ich
denn, da stelle ich mich immer regelmäßig blöd an. Und da stehen zig Autos und, naja,
das ist schon peinlich. Oder denn, also ich weiß jetzt nicht, ob Sie nur auf die Behinde-
130 rung eingehen, dieses mit dem Rollstuhl, weil da ist ja auch noch das mit der Sprache.
Soll ich da auch was erzählen, ein Beispiel?

Interviewerin: Ja, klar.

135 Sandra: Also, das ist immer so, dadurch weil das ja ziemlich verwaschen ist, ich bin jetzt
nicht blöd oder angetrunken, das ist einfach so. Und denn rufe ich irgendwo an. Also
erstmal habe ich schon manchmal schon ganz schönes Herzpuckern, bevor ich über-
haupt irgendwo anrufe. Weil das ist halt ab und zu so, oder war zum Beispiel schon kon-
kret so, dann rufe ich irgendwo an und dann sagt die Frau zu mir, „Kann es sein, dass
140 Sie besoffen sind oder betrunken?“ Und da habe ich gesagt „Kann es sein, dass ich be-
hindert bin?“ Und dann war gut. Aber ich bin halt auch nicht immer gleich so ratze fix,
ich hab auch manchmal von daher schon noch n bißchen Angst. Das sind immer so Sa-
chen, wo man sich anstrengen kann. Also wenn zum Beispiel einer von Geburt an behin-
dert ist, dann kann man damit meiner Meinung nach anders mit umgehen. Und zum Bei-
spiel bei so einer progressiven ist es so, man muss ja immer Stück für Stück was Neues
145 dazulernen. Und wenn jetzt die Sprache für immer betroffen ist, und ich merk das halt,
Sprache ist halt wichtig, finde ich, das ist bald wichtiger als wie dieses Rolli-Ding. Weil
den Rolli, den sieht jeder, und da sagt jeder 'Ah, na klar', also das hat meiner Meinung
schon eine größere Akzeptanz in der Gesellschaft. Das ist andere ist halt noch ein biss-
150 chen, naja, schwer.

Interviewerin: Das heißt, würden Sie sagen, dass die Sprache dann was ist, was mehr so

das hemmt, dass man mit anderen so in Kontakt kommt, und der Rollstuhl nicht so?

Sandra: Wenn ich ehrlich bin, ich habe da nicht so große Probleme, mit dem Kontakt. 155

Interviewerin: Weil Sie gerade sagten mit dem Telefonieren, daß Sie manchmal vorher so n bißchen Bammel haben.

Sandra: Ja, solche Sachen schon. Ja. Aber das sind, ich will ja jetzt nicht mit Leuten, mit Ämtern, na ja doch, muss ich in Kontakt treten, ja stimmt schon. Ok, fragen Sie mal weiter. 160

Interviewerin: Bei der Befragung, die ich mit den Fragebögen gemacht habe, haben auch manche angegeben, dass ihnen manchmal so Hilfe aufgedrängt wird, oder dass das mit der Hilfe offenbar ein großes Problem ist, weil die anderen, die Nicht-Behinderten sozusagen, nie so richtig wissen. Manchmal treten sie einem zu nahe damit, weil sie einem Hilfe aufdrängen, die gar nicht gewollt ist, und manchmal ist es so, dass sie einem in Situationen, wo man offensichtlich Hilfe braucht, nicht helfen. Haben Sie damit auch schon mal Erfahrungen gemacht, dass das so ein schwieriges Thema ist? 165 170

Sandra: Na ist aber normal. Also erstmal, wie sie es sagen, und die anderen ringsherum, die haben ja auch manchmal mit irgendwelchen Gefühlen, und die wissen halt auch nicht immer, was richtig ist und was falsch ist und manche, also ich habe schon mit vielen gesprochen, und manche nehmen sich mit Absicht zurück, weil sie Angst haben, was falsch zu machen, oder weil sie denken, der Mensch mit der Behinderung, der kann ja auch was sagen. Also was ja auch richtig ist, weil ich kann mich ja äußern. Aber wie gesagt, oder dass Leute einem Hilfe aufdrücken, das kenne ich auch, ich glaube das kennt jeder so. Aber da kann man auch nein sagen, wenn man nicht will, man muss ja nicht alles mit sich machen lassen. Also zum Beispiel hat mir wirklich, ich habe früher, das habe ich mal irgendwann gehört und dachte, so ein Quatsch, da hat mal so einer erzählt, ein Blinder, der wurde einfach über die Straße geführt. Und da dachte ich, so ein Quatsch, aber bei mir war das auch mal so. Also die haben mich einfach über die Straße geschoben, und ich, „Nee, stopp mal.“ 175 180

185

Interviewerin: Können sie das mal genauer beschreiben was da passiert ist?

Sandra: Ach das weiß ich nicht mehr, das ist schon ein bisschen her. Weiß ich nicht, ich stand da und, ich glaube, ich habe gewartet, und dann bumm, rüber. Und denn war es wiederum andererseits so, da war Winter und da hatte ich den anderen Rollstuhl noch 190

da und der hatte kein Gummi hier dran und denn sind meine Finger bald eingefroren. Und denn dachte ich auch, und jetzt hilft mir keiner, und denn dachte ich so, nee aber die anderen Leute ringsherum, die können ja auch nicht Gedanken lesen, also da musste ich schon irgendwas sagen, wenn ich was will, weil es gibt schon ziemlich viel Leute die
195 helfen würden wollen und sich aber nicht trauen. Und denn zum Beispiel ist es ja auch so, ich kenne Leute, die haben richtig gesagt, die trauen sich auch gar nicht, irgendwie jemandem Hilfe anzubieten, weil sie denken, der ärgert sich dann also. Und das stimmt auch. Also je länger ich im Rollstuhl sitze, merke ich denn selber, dass mein Denken auch anders wird. Also zum Anfang dachte ich auch irgendwie, na hilf mir mal, wenn ich
200 hier ganz traurig gucke, dann könnt ihr mir ruhig helfen. Und denn hat man Tage, da will man gar nicht geholfen werden, also ist es schon gut, wenn man seinen Mund benutzt. Und da wiederum kommt die andere Blockade mit diesem Sprechen dazu. Also wenn ich jemanden ansprechen will und ich muss mich dreimal wiederholen, weil der andere hat mich nicht verstanden. Aber naja, dann lächelt man freundlich, und dann
205 geht es schon. Ja.

Interviewerin: Wie fühlen Sie sich dabei dann?

Sandra: Mit dem Sprechen und die Leute verstehen mich nicht? Ist genauso wie vorhin
210 was ich erzählt habe, daß ich Tage hab, wo es ok ist, weil ich kann es ja alles erklären. Und ich kann es auch verstehen, wie Leute ringsherum sich fühlen, also, weil ich bin ja hier jetzt nicht der Mittelpunkt der Welt. (lacht)

Interviewerin: Bei dem Fragebogen haben auch viele geantwortet, dass Sie sich
215 manchmal so wie so ein Mensch zweiter Klasse fühlen. Können Sie damit auch was anfangen?

Sandra: Das sind die typischen Aussagen... zweiter Klasse.

220 Interviewerin: Also können Sie sich vorstellen, was damit gemeint ist? Kennen Sie das Gefühl auch, oder eher nicht so?

Sandra: Ja, aber man kann da sich wirklich selber rein bugsieren, jetzt ohne Scheiß. Weil zum Beispiel, wenn ich mit meinen Freunden zusammen bin, die halt nicht behindert
225 sind, denn, weiß ich nicht, da merkt man doch, so wenn die einen so nehmen wie man ist und denn, also man ist ja so, man ist ja nicht böswillig so, man ist halt so. Und denn, wenn man locker damit umgeht und so, also meiner Meinung nicht so. Also ich fühl mich manchmal natürlich doch, wenn ich irgendwo sitze, und da ist jemand so alt wie ich oder

jünger, und wir haben alle gefrühstückt, und meine Freunde ohne Behinderung oder wer auch immer, die decken den Tisch ab, und ich sitze daneben. Da fühle ich mich schon wie zweiter Klasse, weil ich denke, 'Mhm, ich würde jetzt auch gerne was tun und kann es aber nicht, oder muss mir mein Trinken eingießen lassen.' Also dann fühlt man sich wie zweiter Klasse, weil man mehr will als man kann, aber wie gesagt, man kann sich da selber rein versetzen. Das ist ja auch ganz oft so, dass Menschen mit Behinderung sich untereinander wohler fühlen oder so, weil sie da, weil wir da – wir (lacht) – unter uns sind, und da hat jeder so seine Macke, ja. Und denn den Zug wieder anders und warum, also sie sind ja Psychologin, das ist einfach so, ja, man baut sich selber eine Blockade im Kopf. Also machen ganz viele selbst, und die aushalten, die gegenwehren, da muss man aufpassen. Also ich weiß nicht, ich will jetzt Ihr Konzept nicht durcheinander bringen. (lacht)

Interviewerin: Nee, das ist ganz ok. Ich habe mich gerade gefragt, wie das dann ist so mit diesen Barrieren im Alltag, also wenn man dann, weiß ich nicht, irgendwo nicht reinkommt, sind irgendwie Treppen oder andere Hindernisse, ob das vielleicht auch ein Grund sein kann, warum sich manche so fühlen. Dass sie einfach das Gefühl haben, die denken gar nicht an uns, wenn die was bauen.

Sandra: Also erstmal ist es schon immer mehr so, dass die so bauen müssen. Das ist ja glaub ich im Gesetz verankert, ne, weiß ich nicht. Also zum Beispiel in Kneipen müssen Rolli-Toiletten sein, natürlich denken die nicht an uns, da fühlt man sich ein bisschen blöd. Also zum Beispiel das letzte Mal in einem Club, und logischerweise wenn man da in den ersten Stock will, ist da kein Fahrstuhl. Ja, und da hat meine Freundin, die hat mich dann hochgetragen. (lacht) Und dann geht es schon wieder, sag ich ja, und da fühlt man sich schon... Und man kann zum Beispiel nicht tanzen gehen. Wenn man tanzen gehen will, dann ist man ja wieder hintendran, also wieder zweiter Klasse. Und dann kann man nicht so flirten, wie man flirten will, das ist das, was sie vorhin meinten so mit Frau/Mann, die werden so nicht gesehen. Also das sind immer Sachen, man kann es eben nicht ausspielen oder ausreizen, was man kann. Aber ja, also man muss das halt so sehen, wie es ist. (lacht)

Interviewerin: Also das ist es demnach schon so ein Stück weit so ne Einschränkung, würden Sie das so nennen, oder...

Sandra: Wie Einschränkung?

Interviewerin: Na, weil Sie gerade sagen, man kann nicht so wie man will halt.

Sandra: Ja klar, das ist eine Einschränkung. Das ist aber... Na, ich finde das schwer, für jeden Menschen auf der Welt alles optimal zu machen. Das wird es nicht geben. Und denn muss man meiner Meinung nach schon ein bisschen mit dran arbeiten, dass nicht
270 immer die anderen Schuld sind, also 'Die anderen sind böse und die denken nicht an mich und die sind alle schlecht', sondern man muss selber auch ein bisschen gucken, dass man so zurecht kommt. Weiß ich nicht. Also für mich selber, also ich fühl mich wirklich manchmal unsicher, oder wenn ich da hochgetragen werde und jeder guckt in so nem Club, weil da wird eine mit nem Rollstuhl oder sowas, warum wird sie da jetzt ge-
275 tragen. Also das sind immer so Sachen, aber wie gesagt, da muss man selber sich im Kopf so eine Stärke aufbauen und denn, ja.

Interviewerin: Wie war das für Sie, diese Situation in dem Club, wo die Freundin sie dann die Treppe hochgetragen hat?

280

Sandra: Weiß ich nicht, das regt mich auf. Also ich kenne das schon, sag ich ja, man muss im Kopf damit lernen umzugehen.

Interviewerin: Gibt's da irgendwas, was Sie sich dann sagen in der Situation? Das hört sich jetzt gerade so ein bißchen so an, wenn Sie sagen, man muss im Kopf lernen damit umzugehen. Als hätten Sie irgendwas, was Sie sich dann so...

285

Sandra: Ja, zum Anfang glaube ich war das... Und Freunde und so, die sind ja eh ziemlich fit, wenn ich da hochgetragen werde und denke 'Oh Mann, ist das Scheiße', und
290 meine Freundin sagt denn zum Beispiel, na weiß ich nicht, die redet mir halt Mut zu und warum, wieso, weshalb. Also wenn du merkst erstmal, da ist jemand auf deiner Seite, ach ich weiß nicht mehr, das ist schon so lange her, weil ich schon ziemlich oft getragen werde, wo ich denke, hmm. Ja, zum Beispiel ist das auch mit dem Jan, fällt mir gerade ein, die wohnen ja alle weit, die sind ja alle Läufer, sage ich, von denen ich jetzt rede,
295 und die wohnen zum Beispiel im Altbau, im vierten Stock oder so, und dann müssen wir hoch. Und eine Freundin von mir, die ist ja halt so dünn, so groß, und naja, das ärgert mich, dass ich die nicht immer besuchen kann. Nur wenn ihr Freund da ist zum Beispiel. Und das sind solche Sachen, da fällt man außen raus. Aber das sind dann auch solche Sachen, das ist so. Ja.

300

Interviewerin: Also man kann dann nicht so spontan sein, muss dann immer darauf gucken, dass da jemand ist, der einen tragen kann und so?

Sandra: Darf ich mal kurz noch was fragen, mit Ihrem Fragebogen. Haben Sie da nur

- Menschen mit Behinderungen genommen, die körperlich behindert sind? 305
- Interviewerin: Ja.
- Sandra: Ach so, gut. Ok. Ja, mir fällt gerade ein mit der Epilepsie und blind und bla und so, aber na gut. 310
- Interviewerin: Die habe ich nicht mit befragt. Das wär zu viel geworden.
- Sandra: Ja, das würde ja den Rahmen sprengen. 315
- Interviewerin: Ja.
- Sandra: Ok.
- Interviewerin: Wie sieht es denn aus so mit, so im Arbeitsleben? 320
- Sandra: Ich nehm mal nen Schluck, ja? (trinkt)
- Interviewerin: Ja, hatten Sie schonmal berufliche Nachteile aufgrund Ihrer Behinderung? Oder dass Sie überhaupt Schwierigkeiten hatten irgendwie... 325
- Sandra: Ganz ehrlich, ich glaube ich hatte nur Vorteile. (kichert) Weil, also ich hatte damals zum Beispiel, als ich meine Ausbildung gemacht habe, wollte ich eigentlich also den ersten Arbeitsmarkt oder wie man auch immer sagt, und denn war ich hier in Berlin im Berufsbildungswerk in Britz. Meine Mutter hat gesagt, ich sollte es mir angucken, und ich wollte nicht, na jedenfalls im Endeffekt hab ich dann doch da angefangen. Und das war, erstmal war es eine gute Erfahrung für mich, weil ich hatte vorher, ich dachte immer, ich bin der einzige Mensch, der irgendwie behindert ist oder was auch immer, und denn bin ich da hin gekommen und da habe ich dann drei Jahre liebe, nette Menschen kennen gelernt, die selbst eine Behinderung hatten. Und wir hatten ja nicht die gleiche, also jeder, und da habe ich erstmal gesehen, was es alles gibt auf der Welt so. Und das war ziemlich wichtig. Dann war die Ausbildung zu Ende, und denn bin ich nämlich, durch meine Behinderung, an so eine Arbeit rangekommen im, das war nur zur Datenerfasserin zwar nur, aber das war eben durch die Behinderung war das. Also beim Arbeitsamt, da gibt man ja an, so und so Behinderung, und denn wurden glaube ich, ich weiß es nicht mehr genau wie es läuft, schon ein bißchen länger her, wurde ich eben angeschrieben und denn in dem Umkreis da waren, also bezugsmäßig dann da hingefah-

ren, da waren eben so und so viele Behinderte, was auch immer, und davon haben sich
so und so viele vorgestellt, ja, und denn bin ich da rangekommen. Und das war ein Vor-
345 teil, sage ich mal, und denn habe ich da aufgehört und dann habe ich ja angefangen zu
studieren und dann mein Abi, und wenn du denn noch behindert bist, dann kriegste
noch diesen Härtefall. Und wenn du über den Härtefall reinkommst, also ich war mit
meinen Zensuren, also mit dem NC was da war, da wär ich da nicht reingekommen,
glaub ich, da war ich zu schlecht. Aber da hatte ich auch wieder einen Vorteil. Ja genau.

350

Interviewerin: Was studieren Sie denn?

Sandra: Rehabilitationspädagogik auf Körperbehinderte und Sprachbehinderte.

355 Interviewerin: Und wo hier in Berlin?

Sandra: An der Humboldt.

Interviewerin: Sie haben ja vorhin erzählt, dass es schon mal vorgekommen ist, dass Sie
360 dann, mit dieser Frau zum Beispiel, die sie so komisch angesprochen hat, Sie sollen
nicht auf dem Bürgersteig fahren. Hat's denn noch mal andere Situationen gegeben, wo
Leute unfreundlich zu Ihnen waren oder vielleicht auch irgendwie Ihnen körperlich zu
nahe getreten sind? Also dass Sie irgendwie bedroht wurden oder Gewalt erfahren ha-
ben?

365

Sandra: Nee, ich zum Glück noch nicht. Aber ooh, da wüßt ich auch nicht genau... Aber
also jetzt wenn du im Rollstuhl sitzt, ist es dann ganz oft so, dass man eben nicht auf die
Bürgersteige zum Beispiel fahren kann. Und denn im Winter, wo es dunkel ist, die Stra-
ße lang, man kann selber gucken und selber denken und wenn man ein Auto sieht, dann
370 kann man zur Seite fahren, aber die Leute, ich weiß nicht, ob sie einem das nicht zutrau-
en oder was auch immer, die meckern denn halt. Aber wie gesagt, die meinen es viel-
leicht auch nicht schlecht. Und ganz früher war es immer, wo ich noch nicht einen Roll-
stuhl hatte und halt aussah wie ein Superbetrunkenener, da kam auch ab und zu irgend et-
was. Aber also handgreiflich oder sonstwas ist noch keiner geworden. Bei anderen Leu-
375 ten? Das würde mich ja mal interessieren. Wurden bei Ihnen da Leute...

Interviewerin: Nee, also ganz selten mal, dass Leute irgendwie sowas erlebt haben, dass
sie irgendwie so bedrängt wurden oder bedroht oder so, und Schlimmeres auch nicht,
zum Glück.

Sandra: Ja, also manchmal, da sieht man ganz böse und gruselige Typen und da denkt man, 'Oh mein Gott jetzt gleich', weil... Aber... 380

Interviewerin: Und sagen die dann was?

Sandra: Bis jetzt noch nicht, weil das sind meist, also die Leute, die was sagen, das sind wirklich, entweder sind das Leute, die können nicht denken, also großräumig. Ooder zum Beispiel die ganzen, die auf Nazis machen oder sonstwas, vor solchen Leuten hatte ich früher mal Angst, weil Ausländer, Behinderte und so weiter. Und denn habe ich gedacht, irgendwann weiß man, da steckt nicht viel hinter. Aber ich weiß nicht, ich will das auch nicht zu laut sagen, nicht dass ich demnächst einen auf die Mütze kriege. Aber ich habe schon ganz oft gemerkt, dass gerade böse Jungs oder so, dass die eigentlich, wenn man sie direkt anspricht, dass die eigentlich ganz lieb und zahm und friedlich sind. Also wenn man Hilfe fordert von Leuten, wo man das niemals denken würde, die machen das denn auch manchmal, warum auch nicht. 390

395

Interviewerin: Das haben Sie schon ausprobiert?

Sandra: Ja.

Interviewerin: Das ist ja dann ganz schön mutig. 400

Sandra: Ja, manchmal denke ich mir, man muss genau das machen, wovor man Angst hat. Also manchmal, da trau ich's mich auch nicht, aber manchmal denke ich, 'Aber jetzt gerade'. 405

405

Interviewerin: Und das ist dann ein gutes Gefühl hinterher, wenn es geklappt hat.

Sandra: Ja, hinterher schon. Ja, ist ja logisch.

Interviewerin: Sie haben vorhin gesagt, reden hilft immer. Gibt es auch Situationen wo es nicht hilft? 410

Sandra: Hmm...

Interviewerin: Ist Ihnen schon mal irgendwas besonders Blödes passiert, wo es auch nicht geholfen hat zu reden, oder... 415

Sandra: Nee, es gibt Momente, wo man denkt da redet man lieber nicht drüber.

Interviewerin: Was sind das für Momente?

420

Sandra: Ja, weiß ich nicht, das sind jetzt nicht so behinderungsspezifische, das geht ja in alle Richtungen, das werden Sie selber ja auch kennen, oder? Ich weiß das nicht. Ja, ich weiß nur, zum Beispiel, wo ich kleiner war und denn nicht drüber geredet habe, zum Beispiel über Sachen wo ich Angst hatte vor oder so, dass die dann, die stauen sich eben auf, das ist schlecht. Sollte man nicht tun. Oder zum Beispiel letztes Wochenende, da hatte ich mal so'n... Ja, ich weiß nicht, da ging es mir ganz schlecht, weil es eben alles zu viel wurde. Also man muss gucken, wo die Belastungsgrenze ist, wo man, ja man... Weiß ich auch nicht. Und denn ist es so mit dem reden, also von meinem Partner habe ich mich jetzt endlich mal getrennt so ungefähr, und da merkt man, wenn der weg ist so, was so Trennung doch ausmacht. Weil man kann so seinen ganzen Müll so abladen auf wen auch immer, auf seinen Partner oder so, naja und wenn da hat man schon Freunde wo man vereinzelt mal was erzählt und die hören auch zu, sonst wären sie ja nicht meine Freunde und andersrum, aber ja... Alles kann man ja auch nicht erzählen.

425

430

435

Interviewerin: Das heißt da gibt es dann bestimmte Sachen, die dann ungesagt bleiben, wo Sie dann selber mit umgehen,

440

445

Sandra: Ja, aber ich habe viel, also ich quatsche eine Menge, also ich erzähl viel, muß ich auch sagen. Und eigentlich ist es ganz gut so. Also früher zum Beispiel hätte ich so Sachen, die hätte ich in mich reingefressen, so das wenn mich jemand blöd anmacht und hätte mir wehgetan, und denn aber, nee, warum denn? Also wenn irgendwas passiert, dann kann ich's irgendwem erzählen, und denn es hilft auch noch zum selber drüber nachdenken. Die Leute erzählen dann nochmal die Sicht, eventuell wie der andere das gemeint hat, oder dass man das gar nicht so sehen muss, wie es war. Ja, übers Reden, da kommt man schon auf viele Sachen, finde ich immer, als wenn man das alles so in sich reinfrisst.

Interviewerin: Also nochmal so andere Denkanstöße auch dann.

450

Sandra: Mhm, ja, das habe ich ganz oft mir anhören müssen, gerade zum Anfang hab ich mich ziemlich doll gewundert, wenn ich immer dachte 'die Bösen, die Bösen, die Bösen', was ich vorhin mal erzählt habe. Und denn erzählt man das so, sage ich mal, zum Beispiel Freunden, die keine Behinderung haben, und die erzählen das denn aus ihrer Sicht. Also zum Beispiel jetzt warum sie vielleicht keinen ansprechen, der ihnen gegen-

über auch ein Behinderter ist und irgendwie offensichtlich Schwierigkeiten hat, dann 455
können sie ja mal fragen, aber der muss denen ja schon selber. Also wie gesagt, man
hört ja auch von Freunden oder so eine andere Seite, und das ist auch nicht immer
schlecht. Und ich habe schon oftmals auch erlebt, hier fällt mir gerade ein wegen den
Leuten, die einem Hilfe aufdrängeln oder nicht, dass es auch ganz viele gibt, die fragen
ganz höflich, ob sie einem helfen sollen oder nicht. Oder *dürfen*, das finde ich immer 460
toll, ob sie schieben dürfen, das finde ich ganz toll. (lacht)

Interviewerin: Da freuen Sie sich dann, wenn die so aufmerksam sind.

Sandra: Ja, und denn sagen *dürfen* und nicht einfach ran da und rüber und juppi. 465

Interviewerin: Ist ja auch ein Zeichen von Respekt dann Ihnen gegenüber.

Sandra: Genau, ja genau das fehlt schon ein bisschen der Respekt manchmal, dieses 'Ich 470
bin gleichwertig wie du, ich bin nur anders', das fehlt so oft. Das ist vielleicht auch mit
der zweiten Klasse gemeint, dass man... zum Beispiel jetzt als Rollstuhlfahrer ist man ja
eh schon nur noch die Hälfte.

Interviewerin: Von der Höhe jetzt?

Sandra: (lacht) Ja. Und denn ist es so... Na weiß ich auch nicht, also da kommt man sich 475
eh schon anders vor und denn, dadurch dass man viele Sachen halt so nicht leisten kann
wie der andere, was ich vorhin erzählt habe mit dem Tisch abräumen oder sonstwas,
also und dann sind ganz oft so Situationen wo ich denke, hmm. Und denn wiederum sind
die Freunde aber da, wo man denn – ich glaube ich wiederhole mich andauernd, das ist 480
ja ganz schön doof.

Interviewerin: Erzählen Sie ruhig weiter.

Sandra: Manchen Sie jetzt mal weiter, nee... 485

Interviewerin: Sie hatten gerade davon gesprochen mit dem Respekt, dass das 490
manchmal fehlt, und es würde mich interessieren, was das so genau für Situationen
sind, wo Sie das Gefühl haben, dass der Respekt fehlt.

Sandra: Ja, der Respekt, weiß ich auch nicht, aber dieses daß der Gegenüber, also ich
jetzt in dem Fall, sagen wir mal vielleicht genauso alt bin oder jünger oder älter oder

was auch immer. Also bei mir ist ja, ich sehe ja eh schon noch jünger aus also wie ich eigentlich bin und denn durch die Behinderung habe ich so manchmal noch, wird das so...
495 erschwert wird, wie man sagen kann. Also wenn die Leute, also viele behandeln einen noch wie ein kleineres Kind. Ja, und da fehlt der Respekt manchmal, also z.B. auf Ämtern oder so. Also mittlerweile auch nicht mehr ganz so, weil ich glaube, da wird schon eine Menge getan, dass die Leute aufgeklärter sind und so, aber manchmal ist das schon ziemlich doll. Also wie gesagt, ich kann selber drüber schmunzeln manchmal, aber jetzt
500 hier so Plumpes von manchen Leuten, daß ich denke, alles klar, aber...

Interviewerin: Was machen die denn, wenn die Sie wie ein Kind behandeln? Heißt das, dass die Sie duzen, oder wie macht sich das bemerkbar?

505 Sandra: Nee, ich weiß nicht, ich kann nicht, naja...

Interviewerin: Woran merken Sie das?

Sandra: Na, dieses ganze Rumgelaber, ja die reden so mit einem so.
510

Interviewerin: So wie man mit einem Kind spricht.

Sandra: Na so ungefähr, oder... Ja, oder zum Beispiel wenn ich mit einer Freundin unterwegs bin, die nicht behindert ist, dann, na das haben Sie bestimmt auch schon oft gehört, dann wird eben von unerfahrenen Leuten mir gegenüber auf einmal mit der anderen Person weiter gesprochen. Also als ob ich da, da fehlt der Respekt, daß ich da nicht gleichwertig bin. Und ich hab gute Freunde, die sagen denn „Sie wollte was“, oder so. Und denn ist es schon ok, also wenn die Leute denn irgendwie, aber man muss ja auch den Leuten Anstoß erst geben, also... Vielleicht sind wir da auch noch nicht so weit,
515 weiß nicht, aber man sollte sich nicht zurück ziehen. Also ich selber merk das ja auch manchmal, ich ziehe mich zurück aus einer Situation und denk, 'Lass die mal reden mit ihr, und ich will jetzt gar nicht weiter' und bla, und denn, da sollte man öfters denn einfach selbstbewusst sein und sagen, 'Hallo'. Ich kenn zum Beispiel eine Freundin, die ist Spastikerin, und die geht mit ihrem Freund zum Amt, die ist überhaupt nicht doof, aber
520 die hat auch so laufen und sprechen kann sie ja ganz schlimm, und denn wollen die Leute halt nicht mit ihr reden, das ist eine Frechheit. Also da fehlt schon der Respekt, aber kann man auch schon verstehen. Also bei mir ist das nämlich selbst, andersrum ist es ja so, wenn ich selbst behindert bin und ich rede mit... Also zum Beispiel damals, ich hab mal in einer WG gewohnt für Körperbehinderte, und da war, einer war auch ein
525 Spastiker. Und unter uns war ein Wohnheim, und da war auch ein Spastiker, und der ist
530

besser gelaufen als der Stefan, der bei mir gewohnt hat, aber der war eben geistig behindert. Und das weiß man, in vielen Fällen kann man gar nicht wissen, ist der gegenüber mit der und der Behinderung, ist der jetzt geistig auch irgendwie oder nicht, weil das steht nicht auf der Stirn geschrieben, so: 'Ich rede scheiße, ich bin aber nicht geistig behindert' oder so. Und von daher, da muss man auch ein bisschen als Behinderter anfangen zu denken. Kann man nicht, ja... 535

Interviewerin: Sie sagten gerade, man darf sich da nicht zurückziehen, und man soll dann auch mal den Mund aufmachen und selbstbewusst sein. Das haben Sie ja jetzt immer wieder angesprochen, dass immer so diese Gefahr besteht, dass man sich zurückzieht, aber man sollte eigentlich rausgehen und sich was trauen und so. Ich habe so ein bisschen den Eindruck, also für mich hört sich das ziemlich anstrengend an. Als wär das immer so'n... 540

Sandra: Das ist auch anstrengend. 545

Interviewerin: ... so ein Ankämpfen gegen dieses Sich-Zurückziehen und immer wieder sich selber sagen: „Selbstbewusst sein! Rausgehen!“

Sandra: Ja. Kann sein, das kann sein. Aber das weiß ich nicht... 550

Interviewerin: Ist nur so ein Eindruck, den ich jetzt habe, also Sie können mir da gerne widersprechen, wenn es nicht stimmt.

Sandra: (nachdenklich) Da habe ich mir noch keine Gedanken drüber gemacht. Das stimmt, ok. Und was soll ich dazu sagen? (lacht) 555

Interviewerin: Nee, das war nur so, das wollte ich Ihnen nur mal so zurückgeben, dass ich so diesen Eindruck hatte, dass es irgendwie immer so ein... na ja, 'Kampf' ist vielleicht ein zu starkes Wort, aber, ja so eine innere Auseinandersetzung ist... 560

Sandra: Ja, ist halt...

Interviewerin: ... mit diesen zwei Tendenzen. Einmal so sich zurückziehen und das andere so, 'Nein, ich lasse mir das nicht gefallen.' 565

Sandra: Ja, das ist natürlich ganz oft so, dass, also jetzt mit dem Kampf und so, dass Leute jetzt, sage ich mal, einkaufen gehen können ohne sich einen Kopf zu machen so. Und

570 wenn ich einkaufe dann muss ich vielleicht die Leute anlächeln, weil und sowas ist natürlich immer anstrengend. Oder dass ich nicht einfach irgendwas machen kann, weil ich weiß, zum Beispiel wenn ich einkaufen gehe und das steht ganz oben auf dem Regal, dann muss ich jemanden ansprechen, und ich habe nicht immer Lust da drauf. Und sowas ist natürlich anstrengend. Also ja, das stimmt.

575 Interviewerin: Also dass Sie da manchmal Sachen machen müssen, die eigentlich, wo Sie keine Lust drauf haben, und dass Sie dann so ein bisschen über Ihren Schatten springen müssen.

580 Sandra: Genau. Ja. Ja. Man muss, das stimmt schon. Zum Beispiel irgendwie ständig lächeln und freundlich sein, das ist immer schwer. Das geht mir ganz schön auf den Sack, muss ich sagen. Naja.

Interviewerin: Aber trotzdem haben Sie das Gefühl, Sie müssen das machen, oder...

585 Sandra: Ja. (lacht) Nee, ich weiß es nicht.

Interviewerin: Also gegenüber den Nicht-Behinderten nett und freundlich sein, oder...

590 Sandra: Na, nicht immer, aber wenn ich was will. Weil, logischerweise, man kann nicht zu jemandem unfreundlich sein und was verlangen, das ist ganz oft so. Und da ist wieder die Gefahr, dass man auf Hilfe mehr angewiesen ist und deswegen öfters freundlich sein muss, obwohl man es nicht will. Ja... Ach ich weiß es nicht, also ich wurde so erzogen, als ich noch nicht behindert war, dass ich immer freundlich sein muss zu allen Leuten ringsherum, und das hat mir früher schon manchmal, fand ich's doof, wenn du, wenn
595 man... Also es liegt ja nicht unbedingt nur an der Behinderung, also manche Leute müssen noch schlimmer freundlich sein, weil sie irgendwie so einen Knall weg haben, ich weiß es nicht, also... Ich weiß es nicht.

600 Interviewerin: Also fast so als könnte man sich das nicht erlauben, wenn man eine Behinderung hat, auch mal unfreundlich zu sein.

605 Sandra: Ja, also zumindest wird man da angepöbelt. Also man, es gibt ja auch sage ich mal Behinderungen, ein Querschnitt, der hat ein Auto, der kommt von A nach B, der macht das und das, und der hat vielleicht jemand, der für ihn einkauft, der ist nicht so drauf angewiesen als wenn der jetzt mit der BVG fahren würde und nebenbei noch schnell was einkauft und so. Also es kommt immer drauf an wie und wann. Oder wenn

man nur humpelt. Ja.

Interviewerin: Wie klappt das denn mit der BVG? Sind Sie viel unterwegs mit öffentlichen Verkehrsmitteln? 610

Sandra: Ja. Also erstmal ist es so, man lernt ja, also als Rollifahrer jetzt sage ich mal zum Beispiel, lerne ich ja, oder hab ja jetzt für mich im Kopf, wo sind welche Fahrstühle. Das hat ja nun mal nicht jeder. Oder wo fährt ne Niederflurtram hier im Osten oder, ja. Und denn ist natürlich, da muss man immer lernen, weil ich weiß noch, als ich keinen Rolli hatte, als ich denn frisch einen Rolli hatte musste ich ja auch lernen, wie man mit der U-Bahn fährt. Also da stellt man sich an den ersten Waggon, dann wird man rein, und dann kommt auch wieder das, dass man freundlich sein muss. Also der Schaffner vorne, ich weiß nicht, ob Sie das kennen, der kommt denn raus, fährt einen rein, dann sagt man, wo man hin will oder wo man raus will, und dann holt er einen wieder raus. Und dass man ständig so mit fremden Leuten kommt man so in Kontakt, oder muss man, und dann muss man freundlich sein oder muss man eine gute Aussprache haben, sonst kommt man sich blöde vor. Na, das ist ständig so, aber andersrum hat es auch wieder Vorteile, weil andere Leute sagen zu dir, zu mir, „Ey weißte, die rennen immer so blind durch die Welt und müssen ja nicht irgendwie Kontakt“, und na ich muss ständig. Aber vielleicht hat es auch Vorteile, weil weiß ich nicht, da fühlt man sich nicht so alleine. Das kann ja auch sein, ich weiß das nicht, hat alles Vor- und Nachteile. 615
620
625

Interviewerin: Also einerseits ist irgendwie so ein Druck da, dass man immer, also freundlich zu sein, weil man eben was von den anderen möchte, aber auf der anderen Seite hat es auch Vorteile, weil man mit Leuten ins Gespräch kommt, was man sonst vielleicht nicht so hätte. 630

Sandra: Ja. Und denn mit BVG, soll ich weiter? 635

Interviewerin: Ja. Haben Sie mal was ganz Blödes erlebt vielleicht, was Ihnen noch so im Kopf ist?

Sandra: Ja, einmal bin ich, da ist mein der Rollstuhl nach hinten geplumpst, da bin ich umgefallen in der S-Bahn. 640

Interviewerin: Mhm, wie ist das passiert?

Sandra: Also das ist so wenn, nee, der Bordstein ist es nicht, die Bahnkante, na ich weiß

645 nicht, wo er ranfährt, also die war eben weiter unten, und ich bin rückwärts rausgefahren und habe vergessen mich vorzulehnen, weil ich dachte, der Übergang ist gleich. Und dadurch mein Rucksack hinten gezogen und denn habe ich einen Looping gemacht so ungefähr, das ist aber auch ok, weil gleich ganz viele Leute kommen. Aber da steht man immer so im Mittelpunkt, das ist normal. Oder bei der Tram ist mir das gleiche mal passiert. Oder dass ich zwischen den Dingen da im Bahnsteig und S-Bahnhof stecke, meine Vorderräder oder was auch immer. Also es passiert eine Menge. Oder wenn man in die U-Bahn kommt, dass, da ist man das Highlight. Ja also ständig irgendwie, ist immer irgendwas.

655 Interviewerin: Und wie ist das für Sie, wenn Sie da so im Mittelpunkt stehen?

Sandra: Na wie gesagt, manchmal will ich's nicht, und manchmal ist es ok. Ja. Und im Laufe der Zeit lernt man das sowieso. Ja, und das ist dann auch nicht mehr anstrengend. Ja. Na ich finde... Ja, man darf auch nicht, also das ist jetzt nicht schwer, ist kein Kampf oder so, aber ich finde immer, mal soll sich ruhig was trauen und ruhig mal gucken, was da alles so geht, weil... Also eigentlich ist das schon gut ausgebaut, also man kann sich immer so ein bisschen ärgern, zum Beispiel Ostkreuz hat keinen Fahrstuhl zur S-Bahn, und das sind immer Sachen, wo man drei Jahre länger rumgurken muss als ein Läufer so. Es ist ja, man hat schon ein bisschen Probleme und muss denn immer noch längere Strecken so in Kauf nehmen, weil denn vielleicht ein Fahrstuhl nicht funktioniert und dann muss man zum nächsten Bahnhof. Also das sind ein bisschen ärgerliche Sachen, aber eigentlich ist es schon gut so. Also ich hätte nicht vor 30 Jahren leben wollen.

665 Interviewerin: Also hat sich schon viel verändert in der letzten Zeit?

670

Sandra: Ja, denke ich mal. Also ich komme vom Dorf, ich weiß es auch nicht genau.

Interviewerin: Wie lange leben Sie jetzt hier in Berlin?

675 Sandra: Seit 1998.

Interviewerin: Ja, das sind fast 10 Jahre. Haben Sie in der Zeit auch gemerkt, dass sich was verändert?

680 Sandra: Na ja, so kann ich das ja nicht sagen, weil erstmal kommt es ja dazu, dass ich ja Behinderter geworden bin, denn ist es ja auch meine Sicht, dass ich mehr auf andere Leute mit Behinderung achte, und denn... Ja und denn ist ja, ich bin ja nicht gleich in

Berlin rumgewatschelt. Ich hatte schon eine erste Eingewöhnungszeit, und als ich denn so raus und mehr gemacht hab, da war mir so als ob es auch, also es gibt immer noch wenig Rollifahrer, die ich sehe auf der Straße, und von denen, wo ich weiß, was eigentlich alles da draußen rumschwirrt, aber es ist schon mehr geworden. Fand ich immer. Denn habe ich da mit irgendwelchen Leute wieder drüber geredet, und denn haben die gesagt, vielleicht ist es einfach auch so, dass ich anders drauf achte als früher. Und das kann auch sein, dass es früher genauso war, nur ich jetzt mehr gucke. Oder denn kann es ja auch sein, dass viele Sachen so gebaut wurden, zum Beispiel die großen Kaufhäuser, oder na ja, da ist es logisch, dass mehr Rollifahrer da sind, weil es einfacher ist. Ja, aber insgesamt weiß ich nicht, wo dran es liegt, ob die Leute umdenken, ob die Straßenverhältnisse besser werden, also ich weiß es nicht. Oder ob ich das nur anders sehe, vielleicht alles.

685

690

695

Interviewerin: Vielleicht von allem ein bisschen was.

Sandra: So, jetzt nehme ich einen Schluck.

Interviewerin: Ok. Ich habe noch eine letzte Frage, die ist vielleicht ein bisschen ungewöhnlich. Wenn Sie sich was wünschen könnten, was würden Sie sich wünschen? Ganz spontan?

700

Sandra: Spontan, weiß ich nicht.

705

Interviewerin: Also für sich persönlich.

Sandra: Also jetzt auf die Behinderung bezogen?

Interviewerin: Ja, so für sich persönlich.

710

Sandra: Also, ich weiß, was Sie jetzt hören wollen. Also ich würde mir nicht wünschen, dass ich gesund sein muss/will. Soll ich kurz sagen warum? Aber vielleicht, weiß ich nicht... Einfach, daß ich glücklich werde.

715

Interviewerin: So was sollte sich verändern, dass es Ihnen besser geht so?

Sandra: Nichts.

Interviewerin: Alles ok so, wie es ist?

720

Sandra: Na ich weiß nicht, vielleicht so dass, so andere banale Sachen, dass mein Freund, mein Ex-Freund, vernünftiger wird und so ne Sachen, aber nichts so wegen der Behinderung.

725 Interviewerin: Kann alles so bleiben?

Sandra: Ja, oder soll stehen bleiben. Also so manche Sachen ärgern mich, dass das immer fortschreitet und man weiß nicht wohin. Aber ich finde immer, gerade behinderungsbedingte Wünsche jetzt, das habe ich schon so oft gehört, wo ich denke, wenn wir
730 alle gesund wären, das wär ja auch langweilig. Und außerdem ist es so, also zum Beispiel, ich würde mir wünschen, zum Beispiel meine Schwester hat die gleiche Behinderung, weil es ja so ein Gen-Ding ist, daß es da so bleibt wie es ist. Also wegen meinen Eltern jetzt, daß die da nicht... Ja, Hauptsache man ist zufrieden, und die Leute um einen herum sind lieb. Nee, ich weiß nicht. Ja.

735

Interviewerin: Ok.

Sandra: Ja, soll ich jetzt irgendwas noch anderes sagen?

740 Interviewerin: Wenn Sie noch etwas loswerden möchten.

Sandra: Nee, wenn was ist, dann können Sie ja auch noch anrufen. Oder fällt Ihnen noch was ein?

745 Interviewerin: Nö, also für mich ist jetzt erstmal gut so.

Sandra: War ein bisschen quer von dem, was die anderen gesagt haben?

Interviewerin: Nö, das ist meistens so, dass sich das dann so entwickelt im Gespräch. Es
750 ist ja auch nicht so gedacht, dass man so Fragen abarbeitet, sondern dass das sozusagen, ja, dass man guckt dass man im Gespräch, dass Sie so erzählen können, wie Sie möchten, und ich muss dann halt sehen, dass ich irgendwie den roten Faden dann beibehalte.

755 Sandra: Aber ist das, das was ich erzähle und sage und denke, da habe ich schon ganz oft mitgekriegt, entspricht nicht dem, was viele andere Leute mit Behinderung denken, weil sie, was ich vorhin versucht habe zu erklären oder so. Oder das machen ganze viele Menschen, die sehen ja bloß ihrs, und das ist ja ganz schlecht eigentlich.

Interviewerin: Ist das das, was Sie vorhin meinten mit diesem 'Mensch zweiter Klasse', dass man sich das, daß man so so eine Blockade im Kopf hat, und dass es dadurch zustande kommt? Ist das so ein Unterschied, den Sie jetzt gerade meinen? 760

Sandra: Nee, dieses dass man den Gegenüber nicht immer verstehen will. Also man muss sich auch in den reinversetzen können, das meine ich damit. Also ob Hilfe angeboten oder gucken oder der behandelt mich jetzt wie olle was auch immer, daß man das alles mal hinterfragt, warum ist das so, und so weiter. Aber wie gesagt, das ist anstrengend, und das kann man nicht immer, und man hat nicht immer gleiche Tage. Zum Beispiel, wenn ich meine Tage kriege, dann verstehe ich die ganze Welt nicht mehr. Ja, na ja. 765

770

Interviewerin: Und das ist was, mit diesem auch den anderen zu verstehen, wo Sie den Eindruck haben, das machen viele andere Behinderte gar nicht so, die sehen dann nur sich? 770

Sandra: Das machen viele andere Menschen nicht, und Behinderte sind ja auch nur Menschen. 775

Interviewerin: Zum Glück, ja.

Sandra: Ja, das machen ganz viele nicht. Eigentlich ganz viele. Aber ich weiß es nicht, das ist in unserer Gesellschaft allgemein so. Ich weiß es nicht. Sag ich übrigens ganz oft: Ich weiß es nicht. 780

Interviewerin: Sie sagten ja vorhin auch, daß Sie, wenn Sie sich dann mit Freunden darüber unterhalten, was Ihnen passiert ist, dass die dann noch mal das aus ihrer Sicht sagen, was da vielleicht auch in dem Anderen vorgegangen ist, und da kriegen Sie ja dann auch praktisch noch so ein besseres Verständnis der Situation. Also da sind Sie schon sehr bemüht, das auch zu verstehen, was da passiert ist. 785

Sandra: Ja. Soll ich noch was sagen dazu? 790

Interviewerin: Nee, ich glaube wir sind dann am Ende. Ok, dann mache ich aus.

Interview mit Tanja

Interviewerin: Vielleicht so zum Anfang würd mich interessieren, was haben Sie für eine
5 Behinderung, und wie lange haben Sie die Behinderung schon?

Tanja: Ich bin Spastikerin und hab die seit Geburt.

Interviewerin: Mhm. Und wie alt sind Sie jetzt?

10

Tanja: Ich bin 30.

Interviewerin: Mhm. Und was würden Sie sagen, wenn Sie so zurückdenken an Ihr
Leben, was sind so für Sie die größten Probleme im Umgang mit anderen Menschen,
15 aufgrund Ihrer Behinderung?

Tanja: Naja, früher noch zu Schulzeiten wurde ich oft diskriminiert. Also mit „Krüppel“
und „Guck mal, wie läuft die“ oder „Wie spricht die“ oder so.

20 Interviewerin: Das heißt, die haben sich dann über Sie lustig gemacht?

Tanja: Ja, und auch wirklich harte Wörter benutzt, daß ich hinterher gesagt hab, ja ich
will nicht mehr.

25 Interviewerin: Also das hat Sie richtig verletzt auch.

Tanja: Ja. Und heute ist es eben halt so, daß, mich verletzt es nicht mehr so, aber... Erst
werd ich gesiezt, wenn ich irgendwo einkaufen gehe. Sofern ich meine Schnauze aufma-
che, „Ach, was möchtest du denn“, so wie eine 5-jährige. Und das passiert mir eigentlich
30 ziemlich oft. Heute noch.

Interviewerin: Das heißt, da fühlen Sie sich dann behandelt wie ein Kind.

Tanja: Naja, wenn die Leute halt, sofern ich meine Schnauze aufmache, ja.

35

Interviewerin: Wie gehen Sie mit sowas um, wenn Ihnen das passiert?

Tanja: Ich ärgere mich. Das Dumme ist, ja, ich habe nicht den Mumm so zu sagen, „Also

so nicht“, oder „Wir sind bei Sie“, oder so. Sondern frage eventuell, warte auf ne Antwort und geh dann einfach. 40

Interviewerin: Das heißt, Sie würden sich dann manchmal auch wünschen, daß Sie ein bißchen, sich dann mehr trauen in der Situation?

Tanja: Ja. Oder auch von den Leuten ernster genommen werden. 45

Interviewerin: Mhm. Also daß die Sie behandeln wie eine erwachsene Frau.

Tanja: Ja. 50

Interviewerin: Das sind Sie ja.

Tanja: Also sonst wenn die mich sehen, alles schön und gut. Solange ich meine Klappe halte ist gut, Sie und so, und sofern ich dann meinen Mund aufmache: „Ach, was möchtest du denn“. Wo ich mir auch denke, hallo, geht's noch? 55

Interviewerin: Mhm. Also das regt Sie richtig auf dann.

Tanja: Ja. 60

Interviewerin: Daß die so respektlos sind.

Tanja: Ja, teilweise. Also nicht alle, aber teilweise passiert mir das schon.

Interviewerin: Und wie gehen Sie dann hinterher so damit um? 65

Tanja: Naja...

Interviewerin: Versuchen Sie dann mit anderen darüber zu sprechen, oder ist das was wo Sie dann eher so versuchen mit sich selber... 70

Tanja: Im Moment komm ich eigentlich relativ gut klar, weil was soll ich machen? 30 Jahre lang, und es gibt Zeiten, wo ich selber nicht so damit klar komme so. Ob ich nun zu Hause bin. Dummes Beispiel: Ich esse und kleckere, wo ich mir auch denke, warum jetzt. Im Kopf kann ich das ja. Mein Problem ist diese Umsetzung einfach. Normal zu essen, oder wenn ich irgendwas mache, das einfach umzusetzen, das fällt mir so schwer. 75

Im Kopf ist ja alles vorhanden. Noch ein Beispiel: Beim Geschenke einpacken. Hab ich ne Vorstellung, will irgendwas einpacken, und dann kann ich manchmal richtig ausrasten.

80

Interviewerin: Also Sie werden da so ungeduldig mit sich selber.

Tanja: Ja.

85 Interviewerin: Mhm. Weil das nicht so klappt, wie Sie das möchten.

Tanja: Ja. Ja.

90 Interviewerin: Und ist das dann was, wo Sie versuchen, mit anderen drüber zu sprechen, oder...?

Tanja: Naja, mein Mann weiß es ja, der motiviert mich dann immer. Also es ist nicht so, daß ich jetzt stundenlang in der Verzweiflung bin, einfach wenn ich dann bedenke und sage, scheiße, warum, du kannst es doch, du siehst es vor dir und kannst es. Dann will ich es aber umsetzen und schaff es nicht. Das ist mein Problem.

Interviewerin: Also daß Sie eigentlich genau wissen, wie es gehen müßte, ja...

Tanja: Ja.

100

Interviewerin: Gibt's denn, Sie haben ja diese Situation beschrieben, daß Sie ins Geschäft kommen und die Leute Sie erst siezen, und dann sagen Sie was und dann fangen die an, Sie zu duzen.

105 Tanja: Ja.

Interviewerin: Gibt's da noch andere Situationen, wo es Schwierigkeiten gibt mit anderen Leuten? Fällt Ihnen da was ein?

110 Tanja: Schwierigkeiten... Ja, wie gesagt früher, da war ich auch mit einer Freundin auf einer Handelsschule und wollte meinen Realabschluß nachmachen. Und sie sitzt im Rolli. Und da hab ich gemerkt, das war ungefähr, ja, vor sechs Jahren ungefähr, da hab ich gemerkt, daß sie im Rolli eher akzeptiert wird als ich. Also bei mir haben sie doch schon geguckt, wie ich laufe und wie ich meine Hände benutze, und dann sind sie doch eher

auf Distanz gegangen oder haben irgendwelche Mimiken gemacht, also zwar nix gesagt, aber Mimiken reichen ja manchmal auch aus, die einen verletzen, ne. 115

Interviewerin: Und wie haben die da geguckt?

Tanja: Ach weiß nicht, kann ich Ihnen gar nicht mal sagen. Aber da hab ich festgestellt, daß ein Rollifahrer eher akzeptiert wird ein bißchen als jetzt ne Läuferin, wo man im Sitzen nicht so sieht, und wenn man dann läuft, dann gucken sie. Also das hab ich früher doch schon erlebt. Und heute, ja, heute geh ich einfach durch die Stadt und einkaufen und sehe einfach nicht, was um mich herum passiert. Manchmal merke ich das, aber denke, ok, das ist mir einfach zu blöde. 125

Interviewerin: Mhm. Das heißt, Sie versuchen das auch oft dann so auszublenden und das gar nicht so wahrzunehmen.

Tanja: Ja. Ja. 130

Interviewerin: Mhm. Und ist das was, was Ihnen dann hilft in der Situation? Was es für Sie leichter macht?

Tanja: Ja, na sicher, weil man achtet nicht so drauf. Wo ich natürlich jetzt ein bißchen Angst hab, wir haben uns jetzt beim Fitness angemeldet, haben auch nächste Woche die erste Stunde, und normalerweise mache ich auch mal was ohne meinen Mann. Aber ich hab gedacht, die erste Zeit möchte ich einfach, daß er dabei ist, weil er.. Irgendwo hab ich ein bißchen Angst, wie die Leute dann auf mich reagieren, ne. Und im Fitness-Studio, da sind ja viele, und da wird ja auch geguckt, und da muß ich erstmal sehen, wie es mir dabei geht. Aber auf alle Fälle will ich diese Herausforderung natürlich wahrnehmen. Das ist mir sehr wichtig. 140

Interviewerin: Also sich da auch, daß Sie sich da auch... 145

Tanja: Bißchen was für mich tun, für meinen Körper. Ja.

Interviewerin: Und so der Gedanke, daß Ihr Mann dann dabei ist, das ist schon was, was Sie beruhigt. 150

Tanja: Ja, das ist erstmal ne Stütze, ne.

Interviewerin: Ja. Daß Sie da erstmal nicht allein hingehen müssen, sondern wissen, da ist noch jemand.

155 Tanja: Ja.

Interviewerin: Mhm. (Pause) Mich würde nochmal interessieren, wie Sie... Sie haben ja jetzt verschiedene Situationen beschrieben, also früher in der Schule, dann das so mit anderen Menschen, jetzt so wie es heute so ist... Wie sie hinterher, wenn Sie sowas
160 erlebt haben, wenn Sie in der Stadt waren und Sie kommen nach Hause, wie Sie dann damit umgehen. Also ist das was, was Sie noch lange Zeit beschäftigt?

Tanja: Es kommt drauf an, immer wie es mir geht psychisch und mental. Also es gibt Tage, wo ich sage, ok, pack mir an die Füße, geht mir drei Meter ab. Gibt auch Tage, wo
165 ich dann manchmal in mich zusammenfalle. Aber das ist jetzt in letzter Zeit an und für sich selten vorgekommen, ne.

Interviewerin: Das heißt, das hängt sehr von Ihrer Stimmung ab, wie sehr Sie das trifft.

170 Tanja: Ja, ich bin eh psychisch labil, bin auch in neurologischer Behandlung und habe auch Antispasmen-Tabletten, und seitdem geht es mir eigentlich ganz gut. Hinzu kommt jetzt durch die psychische Belastung, ja Arbeitsamt und hier und da, also der ganze demokratorische Ablauf. Jetzt geht es, also auch wenn ich wieder so ne Art Antidepressiva nehme. Aber das sind im Moment am meisten die Sachen, die mich so instabil machen.
175 So, gerade Arbeitsamt oder Job, oder wenn das Geld mal unpünktlich oder nicht drauf ist, daß ich dann in mich zusammenfalle. Aber so hab ich auch durch meinen Mann gelernt, weil ich muß sagen, als wir uns kennengelernt haben, war ich noch schlimmer. Aber er bestärkt mich so ein bißchen, er sagt, Mädels, du bist wer, du kannst ziemlich viele Sachen, und manchmal sagt er, ich zieh den Hut vor dir. Und das bestärkt einen
180 natürlich, ne, das ist natürlich...

Interviewerin: Der bewundert Sie richtig, hm?

Tanja: Ja, teilweise ja, weil ich auch gelernt hab, innerhalb der Jahre, ich meine, er hilft
185 mir sehr viel, weil bei der Feinmotorik ist er einfach mal besser als ich. Aber wenn ich dann mal so alleine bin oder irgendwas ist, ich denke sehr schnell um. Und versuche das auf einem anderen Wege zu machen. Damit ich aber zum gleichen Ziel komme, aber alleine. Also, ein Scheiß-Beispiel, wenn Sie wollen: Ich war alleine, wollte was kochen. Mußte eine Weinflasche aufmachen. Ja, Scheiße. Ich erstmal voll wieder depri, weil ging

gar nix mit dem Korkenzieher und Arbeitsplatte rutschen ja. Ich hab, hat zwar zwanzig 190
 Minuten gedauert, weil ich hab mir dann überlegt, halt, wie machst du es. Hab ich mich
 auf den Boden gekniet, hab die Weinflasche zwischen die Beine, hab das festgepreßt
 hier. Gut, ich bin abgerutscht, aber in dem Augenblick war mein Ehrgeiz stärker, und ich
 hab sie aufbekommen, ne. Und so ist das in letzter Zeit oder in den letzten Jahren, daß
 ich sehr viel spiele und überlege, so kommst du nicht ran, wie machst du es anders. Das 195
 dauert zwar länger, sag ich mal, aber ich komme dazu. Und das hab ich mir alles so
 ausgetüftelt, indem ich alleine wohne, ne. Und ich stehe immer noch auf dem
 Standpunkt, man ist zwar zu zweit, aber irgendwann ist man ja mal alleine, weil halt der
 Partner weg ist oder ja. Und so lange ich noch kann, möchte ich so viel wie möglich
 alleine schaffen, ne. Weil im Laufe der Jahre hat sich doch meine Behinderung 200
 verschlechtert, ne. Also das fing an, daß ich nur Schmerzen hatte, Schulter, Hüfte,
 Rücken. Hab schon sechs OPs hinter mir. Ja, wie gesagt, bin schon seit drei Jahren in
 neurologischer Behandlung, weil meine Hände einschlafen und von der Spastik her. Ja.
 Und dann eben halt auch die Psyche im Laufe der Jahre, nach der Ausbildung, das, ja...
 Hatte ne Arbeit, war arbeitslos, hatte ne Arbeit, ja. Von daher... 205

Interviewerin: Also so ein Auf und Ab, irgendwie.

Tanja: Ja. Aber erst so im Laufe der Jahre. Je älter ich werde, desto mehr. Und ich bin
 zwar körperbehindert, aber mache mir schon meine Gedanken, wie es weitergeht, auch 210
 mit später und so, weil das ist mir alles ganz ganz wichtig, ne Absicherung und was wird
 und so ne. Ja. Das ist so.

Interviewerin: Mhm. Das ist so das, was Sie zur Zeit so beschäftigt.

215

Tanja: Ja.

Interviewerin: Sie haben ja jetzt so verschiedene Situationen beschrieben, die Sie so mit
 anderen erlebt haben... Mich würde interessieren, gibt's denn auch Situationen, oder
 vielleicht andersrum gefragt: Ich hab schon von vielen behinderten Menschen gehört, 220
 die sagen, sie fühlen sich als Mensch zweiter Klasse behandelt.

Tanja: Ja, das meinte ich ja damit.

Interviewerin: Ist das auch, das man...

225

Tanja: Das ist teilweise eben halt auch, ja, ich... Das Schlimme ist, ich suche dann im

ersten Augenblick die Schuld bei mir. Weil ich, wie gesagt, vom Kopf her könnte ich sprechen, bloß ich kann das nicht umsetzen, weil eben halt ich körperbehindert bin und
230 so. Aber es gab auch Situationen, da... Eine Situation war ziemlich heftig für mich. Da hab ich noch in ner WG gelebt und mein Mann auch. Also ich wohnte erst in Klenzheim (?), dann in der WG und dann bin ich in eine eigene Wohnung. Und mache jetzt noch bis Mai betreutes Einzelwohnen. Also mein Betreuer kommt dann hier nach Terminabsprache, und dann hilft er mir bei Ämterkram. Und die war richtig kraß. Da hatte ich Salmonellen. Und lag auch im Bett und der Arzt hat erst auf Magen-Darm-Virus und so. Dann
235 wurde es immer schlimmer. Und nix mehr drin behalten, nix getrunken, es war Sonntag...

Interviewerin: Kam alles zusammen.

240
Tanja: Notarzt. Ja, der kam dann. Er hat mir, ich war damals 24. Der hat mich behandelt, das werd ich nie vergessen. „Was hast du denn? Wo tut's dir denn weh?“ (in einem Tonfall, in dem man mit Kindern spricht) Und mein Betreuer und mein Mann, die standen so nebeneinander. Immer wenn irgendwas war, also ich hab dann so eine Art Astronautennahrung bekommen, immer die beiden angeguckt, immer nur meinen Mann und meinen
245 Betreuer. Und ich lag da und dachte, toll, wer ist denn nun halb am Abkratzen? So, und hab dann ehrlich gesagt, dann war er um die Tür, ich konnte mir nicht verkneifen, den Stinkefinger zu zeigen. Ich war so frustriert, ich hab auch zu meinem Mann gesagt, was war denn das eben?!

250
Interviewerin: Das hat sie richtig wütend gemacht.

Tanja: Ich hab auch gesagt, siezen Sie mich mal bitte, wir waren nicht per Du. Das hat der gar nicht realisiert. Und immer (wieder dieser Tonfall) „Ach mach doch mal den
255 Bauch frei, wo tut's denn weh?“ Ich dachte, hau ab, sonst vergess ich mich. Das war so eine Situation, wo ich echt dachte, wo leb ich hier.

Interviewerin: Daß der so respektlos ist.

260
Tanja: Ich, ich bin halb am abkratzen, das war ja wirklich fünf Minuten vor zwölf. Zwei Tage später bin ich ins Krankenhaus gekommen, aber ich hab mich so reingesteigert, daß es mir eher schlechter ging als besser, ne. Das war so... Und bei unserem Arzt hab ich das auch miterlebt, wenn mein Mann dabei ist, wird mein Mann angeguckt. Aber in-
zwischen, ich hab zwar nix gesagt, was solln das oder so, sondern meine Tonlage war
265 einfach barsch und hart. Und seitdem respektiert er mich. Aber am Anfang immer, wenn

mein Mann dabei ist, immer meinen Mann angeguckt. Dabei ging es um mich! Also sowas passiert mir häufiger. Bloß ich bin dann so knallhart, ich versuche dann mit meiner Stimme dazwischenzureden. Und sage dann so, hallo, hier bin ich. Aber das passiert mir, also in letzter Zeit ist es seltener, aber passiert schon häufiger. Daß mein Mann da eben halt eher angesehen wird als ich. 270

Interviewerin: Und das, also das hab ich jetzt richtig mitgekriegt, daß Sie das ganz schön aufregt sowas, daß Sie das, Sie sagten ja auch, Sie waren richtig frustriert und...

Tanja: Ja, kommt eben halt drauf an. Damals, wo ich da lag, das hat mich schon traurig gemacht und verletzt. Ich meine, abgesehen er hatte mein Geburtsdatum nicht, aber wo ich mir auch dachte, sag mal, seh ich so klein aus? Ich meine, daß ich ein bißchen jünger aussehe, ok, ist ja auch gut so, aber so wie eine 5-jährige oder eine 10-jährige denk ich mal nicht, daß ich so aussehe. Ne, also... von daher. 275

280

Interviewerin: Und haben Sie dann hinterher Dampf abgelassen bei Ihrem Mann, oder...

Tanja: Naja, also halbwegs. Ich war schon, ich war ja auch sehr geschwächt, demzufolge kommen einem da schneller die Tränen, ne. Aber gut, wo es mir dann wieder besser ging, und dann am nächsten Tag war es wieder ok. Hab ich mich dann auf meine Krankheit konzentriert, ne. Die war schlimm genug. 285

Interviewerin: Ja. Ich hab das schon öfter gehört, auch von anderen, mit denen ich mich unterhalten hab, auch also in so Situationen was Sie jetzt sagten, beim Arzt, aber zum Beispiel auch wenn man irgendwie mit dem Betreuer unterwegs ist, was essen geht, oder in ein Geschäft geht und irgendwas einkaufen will, daß dann oft der andere angesprochen wird, obwohl man selber eben was möchte. 290

Tanja: Ja, gut, ok, ich hab meinen Betreuer jetzt sechs Jahre, und wir sind so ein bißchen am Auslaufen. Zwar hab ich ein bißchen Bammel, aber ich bin jetzt auf Rente, also die haben mir komischerweise erst vor, ja, Anfang Januar, schon wieder Rentenversicherung, ja ich bin jetzt auf Rente und demzufolge wenn alles durch ist, läuft das erstmal aus. Und ich habe Bammel, aber er hat gesagt, weißte, so eine Motivation und machst ziemlich viel selbständig, eigentlich bräuchtest du mich gar nicht. Und das ist es auch, noch ne Situation. Damals, wo ich arbeitslos wurde, ich hatte ja sehr viel Ärger mit meinem ersten Chef, ich bin ja bis in die Insolvenz, also bis zum Anwalt gegangen, läuft ja heute immer noch. Hab ich dann Bewerbungen en gros geschrieben und auch angerufen. Halbes Jahr wunderbar. Zeitungen genommen, geguckt, Telefon, alles automatisch. 295
300

Und irgendwann ist mir ein Erlebnis gekommen, wo der eine so pampig war,
305 wahrscheinlich hat er mich nicht verstanden...

Interviewerin: Also am Telefon.

Tanja: So pampig, ja... Seitdem ist wieder vorbei. Telefoniere ich so ungerne mit Ämtern
310 oder wenn es um was geht mit dem Arbeitsamt oder hier mit meinem Anwalt, der mich
auch dermaßen verarscht hat, das läuft heute immer noch. Und der hat mich auch so an-
gemacht, und da muß ich sagen, bin ich ziemlich, nicht stark, sondern eher instabil. Von
außen vielleicht harter Kern, also, ich sag mal, manche Leute, boah, und gerade meine
Familie, die immer denken, Tanja ist ja stark und so. Aber wenn es drauf ankommt, und
315 das ärgert mich so ein bißchen, dann ziehe ich eher meinen Schwanz ein.

Interviewerin: Da sind Sie ganz empfindlich und lassen sich auch leicht entmutigen.

Tanja: Ja. Es ist schon besser geworden, aber wie gesagt, wenn es darauf ankommt,
320 dann ist die Unsicherheit da, und dann... Ich weiß immer, was ich sagen muß oder sagen
will. Aber wenn irgendeine schwere Situation ist... Müssen Sie sich vorstellen, wenn
man in so einer Schleuse ist und kommt weder vor noch zurück, sondern man steht vor
dieser Tatsache. Und man muß jetzt was sagen oder irgendwas, dann hab ich ein Black-
out. Dann bin ich aufgeregt und dann geht gar nix mehr. Das ärgert mich auch so ein
325 bißchen.

Interviewerin: Da sind Sie richtig blockiert dann in der Situation.

Tanja: Ja. Das ist genauso mit dem Telefonieren. Letztes Jahr MAE gemacht, mußte da
330 anrufen. Und ich Bauchschmerzen gehabt. Ich versuch's dann immer hinauszuzögern,
dann trink ich noch einen Schluck Kaffee, dann mach ich noch dies, und dann so. Viel-
leicht denk ich auch zu viel nach. So, und dann wenn mein Mann da ist, das hab ich ja
gut drauf, da ich nicht schreiben kann am Telefon, wiederhole ich laut. Und dann
schreibt er. So daß evtl. der am anderen Ende das nicht mitbekommt. Aber gut, wenn
335 derjenige erstmal dran ist und hat ne nette oder ne relativ nette Stimme, dann läuft das
Gespräch eigentlich. Aber das ärgert mich auch so ein bißchen, aber...

Interviewerin: Das heißt, wenn Sie merken, daß der andere auch bereit ist, sich so auf
Sie einzustellen...

340

Tanja: Ja.

Interviewerin: Mhm. Ist das denn generell was, was Sie vermissen bei anderen, so dieses Verständnisvolle? Daß sie sich mehr auf Sie einstellen?

Tanja: Ja, gut, ok, ich merke jetzt, daß... auch wieder ein Beispiel: Telekom. Ja, ich kann 345
genug Beispiele nennen. Wir hatten vor Anfang Dezember einen neuen Tarif gemacht, Handy-Tarif, und haben ein Angebot bekommen, und er wollte uns das auch gleich ge-
ben und so und was aufschwätzen, also sozusagen. Wo ich dann erstaunlicherweise cool
geblieben bin. Hab gesagt, ok, bis morgen. Ich schließe nix ab, hier zwischen Tür und
Angel. So, und hab den echt da mit Fragen bombardiert, der war teilweise genervt, aber 350
sowas ist mir dann komischerweise scheißegal geworden so. Na jedenfalls wir habens
gemacht, und einen Monat später war wieder irgendwas mit meiner Rechnung. Ich sag
hier, ich laß mich hier nicht verarschen. Ich hab dem Typen gesagt, ich möchte hier eine
Option nicht, die kostet mich auch fast vier Euro, das brauch ich nicht. Bin wieder hinge-
gangen. Hab ihn wieder gelöchert. Ich sag, wissen Sie, es tut mir leid, aber das ist im- 355
merhin mein Geld, und ich finde das ne Schweinerei, wenn ich nein sage. Er sagt, er hat
es aus dem Computer rausgenommen, und es steht immer noch drin! Ich sag, sehen Sie
zu, daß Sie das rausnehmen. Mein Mann natürlich so ne Ohren bekommen, weil so
kennt er mich gar nicht. Ich sag du, ich laß mich nicht mehr verarschen hier, das ist
mein Geld. Also da bin ich eigentlich schon so, wenn ich in ein Geschäft gehe, zwar nett, 360
also ich könnte nie sagen, 'Was solln das?', ich bin nett. Aber wenn ich sauer bin, dann
erheb ich irgendwie meine Stimme. Daß derjenige auch merkt, also ich bin jetzt nicht so
freundlich, ne. Ja. Oder beim Fitness, wir hatten uns angemeldet, ich hab den echt
durchlöchert. Normalerweise vergesse ich die Hälfte. Aber heutzutage paß ich ver-
dammt auf, was ich mache. Was ich abschließe, ob es vom Budget geht. Und mein Mann 365
war ne Woche vorher da und hat erstmal gefragt, und ich hab den dann bombardiert, ne.
Zum Beispiel, was ist ne Kündigungsfrist, das ist für mich wichtig. Wenn ich nach drei
Monaten merke halt, das geht nicht, was ist dann? Wir da raus, und dann sagt er zu mir,
auf diese Frage bin ich nie gekommen. Ich sag, siehste, und diese Fragen, bevor ich so-
was abschließe, die müssen sein. Der war nett aber total fertig, aber das war mir so 370
scheißegal. Ich wollte die fragen, und wenn ich es nicht verstehe, frage ich nochmal. Ja.
Der hat mich angeguckt, ja, sag ich, entschuldigen Sie, ich muß es verstehen, ich schlie-
ße hier was ab, was nicht bis morgen oder sind eben paar Monate, und ich muß darüber
ganz genau nachdenken können, ne. Und das fällt mir inzwischen leichter. Aber so tele-
fonieren und so, ja... 375

Interviewerin: Das heißt, es gibt schon Situationen, wo Sie ganz bestimmt auftreten können, und wo Sie auch ganz mutig sind, wie da bei der Telekom. Aber es klappt dann eben nicht immer.

380 Tanja: Aber zum Beispiel beim Arbeitsamt, wo ich dann ziemlich vorsichtig bin komi-
scherweise. Da ist irgendwie ne Blockade, und dann... Ich hab bis jetzt immer meinen
Betreuer mitgenommen, aber manchmal fließt das Gespräch. Da ist mein Betreuer nur
da und sagt nix. Aber die Sicherheit, daß er neben mir sitzt, mir irgendwie... einfach ne-
ben mir sitzt, wo ich mich anlehnen kann, das ist in dem Augenblick so ne Stärkung für
385 mich. Ich komme dann zwar weiter, auch im Zwiespalt, also wenn irgendwas wo ich den-
ke, oh, Scheiße, aber fällt mir leichter, wenn er dann neben mir sitzt. Wo er dann drau-
ßen sagt, siehste Tanja, im Prinzip war ich total überflüssig, ne.

Interviewerin: Aber trotzdem hilft Ihnen das zu wissen, er ist da, auch wenn er gar nix
390 sagen muß. So zur Unterstützung.

Tanja: Ich weiß, daß ich jetzt bei der Ärztin war, alleine, wo ich eigentlich auch wollte,
daß er mitkommt, aber da hab ich gesagt, probier ich's einfach mal alleine. Und wegen
betreuten Einzelwohnen also noch ne Verlängerung noch bis Mai, und da waren auch ei-
395 nige Fragen, wo ich dachte, hm, was sagste denn jetzt? Na gut, das ist alles gut gegan-
gen. Aber im ersten Augenblick hab ich sie so angeguckt, saß ich so da, oh nein, auf die-
se Frage haste dich gar nicht eingerichtet, ne. Da war ich schon bißchen unsicher, ne.
Aber ist ja alles gut gegangen. Ja.

400 Interviewerin: Also es ging dann auch, obwohl Sie gar nicht vorbereitet waren, hat's
auch irgendwie geklappt.

Tanja: Ja.

405 Interviewerin: Mhm. (Pause) Haben Sie denn auch schonmal Situationen erlebt, wo
jemand gewalttätig geworden ist, oder Sie bedroht hat, also richtig schlimme
Situationen?

Tanja: Naja, einmal, das war vor ein paar Jahren noch in der Müllerstraße. Und der
410 wollte mich sexuell belästigen. Also ich weiß nicht, ob es wegen meiner Behinderung
war. War ein Ausländer, und ist ja nochmal gut gegangen. Wo ich Angst hatte, da lebte
ich noch bei meinen Eltern. Ich hab ein Dreirad, so ein großes Dreirad. Bin früher ei-
gentlich öfters mit Opi, wir haben am Wochenende immer ne Radtour gemacht, ich vor-
ne, er hinten, weil er mußte seine Enkeltochter immer im Blick haben. Und immer voll
415 Bock gemacht. Naja, und ich weiß noch mein Bruder hatte damals diese Sticks, die man
so im Heft gesammelt hat, vom Fußball, und hat Theater gemacht und ja, ich sag, der Ki-
osk hat die nicht gehabt, und naja, denk ich, weißte was, ich fahr nochmal mein Fahrrad

weiter weg. Bin mit dem Fahrrad weiter weg, wo ein Zeitungsladen war, schließ das ab, komme wieder, waren Jugendliche. Treten nach meinem Fahrrad, bespucken es. Ich dann hin, ja, „Du Krüppel“ und so. Naja, auf alle Fälle wollte ich los, die mich kurz festgehalten hinten, haben mich aber irgendwie wieder losgelassen, und ich blöde Kuh anstatt den direkten Weg nach Hause bin ich einen Umweg. Ich weiß es nicht warum. Und dann nimmt mein Stiefvater mich ins Auto und nochmal an die Stelle, aber die waren weg. Ich hab mein Fahrrad umgeschmissen, hab gesagt, nie wieder, nie wieder. Meine Mutter wurde richtig sauer. Ja, „du mußt“, und „das ist dein Fortbewegungsmittel“, also versucht immer zu motivieren. Natürlich hab ich dann von Mama Spülwasser bekommen, richtig schön heiß und nen Schwamm, ich hab noch nie so lange mein Fahrrad geputzt wie an dem Tag. Ich hab gleich meine Hose ausgezogen, ab in die Wäsche, weil war ja bespuckt, und ich hab mich gleich umgezogen. Ja, und bin eigentlich... Eigentlich ist man nicht mit dem Fahrrad gefahren. Und dann irgendwann so leicht wieder mit Opi bin ich dann wieder gefahren, aber das war natürlich auch so, wo die Leute dann extrem gucken, ne, Dreirad. Und denn hatte meine Mum ja für meinen Rücken so ne Lehne, wo man sich anschnallen kann, damit man gerade sitzt. Ich ein Theater gemacht. Ich würde mit dieser Lehne auch heute nicht fahren. Da bin ich, ja, ob es Eitelkeit ist, keine Ahnung. Aber ich würde mit so nem Teil, ich fahr ja Fahrrad auch, leider nicht so oft, weil es immer ziemlich schwer ist, hoch, runter, also vom Keller hoch und so. Aber ich würde heute nicht mit einer Lehne fahren. Auch wenn ich das verschrieben bekomme. Das sind so Sachen, wo ich denke, daß ich mich nicht so ganz akzeptiere. Sonst wär's mir mit Sicherheit scheißegal. Aber es gibt so Sachen, wo, ja... Ich hab auch ein Theater gemacht, wo ich so einen Gurt, also die Schulter ist rausgesprungen, ein halbes Jahr nach der Operation wieder, da hab ich so einen Gurt bekommen, also das ging so hosenträgermäßig, also über Kreuz, aber vorne auch. Und daß ich nur so machen kann, also den Unterarm bewegen kann. Am Anfang, ich hab ein Theater gemacht, weil müssen Sie sich vorstellen, von hier aus das Ding, und dann hing das so, also so. Und bis ich mich dann dran gewöhnt hab, und auch ja, die Leute gucken, und meiner Mutter ist das scheißegal, Hauptsache die Kugel bleibt drin, so ok. Jetzt muß ich ja wieder operiert werden, die letzte Operation war 98, und, aber hab ich auch nicht akzeptiert. Ja, guck mal, mein Pullover, und sie sagt, ist doch scheißegal. Dann wollten sie, daß ich über den Pulli mache. Ich sag hier, das mach ich nicht. Lieber soll eine Seite runterhängen, sag ich, aber man sieht nicht alles.

Interviewerin: Das heißt, das macht Ihnen dann schon was aus, wenn Sie dann angeguckt werden und sich dann selber nicht so wohl fühlen.

Tanja: Ja. Manchmal, vielleicht ist das auch noch wichtig. Ich weiß nicht, ob das heute

noch so ist, aber früher hat mir Mum gesagt, oder als ich dann älter war, wenn wir in der U-Bahn waren, und wir haben uns unterhalten, die haben gegafft, die haben einfach nur gegafft. Und früher, mir fällt's relativ schwer, dieses Leisesprechen. Also sprich, in der U-Bahn spricht man ja leise, und dann die Nebengeräusche von der U-Bahn, sprech
460 ich automatisch ein bißchen lauter. Aber auch von der Mundbewegung. Die Leute haben gegafft bis zum geht nicht mehr.

Interviewerin: Das macht Ihnen dann was aus.

465 Tanja: Ja, hat mir Mama erzählt. Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht. Weil wenn ich mich mit meiner Mama unterhalte, konzentriere ich mich aufs Gespräch, oder mit meinem Mann oder weiß der Geier, mit wem ich unterwegs bin. Und dann ist's gut. Aber eben halt früher war's extrem. Ich denke mal teilweise heute auch noch. Denke ich.

470 Interviewerin: Aber Sie kriegen's jetzt nicht so mit, weil Sie sich sehr aufs Gespräch konzentrieren.

Tanja: Ja. Und ich finde es also traurig, daß die Akzeptanz, ja, nicht so doll ist. Weil wenn man mal überlegt, daß ein Brillenträger, oder einer, der ein Hörgerät hat, irgendwo auch
475 behindert ist, weil er Hörgerät hat. Oder wozu gibt's denn ne Brille, das ist ja auch ein Hilfsmittel, wenn ich nicht gucken kann, bin ich blind. Aber das wird toleriert, ne. Aber sofern einer anders ist, ist man sozusagen Außerirdischer. Man kommt vom andern Mond. Und dann denk ich mir auch, hallo. Also das hab ich schon des öfteren so miterlebt.

480

Interviewerin: Haben Sie da jetzt gerade ne besondere Situation im Kopf?

Tanja: Wo ich mich immer einsetzen kann, wo ich mir auch denke, die Leute im Bus, und wir mit zwei Rollis, mein E-Rolli und von meinem Mann der Schiebe-Rolli. Wir machen
485 uns fertig zum Aussteigen. Ich wollte ihm helfen, rückwärts raus. Die Leute haben sich dazwischengedrängelt, und irgendwann ist mir der Kragen geplatzt. Ich hab gesagt, Sie sehen doch, daß wir aussteigen. Zwei Minuten warten, das können Sie doch wohl. Wir sind genauso Menschen wie Sie. Oder das passiert mir auch alleine. Ich will aufstehen, will sich jemand durchdrängeln. Ich sag, können Sie nicht mal zwei Sekunden warten,
490 wär sehr nett. Die sehen doch, daß ich mich auch fertig mache zum Aussteigen. Also da platzt mir echt die Hutschnur.

Interviewerin: Macht Sie richtig sauer, daß die so rücksichtslos sind.

Tanja: Ja. Gerade auch in der BVG, im Bus, oder dann sind sie sauer, zwei Kinderwagen, ein Rolli steht an der Bushaltestelle. Ja, normalerweise müssen die Kinderwagen warten. 495
Also hab ich jetzt durch Zufall auch erst erfahren, weil der Busfahrer gesagt hat, daß ein Rolli Vorrang hat. Die Leute, ich meine gut, daß man weg will, ok. Und die Leute sollten froh sein, daß sie nicht behindert sind. Daß sie keine Spastik haben und nicht im Rolli sitzen. Also da platzt mir echt die Hutschnur. Da könnte ich dann immer weiter brummeln. Dann lauf ich, egal wohin, und brummel immer vor mich hin. 'So ein Schwein', und 500
'Ey, nicht mehr normal'. Und dann ist gut.

Interviewerin: Das hilft Ihnen dann so ein bißchen, so Ihre, mit Ihrer Wut umzugehen.

Tanja: Ich muß sagen, es ist nicht mehr so schlimm wie früher, daß ich mich dann da 505
reinsteiger und mit so einer Fresse den ganzen Tag rumlaufe. Hab ich früher gemacht. Heute sag ich ok, ich sag mal zu mir selber 'Du Arschloch, hast doch wohl nen Vogel', und dann geh ich weiter und dann ist ok. Wenn ich was alleine erlebe, dann spult sich das nochmal so ein bißchen hoch, wenn wir dann wieder abends zusammen kommen. Dann erzählt man ja automatisch, na wie war dein Tag und so, und dann erzähl ich auch, 510
stell dir mal vor, das und das, und dann ist aber wieder ok. Weil ich kann's ja nicht ändern, ne.

Interviewerin: Das heißt, so kurz danach hilft's Ihnen, wenn Sie so für sich ein bißchen Dampf ablassen können und für sich schimpfen, und abends tauschen Sie sich dann 515
nochmal mit Ihrem Mann aus.

Tanja: Ja, das ist auch sehr wichtig, daß man mit seinem Partner über alles reden kann, auch mit der Behinderung. Und ich sag ihm auch z.B., ich komme absolut damit nicht 520
klar.

Interviewerin: Womit jetzt genau?

Tanja: Mit der Behinderung. Und guck mal wie ich esse. Also das kommt ja öfters mal zuhause vor, wenn irgendwas ist, wenn ich merke, ok, ich bin wieder so angespannt, gerade in Stressituationen, daß ich dann, ja (...) er nimmt mich in den Arm, sagt dann, hör 525
auf damit, und dann sag ich, was soll ich machen, ich fühl mich so... Ich muß aber was Positives erzählen, daß ich, also seitdem ich von zu Hause raus bin, bin ich sehr locker. Also es kommt immer drauf an, zu wem und wann. Also wenn wir hier mit Freunden sitzen oder auch mal alleine bin (...) Wir sind so, daß ich dann aufstehe und dann oh mein 530
Rücken, alte Oma und so, ja meine kleine Omi. Oder aus Spaß so gegenseitig so, Mann

535 hast du ne Spastik oder was, geh doch mal aus dem Rolli, kannst du nicht laufen, also so
einfach locker. Ich weiß aber, wo und wann. Also wenn jetzt ein guter Freund sagt,
Mann, bist du wieder behindert, daß ich mich halb scheckig lache. Wenn das aber drau-
ßen passiert, bei Wildfremden, dann würd ich natürlich anders reagieren. Aber z.B. bin
ich so locker, daß wenn meine Mutter mal hier ist, und mir rutscht was raus, Mann bin
ich wieder ein Krüppel heute ey, sowas kommt auch hier vor gegenseitig, und das ist
schön so. Also das ist in dem Augenblick nicht böse, das ist einfach schön so. Dann merk
ich, wie meine Mutter so ne Ohren bekommt und so, aber Tanja, ich sag was? Wir sind
540 hier, sag ich, es ist doch schön, daß man in dem Augenblick weiß, wann man über die
Behinderung Spaß machen kann. Also ich würd auch nie Spaß machen, wenn es mir
Scheiße geht. Wenn ich damit nicht klarkomme. Aber wenn man, wenn es einem gut
geht, dann sagt er, Mann, mein kleiner Spast, kommste mal wieder nicht hoch, das ist
gut so. Das hab ich auch im Laufe der Zeit gelernt. Nicht so ete petete so, ja, oh Scheiße
545 behindert. Nee, das ist einfach gut, und das ist ja auch das Schöne, so lange man weiß
wo und wie man das sagt, ist es ok. Wenn man das vergißt, dann sollte man aufpassen,
ne.

Interviewerin: So lange beide wissen, wie es gemeint ist.

550

Tanja: Oder ich sag mal auch Freunde oder so, oder ich bin, ich bin, wir sind viele behin-
derte Freunde also Alex und so wurden fast alle 30 im letzten Jahr. Na meine kleine Ömi,
sind wir jetzt auch im Rentenalter. Und man fühlt sich ja so alt, die Spastik, die schreitet
fort, wir lachen uns da halb tot. Weil wir wissen eben halt, daß wir eng zusammen sind,
555 und daß man weiß, wie man das meint. Wär das natürlich auf der Straße, würde das
auch ganz anders sein. Bloß ich finde es gut so.

Interviewerin: Auf der Straße wäre es dann mehr so, um Sie zu verletzen.

560

Tanja: Ja, oder sag ich mal, wenn Sie jetzt, Sie sind ja relativ fremd, und hier, würden so-
was, würd ich auch erstmal gucken. Es müssen eben so ganz vertraute Personen, denen
man auch wirklich vertraut. Weil zum Beispiel, ich vertraue meiner Mutter auch, aber
ich weiß, wie sie reagiert. Deshalb versuche ich immer, wenn wir da sind oder wenn die
hier sind, zu überlegen, was ich sage. Ich meine, das kommt ja nicht jeden Tag von mor-
565 gens bis abends vor, daß man mit irgendwelchen Begriffen über die Behinderung um
sich schmeißt. Aber ab und zu so kommt's dann doch vor. Wo wir uns auch halb kaputt
lachen. (...) oder auch Freunde. Oder letztens waren Freunde da, irgendwie kamen wir
auf Mann ich bin heute wieder ein Spast, irgendwie meine Spastik, und dann hab ich ne
Gestik gemacht, mit den Händen, total verkrampt, die haben sich halb tot gelacht. Ja!

Er hat sich erschrocken, weil wir kennen den noch nicht so lange, und da hab ich 570
 gesagt, du ich bin da ganz offen, mußt dich einfach daran gewöhnen, lach mit und dann
 ist gut. Naja, soll ich weinen? Also, darf man zwar nicht machen, wenn es mir scheiße
 geht, und jemandem rutscht es dann raus, dann sag ich, also das war jetzt gar nicht gut,
 aber sonst... Kein Problem damit. So im Freundschaftskreis und so ne. Bloß in der
 Bevölkerung. 575

Interviewerin: Ja. Also da haben Sie schon auch einen Freundeskreis, wo Sie sich auch
 richtig gut aufgehoben fühlen, hab ich den Eindruck.

Tanja: Ja, relativ. Also man sucht sich ja seine Freunde aus. Es gibt einige, wo man eben 580
 nicht mit klarkommt, aber andere mit klarkommt, das ist überall. Ob man nun behindert
 ist oder nicht behindert ist.

Interviewerin: Ja, klar.

585

Tanja: Ich hatte mal nen Kurs mitgemacht, da haben wir auch drüber gesprochen, da ha-
 ben wir echt überlegt, wie man das Wort Behinderung ersetzen kann. Irgendwie... ge-
 handicappt, haben wir dann so in der Gruppe gesagt. Hört sich immer besser an als ne
 Behinderung. Also ich hab auch schon Kurse mit wo man sich so ein bißchen mit ausein-
 andergesetzt hat, wo wir dann auch gesagt haben, eigentlich ist Behinderung das 590
 falsche Wort. Gehandicappt, oder irgendwie so in der Art, ne. Ja.

Interviewerin: (Pause) Ich hab noch ne Frage, also so zum Abschluß, die ist vielleicht ein
 bißchen ungewöhnlich. Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was würden Sie sich wün-
 schen? Ganz spontan. 595

Tanja: Nicht behindert zu sein. Also muß ich jetzt auch ausschweifen. Einige verstehen
 mich nicht. Ich hab damals in einer WG gelebt, die noch schlimmer dran waren, also im
 Rolli mit (?) gesprochen. Und die waren glücklich. Ich bin auch glücklich. Aber manch-
 mal denk ich, warum du? Wieso? Wie z.B. wenn ich mir was vorstelle, ich will es umset- 600
 zen, klappt nicht. Und da muß ich sagen, gut, einerseits, ich sag mal, ich bin auch relativ
 vernünftig. Andererseits denk ich, ok, du bist so wie du bist. Wer weiß wie du wärst,
 wenn du nicht behindert wärst. Gibt ja heutzutage die Jugendlichen oder auch in mei-
 nem Alter, sehen Sie ja in der Bevölkerung, die klauen, die kiffen, aber, ja... Oder mal in
 so ne Zeitmaschine. Einfach mal so einen Tag zu sehen, in meinem Wesen, wie es dann 605
 ist. Einen Tag in meinem Wesen, also in meinem Körper zu sehen, wie es dann ist, nicht
 behindert zu sein. Das wäre auch... Wiederum denke ich mir, wenn ich das, ich merk's

ja, wenn ich bei vollem Bewußtsein bin, und ich wechsel, oder, wie sagt man, nach einem Tag kommt diese körperliche Einschränkung wieder, ist man mit Sicherheit
610 deprimierter als vorher. Aber, ja, entweder nicht behindert zu sein, oder so ne
Zeitmaschine, wo man eben halt gucken kann, was wäre wenn. Aber wie gesagt, mein
Mann, der ist, der hilft mir sehr stark, daß ich meine Behinderung akzeptiere.

Interviewerin: Was ist denn für Sie damit verbunden, mit dieser Vorstellung, nicht
615 behindert zu sein?

Tanja: Ja, wie gesagt, weil mich wurmt, weil ich habe sehr viele Vorstellungen...

Interviewerin: Was wär denn, ist denn der größte Unterschied, was wär denn anders?
620 Daß Sie mehr Sachen selber machen könnten...

Tanja: Ja...

Interviewerin: ... oder daß andere weniger gucken...
625

Tanja: Nein...

Interviewerin: Was wär so das Wichtigste?

630 Tanja: Nur für mich auch die Vorstellungen umzusetzen.

Interviewerin: Mhm. Das was Sie vorhin sagten, daß Sie oft wissen, wie es geht, aber
daß es in der Umsetzung so schwierig ist.

635 Tanja: Ja. Ja.

Interviewerin: Und das wär dann nicht mehr da.

Tanja: Das wär dann nicht, und das ärgert mich im Prinzip ja. Wenn ich was mache, und
640 das klappt nicht, dann kann ich nicht sagen, ok, Tanja, es ist so. Sondern grrr, dann motz
ich, und dann kommt er und sagt 'Mann hör auf zu motzen', aber auf ne liebe Art, so daß
ich im Endeffekt wieder lachen muß, so. Dann reden wir kurz da drüber, dann hilft er
mir. Aber ich kann ihn natürlich auch anschnauzen, wenn ich sage, ok, hilf mir, und er
hat die Angewohnheit, dann immer einiges alleine zu machen, wie Geschenk einpacken.
645 Und dann sag ich, bitte hilf mir, halte oder schneide, aber so wie ich dir das sage. Und

wenn er das nicht macht, sondern eben halt, weil ich bin auch so ein bißchen im Denken langsamer, wenn er im Prinzip einen Schritt voraus ist. Dann könnte ich auch, dann sag ich, 'Warte mal, wir können doch erstmal meins probieren, wenn ich es versucht hab, und wenn das nicht klappt, dann können wir ja beide überlegen, wie es geht'. Oder z.B. mit dem Kochen hilft er mir auch. Denn hab ich mal wieder Bock und dann, es hört sich jetzt komisch an, ich weiß wie man ein Messer hält. Das ist, ich weiß es. Aber er hilft mir dann und führt mir die Hand, und dann, naja, schräger geht besser, oder gerader oder so. Ich weiß es. Aber er muß mir das, ist ganz komisch, er muß mir das einmal in die Hand gelegt haben. So wie ein kleines Kind. Jetzt man sieht, wie die ne Schleife machen. Aber er weiß nicht, wie, führen sie ihn. Und so muß er das bei mir auch machen. Und dann klappt das, ein paar Mal hintereinander, und dann klappt das. Und bei mir ist, wenn ich eben halt Sachen ziemlich lange nicht mache, damals hatte ich lange Haare, früher bei meinen Eltern, so lange probiert, bis es gut aussah. Mit einem Pferdeschwanz, immer probiert. Hatte ich ne Weile nen Pferdeschwanz, und ne Woche oder so nicht. Und dann hab ich, wollte ich wieder einen machen. Und Sie werden's nicht glauben, ich mußte wirklich von neuem anfangen. Also ich muß immer wieder lernen und so, und wenn da Routine drin ist und ich mache das ständig, dann geht es auch wieder, und so ist es auch, wenn wir zusammen kochen. Dann sag ich einfach, zeig's mir, ich möchte es gerne alleine machen. Wenn ich dann sage, nee, mach du mal, naja, dann macht er's, ne. Aber so muß er mir immer einige Sachen zeigen. Ja.

Interviewerin: Das heißt, das wäre so das Wichtigste für Sie, dieses, wenn Sie daran denken, nicht behindert zu sein, also diese Umsetzung.

Tanja: Einfach nehmen und machen. Wobei wie gesagt, was ich vorhin schon mal gesagt hab, dieses Variieren. So geht's nicht, steh ich da, ok, so probieren. Finden alle toll. Alle, die ich das, mein Gott, und du bist zu allem, du kannst so schnell denken, machst das, ja, und das macht mir dann manche Tage auch richtig Spaß, daß ich dann sage ok, so, so, so nicht, ok anders. Und manchmal... Aber mein Mann bestärkt mich da schon. Wir helfen uns da gegenseitig. Ja.

Interviewerin: Also ich hab von meiner Seite aus jetzt keine Fragen mehr...

Tanja: Ich hab ja auch viel geredet.

Interviewerin: Viel erzählt. Ich weiß nicht, ob's noch was gibt, was Sie loswerden möchten, so zum Schluß?

Tanja: Das ist, wo Sie, wo hier Rita das gesagt hat, da dachte ich, naja, so drei Fragen, und das war's im Prinzip. Aber mir ist jetzt so viel eingefallen.

685

Interviewerin: Mhm. Das ist schön.

Tanja: So auch nur durch einen Ansatz, oder durch einen Brocken vom Satz, ne, was man eigentlich so im Alltag gar nicht so spürt. Also ich hab im Prinzip jetzt wieder gespürt, zum Beispiel wie mit meinem Mann, daß wir uns unterstützen. Wissen Sie, im Alltag nimmt man das irgendwie alles für selbstverständlich. Man schätzt sich, aber so im Alltag, aber jetzt hab ich eigentlich gespürt, daß ich mich irgendwo auch durch ihn ziemlich verändert hab und auch teilweise akzeptiert hab. Nicht immer, aber teilweise. Und das hab ich jetzt wieder so, da hat's irgendwie gekribbelt, und das hab ich gespürt
695 irgendwie.

Interviewerin: Schön. Ist Ihnen nochmal so richtig bewußt geworden.

Tanja: Ja. Weil wie gesagt, man schätzt sich, ist keine Frage, aber manchmal so dieser ganze Streß, geht auch vieles unter, ne. Und wenn man so drüber redet, oder eben wie Sie mir die Fragen gestellt haben, wird einem doch wieder bewußter, was war, was ist, man vergleicht, also so, ich bin ja eben von früher zu heute, dann wieder zurück gegangen so, und irgendwo im Unterbewußtsein hat man verglichen so früher, Mitte und jetzt so, ja.

705

Interviewerin: Ich hab auch das Gefühl gehabt, wie Sie so erzählt haben, wenn Sie so von Ihrem Mann sprechen, also da ist auch, da ist ganz viel Liebe, und ganz viel Gefühl, und ganz viel Wärme, und das ist so richtig, also ich konnte das richtig spüren, daß das, daß Sie sich da gegenseitig auch ganz viel geben.

710

Tanja: Ja. Ja. Und ich hätte nie gedacht, daß mich das mal so treffen würde, daß ich verheiratet bin. Also damals, Freund, ja, gut, seit meinem 14. Lebensjahr hatte ich einen Partner, ne. Aber der war nicht behindert. Und da muß ich noch ganz schnell sagen, vielleicht ist das auch wichtig, daß ich zu meinem ersten Freund, also, die anderen sind ja immer so, ja, hab mich verliebt, alles toll, alles schick, aber ich hab damals zu ihm gesagt, paß auf, sag ich. Du weiß, daß ich behindert bin. Ich sag, überleg's dir. Ich habe Einschränkungen, und ich sag, überleg's dir.

Interview mit Thorsten

- Interviewerin: Vielleicht erstmal so zum Einstieg, wie lange leben Sie denn jetzt schon mit Ihrer Behinderung? 5
- Thorsten: Ich, seit meiner Geburt. Also seit 26 Jahren.
- Interviewerin: Sie sind jetzt 26. 10
- Thorsten: Ja.
- Interviewerin: Mhm. Und wenn Sie – was für eine Behinderung haben Sie?
- Thorsten: Ich habe eine angeborene Spina bifida. Man sagt da auch zu Myelomeningocele, oder im Volksmund „offener Rücken“. Mit Wasserkopf, der sich Gott sei Dank wieder zurückgebildet hat. 15
- Interviewerin: Mhm. Und wenn Sie so an Ihr Leben denken, ja, was würden Sie sagen, sind so die größten Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen? 20
- Thorsten: Hmm, ich denke mal, das ist generell die Toleranzgrenze von der Bevölkerung her, also von den Außenmenschen. Wenn man um Hilfe bittet, man merkt, die Leute zögern... Ja, einfach so der Umgang mit behinderten Menschen von der Bevölkerung her. Sicherlich spielt da ne gewisse Rolle der Unsicherheitsfaktor: Was kann ich jetzt tun, wie soll ich was tun. Viel hab ich aber auch schon bemerkt, daß gerade dann das falsch gemacht wird. Obwohl ich Anleitungen gebe, wie ich z.B. aus dem Bus, wie mich jemand aus dem Bus heben kann im Rollstuhl. Da, da bestehen wirklich sehr große Schwierigkeiten in der Bevölkerung. 25
- Interviewerin: Mhm. Also daß die Leute einfach unsicher sind... 30
- Thorsten: Ja.
- Interviewerin: ... sich nicht so trauen oder Angst haben, was falsch zu machen, auch Grenzen überschreiten vielleicht? 35
- Thorsten: Na, nicht mal das. Ich denke mal wirklich, daß dieses Thema „Behinderung“,

jetzt generell mal in Deutschland gesprochen, in der Bevölkerung nicht so bekannt ist,
40 also nicht so wirklich akzeptiert wird, denk ich mal. Wenn man mal jemanden sieht, ok,
ist ok, vielleicht helf ich dann auch mal, aber weiter drüber nachzudenken, das wird
nicht, das ist, wird nicht einfach weiter drüber nachgedacht. Sondern man nimmt's ein-
fach nur so hin, ok, ich mach meins, die machen theirs, fertig. Aber was es eigentlich *be-*
deutet, behindert zu sein, welche Lebenseinschränkungen man da hat, da wird gar nicht
45 drüber nachgedacht.

Interviewerin: Mhm. Und gibt's denn da spezielle Situationen, an die Sie jetzt denken,
wenn Sie das erzählen, die sie selber auch erlebt haben?

50 Thorsten: Ja klar, und zwar wie ich schon sagte, einmal mit Bussen, öffentlichen Ver-
kehrsmitteln... Busfahrer werden zwar drauf geschult, behinderten Menschen zu helfen,
die Rampe zu bedienen und trallalla, aber in gewisser Weise sind sie einfach mal, sag ich
mal, zu faul. Ich steh dann an der Bushaltestelle und genau im Sichtfeld vom Busfahrer,
und er bemüht sich nicht, auch auf Ansprechen und trallalla. Er sagt dann einfach „Ich
55 hab's mit dem Rücken“ oder „Kann nicht“ und dies und jenes. Aber wenn er's mit dem
Rücken hat, bin ich eigentlich der Meinung, sollte man doch für diese Zeit, wo er's mit
dem Rücken hat, nicht... das Busfahren sein lassen. Weil er muß ja immer damit rech-
nen, daß an irgendeiner Bushaltestelle jemand steht, der Hilfe braucht. Da ist es schon
sehr oft aufgefallen. Dann zum Beispiel auch bei Ämtern, daß die, ja... Auskünfte oder
60 sonstige Sachen immer sehr allgemein gehalten werden. Gerade wenn's jetzt so ums Be-
hindertenrecht geht oder sonstige Sachen. Weil wir sind ja nun trotz unserer Behinde-
rung in der glücklichen Lage, daß wir in bestimmten Gesetzesteilen Bevorzugungen ha-
ben oder andere Gesetzesrichtungen. Die werden uns aber nie mitgeteilt, die müssen
wir uns selber raussuchen. Also da ist schonmal ne gewisse Einschränkung. In, ja, über-
65 wiegend wirklich in der Bevölkerung, nicht gerade jetzt mal so vom Einkaufen her oder
so. Die Verkäuferinnen sind immer stets bemüht, einem zu helfen, wenn man sie an-
spricht. Aber eben wie gesagt die Bevölkerung, wenn man jetzt jemanden im Laden an-
spricht, ob man, er mal behilflich sein könnte und mir da was runtergeben kann, da wird
dann immer doch gezögert. Wo es für mich eigentlich selbstverständlich ist, auch wenn
70 ne ältere Dame da ist, daß *ich*, obwohl ich im Rollstuhl sitze, ihr helfe, so gut es geht.

Interviewerin: Und diese Situation, die sie gerade beschrieben haben mit dem Busfahrer
z.B., ist das dann auch wieder sowas wo Sie sagen, da fehlt so die Sensibilität, was es
bedeutet mit ner Behinderung zu leben?

75

Thorsten: Ja.

Interviewerin: Weil wenn er das so reflektiert hätte, dann wüßte er...

Thorsten: Genau.

80

Interviewerin: ... kann er sich eigentlich nicht hinsetzen und sagen, mir tut der Rücken weh.

Thorsten: Genau. Er weiß, denk ich mal, auch gar nicht wie es ist, eben mit diesen Einschränkungen zu leben. Da bin ich so manchmal der Freund von, daß man sagt, so ne Leute müßte man eigentlich mal 24 Stunden in den Rollstuhl setzen und einfach mal sagen, so. Da ist die Straße, da ist ne Bushaltestelle, bitte mach mal. Ohne jegliche fremde Hilfe. Damit die Leute wirklich mal kennenlernen, wie ist es überhaupt, im Rollstuhl zu sitzen. Wie ist es im alltäglichen Leben, mit Bordsteinkanten, oder beim Einkaufen. So die alltäglichen Lebensumstände, die so für, sag ich mal jetzt, einen gesunden Menschen selbstverständlich sind. Da müssen wir ja fünfmal drüber nachdenken, fünfmal planen, wie machen wir was.

85

90

Interviewerin: Ja... Wie geht's Ihnen in solchen Situationen, wenn Sie da an der Bushaltestelle stehen, der Bus kommt, die Tür geht auf, der Busfahrer sagt, ich hab was am Kreuz, ich kann Sie jetzt nicht...

95

Thorsten: Das ist schon mit ner gewissen Frustration verbunden, wo man dann sagt, ach Mist, jetzt mußte noch nen Bus warten, oder könnteste bloß aufstehen, dann könnteste das alleine machen. Aber ich denke mal mit der Zeit, lernt man auch damit umzugehen. Das man einfach sagt, ok, ich versuche jetzt mir irgendne Technik zu entwickeln, wie ich selber in den Bus komme, oder so wie ich es gemacht hab. Ich war nun in der glücklichen Lage, daß Ämter mir z.B. meinen Führerschein bezuschußt haben, oder mein Auto bezuschußt haben. Was natürlich auch jede Menge Behördengänge voraussetzt bzw. jede Menge mehr Streß, was einem Läufer, sag ich mal, nicht so bewußt ist, denk ich mal. Er geht einfach nur zur Fahrschule, macht seinen Führerschein, das ist ja bei uns ganz anders. Wir müssen uns spezielle Fahrschulen aussuchen, die eben diese behindertengerechten Autos haben, behindertengerechte Ausbildung, die auch von der Dekra zugelassen wird und von der Führerscheinstelle. Aber, ja, ich sag mal, wir leben einfach damit und probieren es eben, das Beste draus zu machen. Und da ich jetzt mein Auto habe, bin ich jetzt natürlich noch ein bißchen flexibler, auch im Beruflichen. Und von daher versucht man, denk ich mal, und gerade, wenn man mit solchen Sachen konfrontiert wird, sich Sachen einfach selber auszudenken: Wie mach ich was. Damit man eben nicht ständig auf fremde Leute angewiesen ist, auf fremde Hilfe. Das geht dann natürlich

100

105

110

115 wieder in Richtung Isolation. Wenn man jetzt z.B. angesprochen wird von jemandem, der
das nun sieht und fragt, „Kann ich Ihnen weiterhelfen“ oder sowas, und man sagt dann,
„Nein, danke, geht schon“, das wird dann auch meistens so widerspenstig angenommen
– ok, er wird's schon machen. Die Leute gehen dann zwei Schritte weiter und gucken
dann trotzdem nochmal, na geht's denn nu wirklich. Aber ich denke mal, dadurch... Also
120 ich versuche mir speziell immer Sachen selber auszutüfteln, wie mach ich was. Um eben
den Leuten, das ist vielleicht jetzt ein bißchen dumm ausgedrückt, nicht so zur Last zu
fallen, sondern wirklich im äußersten Notfall nur Hilfe brauchen.

Interviewerin: Ja. Also Sie sind da bestrebt, möglichst selbständig zu sein.

125
Thorsten: Ja. Das wollte ich jetzt auch versuchen im beruflichen Leben, daß ich mir ver-
suche, da noch ein Standbein aufzubauen, mich selbständig zu machen als Mobilitäts-
trainer. Versuche eben, Leuten, die frisch in den Rollstuhl gekommen sind, aus dem
Krankenhaus oder der Rehabilitationseinrichtung wieder zu Hause sind, sie dann zu
130 Hause zu unterstützen und ihnen zu zeigen: Paß auf, du sitzt jetzt im Rollstuhl, aber im
häuslichen Umfeld kannst du das und das machen, und zwar so und so. Das fehlt ja bei
den meisten. Die kriegen auf ner Reha zwar beigebracht, wie sie Bordsteinkanten fah-
ren, Rampen fahren müssen, sich draußen frei bewegen können. Aber das ist meistens
nur so ein zeitlich begrenzter Zeitraum. Und bei mir wäre es dann so, daß ich sage, ich
135 fahre zu den Leuten nach Hause und bringe es denen intensiv bei. Also über ne längere
Zeit Betreuung.

Interviewerin: Ja. Also wo sie dann sozusagen ein Stück von Ihrer Expertise, was es ja
unbestritten ist...

140
Thorsten: Ja.

Interviewerin: ... weitergeben an andere, die eben soweit noch nicht sind.

145 Thorsten: Genau. Um eben nicht in diese Konfliktsituation zu kommen. Sicherlich, früher
oder später wird irgendwo ne Situation sein, wo sie sagen, ach, jetzt muß ich doch fra-
gen. Aber zum größten Teil, ich sag mal zu 70%, kann man sich dann selbst behelfen.

Interviewerin: Mhm. Diese Sache mit den Barrieren im Alltag, kann ich mir vorstellen,
150 ist ja wahrscheinlich immer in irgendeiner Form ein Problem, wenn man rausgeht im
Rollstuhl.

Thorsten: Ja.

Interviewerin: Ist das was, wenn Sie sowas erleben, also jetzt egal ob's der Bus ist, oder Bordsteinkanten, oder man kommt irgendwo hin und da sind unerwarteterweise Treppen oder irgendwie, ist das was, wo Sie dann hinterher auch Dampf ablassen müssen, wo Sie mit anderen drüber sprechen, oder ist das dann eher so, daß Sie das dann so für sich, mit sich selber ausmachen? Oder wie ist so der Umgang mit solchen Schwierigkeiten? 155

Thorsten: Ja, wie so'n Sachen, ja, da sprech ich eben sehr oft mit meiner Frau drüber. Sage, ok, da wo ich heute war, war wieder nicht gut, da waren wieder zwei Stufen. Oder wenn wir mal abends weggehen wollen, wir müssen ständig immer gucken, wo sind Stufen, wo kann ich rein, wo kann ich nicht rein. Ist sicherlich schon so, daß man drüber redet, auch im Freundschaftskreis mal, abends, mal kurz das anspricht. Aber ich denke mal, man lernt auch einfach damit umzugehen und dann auch irgendwann zu sagen, ok, jetzt haste kurz drüber gesprochen, jetzt ist auch wieder gut. Also nächstes Mal weiß ich bescheid, wenn ich da hinmuß, daß ich jemanden anders mitnehmen muß, oder mir wieder was ausdenken muß, wie ich da hochkomme. Also es sind immer so Einmal-Geschichten. Beim ersten Mal ist man frustriert, man erzählt's dann im Freundeskreis oder oder, und dann weiß man's und dann ist es auch wieder ok. Ja. Sonst... Ja, ist auch schon so, daß wir jetzt auch noch speziell vermehrt eben Unterstützung bekommen von den Familien. Von meiner Familie sehr viel. Wenn jetzt z.B. mal Möbel zu transportieren sind oder irgendwie Kleinigkeiten sind, da... Meine Eltern wohnen bloß 20 Kilometer von Berlin, die kann ich schnell mal anrufen, die kommen hier her, helfen. Oder wie gesagt, ist mitunter auch mit eigenem Köpfchen anstrengen verbunden. Daß man dann sich überlegt, ok, du hast jetzt z.B. dir neue Boxen gekauft bei Media Markt, sag ich mal, die wiegen jetzt 30 Kilo. Ja, wie kriegste die jetzt weg. Ich bin nun glücklicherweise so fit und vom Oberkörper her so stark, daß ich sagen kann, ok, ich kann sie mir auf die Beine stellen und kann dann eben, zwar langsam, aber ich schaff es auch nach Hause. Viele schaffen es aber nicht, und da, hmmm, muß man immer ein bißchen gucken. 160 165 170 175 180

Interviewerin: Als ich mich mit anderen unterhalten hab, kam es oft so zur Sprache, daß gesagt wurde, sie fühlen sich so als Mensch zweiter Klasse behandelt. 185

Thorsten: Ja, mitunter schon. Mitunter schon. Also wie gesagt, das ist eben diese Einschränkung in den öffentlichen Verkehrsmitteln, oder oder, z.B. jetzt mit Restaurants oder mit Discos. Weil sehr viele Discos werden im ersten Stock gebaut, Restaurants haben irgendwie irgendwo immer ne Stufe, ja. Da begegnet man immer irgendwo Ecken in

190 der Stadt, wo man sagt, hm, jetzt biste ja wieder außen vor. Jetzt mußte wieder überlegen. Wo manche einfach sagen, ja, ich geh da einfach rein. Das sind eben so die Sachen, wo wir immer so wirklich extrem überlegen müssen.

Interviewerin: Ich hab gerade so richtig das Gefühl, als Sie das so erzählt haben, so,
195 'Ach da hat man wieder nicht an uns gedacht'.

Thorsten: Genau, ja, ja, so... Oder wenn man dann jemanden anspricht, z.B. haben wir hier gut drei Minuten Fußweg von uns ein Restaurant, die haben eine wunderschöne Sonnenterrasse, die kann man im Sommer wunderschön nutzen. Die haben aber sechs
200 Stufen davor. Dann hab ich das schon mal angesprochen, oder mehrere wurden auch da schon angesprochen, daß es evtl. ratsam wäre, mal ne kleine Rampe von innen nach außen zur Terrasse, weil das würde dann relativ barrierefrei gehen, außer auf zwei Stufen. Daß man da evtl. mal ne kleine Holzrampe oder so hinbaut, damit auch ein Rollstuhlfahrer draußen im Sommer draußen sitzen kann. Ja, es wurde hingenommen, und es passiert einfach nichts. Also von daher merkt man schon irgendwie, daß die Leute auch sagen, ok, auf zwei oder drei Gäste mehr im Jahr können wir gut und gerne verzichten. Gerade so ne Kunden können wir verzichten. Also man ist immer gezwungen, entweder gar nicht hinzugehen oder nur drinzusitzen. Also das sind so die Sachen, wo ich auch persönlich sage, ok, du bist ein Mensch zweiter Klasse, irgendwo.

210

Interviewerin: Und wie fühlt sich das an?

Thorsten: Ja, wie fühlt sich das an, es ist eben frustrierend. Es ist immer ständig so, man kann nicht einfach mal spontan sagen, ok, jetzt (*schnippt mit den Fingern*). Sondern es
215 ist immer unwahrscheinlich mit viel Überlegungen und viel Gucken verbunden, was kann ich wo und wie machen. Gut, jetzt gibt's zwar die neuen Gesetzesauflagen, daß eben öffentliche Einrichtungen eben Rampen haben müssen. Aber man merkt diese Umsetzung fällt noch unwahrscheinlich schwer. Viele tun sich damit sehr sehr schwer. Und da stellt sich die Frage: Warum tun sie sich damit schwer? Also es sind immer sehr sehr viele Fragen, womit ich mich persönlich von, ja, ab und zu mal beschäftige. Warum denken die Leute so? Warum ist das Thema noch nicht so bekannt? Zum Beispiel fand ich's auch mal ganz ganz klasse, daß im Fernsehen mal eine Reportage kam, wo ein Jugendlicher sich mal 31 Tage in den Rollstuhl gesetzt hat, und eigentlich, und einfach mal versucht hat, so einen Tag zu durchleben. So einen Monat, wie ist es im Rollstuhl, wie ist es
220 mit diesem Handicap. Und da war eigentlich sehr sehr deutlich zu sehen, mit was für ner sehr hohen Frustrationsgrenze das verbunden ist. Wie hart oder wie, was man eigentlich für nen harten Pelz sich anschaffen muß heutzutage. Also es wäre, oder es wäre

zu wünschen, daß dieses Thema, mit diesem Thema offener umgegangen wird. Daß einfach in der Bevölkerung offener damit umgegangen wird, offener angesprochen wird, und, ja. Diese Sendung hab ich ja auch so n bißchen verfolgt von den Zuschauerzahlen her und so. War nicht sehr stark frequentiert. Also man hat schon gemerkt, ok, es geht um ein bestimmtes Thema, müssen wir uns nicht antun. Und da denk ich mal, muß mehr Aufklärungsarbeit geleistet werden. Mit was sich eigentlich behinderte Leute eigentlich alles rumtragen müssen. Das ist denk ich mal noch viel zu unbekannt. Eine Sache war z.B., da hab ich auch mal einen Schauspieler unterrichtet, wie man Rollstuhl fährt mit einem bestimmten Handicap. Also da gibt's einen Film, und zwar heißt der „Jonathans Liebe“, mit dem Schauspieler Benjamin Sattler. Und der war bei uns damals in der WG, wo meine Frau auch schon gelebt hat. Und der hatte dann angefragt, „Ja, ich muß nen Film drehen und muß im Rollstuhl sitzen, und spiel die Hauptrolle und weiß nicht wie, und mit Rampen und mit Kanten und trallalla kenn ich mich nicht aus.“ Und da haben wir, hab ich ihm speziell angeboten, „Paß auf, setz dich rein, kommste zwei, drei Mal, innerhalb von vier Wochen, und ich bring's dir bei.“ Und dieser Film ist so super geworden, der ist auch relativ gut bei der Bevölkerung aufgenommen worden. Er wurde auch sehr gut belohnt von Preisen her und trallalla. Aber ich denke mal über dieses *Eigentliche* wird nicht groß nachgedacht. Da wird sich der Film angeguckt, ok, der sitzt im Rollstuhl, verliebt sich, sein Bruder kommt dazwischen, und denn fangen eben so die Quälereien an. Und im Endeffekt wird aber auch nicht weiter drüber nachgedacht. Es ist eben nur ein Film. Und wie die Realität aussieht, da denk ich mal fehlt irgendwo das Vorstellungsvermögen, denk ich mal.

230

235

240

245

250

Interviewerin: Das heißt, Sie kommen eigentlich immer wieder an diesen Punkt, den Sie schon am Anfang angesprochen haben, dieses, daß die Leute nicht begreifen, was das bedeutet.

Thorsten: Genau.

255

Interviewerin: Also was damit verbunden ist, wenn man eine Behinderung hat, wenn man im Rollstuhl sitzt...

Thorsten: Genau.

260

Interviewerin: ... und nicht so mobil ist, und daß da irgendwie so dieses Einfühlungsvermögen fehlt. Und wenn das da wäre, daß es dann viele Probleme nicht gäbe, die es jetzt gibt.

265 Thorsten: Genau. Also eben speziell auf diese öffentlichen Einrichtungen, oder Freizeitgestaltung. Diese Probleme, denk ich mal, wären nicht, wenn diese Leute, die an diesen Hebeln sitzen, wüßten, wie es ist, wenn. Dann wäre denk ich mal dieses Verständnis von den Leuten ganz ganz anders. Und würden dann sagen, Mensch, ja, stimmt, haben wir gar nicht drüber nachgedacht, müssen wir so schnell wie möglich ändern. Also das sind
270 wirklich so Sachen, ja, die im Alltag zwar immer mal kurz aufstoßen, und dann sind sie für mich aber auch wieder im Alltag drin. Sie sind einfach, sie gehören einfach zum Alltag.

Interviewerin: Ja. (Pause). Jetzt haben wir viel über Barrieren gesprochen... Ist es Ihnen
275 denn auch schonmal passiert, daß Leute Ihnen irgendwie dumm gekommen sind, Ihnen irgendwelche blöden Sprüche an den Kopf geknallt haben, oder...

Thorsten: Ja, das kommt mitunter hier sehr doll vor. Also, ich bin jetzt momentan beschäftigt in einer Schule, in einer Schulbibliothek. Und da durfte ich mir dann auch die
280 ersten Zeiten anhören, „Ach guck mal, da“, und dann so mit vorgehaltener Hand, (*mit abfälligem Tonfall*) „'n Krüppel macht jetzt hier die ganze Bibliothek, führt jetzt hier alles.“ Gut, das muß nu, deswegen dieser dicke Pelz, das muß in ein Ohr rein und beim andern wieder raus. Nicht groß überdenken. Es ist mitunter auch schon vorgekommen, daß Leute mir Prügel angeboten haben. Jugendliche, die eben mal so halbstark tun.
285 Naja, dann werden sie ignoriert. Mit Ignoranz erreicht man eigentlich bei Jugendlichen in dem Punkt sehr viel. Also... Auch eben mit Kontakte zu Freunden, Kontakte knüpfen, evtl. Freundschaften knüpfen. Das ist dann eben auch so ein Punkt, wo man sagt, naja... Dann wird einen Abend mal mit jemandem gesprochen, den man kennengelernt hat, er verspricht einem, ja, ich ruf euch an und trallalla, alles schick, alles schön. Und es
290 kommt einfach nichts wieder. Wenn man dann merkt, also ich bin soweit schon, daß ich Leute einschätzen kann und sage, ok, wird höchstwahrscheinlich nix, weil eben diese Unsicherheit, diese diese... Ja, da sind wir eigentlich wieder beim dem Punkt. Wo die Leute dann sagen, ok, hm, ist es das jetzt nu wirklich, die Freundschaft, oder, ja. Da sind eben so auch diese Probleme, diese sozialen Kontakte. Ja.

295 Interviewerin: Ist es denn dann so, was Sie gerade beschrieben haben in der Schulbibliothek, oder so mit Jugendlichen, geht das dann zum einen Ohr rein und zum anderen Ohr raus, oder...

300 Thorsten: Ja.

Interviewerin: ... oder trifft Sie das dann doch irgendwie?

Thorsten: Nein. Also ich bin mit der Zeit schon so weit, daß ich den Leuten auch Paroli biete. Wenn die jetzt z.B. reinkommen, in Zeiten wo keiner in der Bibliothek zu sein hat, und fangen dann an, da eben Randle zu machen oder sonstiges, dann kann ich mich da auch schon behaupten und bißchen lauter werden und sagen „Raus“. Und wenn dann irgendeine dreckige Bemerkung kommt, naja, sie wird einfach ignoriert. Es wird nicht mehr drüber nachgedacht. Das denk ich mal muß jeder in seiner eigenen Art und Weise versuchen. Also bei mir ist es wirklich so, daß ich festgestellt hab, mit Ignoranz erreicht man sehr viel. Wenn irgendein, irgendeine Bemerkung mir nicht paßt, sie wird ignoriert. Der Mensch wird ignoriert. Wenn er dann irgendwann mal zur Vernunft kommt und mich vernünftig anspricht oder vernünftig versucht, mit mir umzugehen, dann ist es wieder ganz normal. Also ich bin da auch so'n Mensch, ich bin nicht nachtragend. Mir kann man z.B. Dinge an den Kopf werfen, die rauschen durch, und nächsten Tag ist alles wieder in Ordnung. Also da, so tolerant bin *ich* nu schon wieder, daß ich sage, ok, war gestern eben nicht gut drauf, oder mit mir hat irgendwas nicht gestimmt, aber ansonsten... Und dann ist wieder ok. Also wie gesagt, da muß man sich wirklich als Körperbehinderter einen sehr dicken Pelz anschaffen. 305

Interviewerin: Mhm. Das heißt, das ist dann auch nichts, wo Sie dann hinterher noch das Bedürfnis haben, es jemandem zu erzählen, oder... 320

Thorsten: Nö. Also ich denke mal gerade bei so nen Jugendlichen... Wenn es jetzt von einem erwachsenen Menschen kommen würde, der sag ich mal 56 ist und knallt mir so was an den Kopf, dann würd ich doch schon überlegen, warum hat der das jetzt gesagt. Gerade eigentlich von dem Alter her. Aber wenn's jetzt sag ich mal so'n Jugendlicher ist, der gerade so ne Trotzphase durchmacht, oder oder eben so dieses halbstarke Getue, das merkt man ja, auf ne gewisse Art und Weise merkt man das irgendwie. Dann ist es für mich eigentlich irrelevant. Also es wird nicht groß drüber nachgedacht. 325

Interviewerin: Und auch diese Situation, die sie kurz beschrieben haben, wo Sie bedroht wurden, war das das gleiche da, oder... 330

Thorsten: Na gut, da fängt man dann doch schon an so ein bißchen drüber nachzudenken, wie weit ist die Welt heute, daß Jugendliche schon anfangen, eigentlich auf Schwächere, wo man merkt, der kann nicht, laß ich mal lieber in Ruhe. Wo man eigentlich sagt, in den 80er Jahren war es so, daß man sich eigentlich mit Gleichaltrigen irgendwie versucht hat, oder mit Gleichstarken zu duellieren, wo jetzt so die Hemmschwelle ein bißchen sinkt. Und da überlegt man dann doch schon, Mensch, was geht in den Köpfen vor. Warum, wieso, weshalb. Aber wie gesagt, da wird vielleicht mal kurz einen 335 340

Nachmittag drüber nachgedacht, und das war's dann aber. Wenn die nächste Situation kommt, naja ok, dann weiß ich, wie ich mich zu verhalten hab. Ignoranz, oder einfach weg, sich versuchen, einfach aus dieser brenzlichen Situation zu flüchten. Und, ja, ich *möchte* auch eigentlich gar nicht wissen, wie die Mitmenschen drum reagieren würden, wenn ich jetzt z.B. angegriffen werde. Ob da noch so viel Zivilcourage herrschen würde, und dann sagen, ok Jungs, jetzt aber weg hier. Also da weiß ich nicht. Und deswegen versuche ich für mich immer aus solchen Situationen so schnell wie möglich rauszukommen.

345 Interviewerin: Mhm. Das heißt, Sie hätten die Befürchtung, daß Ihnen unter Umständen niemand helfen würde?

Thorsten: Ja. Um eben nicht seinen eigenen Hals zu riskieren. Also, hm. Zum Glück ist es ja noch nicht zu so einem Zwischenfall gekommen, und deswegen sag ich mal, möchte ich auch gar nicht erst so doll drüber nachdenken. Deswegen immer: Weg aus dieser Situation, und dann ist es gut.

Interviewerin: Sie haben ja vorhin schonmal angesprochen, daß das mit der Hilfe irgendwie auch so problematisch ist. Daß die Leute unsicher sind und nicht so richtig wissen... Dann wird Hilfe angeboten, wenn man sie ablehnt, dann wird man trotzdem beäugt, ob man's alleine hinkriegt und so. Gab's denn auch mal Situationen, wo Sie offensichtlich Hilfe benötigt haben und keine bekommen haben, oder man Ihnen wirklich Hilfe aufgezwängt hat?

365 Thorsten: Ja, es gibt schon hin und wieder mal so ne Situationen, aber so jetzt um konkret nu irgendeine anzuführen... Kann ich mich eigentlich gar nicht an irgendeine mehr dran erinnern, weil das eben, rein und wieder raus und wird gar nicht groß drüber nachgedacht. Also wie gesagt, manchmal ist es wirklich, im Bus ist es so, daß Leute einem dann helfen, aber dann irgendwie doch, ja... Sie wollen einem helfen, zwingen einem auch die Hilfe auf, aber wenn ich ihnen Anleitungen gebe, wie sie was zu tun haben, machen sie es trotzdem falsch. Also dadurch ist es schon passiert, daß ich aus dem Rollstuhl gefallen bin. Obwohl ich gesagt hab, machen Sie es so und so. Es wurde falsch gemacht, bin ich aus dem Rollstuhl gefallen. Die Leute haben mir zwar wieder reingeholfen, aber ich weiß jetzt ganz genau, daß diese Leute bestimmt nur noch in den seltensten Fällen irgendwie wieder helfen. Gerade durch so'n Ereignis sagt man ja doch, ok, 375 nehm ich mal lieber die Finger weg, irgendein anderer wird sich schon finden. Wo denn nicht so gehört wird auf uns. Wo gesagt wird, ok, der kann viel erzählen, ich mach trotzdem mal so wie ich denke. Das ist dann eben diese überschwengliche Hilfe, dieses

- dieses, ach, ich möchte helfen, und mach's dann falsch. 380
- Interviewerin: Also daß gar nicht gesehen wird, daß derjenige, der im Rollstuhl sitzt, ja eigentlich so... auch Experte ist, auch im Umgang mit dem...
- Thorsten: Genau. Genau. 385
- Interviewerin: ... alleine was die Technik angeht, und daß man dann vielleicht auf den hören sollte, wenn der sagt, bitte nicht so, oder passen Sie auf das und das auf.
- Thorsten: Mhm. Also das, da, da merkt man schon extrem die Probleme. Aber ansonsten so explizit jetzt irgendne Situation, kann ich gar nicht mal so... extrem beschreiben, nee. 390
- Interviewerin: Ne andere Sache, die ich auch immer wieder höre, also gerade von Menschen, die im Rollstuhl sitzen, ist, daß sie so das Gefühl haben, sie werden gar nicht mehr als Frau oder als Mann wahrgenommen, sondern man ist so – Rollstuhl. Also als gäbe es so ne dritte Kategorie. 395
- Thorsten: Ja genau. Das, naja, so Rollstuhlfahrer, da ist es so, man sieht ihnen das gleich an. Man sieht die Behinderung gleich auf dem ersten Mal. Und da ist denn z.B., „Ach, der Rollstuhlfahrer“, „Ach, der Rollstuhlfahrer“, sondern gar nicht mal mehr „der Mann“, „Guck dir mal den Mann an“, sondern, „Ach, der Rollstuhlfahrer“. Und deswegen bin ich auch sehr bedacht immer drauf, wenn Kinder kommen z.B. zu mir, und mich fragen, „Warum kannst du nicht laufen?“, dann erklär ich es denen. Aber dann merkt man mitunter schon, wenn die Eltern in der Nähe sind, daß die Eltern dann anfangen an der Kapuze hinten zu ziehen und sagen, „Laß mal den lieben jungen Mann“ oder „Laß mal den Rollstuhlfahrer in Ruh“, daß, da, weiß ich nicht... Also ich bin wirklich drauf bedacht, immer die Leute so viel wie möglich drüber aufzuklären. Also wenn mich jetzt z.B. jemand anspricht auf der Straße, „Warum können Sie nicht laufen?“, ich erklär's ihm. Warum nicht. 400
- Interviewerin: Das kommt vor? 405
- Thorsten: Ja, es kommt mitunter vor. Hier in der Nähe gibt's eine Erziehschule, und die machen mitunter auch so ne Befragungen. Und da ist es auch schon vorgekommen, ich bin einfach nur vorbeigefahren, und die haben mich dann gefragt. Oder beim Einkaufen, einfach nur so. „Warum sitzen Sie im Rollstuhl, hatten Sie einen Unfall?“ Und dann wird's, dann erzähl ich's eben. Und dann, naja ok, „Der arme Mann“ oder „Der arme 415

Rollstuhlfahrer“. Und dann wird sich wieder abgewendet. Aber es wird nicht groß drüber nachgedacht. Es wird einfach nur zur Kenntnis genommen, ach so, ok, hatte keinen Unfall, ok, ist von Geburt an so, fertig. Das wird dann nur wahrgenommen, aber was
420 aber dahintersteckt, das bleibt weg.

Interviewerin: Ich find das irgendwie gerade ganz... Ich stell mir gerade vor... Also man würde ja eigentlich bei anderen Menschen auch nicht auf die Idee kommen, also wildfremde Menschen so nach ihrem Gesundheitszustand zu fragen. Also es ist ja eigentlich
425 auch schon ein bißchen indiskret, oder? Wie nehmen Sie das wahr?

Thorsten: Nö. Denk mal nicht. Weil es ist für mich ganz normal im Rollstuhl zu sitzen. Und wenn jemand zu mir kommt und das Bedürfnis hat zu wissen, warum, wieso, weshalb, erklär ich's ihm. Ich geh natürlich nicht so ins Detail. Und sage ihm dann, ok, ich
430 bin von Geburt an im Rollstuhl. Ich hatte im Volksmund einen „offenen Rücken“, dann können sich mitunter schon viele vorstellen. So, ja, und das war's eigentlich schon. Also die zwei Sätze reichen eigentlich schon aus, damit die Leute wissen, ok, Rollstuhlfahrer, offener Rücken, ok. Das war's. Aber es wird nicht weiter nachgefragt, „Wie kommen Sie im öffentlichen Leben klar“, das und jenes. Das wird nie gefragt.

435 Interviewerin: Würden Sie sich das wünschen, daß das manchmal gefragt wird?

Thorsten: Ja, also... Ja, warum nicht? Um einfach mitzubekommen, die Bevölkerung fängt jetzt an mitzudenken. Die versuchen jetzt wirklich, damit klarzukommen, daß es so
440 ne Leute gibt, daß das viel Leute davon gibt. Also meine Behinderung kommt nicht gerade selten vor. Da ist es so, daß jede zweite Geburt von tausend Geburten meine Behinderung hat, dieses Kind. Und das, deswegen ist es eigentlich relativ nicht selten. Und da merkt man eigentlich schon, auch wenn man sich jetzt so die Zahlen von Berlin anguckt, wie viele behinderte Menschen eigentlich in Berlin leben. Da sagt, da erwartet man ja
445 eigentlich schon irgendwie ein bißchen mehr Verständnis. Weil man kann hingehen wo man will. Man trifft mitunter immer mal irgendwo jemanden, der an Stützen geht, oder der im Rollstuhl sitzt, es ist irgendwo immer jemand. Und da dieses, daß da das Interesse noch nicht da ist, von vielen Menschen, zu wissen, warum, wieso, weshalb, das ist dann immer so, hmm, warum. Naja, ist eben halt so.

450 Interviewerin: Mhm. Sie haben gerade gesagt, wenn Leute Sie dann fragen, warum Sie im Rollstuhl sitzen, aha, nee, hatte keinen Unfall, ist von Geburt an hat er die Behinderung, haben Sie den Eindruck, daß es für die Leute einen Unterschied macht, ob man durch einen Unfall im Rollstuhl sitzt, oder...

Thorsten: Ja. Also mitunter schon. Weil gerade deswegen wird man angesprochen. Weil es passieren heutzutage sehr viele Badeunfälle, sehr viele Autounfälle. Und den Rollstuhl bringt man eigentlich heutzutage immer nur in Verbindung mit Unfällen. 455

Interviewerin: Querschnittslähmung. 460

Thorsten: Querschnittslähmung. Daß es aber auch andere Ursachen haben kann, das weiß niemand. Und von daher denk ich mal, so manche Leute und so, daß sie einfach nur mal sagen, ok, Autounfall jetzt – ja oder nein? Ok, gehen wir einfach mal hin, fragen mal. Gut, ist kein Autounfall, abgehakt im Kopf, weiter geht's. Wird nicht eben groß drüber nachgedacht. 465

Interviewerin: Mhm. Ich frag mich gerade, ob es vielleicht damit zu tun haben könnte, daß so diese Behinderung durch einen Unfall ja auch jeden treffen kann.

Thorsten: Ja. Also ich hatte z.B. mal in meiner Kindheit ein Erlebnis, da waren zwei Jugendliche, mit denen war ich so halbwegs befreundet, sagen wir's mal so. Mal mehr, mal weniger. Mal haben sie mich verspottet, mal nicht. Und ich hab dann immer so als Antwort gegeben, wenn sie mich verspottet haben, „Paßt auf, das geht mitunter schneller als was ihr geht, als was ihr überhaupt denken könnt, sitzt ihr im Rollstuhl.“ - „Naja, und der spinnt doch und der denkt sich wieder irgendwelche Sachen aus!“ Und eines Tages war's dann wirklich traurigerweise so, daß genau diese beiden einen Autounfall hatten. Einer ist leider verstorben, und der andere läuft heute an Stützen, weil er zwei künstliche Hüftgelenke hat, durch diesen Unfall. Und wir sind heute die dicksten Freunde. Weil ich gesagt hab, „Siehste, es geht schneller als was du denken kannst. Eine Unaufmerksamkeit und es ist vorbei.“ Und das war eben durch nen Autounfall. Andererseits, ja, da kommt man sich dann wieder näher. Da ist dann das Verständnis da: „Ok, der kann ja gar nix dafür. Ich konnte was dafür. Hmm. Na ok. Warum hab ich ihn damals verspottet? Jetzt ist es bei mir genauso, und ich bin immer noch derselbe Mensch, der ich vorher war. Er ist auch bloß ein Mensch. Hmm.“ 470
475
480

485

Interviewerin: Das heißt, Sie haben dann auch nochmal darüber gesprochen wie es früher war zwischen Ihnen?

Thorsten: Ja ja, wir haben darüber gesprochen, und er sagte dann zum Schluß, „Ja, du hattest recht.“ Ich sage, „Siehste. Es kommt zwar spät, die Einsicht, aber es kommt. Und fürs nächste Mal bist du schlauer.“ Und ich sage, „Verspottete niemanden, wo du nicht weißt, warum, wieso, weshalb. Eigentlich: Verspottete niemanden. Versuche immer, 490

den Menschen zu sehen, der da ist. Und nicht wie er aussieht, wie er läuft. Sondern immer nur den Menschen sehen.“ Und das hat er dann begriffen. Und seitdem sind wir
495 jetzt die besten Freunde. Ja.

Interviewerin: (Pause) Also ich glaube... Ja, ich hätte zum Abschluß noch eine Frage, die vielleicht ein bißchen ungewöhnlich ist... Wenn Sie sich was wünschen könnten, was würden Sie sich wünschen? Für sich persönlich?

500

Thorsten: Was ich mir wünschen würde, für mich persönlich? Daß alles, so weit wie es jetzt ist bei mir persönlich, so bleibt vom Gesundheitszustand, sich nichts verschlechtert. Bzw. daß evtl., um nochmal auf den ersten Punkt wieder zu sprechen zu kommen, die Bevölkerung irgendwann damit lernt umzugehen. Positiv lernt damit umzugehen.
505 Daß diese, diese Blicke, diese negativen Blicke einfach mal irgendwann verschwinden. Und sie sagen, „Oh, das ist ein Mensch, und kein Rollstuhlfahrer.“ „Das ist ein Mann. Der ist genauso wie du und ich. Er nimmt genauso teil wie du und ich am Leben. Zwar mit Einschränkungen, aber er macht's.“ Und dieses Wort „Einschränkungen“ in die Köpfe der Menschen zu bekommen, das ist schon, denk ich mal, ein riesengroßer Fortschritt.
510 Weil da ist schonmal so ein Denkansatz.

Interviewerin: „Einschränkung“ anstelle des Wortes „Behinderung“?

Thorsten: Hmm... Nö. Nee, nur einfach in dem Sinne, daß sie weiterdenken: Behinderung bedeutet Einschränkung. Welche Einschränkungen hat er im alltäglichen Leben.
515 Einfach dieses Weiterdenken. Nicht einfach so sagen, ok, Rollstuhlfahrer, ok, das war's. Sondern daß einfach mehr gesehen wird in diesem Feld. Daß man einfach mehr lernt, damit umzugehen. Generell lernt, das zu akzeptieren, daß es auch solche Menschen gibt.

520

Interviewerin: So eine größere Sensibilität.

Thorsten: Ja. Ja, das ist eigentlich so das, was ich mir eigentlich persönlich wünsche.

525 Interviewerin: Ok, also ich hab keine Fragen mehr. Wenn Sie noch was loswerden möchten...

Thorsten: Nö. Ist denk ich mal alles gesagt, so wie es gesagt werden sollte.

530 Interviewerin: Mhm. Ok, gut. Dann sind wir am Ende.

Interview mit Jens

Interviewerin: Wie lange bist du denn jetzt schon wohnungslos?

5

Jens: Also zur Zeit bin ich jetzt in der betreuten Dings, das ist aber halt so Frühbeginn, bis ich jetzt ab Mai oder so kriege ich dann eigene Wohnung, lasse mich dann noch 1 Jahr betreuen, Einzelbetreuung nennt man das, und dann stehe ich praktisch auf eigenen Füßen. Weil ich noch nie eine eigene Wohnung hatte, früher habe ich bei den Eltern, Freundinnen und so, in Häusern und so, weil ich ja aus Sachsen komme und irgendwann ist es mir dann halt zu bunt geworden, bin ich aus Sachsen raus, bin nach Stuttgart, hab da eine Weile bei einem Freund gelebt und gearbeitet und dann danach bin ich halt umhergezogen. Wie so ein Zimmermann auf der Walz kann man so sagen, weil ich nenn es jetzt mal nicht so, weil ich bin ja noch jünger, da ist ja anders als wie wenn man älter ist. Hab da halt Erfahrungen mit Obdachlosigkeit gemacht sozusagen.

10

15

Interviewerin: Und wenn du dich so erinnerst, was würdest du denn sagen sind so die größten Schwierigkeiten so im Umgang, gerade so im Umgang mit anderen Menschen, wenn man obdachlos ist?

20

Jens: Ja, weil das Klischee ist ja, obdachlos, Penner, schlechthin. Es kommt drauf an, ich meine mittlerweile haben viele Leute auch draus gelernt, ziehen sich ordentlich an. Ich meine, Berlin ist ja kein Thema, da kriegste Kleiderkammer und alles, wenn du weißt wo du hingehen musst und zu essen kriegst und so. Notunterkunft gibt es ja, Nachtcafés und so, das ist ja nun nicht das Thema. Aber jetzt zum Beispiel in Frankreich, da ist das ziemlich schwierig, weil man da halt niemanden kennt oder so, wie gesagt, da kann man auch bei irgendwelchen Leuten zwar schlafen. Manche sind halt gastfreundlicher, die Außenbezirke zum Beispiel. Da war ich auch in Paris gewesen zum Beispiel, die Außenbezirke, wo jetzt die Brennpunkte sind hier mit den ausländischen Bürgern und so, ich meine, die sind ja ein bisschen anders als wie jetzt direkt in der Stadt drinne. Du wirst, wenn du richtig halt dementsprechend dreckig gekleidet bist und alles und läufst da halt rum, da wirste auch mal ganz schnell rausgeschafft aus Paris. Das geht ganz schnell. Wie schon gesagt, wenn du halt störend auffällst und so, das ist halt so. Weil die Leute wollen das halt nicht haben, das merkt man auch in Berlin jetzt mittlerweile. Jeder U-Bahnhof, liegt keiner mehr rum oder so wie das in den 70er oder 80er Jahren war, das gibt es ja auch nicht mehr. Weil das wird schon aufgepasst, da haben die ihre Security im Kaufhaus, egal wo. Wie schon gesagt, da kannst du dich dann bloß in Ecken aufhalten und so. Dann geht es schon los, Bibliotheken oder irgendwo, da haben sie jetzt auch

25

30

35

40 schon irgendwelche Gesetze gemacht, dass du dich halt, du bist halt nicht ein gern gesehener Gast, sage ich jetzt mal. Das sind halt die Probleme, die du da hast. So und Ämter auch so, weil die sagen dann halt von Vorneherein, Penner gleich Alkoholiker und so weiter und so fort, da geht es ja schon los. Für die biste halt ein niedrig wertiger Mensch im Grunde genommen. Ist so.

45 Interviewerin: Und wie macht sich das dann, also wie merkst du das?

Jens: Ja, wie sie mit dir reden und so. Die sagen dir das dann ja durch die Blume, auf Deutsch gesagt. Die sagen es nicht offensichtlich, aber du merkst an der Mimik, an der Gestik und so sieht man das schon. Das ist ja genauso wenn du verschiedene Haarfrisuren hast oder so was, da ist das ja genauso. Da kommste auf dem Amt genauso, wenn du Punker bist oder so ist schon anders als wie wenn du normal hingehst. Und genauso ordentlich angezogen bist oder schlecht gekleidet bist, das spielt da schon eine Rolle.

55 Interviewerin: Was ist denn das für eine Mimik oder für ne Gestik, kannst du das beschreiben, hast du das so gerade vor Augen?

Jens: Na ja, ein strengeres Gesicht, härterer Ton sage ich jetzt mal, wie schon gesagt das ist, ne, das ist halt schlecht zu beschreiben, das ist halt verschieden, kommt auf den Menschen drauf an, aber man merkt es halt. Es gibt Menschen, die haben halt so eine soziale Ader, die reagieren halt anders drauf, hat man auch in verschiedenen Ämtern, aber genauso ist es auch umgedreht. Und das sind halt die Schwierigkeiten, die man da hat, weil man muss ja in bestimmten, sage ich jetzt mal, Kulturkreisen, musst du auf einem gewissen Level sein, ansonsten gehörst du nicht mehr dazu. Das ist so, das geht los mit Anzugsordnung. Ich meine, Berlin ist halt das Schöne dran, da haste halt verschiedene Gebiete, sage ich jetzt mal. Und es ist so multikulturell und auch so jetzt, das sieht man ja an der U-Bahn was da für Menschen einsteigen und so, das ist nicht ganz so schlimm. Aber n richtiger Obdachloser fällt trotzdem noch auf, ne.

70 Interviewerin: Wie ist das dann für dich, wenn du sowas erlebst, wenn Leute dich so behandeln?

Jens: Ja, das ist erniedrigend, und im Grunde genommen tut es ja den Menschen noch mehr runterziehen als wie es so schon ist im Grunde genommen, wie er sich so schon fühlt, das ist es ja. Das wird dann nur noch schlimmer gemacht dadurch. Das ist es ja, das wird ja psychisch und so, geht einem das dann irgendwann durch und durch. Weil man denkt, naja, man gehört eh nicht mehr dazu, man ist abgeschoben und alles, ist ja

bei anderen, bei ausländischen Mitbürgern oder so, ist es ja genauso.

Interviewerin: Also das ist dann richtig verletzend?

80

Jens: Ja, genau. Das ist das Problem. Weil halt in so gewissen, sage ich jetzt mal, kapitalistischen Dings ist für solche Leute halt kein Platz, die halt ne, das ist das Problem. Und heutzutage wird es immer mehr deutlich, weil einen Mittelstand gibt es ja mittlerweile schon gar nicht mehr, und darum hat man ja bloß noch fast nur noch Arm und Reich. Und jetzt ist ja schon die Situation, es werden Läden eröffnet, da kann man schon als HARTZ-Empfänger gewisse Produkte billiger kaufen und so, dann gibt es einen HARTZ-Weihnachtsmarkt und lauter solche Dinge. Das ist im Grund genommen ne zweite Welt, die aufgebaut wird, und das finde ich irgendwie nicht gerecht. Und vor allem, die meisten Obdachlosen oder so, die ich jetzt zum Beispiel kenne, die waren ja auch früher mal Leute, die schon viel geleistet haben für den Staat, sage ich jetzt mal. Das sind ja viele Ältere, oder werden auch Ältere, weil sie halt durch ihre Rente oder so nicht genügend Geld haben. Das ist ja das Problem. So, und das wird durch den Staat halt nicht geachtet. Weil halt das Geld alle ist, die Kassen sind leer und dann geht es halt los, das wird immer schlimmer.

85

90

95

Interviewerin: Also dass die eigentlich so ne bessere Behandlung verdient hätten?

Jens: Ja, ja genau. Ist halt so, manche Leute hätten es echt besser verdient, weil sie ja schon was geleistet haben.

100

Interviewerin: Ja. Das ist dann ganz schön ungerecht so?

Jens: Ja, genau. Weil ein richtiger Obdachlose oder so, das sind meistens auch richtig Ältere. Ich meine, es gibt auch jüngere Leute mittlerweile, aber die tun meistens dann bei Freunden oder so oder dann, wie schon gesagt, die fallen nicht so auf. Aber ein älterer Mensch, der hat ja schon viel in seinem Leben erlebt, und da macht er dann halt schon, 'Was soll ich denn überhaupt noch?' Wie schon gesagt, für was, das ist halt das Problem. 'Ich hab ja schon das und das gemacht, was soll ich jetzt noch?' Und darum lassen die sich dann auch so gehen. Das ist das. Ich arbeite jetzt auch ab und zu hier freiwillig für so eine Obdachloseneinrichtung, und dann mache ich so einen Trödelmarkt, weil da Spenden reinkommen, Kleiderspenden und so. Kleiderspenden erstens für die Kleiderkammer, und dann zweitens auch ist dann halt Trödel, sage ich mal, Porzellan, Glas und so, ist jeden Samstag von 8 bis 14 Uhr, und da kann man halt billig Kleidungsstück für 50 Cent, Jacke nen 1 Euro, Hose nen 1 Euro und so, kommen halt viele. Das ist

105

110

115 halt in Moabit findet das statt vor der Kirche, und da kommen halt viele ausländische
 Bürger und so und auch Deutsche, die halt nicht so viel Geld haben oder halt, ja kom-
 men auch Händler. Wie schon gesagt kommen auch Händler vorbei, die halt billig dann
 weiterverkaufen wollen und das kommt halt den Obdachlosen dann zugute. Dafür wird
 120 dann mittwochs meistens das Essen davon gekauft, weil da wird richtig gekocht, anson-
 sten kommt es von der Kiez-Küche, und dafür wird halt das Geld genommen. Und um ir-
 gendwelche anderen Sachen mit anzuschaffen. Und prozentual kriegen wir halt eine
 kleine Aufwandsentschädigung dafür, dass wir halt dort den ganzen Tag dort stehen so-
 zusagen, weil wir von der ??? die Sachen holen, aus einer Wohnung, die angemietet ist,
 wo das eingelagert wird. Und dann das früh dorthin schaffen mit Wagen und so und
 125 dann aufbauen und so weiter und dann wieder abbauen und wieder fortschaffen, ne.
 Und da lernt man ja so einiges kennen, und ich kenne mich schon ziemlich gut aus in
 der Szene mittlerweile. Ich kenne ja, wie schon gesagt, jeden schon mit Namen, ist ja
 nun kein Problem, aber wie schon gesagt, es sind viele Leute dabei, die haben es halt
 nicht verdient. Und die ganzen HARTZ-Empfänger gehen ja auch mittlerweile, weil, wie
 130 schon gesagt, von dem Geld bleibt nicht viel übrig. Bei mir ist ja genauso, ich kriege 30
 Euro abgezogen, für mein Zimmer noch Heizkosten und Strom und so, dann meine Fahr-
 karte, kostet das Ticket 33,50, weil ich ja jeden Tag mit der Bahn, jetzt zuvor hatte ich
 Schule, jetzt muss ich bis Wollankstraße fahren zu der Einrichtung, wo ich die Alten be-
 treue, so, das sind auch nochmal 33,50 weg, na was bleibt denn da im Monat übrig. So,
 135 dann ist so eine gewisse Zeit, da kannst dich dann immer in den, sage ich mal, Suppen-
 küchen dir was zu essen holen, weil du hast ja bestimmte Zeiten, wo du sowieso nicht da
 warst, wo ich in der Schule war ging es 8.15 Uhr los bis 15.00 Uhr, so, naja, wo willst
 denn dann noch hingehen. Dann kannst abends bloß noch am Zoo an die Klappe gehen
 und da ist ja mittlerweile, im Winter ist sowieso so ne schlechte Zeit, weil da viele da Es-
 140 sen sich holen. Im Sommer verläuft sich das alles, ne. Genau. Na ja, und da hat man da
 halt seine Probleme. Mittlerweile betrifft es jetzt nicht bloß mehr die Obdachlosen oder
 so, mittlerweile geht es ja schon bis die, die halt Sozialhilfe beziehen. Weil wie schon ge-
 sagt, von den 345, die du kriegst, musst du ja echt deine Möbel kaufen davon, du musst
 deine Kleidung kaufen davon, du musst alles kaufen davon. Und das ist das Problem, das
 145 musste erstmal auf die, und dann kenne ich wiederum viele Leute, die sind halt arbeits-
 los geworden, Sozialhilfe, jetzt kriegen sie HARTZ IV, die gehen in keine Kleiderkammer,
 weil die fühlen sich dadurch erniedrigt. Wie schon gesagt die getrauen sich nicht da hin-
 zugehen. Das ist das ganze Problem, da geht es schon los, weil wie schon gesagt, aber
 ich halt durch die Straße, ich kenne mich da halt aus, ich weiß schon, wo ich hingehen
 150 muss, wenn ich mal was brauche oder wenn ich mal was Ordentliches brauche. Man hat
 da ja viele Leute, die das so, Kleiderkammern oder irgendwie solche Sachen, wo man
 mal einen Rucksack kriegt, wenn der Rucksack kaputt ist oder irgendwas. Aber Stifte

und solches Zeug für die Schule musste ich auch alles selber bezahlen, Bücher und so, du kriegst ja nichts, du kriegst nichts. Das ist das Problem, man kann schon froh sein, dass man die Möglichkeit, dass man da noch was lernen kann, noch finanziert wird. 155

Interviewerin: Also das hört sich jetzt für mich so an, als wär das eigentliche Problem gar nicht so sehr Wohnung oder nicht, sondern eigentlich mehr die Armut?

Jens: Ja, genau, Armut. Das ist ja der springende Punkt, Armut. Und Armut geht jetzt bei mir schon bei HARTZ los, auch wenn es keiner glauben will. 160

Interviewerin: Ja, auch wenn derjenige noch eine Wohnung hat.

Jens: Es ist so. Letztens haben wir uns wieder über das Thema unterhalten, ich und mein Freund, wie schon das Beispiel, dass, normalerweise können sie ja noch nicht mal das HARTZ-Geld kürzen, weil du kannst vor Gericht gehen. Weil 200 Euro müssen dir mindestens im Monat zustehen, die können dich nicht auf 0 setzen, geht nicht im Grunde genommen. Das wissen zum Beispiel auch viele Leute nicht. Die lassen sich dann halt vom Amt erzählen, 'Sie kriegen halt nichts mehr'. Ja, das ist wirklich so, so sieht es aus. Und das ist die Realität, aber da sagt ja hier keiner was. 165 170

Interviewerin: So ne Willkür, ne?

Jens: Ne, das ist wirklich so. Ich meine, ich will mich jetzt hier nicht auslassen, aber ich habe das, wie schon gesagt, ich bin auch in einem anderen Staat aufgewachsen, den gibt es nicht mehr und gut ist. Ich meine, ich habe schon was anderes erlebt. Auch wenn die anderen, die Leute vielleicht irgendwas anderes gemacht haben, aber ich weiß, was da so passiert ist. Und was jetzt so passiert. Wie schon gesagt, und besser geworden ist es nicht. Ich habe den Aufbau Ost erlebt, sag ich jetzt mal und habe auch den Untergang, wie schon gesagt, verfolge ich jetzt schon wieder mit, weil es so ist im Grunde genommen. 175 180

Interviewerin: Wie alt bist du?

Jens: Ich bin jetzt, ich werd jetzt nächsten Monat 31. Bin auch schon viel umhergekommen, wie schon gesagt, und ich werde auch nicht letztendlich hier in Deutschland bleiben, weil irgendwann will ich mal Familie gründen und da geht es ja schon los. Sobald einer arbeitslos oder HARTZ bezieht, da geht es ja schon los, da hat man ja schon, das ist ja schon der Bankrott im Grunde genommen, das ist so. Wenn man jetzt wirklich eine 185 190

Freundin hat, die tut man heiraten, jeder hat Arbeit und irgendjemand wird arbeitslos, kriegt keine Arbeit danach, kommt zu HARTZ, dann geht es richtig los. Dann darfst du für das alles mitbezahlen, weil du halt derjenige bist, der verdient. Und das sehe ich nicht ein. Ich sehe es nicht ein, weil dann müssen sie sich halt was einfallen lassen.

195 Dann müssen sie halt noch eine Zusatzversicherung machen oder irgendwas, habe ich ja auch nichts dagegen, da bezahle ich halt von meinem Gehalt halt 200 Euro im Monat, so dass halt irgendwo was angesammelt wird an Geldern zum Beispiel, um das auszuzahlen zu können. Da habe ich kein Problem damit. Aber ich sehe nicht ein, arbeiten zu gehen, und wenn dann irgendwas schief läuft, dann stehste da, dann weißte nicht, noch ein

200 noch aus. Das ist ja das Problem, was die Leute mittlerweile haben, die wissen nicht mehr hin noch her. Wenn du jugendlich bist, sag ich jetzt mal, ist noch vieles einfacher, da guckste über viele Dinge auch hinweg. Und sagst gut, ok, irgendwie geht das schon. Aber wenn du ein gewisses Alter dann hast, dann geht es ja erst richtig los, die Probleme. Dann machste dir auch mehr Gedanken drüber. Das ist schon eine schwierige Situa-

205 tion.

Interviewerin: Du hast ja jetzt am Anfang beschrieben, ja, dass Leute einen so respektlos behandeln, irgendwie so herablassend.

210 Jens: Ja, genau.

Interviewerin: Also dass das mehr so ein...

Jens: Na, man gehört zur Gesellschaft nicht mehr dazu, das ist so, das ist das Problem.

215 Man kann sich bloß noch in gewissen Vierteln, sag ich jetzt mal, aufhalten, ist ja so, das ist ja im Ausland genauso, die haben dann ihre Ghettos oder so, wie das genannt wird. Wo sie ja jetzt auch in Berlin schon anfangen ob Moabit nun ein Ghetto ist oder nicht, da geht es ja schon los, ne. Ja, so sieht es aus.

220 Interviewerin: Hast du denn auch schon mal so krassere Sachen erlebt? Also dass du beschimpft worden bist, oder angepöbelt oder vielleicht hast du auch so Gewalterfahrungen oder sowas? Ist dir sowas auch schonmal passiert?

Jens: Nee, das habe ich noch nicht, das habe ich noch nicht gemacht, weil ich mich halt

225 relativ gut, wie schon gesagt, in der ganzen Sache bewege und mich halt voran, wie schon gesagt, aber ich sage mal ich kenne viele Leute, wie schon gesagt, jetzt so in den neuen Bundesländern und so, wo so n Obdachloser auch schon mal verprügelt worden ist. Das ist ja nichts neues, weil wie schon gesagt, Gewalt wird ja immer an Schwäche-

- ren ausgelassen und nie an Stärkeren, ist so. Das ist schon oft vorgekommen. 230
- Interviewerin: Aber sowas ist dir selber aber noch nicht passiert?
- Jens: Nee, das ist mir noch nicht passiert.
- Interviewerin: Und so dass du irgendwie blöd angemacht wirst, so beschimpft oder irgendwie sowas? 235
- Jens: Nee, bloß halt fortgescheucht wirste. Dass ich dann da halt nicht bleiben darf und so, wenn du mal halt irgendwo rumsitzt oder so und längere Zeit sitzt, oder zum Beispiel betteln oder sowas. Zum Beispiel, da geht es ja schon los, habe ich ja auch gemacht. Wie schon gesagt, Becher hingestellt, Schild geschrieben und so, oder die Leute direkt angesprochen, und da geht es ja schon los, das passt ja nicht irgendwie dazu. Das wollen sie nicht sehen, die Leute, die wollen in ihrer heilen Welt bleiben und dann ist gut, das andere gibt es nicht für sie. Das ist ja genau wie bei Drogenabhängigen. Es gibt ja keine oder so. Ich kenne Regionen, wie schon gesagt, wenn du da irgendwelche Wörter oder Texte sagen würdest oder so, die täten nur mit dem Kopf schütteln. Über die Medien wird immer bloß stichpunktartig ausgestrahlt, die strahlen ja gar nicht alles aus. Weil sonst täten ja die ganzen Leute verrückt werden irgendwann, wenn sie das wirklich mal vor Augen gehalten kriegen würden. Das ist ja so, ich meine, wenn man jetzt in Berlin sich bewegt, ich meine, da weiß jeder was so Sache ist eigentlich, der hier wohnt. Aber am anderen, wie schon gesagt, wenn man ins tiefste Bayern oder tiefste Baden-Württemberg fahren würde oder so, oder sagen wir mal Sachsen oder so, da gibt es sowas nicht. Ich kenne noch eine Episode, Plauen, das ist im Vogtland in Sachsen, da war ein Jugendlicher, der saß 2 Tage lang am Bahnhof, und dann hat ihn die Behörde dort weggenommen und haben ihm ne Wohnung gegeben. Ruckzuck war der weg, weil sowas gibt's dort nicht, echt in solchen Städten gibt es sowas nicht. Das ist wirklich so, die waren ruckzuck weg, das ist bloß hier in Berlin halt so ausgeprägt, oder sagen wir mal in Großstädten, so richtig große, so Frankfurt am Main oder Hamburg und so, aber so, wie schon gesagt, das ist ja das Schöne dran, und dann kann man das alles schön wieder glätten, so dass es niemand gar nicht zu Gesicht kriegt. Und darum befasst sich auch keiner großartig damit. In Berlin merkt man ja, wie viel's Sozialarbeiter gibt, wie viel's da Stellen gibt und so. Wie das ganze Netz aufgebaut ist und alles, und das ist schon ein ziemlich großes Netz. Darum kommen ja jedes Jahr so und so viele auch neu dazu, das ist ja das, das ist ja so wie ein Einwanderstaat. So ein kleiner, für Obdachlose und alles, Überlebenskünstler oder so. Ja, das ist wirklich so, das ist erstaunlich. 240
245
250
255
260
265

Interviewerin: Wenn du jetzt nochmal an diese Situation denkst wo man dich vertrieben hat oder so, wo es heißt sie dürfen hier nicht sitzen oder wie auch immer, wie ging es dir damit?

270 Jens: Na schlecht. Weil das macht einen innerlich fertig. Das ist es ja. Man hat ja, wie schon gesagt, Selbstwertgefühl und alles ist ja kaputt dann.

Interviewerin: Also mehr so eher wütend oder traurig, oder...

275 Jens: Genau, wütend, traurig, alles zusammen. Wie schon gesagt, alles auf einmal. Das ist ja das, weil wie schon gesagt, man fühlt sich halt dann nicht mehr dazugehörig, man fühlt sich halt überflüssig.

Interviewerin: Und was hast du dann gemacht? Wie bist zu damit umgegangen?

280

Jens: Ja, ich meine, bei mir geht es noch, ich habe halt noch ein ziemlich großes Selbst-, weil ich halt noch jünger bin. Weil das ist halt, das machen dann halt auch die Jahre. Das habe ich ja gesagt, ein älterer Obdachloser hat es schwerer wie ein jüngerer, weil die Jahre. Das ist ja das was den Menschen dann zerrüttet, was er halt erlebt hat in der ganzen Zeit. Ob das viel Schlechtes war, viel Gutes war oder Gutes und Schlechtes und so. Und dann kommt es noch auch noch auf das innere Ego drauf an, wie schon gesagt, da ist ja jeder Mensch verschieden. Ja, wie man das halt erlebt hat, das spielt dann eine große Rolle.

290 Interviewerin: Das heißt du hast dann mehr so, bist dann also mit dir selber..

Jens: Genau, ich bin damit selber damit so umgegangen. Ich habe mir dann gesagt, na laß sie doch. Wie schon gesagt, ich sage immer wieder, ich hab da so eine gute Oma gehabt, die hat immer gesagt, die Leute haben immer den Arsch hinten und trinken alle bloß Wasser. Das ist das Schöne dran, wie schon gesagt. Und darum, wie schon gesagt, ob die viel Geld haben oder wenig Geld, für mich sind das alles Menschen, ob schwarz oder weiß oder sonst irgendwie, ne.

Interviewerin: Und das hat dir dann auch geholfen, so für dich selber so klarzukommen?

300

Jens: Ja, genau, das hat mir auch geholfen, wie schon gesagt, damit klarzukommen. Mit manchen Situationen vielleicht schlechter und manchen besser und wie schon gesagt, aber man sieht es ja, ich lebe noch. Und bin schon wieder auf der Suche, auf dem auf-

steigenden Ast, irgendwas in die Wege zu leiten. Weil wie schon gesagt, weil ich denke mir immer, wenn man noch jung ist kriegt man's schon noch. Aber desto älter man wird in Deutschland, desto schlimmer wird es, ne. Und das ist ja das, bei den meisten, die haben sich so weit runter, ich sage immer wieder, die Leute lassen sich auch selber kaputt spielen, die tun sich nicht dagegen wehren. Ob das beim Amt ist oder irgendwie. Man braucht jetzt bloß mal die ausländischen Bürger zu nennen, die gehen aufs Amt, so, 'Ja, wir wollen unser Geld haben.' - 'Ja, sie kriegen aber bloß so und so viel ausgezahlt.' Die lassen sich alles auszahlen, das kriegt ein Deutscher nie. Wenn da irgendwas schief gelaufen ist mit einem Scheck oder irgendwas für das HARTZ oder so, die kriegen ihr Geld, die bleiben so lange sitzen, bis die ihr Geld haben. So, das ist dann aber denen ihre Mentalität, da sind wir Deutsche halt anders, weil wir Deutsche halt so erzogen sind, dass du ordentlich und so weiter und so und das ist das Problem.

Interviewerin: So autoritäts-... Wie sagt man, naja, dass man so gehorcht und so.

Jens: Ja, genau, genau, genau. Das ist das Problem. Und die machen, wie schon gesagt, die interessiert das nicht, die wollen ihr Geld haben und da bestehen die auch drauf. Das ist das Lustige dran, wie schon gesagt, ich meine, die sind's nun eben mal so gewöhnt und ich sage immer wieder, die können halt nichts dafür. Ich habe hier schon einiges gelernt, weil ich hab zuvor in den drei Jahren, wo ich obdachlos war, von niemandem Geld bezogen, von niemandem. Das ist jetzt mein erstes Jahr, wird jetzt im nächsten Monat ein Jahr, dass ich HARTZ IV, also Sozialhilfe, beziehe. Sonst habe ich, war ich zweimal arbeitslos gewesen. Und dann war ich halt die drei Jahre obdachlos, und ich habe halt gar nichts bezogen. Nur durch Nebenjobs, und also jetzt Schwarzarbeit auf Deutsch, kann man ja so sagen, ich sag's so wie es ist. Gibt's ja heutzutage sowieso, ich meine, die erzählen zwar alle, hier, Nebenbeiverdienst, so und so viel fürs Amt, aber die kriegen alle ihr Geld, weil die Stunden ja gar nicht ausreichen würden, brauchen wir ja nicht drüber zu reden hier. Und so habe ich mich halt über Wasser gehalten, ne. Genau.

Interviewerin: Ja, dann habe ich zum Schluss noch eine vielleicht eher ein bisschen ungewöhnliche Frage.

Jens: Nee, das ist doch kein Problem.

Interviewerin: Wenn du einen Wunsch frei hättest, was würdest du dir wünschen?

Jens: Dass ich mal auf einer einsamen Insel leben würde, dürfte, mit Natur und allem Drum und Dran. Ringsrum kein Konsum, kein Kommerz, kein gar nichts, nur Natur, Tie-

re und fertig. Das wär mein Wunsch.

Interviewerin: Das heißt, was ist damit für dich so verbunden mit der Vorstellung?

345

Jens: Ja, wie schon gesagt, es gibt keine Behörden, die dir irgendwelche Sachen auferlegen. Es gibt nur reine Natur, keine Verseuchung, kein sonst Irgendwas, und ich kann im Einklang mit der Natur leben und hab es gut und kann meine Ressourcen dort auf der Insel nutzen und so und habe meine Ruhe im Grunde genommen.

350

Interviewerin: Also so unabhängig sein?

Jens: Genau, unabhängig und bin noch nicht verblendet so von den ganzen Medien und dem ganzen Zeug. Weil die meisten Leute werden ja nur im Unbewusstsein, im Untergrund irgendwie immer gelenkt und gemacht und getan. So sieht es aus, das ist das Problem. Und auf eine Insel war schon immer mein Wunsch. Ich mag sowas.

355

Interviewerin: Ok, gut. Wenn du nichts mehr hast, was du noch loswerden willst, dann sind wir eigentlich fertig.

360

Jens: Nö, nö, wie schon gesagt, ich hab's ja gesagt so, was ich davon halte und über den Staat jetzt direkt aufregen, das bringt ja sowieso nichts. Ich meine, ich mag den Staat nicht und gut ist. Das sage ich jetzt dazu, weil wie schon gesagt, er hat nicht viel für die Menschen übrig. Er tut zwar so immer so, Demokratie und blablabli, aber man merkt wo es jetzt drauf hinausläuft. Und zu DDR-Zeiten, ich bin DDR-Bürger, dort geboren, ich habe mit 14 Jahren meinen Ausweis gekriegt, und ich weiß was die früher den Leuten alles so verklickert haben und so, und hinterrücks haben die auch was ganz anderes gespielt. Und das ist so das Problem mit den DDR-Bürgern. Darum paßt Ossi und Wessi nicht so richtig zusammen, weil der Ossi hat schon einmal irgendwas erlebt wo sie ihn hinters Licht geführt haben, und hier können sie ja die Leute noch hinters Licht führen. Das ist das Problem, so sieht es aus.

365

370

Interviewerin: Das heißt als Ossi ist man misstrauischer, oder..

375

Jens: Ja, weit vorausdenkender in manchen Situationen, ja sie denken mehr voraus. So manche Leute denken ja, 'Ossi, der denkt nicht so weit', aber der hat manchmal wirklich so, ich habe schon viel gemerkt bei meiner Mutter und so, die hat manchmal Chefs gehabt, die Chefs die haben sich sonstwas erzählen lassen, meine Mutter hat immer gesagt, 'Wartet erstmal ab hier, so und so sieht es aus', und genau so ist es auch eingetre-

ten. Ja, und dann haben die gesagt, 'Ja ja, die Osis, ihr wißt immer alles besser'. Ja, ist 380
aber wirklich so, in manchen Situation ist das wirklich so, ne.

Interviewerin: Ok.

Jens: Wenn du nichts mehr hast dazu zu sagen, würde ich sagen, das war ein schönes In- 385
terview.

Interviewerin: Ok, danke schön.

Interview mit Kai

Interviewerin: Also du sagtest gerade schon, du bist zur Zeit gar nicht wohnungslos,
5 oder...?

Kai: Nee. Aber ich war in Kiel wohnungslos, 3 1/2 Jahre.

Interviewerin: Ah ja. Und wenn du so an die Zeit zurück denkst, was würdest du sagen,
10 sind so die größten Probleme gewesen?

Kai: Die größten Probleme waren bei mir immer, meinen Schlafplatz zu kriegen. Weil die
Wohnungsloseneinrichtung, die es da gibt, es gab nur zwei, von der ??? und denn Bodel-
schwinghhaus so. Aber da konnte man als Jugendlicher ja nicht wohnen, weil Zustände
15 wie zu Kriegsende, sagen wir mal so. Dreckig, die Toiletten waren siffig, alles so. Ja und
da war man echt auf sich alleine gestellt. Da bin ich immer von Wohnung zu Wohnung
gezogen so, deswegen das war mein größtes Problem. Und dann immer Geldsorgen. Im-
mer Geldprobleme, dann muss man zum Amt, 'Äh, Sie sind wohnungslos, Sie kriegen
nichts, und mhm gehen Sie mal da hin' und dann war man da und wieder zurück und so.
20 Und keine Hilfe irgendwie, das ist das Krasse. Hat mir keiner ne Wohnung angeboten,
keine Hilfe, gar nichts so, alles selbstständig. Die einzige Hilfe kam dann durch den
Knast. Die haben mir dann geholfen.

Interviewerin: Und inwiefern?
25

Kai: Die haben mir eine Therapiestelle vermittelt und so alles, und dann ab nach Berlin
auf der Therapie so. Und denn auf Therapie haben sie halt denn wirklich Arbeit gemacht
so, weil damit muss ich denn ja umgehen, neue Wohnung beschaffen, neues Umfeld, al-
les so. Aber so auf dem Amt, da kommt nichts.
30

Interviewerin: Also hast du zu der Zeit so gar keine richtige Unterstützung erfahren, von
keiner Seite?

Kai: Nur eben zweimal die Woche so das Geld gekriegt und das war es, keine Adressen,
35 kein gar nichts. Deswegen, wie das hier in Berlin ist weiß ich nicht, ich kenne hier nur
die Einrichtung wo man essen gehen kann und so. Also hier in Berlin ist es ein bißchen
sozialer wie in Kiel so. Deswegen.

Interviewerin: Und was würdest du sagen so im Umgang mit anderen, mit anderen Menschen, also zum Beispiel so in der Öffentlichkeit oder auch so mit anderen Obdachlosen, was sind da so die größten Schwierigkeiten gewesen? 40

Kai: Also Kiel gar nicht mal so, weil irgendwie sind auch die Obdachlosen irgendwie gepflegter rumgelaufen sind so als hier so, ist mir auch schon aufgefallen so. Im Norden so die Obdachlosen oder die Unabhängigen besser aussehen wie die hier in Berlin so. Frag mich nicht wieso, ist halt so gewesen so. 45

Interviewerin: Dass die so besser auf sich achten oder so?

Kai: Ja irgendwie so, man konnte auch in Kiel duschen gehen an manchen Stellen so und Kontakt haben so und da gab es auch immer Klamotten und so, deswegen. Da kommt man immer in Kontakt, da konnte man jeden Tag duschen gehen. Und hier kann mal nur einmal die Woche und so, also hier muss man schon gucken, da gibt es nur so Container und so, aber da war ich noch nicht, deswegen. Ich habe sozusagen den Absprung hier geschafft hier in Berlin so. 50

Interviewerin: Als ich die Leute mit dem Fragebogen befragt hab, haben viele angegeben, dass sie sich als Mensch zweiter Klasse behandelt fühlen. 55

Kai: Ja, das stimmt auch. 60

Interviewerin: Ist dir das auch schon mal passiert?

Kai: Ja, diesen Stempel ne, man hat ja sozusagen einen Stempel auf dem Kopf. 'Haben Sie eine Wohnung? Nein? Gut, Sie können gehen.' Auch beim Wohnungsamt so oder in den Wohnungsbaugesellschaften, wenn man da eine Wohnung haben wollte: 'Oh, Sie sind obdachlos? Hui aber ganz schnell.' Das kenne ich auch schon so. Diesen Stempel so. Also so als Randgruppe sozusagen hat man immer sozusagen einen Stempel auf dem Kopf. 65

Interviewerin: Und wie ist dann so in solchen Situationen, wie geht es dir damit wenn du so etwas erlebst? 70

Kai: Ja, ich habe resigniert so, weil ich ja aus der linken Szene komme, die Szene ist dann sozusagen die Familie denn so und denn lebt man so in seiner Szene und so. Und das ist auch jetzt noch so. 75

Interviewerin: Und da kriegst du dann auch so Unterstützung oder wie ist das?

Kai: Na ja deswegen eben.

80 Interviewerin: Also da fühlst du dich dann auch ein Stückweit aufgehoben?

Kai: Ja. In der Punk-Szene so, deswegen. Da gibt es ja in Berlin den Springteufel, da kann man schlafen, in Köpi kann man schlafen, deswegen, wenn man Obdachloser ist als Linker also.

85

Interviewerin: Kannst du mal versuchen, mir so eine Situation noch genauer zu beschreiben. Also gerade als du zum Beispiel gesagt hast auf dem Amt, aha sie haben keine Wohnung ok, da kriegt man gleich so einen Stempel aufgedrückt. Hast du da so eine Situation besonders vor Augen, wenn du das erzählst oder wie ist das?

90

Kai: Das war Kiel Garten so, da haben sie mich richtig mit einem Sicherheitsdienst rausgeschmissen. 'Mhm Sie sind, Sie wollen wir nicht haben hier und tschüss. Weg, raus, weg.' Das war das Härteste was ich miterlebt habe. Sie sind hier falsch und denn ganz schnell raus hier, wir wollen sie nicht haben.

95

Interviewerin: Wie war das genau, wie hat sich das so abgespielt?

Kai: Na ich war eben hier, ich bin hier, ich mußte das haben und so, weil ich ja ein bißchen meine Rechte kannte so, und da hab ich halt auch so drauf gepocht und denn wurden sie halt grantig. Sobald man sich ein bisschen auskennt, denn hat man sowieso schlechtere Karten eigentlich dafür. Wenn die genau wissen, oh der hat ein bisschen mehr Ahnung, dann haben die keinen Bock irgendwas zu tun, deswegen. Ich bin schon wieder bei meinem Amt in Mitte, sozusagen die Maßnahmen, sonst kriegt man gar keine und so, deswegen. Ganz komisch.

105

Interviewerin: Macht dich so ein bisschen nachdenklich jetzt, habe ich gerade den Eindruck?

Kai: Na ja ist schon, nee ist auch wegen meiner Einstellung und so. Ich denke halt viel nach über die Situation jetzt, ist ganz komisch bei mir, ich mache mir über viele Sachen Gedanken. Wo manche sich keine Gedanken drüber machen, mache ich mir schon wieder Gedanken, deswegen. In der Psychologie spricht man von Filter. Man hat sozusagen Filter vor Augen, die habe ich glaube ich nicht so viele wie manch andere. Ich gehe

110

manchmal offener durch die Welt so. Ich entdecke jeden Tag was Neues so, und das ist auch schön so. Ich gehe raus aus meiner Wohnung so und ich entdecke immer neue Sachen so. Und ich wohne dort jetzt 5 Monate und ich entdecke jeden Morgen was Neues, so. 115

Interviewerin: Also du meinst, Sachen, die andere dann so als unwichtig irgendwie ausblenden, die kriegst du trotzdem mit? 120

Kai: Ja, ja genau. Und deswegen. Ich kriege auch immer mit so U-Bahnfahren und da sind dann Junkies und Obdachlose, die Motz verkaufen und so, wie die angeguckt werden. Ein normaler Mensch achtet da vielleicht nicht so drauf, aber ich achte da schon drauf die wie angeguckt werden und so, so von oben herab und so. Hey geh mal woanders hin, dich wollen wir hier nicht haben, geh in einen anderen Waggon und so. 125

Interviewerin: Wie ist das wenn man so angeguckt wird? Wie geht's dir damit?

Kai: Ach, ich habe resigniert. Ich weiß, dass ich komisch aussehe und muss damit leben und so. Und ich weiß, dass die Leute mit Punks und Obdachlosen sowieso nicht klarkommen. Die wollen die sowieso nicht haben und so. Das wollen die in ihrer heilen Welt nicht haben. Das gibt es da ja nicht, die kennen ja nur arbeiten gehen, nach Hause kommen, Fernseh gucken und am Wochenende so tun so. Das kenne ich ja von meinen Eltern. Die leben das auch, das ist echt: Morgens aufstehen, zur Arbeit fahren, nach Hause kommen, dumm tun. Und was ringsherum passiert, ist denen egal. 130
135

Interviewerin: Also so voll mit Scheuklappen?

Kai: Ja, genau. Und so kommt es mir hier auch in Berlin so vor. Dieses Scheuklappendenken, immer nur geradeaus, nur ich, ich, ich und nicht die anderen. Ich meine, ich hab jetzt einen Kollegen den habe ich jetzt aufgenommen und mit dem habe ich sozusagen Probleme, und ich kann den nicht irgendwo aus meiner Wohnung heraus schicken, weil irgendwie denke ich, nee wenn ich den jetzt rausschmeiße, ist der auf der Straße. Deswegen so, obwohl der heroinabhängig ist, sage ich, Scheiß drauf, weil ich ganz genau weiß, das wird dann richtig schwer. 140
145

Interviewerin: Also fühlst du dich dann auch ein Stück verantwortlich?

Kai: Ja, deswegen. 150

Interviewerin: Wie gehst du denn um damit, wenn dir sowas passiert, also wenn du irgendwie blöd angemacht wirst oder... Ist das was wo du dann auch mit anderen drüber sprichst?

155 Kai: Ja, ja das mache ich schon. Das mache ich schon so. Jetzt sind hier noch welche aus meiner Schule da kann ich drüber reden so, manche denken ja genauso. Der eine in die andere Richtung, der andere in die Richtung so, deswegen.

Interviewerin: Und als du obdachlos warst, wie war das da? Hast du da auch Leute gehabt, wo...

Kai: Wir waren sozusagen eine kleine Clique so von 10 - 15 Leuten und so, und wir waren immer echt so zusammen, wir sind losgezogen, Geld gemacht, dahin gezogen und so. Hat man auch seine Erfahrungen austauschen können und so und dann ist gut.

165 Interviewerin: Und das hast du dann auch gemacht?

Kai: Na ja nun, man hat drüber geredet so, 'Da hat's gut geklappt mit Geld und so', Da musste irgendwie und so', 'Hier, Melanie kannst du auch wieder wohnen, die hat sich wieder eingekriegt' so. Man tauscht sich schon aus so und deswegen. Und das war eine Erfahrung fürs Leben, sage ich mir auch fähig zu sein, also in meinem Alter, ich bin jetzt 23 und so und deswegen. Manch andere würden das nicht durchstehen drei Jahre lang. Die würden gleich zu Mama und Papa rennen und so. Ich habe es durchgezogen.

175 Interviewerin: Das ist schon so etwas, wo du so deine eigenen Grenzen erfährst ne?

Kai: Ja, ja. Ist schon krass manchmal. Wenn man drei oder vier Tage nichts gegessen hat und denn losgehen muss weil man echt kurz vorm Umfallen ist und so, das ist schon hart. Kennen ja manche nicht so, Hunger, Kälte, kennen die meisten ja nicht so.

180 Interviewerin: Ja, geht man einfach an den Kühlschrank, ne.

Kai: Hmm.

185 Interviewerin: Hast du denn auch mal so, also du hast ja jetzt eher so Situationen beschrieben, wo es nicht so offensichtlich war, dass du so benachteiligt worden bist. Also wo die Leute irgendwo komisch waren. Hast du auch mal so krassere Sachen erlebt, so dass du irgendwie, weiß ich nicht, beschimpft worden bist oder dass, irgendwie Gewalt

- oder sowas. Ist sowas auch mal vorgekommen, als du obdachlos warst? 190
- Kai: Also in Kiel noch nicht, aber hier in Berlin. Und weil ich ja nicht sozusagen obdachlos bin, aber hier in Berlin schon, da wurde ich schon angemacht. 'Eh du Nazi', obwohl ich ein Linker bin, und so, das ist aber die Generation Türkisch-Arabisch 14 bis 18. Die sind sowas von aggressiv, auch gegenüber alternativen Leuten und so, die stempeln wirklich alles ab so. Das ist meine einzige Erfahrung hier in Berlin so. Und das habe ich schon von mehreren gehört so. Letztens hab ich mich gestern mit jemandem unterhalten, der verkauft bei uns Bernauer Straße, den Straßenfeger. Der hat auch gesagt, der ist 40, der hat genau die gleiche Einstellung wie ich, die Generation 14 bis 18 kannste in die Tonne kloppen. Und das ist ja genau in der Schule so und deswegen. Also in Kiel hatte ich das nicht so. Eher positiv, da kam jemand an so, wir standen da, hier Geld, Essen und so. Wenn wir geschnorrt haben so, sowas gab's da. Also in Kiel hatten wir keine Übergriffe. 195
- Interviewerin: Und was machst du dann, wenn dir hier sowas passiert? Wie gehst du damit um? 200
- Kai: Also wenn es zu krass geht, wenn sie meine Mutter beleidigen, meine Familienehre ankratzen, denn gibt es halt auch mal was auf die Glocke. Ich lasse meine Mutter nicht als Hurensohn, ich bin kein Hurensohn und deswegen. Da kommen die ja ganz schnell mit, Hurensohn, ich sage ne, das kann ich dann ja gar nicht ab. 205
- Interviewerin: Und das trifft dich dann richtig? 210
- Kai: Na ja, weil ich weiß wie meine Mutter wohnt, lebt, und ich weiß ja, wie ich entstanden bin so. Und deswegen, das geht mir dann richtig an die Pelle, wenn ich so was hör. Aber das kenne ich von vielen, sobald es an die Familie geht so, denn ist es aus und vorbei. 215
- Interviewerin: Das ist dann nochmal schlimmer als wenn es nur einen persönlich trifft? 220
- Kai: Ja, obwohl ich meine Eltern nur einmal im Jahr sehe, und zwar nur zu Weihnachten fahre ich dahin. Ansonsten sehe ich sie ja nicht mehr. Und trotzdem, meine Familie ist mir wichtig. 225
- Interviewerin: Das heißt, ihr habt sonst aber keinen Kontakt? 225

Kai: Naja, telefonisch so.

Interviewerin: Was würde dir denn, das haste ja gerade schon gesagt, in Kiel hast du dann immer so deine Leute gehabt, mit denen du zusammen warst und mit denen du dich auch ausgetauscht hast, und das hat dir ja auch geholfen hast du gesagt, so diese
230 Gespräche. Gibt es da noch andere Sachen, die dir helfen würden, die jetzt vielleicht nicht so da sind? Dass du sagt, Mensch, wenn ich das jetzt noch hätte, würde es mir noch besser gehen?

235 Kai: ...

Interviewerin: Also wenn dir sowas passiert wie dass du beschimpft wirst oder so? Hast du das Gefühl du kommst so ganz gut damit klar, oder?

240 Kai: Ja, also man findet entweder einen zum Reden oder nicht. Und jetzt erlebt man es ja, die kürzen, kürzen, kürzen, dementsprechend fallen noch mal mehr mehr Ansprechpartner weg aus den sozialen Einrichtungen, deswegen, sollten sie eigentlich abschaffen diese ganzen Streichungen und so. Du gehst da jetzt aus dem Warmen Otto und da müssen sie jetzt auch noch einen streichen, da fällt auch eine Stelle wieder weg und deswegen.
245 Der Warme Otto ist ziemlich gut, da hat man immer jemanden zum Reden in der Öffnungszeit, deswegen. Da muß jetzt auch wieder einer gehen, weil der Senat sagt, hier wir müssen sparen.

Interviewerin: Ist denn da schon klar, wer da weg muß? Wissen die das schon?

250

Kai: Nee, nee, müssen sie noch ausknobeln. Die wissen nur, dass einer gehen muss und so.

Interviewerin: Scheiße.

255

Kai: Ja, wo ich jetzt war im Betreuten Wohnen und so, die müssen auch komplett umdenken so, die arbeiten ja auch sozusagen mit Wohnungslosen oder kurz vor wohnungslos und so und deswegen, die müssen alle umdenken jetzt, weil der Staat immer sagt wir müssen sparen. Und ich finde die sparen auch immer an den falschen Ecken.

260

Interviewerin: Also da wo es eigentlich nötig wäre.

Kai: Ja, da sollten sie eigentlich ein bisschen mehr machen. Das muss man lesen, die

Diäten werden wieder erhöht, also erst die Bonzen und dann der Rest so. Das kann ich nicht verstehen. 265

Interviewerin: Ist auch ungerecht dann, ne?

Kai: Ja, aber da kann man ja sowieso nichts ändern. Die Politiker verschanzen sich immer mehr, das sieht man ja auch am G8-Gipfel jetzt, 12 km ringsrum ist ein Zaun, da kommt man gar nicht mehr ran. Das beste Beispiel. Da sieht man auch schon, dass die Angst vor uns haben. Diese Angst vor den normalen Leuten, das kommt immer mehr durch so. 270

Interviewerin: Dass man sich abschotten muss? 275

Kai: Ja, das komische ist nur, in Amerika kann man als normaler Bürger noch hingehen zu den Politikern und mit denen reden, entweder kriegt man einen Stellvertreter oder nicht. Musst mal gucken, in Deutschland kommt man noch nicht mal da ran. Geh mal hin zum Politiker und sag du möchtest mit dem reden, da biste ganz schnell weg. Und deswegen, so was gibt es hier nicht mehr. 280

Interviewerin: Also keine Volksnähe?

Kai: Nee, keine Volksnähe mehr. Die gibt es ja schon lange nicht mehr. Man wählt die zwar, aber so wirklich denken tun sie nicht mehr an uns. 285

Interviewerin: Das hört sich irgendwie ziemlich enttäuscht an?

Kai: Ja, das ist die Politik, die enttäuscht immer mehr. 290

(Unterbrechung, andere Person stellt eine Frage)

Kai: Das ist jemand, mit dem ich auch reden kann. Das ist sozusagen mein bester Freund geworden, den habe ich jetzt in meiner WG kennen gelernt und so, den kenne ich jetzt 7 Monate und so und wir gehen jetzt durch Dick und Dünn. Das ist geil, er hilft mir, ich helfe ihm so. 295

Interviewerin: Ja, das ist schön.

300

Kai: Da haben wir uns echt kennen gelernt so. Auch so von der Mentalität so, Ossi-Men-

talität so. Er kommt aus Zwickau so und ich komme aus Brandenburg so. Osis. Deswegen. Die sind ja sowieso ein bisschen anders im Denken.

305 Interviewerin: Also da ist so ein Verständnis da dann?

Kai: Ja, ja, er ist auch sozusagen obdachlos gewesen, deswegen, der kennt die ganzen Probleme und so und er ist auch älter, deswegen.

310 Interviewerin: Wie alt bist du nochmal?

Kai: 23, fast 24.

Interviewerin: Ah ja, hast du bald Geburtstag?

315

Kai: Ja, ein halbes Jahr noch knapp. 5 Monate noch.

Interviewerin: Ehm, ich habe da noch eine eher ungewöhnliche Frage vielleicht. Wenn du einen Wunsch frei hättest, was würdest du dir wünschen? Ganz spontan.

320

Kai: Was ich mir wünschen würde. Frieden, keine Waffen mehr auf Erden und diese Ungerechtigkeit zwischen den Schichten, dieses Schichtendenken, oben, Mitte und ganz unten. Was jetzt immer mehr aufkommt.

325 Interviewerin: Dass das weg ist?

Kai: Ja, ja, diese Gerechtigkeit soll mehr vorhanden sein sozusagen. Mehr Gerechtigkeit in der Welt so.

330 Interviewerin: Und was würde das für dich ganz persönlich heißen?

Kai: Ja wenn Frieden wär und es keine Waffen mehr geben würde, dann würde es ganz anders aussehen auf der Welt. Dann würden die Leute auch ganz anders denken und so. Mehr auch an die anderen Leute und so und nicht nur an sich.

335

Interviewerin: Und was hätte das für dein Leben für Auswirkungen wenn das so wäre? Was wär dann anders als jetzt?

Kai: Was wär jetzt anders?

Interviewerin: Wenn das so wäre wie du es gerade beschrieben hast. 340

Kai: Na dann würde es erstmal keine Wohnungslosen mehr geben und so. Also wenn die Gerechtigkeit da wäre, dann hätte jeder Wohnung und so, jeder was zu essen und die Leute wären glücklicher. Ist so. Kriege ich aber nie hin, bin ich ganz anders gewohnt.

345

Interviewerin: Ok, möchtest du sonst noch was loswerden?

Kai: Nö.

Interviewerin: Ok, dann danke ich dir.

350

Interview mit Richard

Interviewerin: Wie lange bist du denn jetzt schon wohnungslos?

5

Richard: Ick bin jetzt, ich komm aus K. grad zurück, und da war ick nen halbet Jahr obdachlos. Also im Frühjahr bin ick ausjezogen aus dem Wohnheim, weil ick da Probleme hatte in dem Haus, und dann seitdem auf der Straße jetzt.

10 Interviewerin: Also seit letztem Frühjahr, 2006.

Richard: Ja ja, seit April unjefähr bin ick raus auf die Straße. Bin aber vorher ooch schon öfters mal uff der Straße jewesen, also is nich dit erste Mal. Und ja... Denn bin ick, vor Weihnachten bin ick nach Berlin rüberjekommen, naja und jetzt bin ick halt hier ooch noch auf der Straße, ne. Hab zwar da ne Möglichkeit in Tegel da, Reinickendorf, da ist so n Haus, aber da wird erst im Februar wird n Zimmer frei, und dit muß ick mir ooch noch reichlich überlegen, ob ick da rinjehe oder nich, ne. Und hier haben se mir ja ooch schon anjeboten, betreutet Wohnen könnt ick machen, will ick aber nich mehr, hab ick in K. schon hinter mir. Hab ick ooch schlechte Erfahrungen jemacht, für mich, ne.

20

Interviewerin: Was war da?

Richard: Ach, dit is... Wat war da, naja, dit war halt so'n... Ick kam aus der, ick war in der Schwarzwaldklinik in der Psychiatrie drinne jewesen. Und dann ham se mich, dadurch hab ick meine Wohnung verloren und meine Arbeit verloren. Durch die Psychiatrie, ne. Die ham mich auch nich mehr rausjelaassen. Ick wollt wieder zu meiner Arbeitsstelle zurück, ne, da sagt mein Chef, die Polizei war hier, mit vier Mann, die wollten mich wieder zurückbringen, ne. Mein Chef hat dann gesagt, den brauchen wa nich, ick fahr den selber wieder zurück, ne. Ick hatt überhaupt nix, ick wollt nur weiterarbeiten eijentlich. Ja... Jetzt bin ick aber irgendwie, jetzt is mir der Faden jerissen. Gott... (lacht) Wat wollt ick'n jetzt eijentlich sagen? Wo warn wir'n stehenjeblieden?

30

Interviewerin: Du hattest erzählt, daß du also in der Psychiatrie warst, Deinen Arbeitsplatz verloren hast...

35

Richard: Ach so, mit dem Wohnheim hatten wir da, ja. Dit war so'n Wohnheim, also... Da jab's, hab ick sowieso nie verstanden. Dit war so'n dreistöckijet Haus, ne, untere Etage, da jibt's ja § 67 jibt's und § 39. §67 sind ja diese Leute, also auch mit Alkoholproblemen,

und... Kann ick jetz nich genau erklären. Auf jeden Fall war ick in dem § 39 drin, ne. Und dit hieß, in K. hieß dit CMA-Station, also chronisch kranke Leute, ne. Und diese Leute, 40
 unten waren die 67er, die 39er waren in der Mitte und oben waren wieder 67er. Und diese Leute haben alle Alkohol jetrunken, und wir in der Mitte, wir durften keen Alkohol
 trinken. Dit jeht jar nicht. Die sind alle kreuz und quer durchs Haus jeloofen, ne. Und denn hab ick die Erfahrung machen müssen, daß wenn diese Leute auf unserer Station, 45
 die durften keen Alkohol trinken, und wenn du Alkohol getrunken hast, und die ham dit rausjekriegt, dann jab's, weeiß ick, wie sagt man dazu, so, Regress oder Repress... Ham
 se dir dein Taschenjeld jekürzt und lauter so Sachen. Oder du bist zu spät zum Mittagessen jekommen, dann dann, also wir mußten ja da am Tag für een, zwee Euro
 arbeiten, weeßte, und dann haste ja dann, wenn du dann zum Mittag zu spät jekommen bist, dann ham se dir 20, 40 Cent abgezogen, und dit war, da haben Leute drin jewohnt, 50
 die waren 40, 50, 60 Jahre alt, ne. Und da hab ick mir bißchen an den Kopp jefaßt, ne. Und dit nächste Problem war, wenn die Leute, da waren ein paar Leute bei, die sich
 überhaupt nich mehr an die Regeln jehalten haben. Die Leute is nich jeholfen worden, ne. Ick hab die Erfahrung dann selber jemacht, ick hab's nämlich dann selber jemacht,
 hab dann ooch anjefangen wieder zu trinken, und ooch öffentlich, daß sie's mitjekriegt 55
 haben, weil ick dit mal sehen wollte, wat passiert da jetz, ne, so. Und dann hab ick festgestellt, mein Problem hat die jar nich interessiert. Mein Sozialarbeiter, der hat mir
 jesagt, "Hier, du muß dich an die Hausregeln halten, sonst schmeißen wir dich raus". So. Und ick bin ja nicht gerade jetzt n 100%iger Alkoholiker, ick komm ja, ick trink ja
 ooch mal wat anderes zwischendurch, ne, nich so wie andere Leute. Und n paar Leute, 60
 die dieset Problem hatten, die haben sich da wirklich so die Kante jegeben, ne, paar Wochen später standen die dann am schwarzen Brett dran. Die waren weg jewesen. Und dit
 fand ick scheiße, wa, in dem Haus.

Interviewerin: Also daß die sich gar nicht wirklich für die Leute interessiert haben. 65

Richard: Die haben sich nicht, gerade diese Leute, wenn die so abstürzen, dann brauchen se Hilfe, ja. Aber da is nix passiert in dem Haus. Und ick bin dann ooch, ick bin dann ooch rausjeschmissen worden, ne. Und bin dann mal wieder irjendwann hinjegangen, wa. Ham se mich jefragt, ja wie geht's denn, wollt ick schon sagen, ick hab's überlebt, ne. Haha. Ick lebe. Hmm. 70

Interviewerin: Deswegen ist Wohnheim jetzt für dich, ist keine Alternative sozusagen.

Richard: Na da jibt's bestimmt ooch bessere Sachen. Hab ick vielleicht grad bißchen dit Falsche erwischt da. Und ick meine, heute bin ick ooch so weit, daß ick mir sage, ick will 75

ooch keen betreuet Wohnen, ick will einfach nur noch n Zimmer haben. Ick bin ja von Beruf bin ick Gas-Wasser-Installateur, und da will ick wieder einsteigen, ne. Will ick, hab ick vor. Wenn du jetzt nämlich betreutes Wohnen ne, und du jehst dann von selber wieder arbeiten, denn ziehn se, da haste unendliche Kosten, weeße, an Miete und Betreuung, dit mußte ja allet selber dann bezahlen, weeße. Dit kann ick vajessen, wa, wenn ick wieder mein... Und ick bin n Typ, wa, ick bin jetzt gerade ooch wo ick, wenn du uff der Straße lebst, ja, ick bin sag ick mal, mein Tag hat 24 Stunden. Ick bin Tag und Nacht bin ick unterwegs, ja, um mein Leben halbwegs uff de Reihe zu kriegen. Ick hab jestern am Bahnhof Zoo hab ick eenen jetroffen, ne, der hat mich jefragt nach, wollt irjendwie ne Flasche Bier von mir haben, hab ick ihm jesagt, "Du ick bin selber obdachlos". Und da hat der mich janz groß anjestaunt und hat jesagt, "Dit sieht man dir jar nich an", wa. Weil ick mache wat, ooch wenn ick uff der Straße bin. Sonst wär ick ooch da unten, würd da unten irjendwo rumhängen. So...

90

Interviewerin: Was würdest du denn sagen, seit du auf der Straße lebst, oder auch in der Vergangenheit, wenn du auf der Straße warst, was sind denn so die größten Schwierigkeiten im Umgang mit anderen Menschen? Für jemanden, der wohnungslos ist, oder für dich dann?

95

Richard: Also dit, ick sitz ja, hab ja ooch, mach ooch Sitzung auffer Straße, ne. Wenn ick jar keen Jeld hab setz ick mich ooch hin, oder jetzt hab ick ne Gitarre, mach ick bißchen mit der Gitarre wat. Wat mir also uffjefallen is, daß viele viele Menschen tun, sagen wir mal, ignorieren, die ignorieren dich einfach, ne. Die, ick seh's ja, wenn ick unten uff der Straße bin, ick beobachte ja die Leute, ne, wie se an mir vorbeilaufen, ne. Da haste viele Leute, die gucken zu dir, und dann ist der Blick gleich wieder weg, ne. So. Oder manche Leute, die sehen dich zwar, die loofen janz vorbei, die wollen dich überhaupt jar nich sehen, ne. Und naja, sagen wir mal von...

105 Interviewerin: Wie ist das für dich, wie geht's dir da in solchen Situationen?

Richard: Na ick bin da so lange schon, so viele Jahre kenn ick mich damit aus, sag ick mal, ne, also dit, mir macht dit jar nischt mehr aus, ne.

110 Interviewerin: Also das prallt so an dir ab.

Richard: Jaja. Jaja. Sagen wir, von 100 Leuten sind vielleicht 10 Leute, und von diese 10 Leute sind vielleicht 3 Leute, die dich dann ooch mal ansprechen oder so. Unjefähr so, schätz ick mal.

Interviewerin: Und ist das was, was dir dann gut tut, wenn die dich ansprechen, also was, was du dir auch wünschst von denen, oder... 115

Richard: Ja natürlich find ick dit jut. Weil ick machs ja ooch selber, weißte. Ick hab ja ooch manchmal, weeiß ick, wenn ick mein Hartz-IV oder wat, wenn ick Jeld in der Tasche habe, dann jeh ick ooch auf diese Leute zu und jeb die Leute ooch wat, weil ick ja weeiß wie et selber is, und unterhalt mich ooch mit Leute. Ick hab mich in Paris schon mit Clochards unterhalten, ja, also da haste wirklich, die duschen ja Tage, Wochen und weeiß ick wie lange nich. Da kannst du wirklich die Hose hinstellen, so dreckig sind die. Aber ich gehe trotzdem auf diese Leute zu, weil ick weeiß wie et is, ne. Die Scheiße. Und gerade dit brauchen diese Leute, ja. Dit is dit Problem, wa. Und dann jibt's ja da ooch Unterschiede. Et jibt ja Leute, Obdachlose, die schaffen's noch hier her, die können noch hier herjehen, sich duschen, waschen, wat essen, trinken. Aber dann jibt's welche, die schaffen's jar nicht mehr, weeißte, die liegen da irjendwo in ihre Ecken, in ihre Winkel da, die kommen nicht mehr hoch, weil se die Energie nich mehr haben. Der Alkohol hat se total zerfressen, ne. Dit is schlimm, wenn du an dem Punkt bist, wa. Dann wird's janz jefährlich, ne. 120 125 130

Interviewerin: Also würdest du sagen, das Schlimmste ist so, daß die anderen einen, daß man nicht mehr dazugehört, daß die anderen einen nicht mehr sehen wollen, oder... 135

Richard: Dit is, sagen wir, für mich persönlich nicht so, weil ick, sagen wir, dafür hab ick selber n zu starket Ego, wa. Aber ick denk mal für viele andere Obdachlose isset so, ne.

Interviewerin: Mhm. Was ist für dich das Schlimmste, kannst du das sagen? 140

Richard: Naja, für mich isset irjendwie die Schwierigkeit, da wieder rauszukommen. Du kommst da ja einfach nich mehr raus, wa. Wenn du da erstmal drinne bist, wa, da wieder rauszukommen, dit is hart, wa. Is jetzt ooch, ick hab vor, ich jeh jetzt uff die fuffzig, ne, ick hab hier vor zwanzig... 145

Interviewerin: Wie alt bist du?

Richard: 48. Vor dreißig Jahre hab ick hier jelernt, in Berlin, Gas-Wasser. Da hab ick mir ne Zeitung jekooft, nächsten Tag hatt ick nen Job, wa. Und wat mach ick heute? Ick renn hier schon nen Monat und wie lange rum und nix, ja. Hmm. Zeitarbeitsfirmen stehen drin, sonst nischt mehr. 150

Interviewerin: Ist dann frustrierend.

Richard: Hm?

155

Interviewerin: Ist dann frustrierend.

Richard: Ja. Also ick bin ja, ick bin noch einer von denen, die arbeiten können. Dit is der Unterschied, der mich unterscheidet von den richtigen Obdachlosen, sag ick mal jetzt.
160 Aber dit is ooch, da mußte wat für tun, dit kommt ooch nich von alleene, wa. Und ick bin halt ooch so, ne... Ick hab früher hab ick, weeiß ick, wenn ick irjendwat wollte, irjendwo rinjejangen bin, hab ick jefragt, "Darf ick mal dis oder darf ick mal dies oder darf ick mal jenes", und dann muß ick mir immer anhören... Und wenn du dann inner Extremsituation bist, draußen uff der Straße, dir ist kalt oder irjendwat ist scheiße und du brauchst
165 jetzt unbedingt wat, und dann kriegste noch die Antwort zu hören "Nee". Oder viele sagen dann "Wir dürfen dis nich" oder weeiß ick, noch irjendwelche anderen Sätze, weeißte. Und ick hab's jetzt so jemacht in K., ick bin da janz hier in die Jugendherberge rinn, so, die kommen grad alle aus ihre Zimmer, ick kiecke, ach toll, da is ja ne Dusche, da hab ick mir erstmal jeduscht. Da kam die Chefin an und sagt zu mir: "Dit dürfen Sie nicht". Ick hab jesagt, "Was darf ick nich? Ick laß mir hier in Deutschland von euch nich zum Penner machen. Janz einfach." Hat sie gesagt, "Jut, gehen Sie wieder von alleene oder müssen wir die Polizei rufen?" Hab ick gesagt, "Allet klar, ick gehe von alleene". Und dit war't. Und so Sachen mach ick viele. Ick kann mir dit nich leisten, daß mir dann noch eener nee sagt. Und die hätte Nein gesagt, wenn ick die jefragt hätte, ob ick hier
175 mal duschen darf.

Interviewerin: Das heißt, du wehrst dich richtig dagegen...

Richard: Jaja klar!

180

Interviewerin: Wenn du gerade sagst, "Ich laß mich von euch nicht zum Penner machen"...

Richard: Ja, genau! Muß ick ja machen.

185

Interviewerin: Ja.

Richard: Is die einzige Chance, die du hast, wenn du auf dem Weg bist, wa. Oder du jehst dann als Clochard. Ick hätte ooch als Clochard in Paris enden können, wollt ick aber

nicht. Also bin ick wieder abgehauen aus Frankreich, weil ick die Sprache nich konnte. 190
 Ick hab drüben ne Tochter in Frankreich, die lebt in der Nähe von Paris. Kann die Spra-
 che nich, ick hab da keene Chance, keene Aussichten, Arbeit zu finden, also wat mach
 ick? Zweek Möglichkeiten: Ick laß mir hängen, oder ick mache wat. Und dit hieß für
 mich, wieder zurück nach Deutschland, ja. Hier hab ick bessere Chancen wie da. Ja.
 Ach, ick kann da so viel erzählen. Dreißig Jahre... Mit 17 bin ick raus von zu Hause, seit- 195
 dem bin ick unterwegs. (lacht) Dreißig Jahre... So alt bist du noch jar nich, wa? (lacht)

Interviewerin: Doch. (lacht)

Richard: Ja? 200

Interviewerin: 31.

Richard: Echt? Na da haste dich aber auch toll jehalten, du. 205

Interviewerin: (lacht) Danke.

Richard: Hmm... Ick hätt dich so auf Anfang zwanzig hätt ick dich jeschätzt. (lacht)

Interviewerin: Oh, dankeschön. (lacht) 210

Richard: (lacht)

Interviewerin: Hast du denn auch schonmal, oder nee, anders gefragt: Viele sagen ja im- 215
 mer, also wenn ich mich so mit Wohnungslosen unterhalte, sie fühlen sich so als Mensch
 zweiter Klasse. Kannst du das nachempfinden, geht dir das auch so?

Richard: Nee, ick habe, janz im Gegenteil, ick habe nämlich, ick hab da noch so nen an- 220
 deren Gedanken dabei, weeße, ooch bei der Obdachlosigkeit. Und zwar, dit hat jetzt, is
 jetzt wat Religiöset, ne. Weil für mich ist Betteln hat für mich ooch noch ne andere Be-
 deutung. Ick bettel nich nur, weil ick Jeld brauche oder weil ick wat zum Essen brauche,
 weil dit is für mich, dit kommt ja aus dem Fernöstlichen. Da gibt's ja diese Bettelmönche
 und so, ne. Dit is bei mir mit so'n Jedanke, ne. Und ick weeß zum Beispiel, also ick... Ick
 habe nich dit Gefühl, also ick weeß, daß ick vielleicht viel, also mehr Wissen habe wie
 diese Leute, die an mir vorbeilaufen, ja. Die wissen Sachen jar nich, die wissen halt Sa- 225
 chen nich, die ick weeß, ne.

Interviewerin: Was denn zum Beispiel?

230 Richard: Und ick habe dit Jefühl, diese Leute, die mich ignorieren oder die von mir nix
wissen wollen, dit interessiert mich gar nicht, dit muß ick überhaupt gar nicht wissen,
was die Leute wissen. Weil's für mich, sag ick mal, am Leben vorbei ist. Dit ist nicht die
Wahrheit. Und die Wahrheit ist, wenn ick, so wie wir uns jetzt gegenüber sitzen, in die
Augen sehen und miteinander reden. Dit ist für mich Wahrheit. Aber nicht, weeiß ick, da,
sitzt n Stück Holz oder irjendwat, mit dem kann ick nich reden oder wat. So unjefähr.
235

Interviewerin: Kannst du das noch genauer beschreiben, was das ist, was du denkst was
du weißt, was die anderen nicht wissen? Was dich da unterscheidet von denen?

240 Richard: Ja, wat mich unterscheidet ist halt die Armut, und sag ick mal dit Leid, wat ick
erlebt habe als Kind schon, wo ick Kind war. Dit haben ooch viele Menschen, machen
ooch viele Menschen durch, jeder Mensch hat sein Päckchen zu tragen, ne. Aber ick hab
nich den Fehler jemacht, daß ich mich irjendwann zugemacht habe, weißte, Kopp zu und
allet andere interessiert mich nicht mehr, so unjefähr, weißte. Ick jeh genau den andern
Weg, ick bin offen für andere oder alle Sachen so, ne. Ick hab sojar schon n Schild hinje-
245 schrieben uff der Straße: „Leute, habt ihr Probleme, sprecht mich an“. Die können mit
mir reden, die Leute, über allet und jedet. Ick kann mich mit dir jenausou unterhalten wie
mit nem 60- oder 80-jährigen, ne. Kann ick ooch.

250 Interviewerin: Da haste praktisch die Rollen umgedreht. Weil normaler sieht man ja die
Leute, die auf der Straße sitzen, immer so als die Bedürftigen, die irgendwas wollen,
was brauchen...

Richard: Ja! Ja!

255 Interviewerin: ... und da warst du praktisch derjenige, der was geben konnte.

Richard: Dit können viele uff der Straße! Viele Obdachlose!

Interviewerin: Ja.

260

Richard: Weeßte, die sehn alle so arm aus, aber da mußte mal rinkiecken in die Köpfe,
wat die allet wissen. Dit sieht man die jar nicht an.

Interviewerin: (Pause) Ist es dir denn schon mal passiert, daß du, ja, daß man dich be-

- schimpft hat oder, daß man irgendwie dir... 265
- Richard: Dit is mir schon passiert, ja...
- Interviewerin: ... blöde Sachen gesagt hat... 270
- Richard: Ja ja, doch, dit hab ick ooch erlebt, ja.
- Interviewerin: Kannst du da mal ne Situation beschreiben?
- Richard: Muß ick mal grad überlegen... Och ja, da war zum Beispiel, in K. war ick, da 275
hatt ick ooch ne Gitarre beigeht und saß uff der Straße, hab so n bißchen jespielt und
bin weggeloofen. Hab meine Sachen liegenlassen, bin weggeloofen, hab mir n Kaffe jeholt
und komm wieder, ja, da haben die halt da von MacDonald's da haben die ihren janzen
Müll da bei mir abjeladen. Müll hinjeschmissen da bei mir uffn Platz, ne. Eene Situation,
ick hab viele andere ooch erlebt. Also aber so richtig anjegriffen, so massiv, bin ich noch 280
nich worden. Uff der Straße jedenfalls nich, wo ick uff der Straße jesessen hab. Aber da
jibt's ja so viele, gerade die Jungschen, ne, die machen dann da irgendwelche jedanken-
losen Bemerkungen, ne, und... Ick laß se, meistens laß ick se loofen, ne.
- Interviewerin: Trifft dich das dann in der Situation, macht dir das was aus? 285
- Richard: Ick weeß halt, daß, für mich sind das n paar dumme Jungs, weeßte?
- Interviewerin: Mhm. 290
- Richard: Dit reicht mir aus, dis zu wissen, und dann sollen se weiter dumm rumloofen,
von mir aus, weißte.
- Interviewerin: Und sprichst du auch mit anderen über solche Erfahrungen, oder machst
du das so für dich selber aus? Mit dir selber? 295
- Richard: Na, ick hab n Kumpel in K., der war zwölf Jahre im Knast, der steht ooch auf
der Straße mit seinem Schäferhund, mit der Kelly. Und da kam mal ne jungsche, so ne
Traube junge Mädels kam vorbei wa, und H., wa, mußte das Gesicht von dem mußte mal
sehen wa, total zerfurcht, und alleene wenn ick den schon sehe, da schlottern mir 300
eigentlich schon die Knie. (lacht) Und da kommen die Mädels vorbei, dit war auch schon
bißchen dunkel, haben den vielleicht ooch jar nich richtig jesehen, wa. Und H. sagt,

"Habt ihr mal...", und die eene sagt doch glatt zu dem: "Halt die Fresse, du Penner!" Der is die hinterher und hat die eene jescheuert, wa. Die hat eene jescheuert jekriegt von dem. Zwölf Jahre im Knast und dann zu dem sagen "Penner", da jehört schon viel dazu. Hmm.

Interviewerin: Also das wollte er nicht auf sich sitzen lassen.

310 Richard: Hm?

Interviewerin: Das wollte er nicht auf sich sitzen lassen, daß die ihn so beschimpft.

Richard: Nee, sowat darfstu echt nich sagen, wa, dit is janz jefährlich. Weil, gloob der hat schon ma eenen umjenietet, wa. Und der hat ooch immer sein Ding einstecken, wa, seine Waffe. Mhm. Und dit is ooch wat viele Menschen machen, wa, viele Menschen sind viel zu leichtsinnig anderen gegenüber. Ick hab dit ooch schon, hab dit so oft schon erlebt, wa, wie Leute auf mich zugehen, wa. Die kennen mich überhaupt nicht. Ick bin ja im Grunde genommen n wildfremder Mensch, ne, und den Fehler mach ick zum Beispiel nie. Wenn ick jemanden nicht kenne, da würd ick nie zu dem sagen „Arschloch“ oder so-wat, weeßte? Weil dit...

Interviewerin: Warum auch?

325 Richard: Ja, erstens ditte, wa, und zweitens kann dit verdammt nach hinten losjehn, ne.

Interviewerin: Mhm.

Richard: Da haste nämlich Arschloch janz schnell mal wat zu sitzen, ne. (lacht) Aber dit sind die Jungschen, wa, die sind zu leichtsinnig. Und dann sind se ja sowieso, die sind ja nur in der Gruppe stark, alleine trauen die sich ja jar nischt. Nur wenn se mit n paar Leute zusammen sind, dann haben se ne große Schnauze.

Interviewerin: Wie gehst du mit sowas um, wenn dir sowas passiert? Also bist du da so, mußt du da hinterher mit jemandem drüber sprechen und so n bißchen Dampf ablassen, oder machst du das eher so mit dir aus?

Richard: Ja, na ick unterhalt mich da schon mal drüber... Ick bin ja da in K., also ick kenne so mehr so die Szene aus K. jetzt, ne, weil ick ziemlich lange, ick war jetzt 13 Jahre weg von Berlin. Ick bin ja gerade erst wieder zurückjekommen, ne. Und da kenn ick ja

alle Leute, die da am Bahnhof da sind, die kenn ick ja da alle. Hier kenn ick se ja noch nich so, ne. Und da redet man dann schon untereinander so, wat hasten so erlebt oder wat is passiert ne. Und dit is ja praktisch die, ooch die alle auf der StraÙe leben so, die halten ja ooch alle dann zusammen, weeÙte. Wenn da jetzt irgendwat passiert und dit spricht sich rum, ne, dit is dann ooch, da kann dann ooch noch wat passieren, ne. 345

Interviewerin: Mhm. Was denn?

Richard: Naja, die Leute halten halt zusammen, ne. Und wenn jetzt zum Beispiel eener, der klaut dem jetzt wat, und dit spricht sich rum, die wissen wer dit is, dann sind die aber hinterher, ne. 350

Interviewerin: Also da habt ihr euch dann auch so gegenseitig unterstÙtzt.

Richard: Jaja, dit machen se schon, ja. 355

Interviewerin: War dann schon so ein Zusammenhalt da.

Richard: Ooch wenn se dit, also wat ick in K. erlebt habe, dit Problem wat halt is, wenn die zu viel trinken, dann fangen sie an sich untereinander zu streiten, ne. Dit Problem haben sie dann. Aber wenn die nüchtern sind, kannst du dich ganz supertoll mit denen unterhalten, ne. Oder sagen wir mal halbwegs nüchtern. Weil nüchtern ist ja von denen keener mehr. Wenn du jeden Tag trinken tust, dann kannst du ja nicht mehr nüchtern werden. Jeht ja nicht. 360

Interviewerin: Und ist das dann was, was dir hilft, solche Gespräche, wenn du sowas erlebt hast, daß Jugendliche dich beschimpfen oder so? Sind dann Gespräche was, wo es dir hinterher besser geht? 365

Richard: Naja, also helfen tun mir eigentlich so eher so Leute, von denen ick, wo ick dit Gefühl habe, von denen ick noch wat lernen kann, weeÙte. Die mir wat jeben können. Weil die Jungschen da, dit bringt mir ja im Grunde genommen nischt. Dit muß ick für mich bearbeiten und verjessen, wat anderet kann ick da nich machen, ja. Oder ick, ja, ick laÙ mich drauf ein, die Möglichkeit hab ick ja auch. 370

Interviewerin: „Ich laÙ mich drauf ein“ - was heißt das? 375

Richard: Ja na daß ick halt Kontra gebe, wenn jetzt einer zu mir wat sagt. Ick hab ooch mal, hab ick anner Kirche jesessen, wa, weil ick rede janz anders wie die. Waren ooch son paar Jungsche. Und ick hab mir son kleenen Stein hab ick mir in die Tasche jepackt, 380 ne. So. Und dit war gloob ick ooch die Szene jewesen, wo die mich da anjemacht hatten, wa, aber ick hab's nich jemacht, ick hab's sein lassen, hab se ooch loofen lassen, ne. Und ick saß genau neben der Kirche, wa. Und da wollt ick dit Steinchen schon nehmen und pumm, gegen die Kirche schmeißen, und dann wollt ick sagen, „So mein lieber Junge, soll ick jetzt mit dir dit selbe machen?“ (lacht) Na so rede ick, wa.

385

Interviewerin: Mhm.

Richard: Und denn kriegen die nämlich Schiß, weißte. Die wissen dann nämlich, wat los is. Mußte einfach, man muß einfach, die mußte einfach nur, die meisten Menschen 390 loofen ja alle mit, sag ick mal, mit ner Maske rum, weeßte. Und wenn du die dit Ding runterziehst, dann stehen se praktisch nackig vor dir, kannste sagen, ne. Dann ist dit allet offen da oben, weißte. Da brauchste nur noch die passenden Worte und dit war's. (Pause) Ja, wat willste noch wissen so, wat interessiert dich noch so?

395 Interviewerin: Wie sieht's denn aus so mit Erfahrungen mit Ämtern, mit der Polizei, hast du da auch mal was erlebt?

Richard: Kann ick mir gerade mal n Kaffee holen noch?

400 Interviewerin: Ja klar.

Richard: (steht auf, geht kurz weg und kommt mit einem Kaffee wieder) Mit Ämter hab ick also n ziemlichet Problem. Also ooch, früher war dit besser, da bin ick zum Sozialamt jejangen und denn hab ick, haste da gleich irjendwie Jeld jekriegt. Dit is ja heute ooch 405 allet anders, wa. Ick hab zum Beispiel, bis Ende Januar hab ick noch Jeld jekriegt von K.. Ick hab für diesen Monat hab ick noch keenen Cent hier in Berlin, weil ick meine janzten Unterlagen einfach nich zusammenkriege, wa. Jetzt wollen die n Aufhebungsbescheid haben von K., den hab ick noch nich. Wat wollen se noch, ach, um Krankenkasse muß ick mich kümmern. Ick muß da sowieso, dit is eine zwee Seiten lange Liste, wat die allet für 410 Unterlagen haben wollen, ja. Dit hat sonst, ick hab da ne Betreuerin jehabt drüben, dit hat meine Betreuerin sonst jemacht, wa. Jetzt muß ick dit allet alleene machen hier.

Interviewerin: Und wie war das so in K. mit den Ämtern?

Richard: Na da hatt ick im Grunde ja nicht viel zu tun mit, weil dit meine Betreuerin gemacht hat, ne. Also da gab's in A., dit is son kleener Ort bei K., wo ick mich uffgehalten hab, dit war die WH, Wohnungslosenhilfe. Dit war ooch sowas wie hier, ne, aber also da haste ooch, da konnteste ooch dein Jeld dann abholen und so, wa. Und die Leute konnten da ooch Kaffee trinken und Mittagessen da oben und so ne. Und wat wollt ick sagen, Wohnungslosenhilfe... 415

Interviewerin: Ämter, Betreuerin... 420

Richard: Ja, dit war die Anlaufstelle, weißte, da für den Ort. Und da haste ja eigentlich, dit jing allet von da aus, ja. Und dit war für mich also sehr viel übersichtlicher jetzt wie zum Beispiel Berlin. Ick weeiß gar nicht, wo ick hier – jetzt haben sie mir erzählt ick muß da nach Treptow. Dit jeht hier nach Jeburtsdatum oder so. Muß ick nach Adlershof da irgendwie wegen wegen Wohnung oder Unterkunft. 425

Interviewerin: Also das ist alles... 430

Richard: Jetzt hab ick hier jeguckt in der Zeitung, ick gloob ick such mir da wat ganz anderet, wa. So eijentlich ooch diese janzen Wohnheime, dit sagt mir ooch allet nich mehr so zu. 435

Interviewerin: Mhm. 435

Richard: Da, wo ick jetzt war in Tegel da, da is ooch wieder zu viel Alkohol im Spiel, ne. Und da is eener da, den ham se da irgendwat jeklaut, und dann is der erstmal rumjejan-gen und hat da n paar Türen einjetreten. Dit is nich gerade sowat für mich, sag ick mal. (lacht) Ick brauch meine Ruhe, weeißte. Wenn ick arbeiten will sowieso, dann will ick mal abschalten irjendwann und dann nich abends noch Streß haben. 440

Interviewerin: Ja.

Richard: Mit irgendwelche Leute. 445

Interviewerin: Und wie sieht's mit der Polizei aus? Gab's da mal irgendwie, haste da mal schlechte Erfahrungen gemacht?

Richard: Hab ick ooch schlechte Erfahrungen gemacht, aber jetzt nicht gerade wegen der Obdachlosigkeit. Mit die hab ick andere Erfahrungen gemacht. Also ick hab's mal er- 450

lebt in Ulm, da war ick am Bahnhof in der Polizeistation. Und da war mit mir eener drinne... Dit war ooch n Obdachloser gewesen, gloobe war ooch irjendwie n armer Typ gewesen. Und ick kam da mit rin und hab dit irjendwie mitjekriegt. Da haben die ständig uff
455 dem da, ham die den anjemacht ohne Ende wa, und ick hab mich dann einjemischt und hab jesagt, wat die Scheiße da soll. Und dann sind se auf mich losjengan, ne.

Interviewerin: Mhm.

460 Richard: Wat ick mir da einbilde, da irjendwat zu sagen, oder so nach dem Motto, ne. Da is mir der eene, der is mir echt, der is mir an den Hals jengan, wa. Hab ick zu ihm jesagt, „Na dann bring mich doch um, bring mich doch um“, hab ick jesagt, wa. Polizist, wa? Hmm.

465 Interviewerin: Also es war eigentlich so ganz überflüssig, daß die so, daß die so... grob waren in der Situation.

Richard: Et jibt solche Typen, weißte, die nutzen ihren Status aus, weißte.

470 Interviewerin: Mhm.

Richard: Um ihre, weeiß ick, ihre Dinger da auszuleben, sag ick jetzt. Die sind ooch im Privatleben sind die jenaus, ne. Normalerweise dürften die jar nicht uffjenommen werden bei der Polizei.

475

Interviewerin: Also die wollen da so ihre Macht ausleben.

Richard: Jaja, jaja, klar.

480 Interviewerin: An Schwächeren.

Richard: Jaja. Solche Typen gibt's. Aber Gott sei Dank nicht so viele, wa? (lacht)

Interviewerin: (Pause) Ich hab noch ne Frage, die ist vielleicht n bißchen ungewöhnlich.
485 Wenn du dir was wünschen könntest, was würdest du dir wünschen?

Richard: Ick hab mir vom Weihnachtsmann, ick hab mir zu Weihnachten hab ick mir schon jewünscht, also ick hab mir zu Weihnachten ne Frau jewünscht. (lacht)

- Interviewerin: (lacht) 490
- Richard: Aber hat der Weihnachtsmann nich jehört oder so. Jedenfalls hat er mir noch keene jeschenkt. (lacht)
- Interviewerin: Also das wär so das, was dir jetzt... 495
- Richard: Dit wär, ja, so ne Partnerschaft, wa. Bin jetzt ooch ziemlich lange solo, sag ick mal. Dit is so ziemlich mit dit erste, wat ick mir so wünschen tue, ne. Weil dit is immer, weeße, gerade auf der Straße und so bist und so, oder ooch wenn du arbeiten tust, dit is nich jut, wenn du immer nur dit Harte hast, weeße. Du brauchst ooch dit Jegenstück, weeße um den Ausgleich zu haben, weeße. Brauchst dit einfach. 500
- Interviewerin: Was ist da so für dich mit verbunden, mit so ner Partnerschaft? Was wäre anders als jetzt in deinem Leben?
- Richard: Na ick hätte wat zum Beispiel, wo ick mich mal fallenlassen könnte, sag ick mal so jetzt, janz einfach, wa. Wo du dich ausruhen kannst, ne, dit is ja wichtig, ne... 505
- Interviewerin: Ja.
- Richard: Entspannen kannst. Entspannung. Ist ja alles... hat ja was mit Liebe zu tun, ne, und da ist ja allet dit enthalten, wa. 510
- Interviewerin: Mhm.
- Richard: Wat schön is, sag ick mal. Und dafür jehört nun mal Männlein und Weiblein dazu, ne. 515
- Interviewerin: Mhm. Also das ist so ein Gegenpol zu dem, was du jetzt erlebst.
- Richard: Mhm. Aber dit kommt schon irgendwann. Ick sag mal, der liebe Gott, der schaut ja sowieso immer zu, ne. (lacht) Na wird mir schon eene schicken irjendwann, ne. (lacht) 520
- Interviewerin: Mhm. Ja... Also von meiner Seite war's das dann, ich hab dann keine Fragen mehr. Wenn du noch irgendwas hast, was du loswerden möchtest? 525

Richard: Na mal grad überlegen, aber mir fällt da jetzt ooch gerade nüscht weiter ein. Ick meine reden könnt ick noch stundenlang mit dir.

Interviewerin: Nee? Ok, dann sind wir fertig. Gut.

Interview mit Uwe

- Interviewerin: Wie lange bist du denn jetzt schon wohnungslos? 5
- Uwe: Also, ich habe meine Wohnung verloren erst eine Woche.
- Interviewerin: Oh, also ganz kurz.
- Uwe: Ganz kurz, kurzfristig. Ich war aber vorher über 2 1/2 Jahre auf der Straße. 10
- Interviewerin: Aha.
- Uwe: Und das ist dadurch gekommen, dass ich von der Firma entlassen wurde. Da sind auf einmal 2000 Leute entlassen worden, und ich war, also Lediger, und das ist ja klar, da fällt das direkt auf die Leute, trotzdem ich Facharbeiter bin, und die denn sagen, wenn wir keine Familie zu ernähren haben und so weiter und so fort, das sind dann die Ersten, die dann die Leidtragenden sind. Ja, und dann habe ich denn versucht, noch Arbeit zu finden, und dann bin ich hier nach Berlin gekommen, also war in Berlin, und dann hat man mir meine ganze Reisetasche gestohlen mit sämtlichen Papieren drin. Und ich muß aber noch sagen, ich hatte noch eine Bewährung offen, die war 9 Monate alt, also auf 9 Monate, und dann ist hier etwas passiert, vielleicht können Sie sich erinnern von dem jungen Bundeswehrsoldaten, den sie damals da in diesem Loch eingesperrt haben. 20
- Interviewerin: Nee, weiß ich jetzt nicht. 25
- Uwe: Und da wollten sie von den Eltern 1 Million DM Lösegeld haben. Und wie es der Zufall will, einer von diesen beiden, die das gemacht haben, der fragte mich nach einer, wo er eine Sofortbildkamera, also diese Polaroid-Kamera bekommen könnte, und dann habe ich zu dem gesagt, wenn er billig eine haben will, dann soll er hier zum Stuttgarter Platz gehen. Und da kann man die schon mal unter der Hand oder auch so öffentlich kaufen. Ja und dann habe ich weiter nichts mehr davon gehört. Und dann ein Kollege, ich habe hier 2 1/2 Jahre in der Küche gearbeitet als Ehrenamtlicher, ohne irgend etwas, aber ich kriegte kein Geld, weil ich die Papiere nicht hatte, meine Bewährung war offen, und ich stand praktisch im Verhandlungs??. Und dann kam der Kollege hin, und dann sagte er zu mir, „Uwe, ich habe solche Angst, ich weiß nicht, ich werde irgendwie verfolgt.“ Und dann eines Tages kommt er rein, sagt er, „So, jetzt ist es aus. Uwe, du 30 35

40 musst mir helfen, du musst die Aussage machen wegen der Kamera und so weiter.“ Na
 gut, da hab ich mich dann breit schlagen lassen, dass ich denn, weil der kam denn rein,
 da waren dann direkt zwei von der Sonderkommission, ich glaube von Potsdam war die
 damals. Und die waren dann hinter ihm, na ja, und dann habe ich zu ihm gesagt gut, ok,
 mach ich. Und dann bin ich denn mit denen gegangen und dann habe ich dann 6
 45 Stunden bei denen oben auf dem Amt gesessen, hier da oben in dem Kriminalamt am
 Tiergarten glaube ich ist das. Und da habe ich dann die Aussage gemacht. Um 11 Uhr
 abends kommt dann die Kommissarin, die Leiterin von dieser Kommission,
 Sonderkommission, und sagte dann zu mir, „Ja, Herr Krug, wir haben einen.“ Ja und
 dann sage ich, „Und wie ist das -“ Ja und vorher hatte sie zum mir gesagt, „Herr Krug,
 Sie brauchen keine Angst zu haben, ob was gegen Sie läuft oder nicht, Sie werden nicht
 50 mehr verhaftet.“ Und dann sagte ich, so, ja und dann habe ich unterschrieben, und in
 dem Moment, wo ich aufstehen will und will rausgehen, kommt dann die Berliner Kripo:
 „Schauen Sie, Herr Krug, Sie können nicht gehen. Gegen Ihnen liegt ein Haftbefehl vor.“
 Ja, und dann habe ich zu denen gesagt, „Ich kann daneben stehen und kann es sehen
 wie einer abgestochen wird, von mir kriegen Sie niemals mehr eine Aussage, ob
 55 Augenzeuge oder nicht, das ist vorbei. Einmal, nie wieder.“ Und dann habe ich mir denn
 da überlegt schon, wie sie mich dann nach Potsdam gebracht haben, da musste ich nach
 Rheinbach, da musste ich die Bewährung dann absitzen, das war damals die, wo ich da
 auch die Strafe da. Na ja gut, und dann habe ich mir damals so überlegt, mein Gott noch
 einmal, das ist ja gar nicht so übel, wenn es auch schwer war, also gut, du kannst da
 60 drin deine Papiere wiederbekommen und so weiter und so fort, ne. Ja und das habe ich
 dann auch gemacht, hab die 9 Monate abgerissen sagen wir mal, und war aber immer in
 Verbindung noch mit dem J.. Die haben mir geschrieben und so weiter, ich könnte, wenn
 ich rauskäme, sofort wieder hinkommen und so weiter, und sie würden mir auch helfen
 für Wohnung und so weiter und so fort. Ja gut, bin ich dann hierher gekommen, und am
 65 nächsten Tag hatte ich schon, das war damals noch eine Leitung vom AMOS, nannte sich
 das damals, das ist ja jetzt wieder eine andere Institution, die da mit drin ist. Na ja kam
 ich dann wieder hierher, da habe ich mich hier weiter arrangiert, ich habe mit
 Trödelmärkte gemacht mit denen und so weiter. Na ja, und da habe ich dann auch direkt
 eine Wohnung gekriegt in einer Wohngemeinschaft, und dann kriegte ich nachher auf
 70 Antrag Betreutes. Weil ich, wie ich da raus war wieder, da musste ich ja erstmal wieder
 festen Fuß fassen, und die haben mir denn auch geholfen einen neuen Personalausweis
 zu bekommen und so weiter.

Interviewerin: Also die haben dich richtig unterstützt?

75

Uwe: Ja, ja, also so praktisch wie die das jetzt auch machen. Na ja, auf jeden Fall, dann

habe ich Betreutes Wohnen bekommen, und dann sagte der Betreuer zu mir, „Wir haben in Spandau auch Wohnungen“, die sie gemietet hatten von der GSW glaube ich war das damals. Und dann habe ich gesagt, ok, hab mir die Wohnung angesehen, und dann habe ich sie von dem Vermieter habe ich die Wohnung übernommen. Das war in Spandau auf der Streitstraße. Na ja, und dann da habe ich mich denn so langsam ein bisschen, wie sagt man, na ja, abgekapselt kann man nicht direkt sagen, ich hatte zwar noch Verbindungen, ich bin auch öfters hier gewesen, habe hier mitgemacht und so weiter. Aber dann habe ich mir auch gesagt, na ja gut. Dann war ich, ach so, ja kommt auch noch, dann wie ich dann hier war habe ich das Projekt am Bahnhof Zoo für Duschen, Waschen für Arbeitslose und Drogenabhängige und was da ist, da bin ich auch 2 1/2 Jahre bin ich da gewesen, habe ich das mitgemacht da. 80 85

Interviewerin: Also mitgeholfen, oder? 90

Uwe: Bitte?

Interviewerin: Mitgeholfen?

Uwe: Ja, mitgeholfen und so weiter, und da habe ich dann, damals kriegte ich glaube ich 2,50 DM war das noch, ja und dann kam der Euro, na ja aber das war mir egal, ich hatte ja meinen, war das Arbeitslosen II oder wie das noch war, oder Arbeitslosenhilfe, und ich war auf dieses Geld praktisch nicht angewiesen, weil ich konnte mit meinem Geld, was ich bekam, konnte ich leben. Na ja, und dann war ich 8 1/2 Jahre habe ich die Wohnung von der GSW gehabt, und dann wurde dieses Projekt da verkauft an eine Wohnungsbaugesellschaft aus Chemnitz. Und die nennt sich Wohnen im Grünen. Und die haben denn angefangen, diese Häuser zu sanieren. Da kriegte ich denn vor 3 Monaten sagen wir mal eine Kündigungsklage, also Kündigung. Und da hätte ich schon schalten müssen, mich dagegen zu wehren. Die hätten mir ja eventuell eine andere Wohnung zur Verfügung stellen müssen, das haben die nicht gemacht. Und ich bin so dumm gewesen oder hab nicht daran gedacht, mich dagegen wehren zu können, und das habe ich dann verschwitzt. 95 100 105

Interviewerin: Ja. 110

Uwe: Und dann war das am, sagen wir mal Mitte Januar... Ja Mitte Januar, jetzt sagen wir mal heute ist Mittwoch, na vor ungefähr vor 9 Tagen haben sie mich dann rausgeschmissen sagen wir mal sozusagen. Keine Möbel mehr, alles weg, jetzt weiß ich nicht, wo die Möbel sind und so weiter und so fort, dann habe ich mich direkt hieran gewendet

115 bei den Leuten hier die mich kannten und so weiter und dann habe ich dann zu denen
 gesagt ob sie mir nicht helfen könnten und so weiter. Ich möchte unbedingt wieder, ich
 möchte nicht wieder, wenn ich jetzt wieder, ich bin seit 6 Jahren alkoholfrei, ich trinke
 keinen Alkohol, kein Bier, gar nichts mehr. Aber rauchen, das ist, also da kann mir auch
 120 keiner, ne. Na ja, auf jeden Fall bin ich denn hier hergekommen und dann habe ich denn
 gefragt, ob sie mir helfen könnten und so weiter, und sofort haben die dann einige Leute
 angerufen, die sie kannten und so weiter. Ja, und dann habe ich denn, war's vorgestern,
 am Montag, ja am Montag hatte ich einen Termin bei dieser, eine Frau Nebel ist das von
 der GSW, die hat oben am, gegenüber vom Schloß, auf der anderen Seite ist dieser
 riesige Block da, wo die Seniorenwohnungen und so weiter sind, da alles, ne. Ja und da
 125 war ich denn dort, und da hat sie mir direkt einen Schein gegeben. Die Wohnungen sind
 schon gut, na ja, also ich würde gerne die nehmen, wenn ich sie kriegen kann.
 Voraussetzung ist das ja. Und dann habe ich auch diese Papiere ausgefüllt für die
 Anmeldung, sagen wir mal, also zur Bewertung des Mietvertrages. Und ich warte jetzt
 da drauf, dass ich den Mietvertrag bekomme, der wird aber hierher geschickt, weil ich
 130 ja keine Postanschrift habe, ne. Und da bin ich mal gespannt, ich will hoffen, dass ich sie
 kriege. Aber im Grunde, im Endeffekt liegt da nichts drin, ich hatte keine
 Altmiet schulden, überhaupt nichts, da habe ich eine Bescheinigung von der Firma, die
 haben sie mir anstandslos geschickt, also dass ich mietschuldenfrei bin, alles immer
 pünktlich erledigt habe und so weiter, das ist ja auch schon mal was. Ja, und dann hab
 135 ich, ich bin jetzt Rentner, aber der Betrag ist nicht so hoch sagen wir mal, dass man
 davon auch noch die Miete bezahlen kann, dafür muss dann eben das Sozialamt
 einspringen, aber da habe ich keine Befürchtungen, das haben die in Spandau auch
 schon gemacht, die haben mir auch die Miete bezahlt. Ich bin ein Mensch, der nicht
 gerne zum Amt geht und um etwas bittet. Ich will nicht sagen, ich schäme mich
 140 deswegen, aber in mir ist dann ein Gefühl, du liegst andern auf den Händen, auf den
 Füßen und so weiter und so fort. Ich habe noch nie Geld beantragt für Kleidung oder
 Möbel oder so etwas, noch nie. Nur die Miete und das, den Rest sagen wir mal, den
 Sozialhilfeempfänger auch bekommen, dass der aufgestockt wird auf die Rente. Denn
 ich, ich kann es Ihnen ja sagen, ich kriege 323 Mark und 68 Pfennig Rente, und davon
 145 kann ich keine Miete zahlen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit, dann hätte ich ja nichts
 mehr. Denn die Miete da in dem Haus, die kostet zwischen 320 und 360 Euro.

Interviewerin: Bleibt nichts mehr übrig.

150 Uwe: Dann hab ich noch nicht mehr einen Cent! Na ja, und bin ich mal gespannt, jetzt
 warte ich auf den Mietvertrag, und wenn ich den habe, kann ich zum Amt gehen und den
 das sagen, so und so und das und das. Weil ich ja hier aufs Charlottenburger Amt

dann muss, und dann wollen wir mal sehen, und ich drücke mir selber die Daumen, dass ich sie kriege. Ich möchte nicht mehr auf der Straße leben, ich weiß, was das für ein Elend ist. Und ich weiß auch zu 100 Prozent, wenn ich die Wohnung nicht kriege, dann kann es sein, dass ich wieder in den alten Trott zurückfalle. Und das will ich selber vermeiden. Ich gehe dagegen an. Die Erfahrung habe ich ja gemacht hier, ich kenne die Leute alle, die hierher kommen, weil ich weiß, was das für ein Elend ist. Heute morgen zum Beispiel, ich übernachtete in der, am Hauptbahnhof in der... na, wie heißt es...

155

Interviewerin: Bahnhofsmission?

160

Uwe: Nein. Da ist...

Interviewerin: Ja in der Not-, in der Lehrer Straße?

165

Uwe: Ja, von der Stadtmission.

Interviewerin: Ja, genau, kenne ich auch.

170

Uwe: Da übernachtete ich jetzt solange, bis das geregelt ist, und da sehe ich das Elend. Heute morgen ist einer gestorben dort, ein junger Mann von 38 Jahren, und das hat mir praktisch den Rest gegeben. Am liebsten möchte ich da heute Abend gar nicht mehr hingehen. Wenn ich das Elend da sehe, ich habe es ja selber erfahren, ich weiß ja selber wie das ist, ich war ja auch ganz unten, aber ich habe mich wieder durch Hilfe vom J. wieder hochgerappelt.

175

Interviewerin: Was ist, wenn du so daran denkst, wie das war, als du wohnungslos warst, warst ist denn so das Schlimmste für dich gewesen daran? Wenn du gerade sagt, du hast ja davon gesprochen, was das für ein Elend ist, was genau meinst du, wenn du das so sagst?

180

Uwe: Die Missachtung der besserlebenden Menschen. Ohne dass man irgendwie auffällt oder so. Ich bin immer sauber gewesen, also ich habe immer saubere Kleidung gehabt und so weiter, konnte man ja auch bekommen. Da kam mal dieses Mobil von da und da und so weiter, unten an der Bahnhofsmission da gab es dann auch Kleidung, Unterwäsche und so weiter, und baden und duschen konnte man hier oder dort auch. Also die Missachtung, und wie man dann angeschaut wird und -

185

Interviewerin: Wie denn?

190

Uwe: Ja, ich würde sagen (macht ein abfälliges, angeekeltes Gesicht mit herabgezogenen Mundwinkeln), 'Hmm, was ist das denn für ein Penner', so ungefähr kann man das sagen.

195 Interviewerin: So herablassend irgendwie?

Uwe: Ja, ja, 'Asozialer' und so weiter und so fort. Und dann auch auf manchen Behörden, wenn man da reinkommt, da riechen die und rümpfen die Nasen und so weiter und so fort, und dann wird man abgekanzelt wie das letzte Stück Dreck. Und das ist das, was
200 mich persönlich so abstoßend auch gegenüber anderen gemacht hat. Ich will nicht sagen, von den Leuten, die jetzt so leben, wie ich gelebt habe, ist das schlimmer als wenn man denen auf die Fresse haut. Die Verachtung, die man denen gegenüber zeigt. Zum Beispiel am Bahnhof Zoo gestern Abend. Da waren einige Leute, die auch zur Lehrter Straße mussten. Gut, die fahren auch alle schwarz. Verständlich, warum nicht?
205 Die haben ja nix, wovon? Na ja, und dann kamen dann diese Sicherheitsdingsbums, die die roten Mützen aufhaben, und was ich da erlebt habe, also... Die haben die angefasst, dann haben sie sie rausgeschmissen aus dem Bahnhof raus. War ja noch kalt und wenn's kalt war und so weiter, auf die Straße geschmissen, dann standen sie dann vorne am Gehsteig, auch noch nicht, mussten noch weiter zurück. Und in was für einem Ton und
210 so weiter und so fort. Dann bin ich denn rübergegangen, da kommt der auch auf mich zu, so ein Großer einer, dann sagt der zu mir – nicht Sie oder irgend etwas und so fort –, da sagt der zu mir, „Du geh mal rüber, du Penner!“ sagt der zu mir. Sage ich zu ihm, „Moment mal, was haben Sie gesagt?“ Ich habe zwar die Wohnung verloren, hatte aber meinen Personalausweis, und da ist die alte Wohnung ja noch drauf. Da habe ich zum
215 ihm gesagt, „Wenn Sie jetzt nicht einen anderen Ton anwenden mir gegenüber, dann gehen wir mal zu Ihrer Dingsda hin, und dann wollen wir mal sehen, was da los ist.“ Ich sage, „Hier sehen Sie meinen Personalausweis, ich habe Wohnsitz (trotzdem ich keinen mehr hab, das spielt ja auch keine Rolle), hab Wohnsitz, und hier ist mein Fahrschein. Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Und Sie reden mich mit Penner an.“ Ich sag,
220 „Wo haben Sie denn die Schule gemacht, sind Sie irgendwo aus einem Karton gesprungen und machen jetzt den dicken Mann oder wollen Ihr Geltungsbedürfnis auffrischen und den Leuten zeigen, ich bin hier der Herr? Mir gehört das und so weiter.“

Interviewerin: Da hast du dich richtig gewehrt.

225

Uwe: Ja, da habe ich mich richtig gewehrt, weil ich das gesehen habe, wie der die anderen angepackt hatte. Gut, die trinken, ok, lassen Sie sie doch trinken, wenn die nicht davon abkommen, wenn sie nicht wollen, wollen sie eben nicht. Denn meistens

suchen sie ja im Alkohol suchen sie ja das, was sie nicht kriegen können. Und das ist eben traurig, ich weiß es von mir aus, ich habe damals auch, na ja, flaschenweise sagen wir mal, dem Alkohol zugesprochen, aber dann von einem Tag auf den anderen Schluss gemacht. Na und das, also ich würde sagen, das ekelt mich regelrecht an, wie die Arbeitslosen oder Obdachlosen oder was sie gerade da sind und so weiter und so fort, oder Drogenabhängige, wie die die behandelt haben, ne.

230

235

Interviewerin: Was ist denn das...

Uwe: Ja, man kann ja auch zu denen sagen, 'Sind Sie so freundlich und gehen Sie bitte.' Das sind doch bloß ein paar Worte, ob das so gemeint ist, spielt doch keine Rolle, aber das ist für so einen Menschen irgendwie eine Aufmunterung.

240

Interviewerin: Ja, weil er noch mal Respekt erfährt.

Uwe: Ja, ja, aber das hört man und das sieht man überhaupt nicht. Sicher, es gibt auch Reisende, die ohne zu fragen dann irgendwie dann dahin kommen und gucken sich die Leute an, zücken ihr Portemonnaie und geben denen etwas. Also, das kommt da auch oft vor. Also ich würde sagen, aber was hier in Berlin so an Ordnungsorgane sagen wir mal rumläuft, also nach meiner Überzeugung, die gehören in den Knast. Das ist meine Überzeugung. Denn was die sich rausnehmen, das ist menschenverachtend. Aber jeder ist doch bloß ein Mensch, und was und wie und wodurch das passiert ist, das wissen die nicht. Die können froh sein, dass sie noch einen Job haben. Unsereiner kriegt keinen mehr, und von den Leuten wird keiner eingestellt die da unten sind, bestimmt nicht. Ja, das ist das was mich persönlich... (unverständlich)

245

250

Interviewerin: Was ist das für ein Gefühl wenn man dann so, wenn einen so jemand menschenverachtend behandelt? Was geht da in dir vor? Kannst du dich da noch so reindenken, wenn du sagst es ist jetzt auch schon eine Zeitlang her?

255

Uwe: Ja, also ich würde sagen, das heulende Elend überkommt einen. Dann steigt ein Gefühl hoch... Na ja, ich würde sagen, die Tränen, die rollen. Also so...Manchmal, jetzt auch noch, wenn ich das sehe, also da muss ich das unterdrücken, und jetzt auch wo wir hier so reden, also...

260

Interviewerin: Das berührt dich dann richtig?

265

Uwe: Ja. Das ist, also das kann man nicht beschreiben, wie soll ich sagen, so emotional

270 kommt das dann hoch, dann möchte man das rausschreien, aber man bringt das dann selber nicht fertig. Aber dann, na ja, und dann fängt es dann an, dann kommt das Heulen und das Klagen innerlich, wenn man denkt, ja gut so und so, ist doch alles sowieso Scheiße. Ja, so sagen wir mal, sowieso alles Scheiße, die lachen da drüber und sagen, warum bemüht der sich nicht. Und wenn man sich bemüht, kriegt man nichts. Das ist schon eine sehr sehr miese Welt.

275 Interviewerin: Da werden einem richtig Steine in den Weg gelegt dann.

Uwe: Ja, ja, so ist es doch. Kommt man dahin, wird man nach dahin geschickt, von dahin wird man wieder zu dem alten zurück geschickt, und der schickt einem wieder zu einem anderen, und im Endeffekt weiß man gar nicht mehr wo was ist. Das ist das ja da eben bei. Wenn man doch konkret sagt, 'So und so ist das, gehen Sie da hin oder da hin', dann 280 ist das doch ganz einfacher als wenn man auf einer Behörde zu 60 oder 70 Personen geschickt wird, und im Endeffekt kommt man zu der ersten wieder zurück und dann sagt die, 'Ach so das wollten Sie.' Auch wenn man das vorher –

285 Interviewerin: Da fühlt man sich dann verarscht, ne?

Uwe: Ja, ja, so ist es doch, regelrecht verarscht. Da werden wir praktisch hier für blöde verkauft, trotzdem unter diesen Leuten manche sind, die schon Professorentitel haben und so weiter, und liegen trotzdem auf der Straße. Das ist es ja, durch Arbeitslosigkeit oder Familienkonflikte oder was weiß ich, was da alles zusammen kommt. Aber das 290 begreifen die Leute nicht, gut, die leben ja. Und ich würde sagen, auch die Leute, die auf der Straße liegen, die haben früher gearbeitet. Und von diesem Geld sind die doch groß und reich geworden, wenn man sich das jetzt alles anhört im Fernsehen, was da alles passiert. Zum Beispiel der eine da, na ja, der hat Frauen mit und Kinder mit und was weiß ich, ist in Pornoaffären verwickelt. Und was kriegt der im Endeffekt? 2 Jahre 295 auf Bewährung und so und so viel Geldstrafe. Ja, was ist das denn für eine Gerechtigkeit? Und ein anderer, der dasselbe gemacht hat, aber nicht in diesem großen Fall, ja was kriegt der, 15 Jahre, anschließend Sicherheitsverwahrung. Ja, also.

300 Interviewerin: Das ist dann total ungerecht.

Uwe: Ja, wo bleibt denn da die Gerechtigkeit? Da wird doch über einen der Stab gebrochen, der niedriger ist und der andere, der wird noch erhoben. Ja also, ich weiß nicht was in denen ihren Köpfen dann vorspringt, ne.

Interviewerin: Das regt dich richtig auf, ne, wenn du so darüber sprichst, das merkt man richtig. 305

Uwe: Ja, auf alle Fälle, wenn ich da zum Beispiel mal, wie ich noch die Wohnung hatte, was ich da im Fernsehen so gesehen habe und so weiter, was da alles kam und ging und so weiter und so fort. Mein Gott, da habe ich den Fernsehen abgeschaltet und... Na ja, aber man kann nix, als kleiner Mann nix dagegen machen, das ist es eben. Man wird nicht gehört. Und die kleinen, die haben wirklich viele Probleme, sonst hätten wir nicht 500 Millionen Arbeitslose oder was weiß ich wie viel das sind, oder eine halbe Million oder was weiß ich. Dagegen sollten sie mal was machen, aber nein, da werden Bauten hingestellt, und was machen sie mit die Bauten – wenn sie fertig sind, werden sie im Endeffekt wieder abgerissen, weil sie sie nicht verwerten können. Zum Beispiel die ganze Affäre mit der Wohnungsbaugesellschaft da von der Deutschen Bank. Ja, was kriegen die? Im Endeffekt kriegen die noch Geld ausgezahlt. Ja! Und unsereiner, der muss um jeden Cent kämpfen, um den überhaupt zu kriegen. So ist es. Und das ist meine Erfahrung und wovon ich überzeugt bin. In dieser Hinsicht hier wird sich nichts ändern, im Gegenteil. 310
315
320

Interviewerin: Dass so mit zweierlei Maß gemessen wird?

Uwe: Ja, ja, wird sich nie etwas ändern, nicht hier in dem deutschen Staat, trotzdem das ein Sozialstaat sein sollte. Das ist genau das Missbilligen der Ausländer. Für mich sind diese Leute auch Menschen. Was hätten wir ohne die Italiener gemacht damals, wie die hier rüberkamen, oder die anderen Ausländer. Wäre unsere Industrie so hoch gekommen? Ich glaube nicht. Ich glaube nicht, bieten sie mal einem deutschen Facharbeiter einen Job als Straßenfeger an, der würde zu Ihnen sagen, 'Sind Sie hier?' (zeigt den Vogel). Ja, mir wäre das egal gewesen, wenn ich einen gekriegt hätte, aber damals mit, na ja, 56 Jahren war da nichts mehr drin, trotzdem ich Facharbeiter bin, Maschinenbauschlossler von Beruf. Und ich habe Schweißerpässe. Nichts mehr, nichts mehr drin. Ich kriege in meinem Alter keinen Job mehr, und ich will auch keinem Jüngeren irgendwie einen Job wegnehmen, warum. Ich muss eben mit dem leben und auskommen, was mir der Vater Staat zugesteht. Ja, so ist es eben, das Leben ist hart. Und wie der eine sagt so schön, aber gerecht. Das möchte ich mal wirklich erfahren, wo das Gerechte wär. Nee. Haben Sie sonst noch Fragen? 325
330
335

Interviewerin: Ich würde nochmal gerne darauf zurück kommen, was du erzählt hast mit diesem, dass andere so auf einen herabschauen und so, einen so mißbilligend behandeln. Wie bist du mit sowas umgegangen? Du hast beschrieben, dass dich das total trau- 340

rig gemacht hat und was hast du, hast du versucht mit anderen darüber zu sprechen oder was hast du da gemacht?

345 Uwe: Ja, ja ja, doch, meistens bin ich denn, wenn der J. offen hatte, damals waren noch andere Öffnungszeiten, bin ich denn hier rübergekommen. (Störung durch andere Person) Da bin ich dann hier ins J., da hab ich dann da an der Ecke gesessen, und da kam damals dann immer die G., das war damals die Leiterin hier, die kam dann immer auf mich zu. Weil ich habe auch mit der Zeitung hier gearbeitet, ich habe damals die J.
350 mitgemacht und sowas alles und Berichte geschrieben und so weiter und so fort, und dann bin ich auch mal dort hingewesen und habe da geguckt und dann habe ich da drüber berichtet. Und dann bin ich dann hierhin, und dann sagt sie zu mir, „Mein Gott, du siehst wieder aus, als wenn du jeden umbringen könntest, der dir in die Finger fällt.“ - „Ja“, sage ich „dann habe ich heute das und das erlebt, hab das gesehen und so weiter
355 und so fort.“ Und dann trank ich damals noch, ja, und dann sagte ich zu ihr, dann sagte sie zu mir, „Was haste denn gemacht?“ - „Ja“, habe ich gesagt, „ich habe mir ne Flasche Blondie geholt.“ Da guckt sie mich an, „Und?“ - „Na“, sage ich, „die ist leer.“ Ja, und so habe ich praktisch gesagt im Alkohol versucht, das zu unterdrücken, was ich in Wirklichkeit für diese Gemeinheiten, die man dann erfährt und so weiter und so, fort
360 heraus zu brüllen. Wenn ich es getan hätte, da hätte man mich vielleicht verhaftet oder was weiß ich. Ja, so geht's doch!

Interviewerin: Hätte dir das geholfen, das mal raus zu brüllen?

365 Uwe: Ja! Vielleicht hätte es mir geholfen. Und mir gesagt, mein Gott du musst dich noch mehr in diese Sache hineinsteigern. Aber, wer hört einen schon?

Interviewerin: Und haben dir die Gespräche geholfen?

370 Uwe: Ja, sehr, sehr. Dann war ich wieder, sagen wir mal, ja, nach einer halben Stunde dann hat sich das wieder gelegt, dann war ich wieder beruhigt und so weiter und so fort. Und da sagte die dann, die G., meistens immer zu mir, „Uwe es geht eben nicht anders. Die wollen nicht, und wir können nicht.“

375 Interviewerin: Was hat sie damit gemeint?

Uwe: Bitte?

Interviewerin: Was hat sie damit gemeint?

- Uwe: Ja, dass sich mal die ganzen Arbeitslosen, die Wohnungslosen zusammenschließen. 380
 Und so auch wie eine Partei werden, aber nix Politisches, aber dann gegen ihre Ängste
 anschreien. Und manchmal bin ich auch mit zu diesen Protestaktionen von Arbeitslosen,
 Obdachlosen und Drogen, die hier in Berlin, da bin ich auch oft mitgegangen und so wei-
 ter und so fort. Da konnte man das eben mal. Aber dann kam die Polizei, dann wurde das
 auseinander geschmissen, mit Knüppeln zwischen geschlagen und so weiter und so fort. 385
 Ja, das ist das eben, das Ungerechte davon, dass man selber persönlich, trotz Freiheit
 sagen wir mal, Redefreiheit, trotz Pressefreiheit oder was weiß ich. Gut, es gibt auch
 Presseabteilungen und Zeitungen, die sich dieser Probleme annehmen, die auch helfen.
 Aber was hilft das, wenn da einer sagen wir mal oder zwei werden geholfen, was hilft
 das für die große Menge? Sicher, das geht nicht von heute auf morgen, das weiß ich ja 390
 auch. Aber man soll doch den Versuch machen, den Leuten wieder eine Lebensexistenz,
 oder Vertrauen ins Leben, in ihrem Leben geben. Dass man die nicht immer abspeist,
 dass man sagt, 'Ach mein Gott, ja ja, ist in Ordnung, wir regeln das schon.' Und was wird
 geregelt? Nichts. Das ist das eben, was nicht in diesem Staat reinpasst. Diese Leute da
 oben sind, na ja, gut, ob sie richtig sind, weiß ich nicht, ich kann mich in denen ihre Köp- 395
 fe nicht hinein denken, also so weit geht meine Intelligenz auch nicht, aber das Drauf-
 reagieren, das müsste mal kommen, dass da mal so ein richtiger Aufstand kommt. Wie
 das damals in der DDR war, sagen wir mal, wie die ganzen Leute sich zusammenge-
 schlossen haben, da konnten die auch nichts mehr machen. Und sowas müsste hier auch
 mal passieren. Und ich würde garantieren, dass das nicht nur hier in Berlin passiert, 400
 wenn das mal hier ist, dass das in anderen großen Städten wie Frankfurt, Düsseldorf,
 Hamburg, Bremen und so weiter und so fort, dass das da auch passiert. Warum ist in
 Stuttgart, sagen wir mal in der Großstadt, warum sind da nicht solche Krawalle von den
 Arbeitslosen? Weil die dort geholfen werden, da geht man mit den Leuten ganz anders
 um als wie das hier ist. Hier wird man abgespeist, hier wird man weggeworfen, sagen 405
 wir mal. Weil die haben kein Interesse darin, sich mit diesen Leuten zu beschäftigen.
 Wenn man dann zu denen hinget, dann kriegt man mal ein Almosen von denen, mal ein-
 mal und dann muss es auch gut sein. Und dann wollen sie die nicht mehr sehen. Je
 schneller die weg sind, umso besser ist es für die. Ja. Was wird so ein Drama gemacht,
 wenn einer von den Reichen gestorben ist. Aber stirbt mal so ein Arbeitsloser, so ein Ob- 410
 dachloser, da gibt es nur eins, Strich drunter, Sarg drüber, weg. Geredet wird davon
 nicht mehr, im Gegenteil. Gut, dass er weg ist, einer weniger. Ja, so ist es.
- Interviewerin: Ja, im Winter ist es dann ja oft noch so, wenn dann irgendwie in der Zei-
 tung steht, dass der erste Obdachlose in dem Winter erfroren ist, dann sind dann alle 415
 erst ganz betroffen, aber verändern tut sich deswegen auch nichts.

Uwe: Oh ja, aber dann, dann, nee, nichts, nichts. Das ist das. Toi, toi, toi, der eine, der heute morgen da gestorben ist, gut, im Endeffekt, muss man sagen, er hat sich selber umgebracht, sagen wir mal so, in diesem Falle. Er hat getrunken, gut 2 Flaschen am
420 Tage, und wenig gegessen und so weiter und so fort. Na ja, aber das ist doch nicht der Sinn der Sache. Man kann für diesen Mann nur beten, dass er jetzt vielleicht da oben ein besseres Leben hat. Na ja, aber ich bin froh, dass ich diesem Zeug den Rücken gekehrt habe, und toi, toi, toi, dass ich es bis heute geschafft habe. Aber wie gesagt, wie ich es schon gesagt habe, sollte mir das wieder passieren, dass ich die Wohnung nicht bekomme,
425 me, und ich sehe, dass das denn auch keinen Zweck hat und so weiter sich anderswo bewerben zu lassen oder so etwas, dann habe ich die Befürchtung, dass ich auch wieder da unten bin.

Interviewerin: Da kannst du für nichts garantieren?

430

Uwe: Ja, ja. Aber ich versuche es, und ich klammere mich daran, dass das nicht mehr so weit kommt. Und solange die mir helfen, ist das auch noch eine Sache. Gut, wenn die erste dann nicht klappt, vielleicht kriegt man dann irgendwo anders eine, ne. Mir geht es bloß darum, dass ich nicht mehr auf der Straße, dass ich abends nach Hause kommen
435 kann und sagen kann, so, jetzt kannst du dich hinlegen, kannst in Ruhe schlafen, dich schmeißt keiner weg, oder es kommt keiner, der dich in die Rippen tritt oder sonst irgendetwas.

Interviewerin: Hast du sowas auch schon mal erlebt, so Gewalt?

440

Uwe: Ja, selbstverständlich, von Polizei. Aber sicher. Da hatten wir mal, ist aber jetzt schon, na ich würde sagen, so 10 Jahre her. Wissen Sie, wo oben die Zentrale der Deutschen Bank ist, auf der...

445 Interviewerin: Am Potsdamer Platz?

Uwe: Nee, nee, nee, hier am Bahnhof Zoo. Die Bank, die Deutsche Bank, die geht ja hinten raus, und da war, ob das jetzt noch ist, weiß ich nicht, da war damals so ein Unterstand, Überhänge und so weiter, da lagen wir denn mit 5 oder 6 Leute waren das, in
450 Schlafsäcken und so weiter, und wollten ja nur schlafen dort. Auf einmal so zwischen halb 12 Uhr, wumms, wumms, wumms ging das nur noch, ohne zu fragen, ohne irgend etwas, standen da ungefähr 8 Bullen. Als wenn die gedacht hätten, wir wollten in die Bank einbrechen, und wir waren bloß da um zu schlafen, nicht betrunken, überhaupt nix, gar nix. Und dann ging es da los, da haben sie uns denn mitgenommen zur, wie

heißt das jetzt wieder, die Polizeistation 2, hier auf der Straße, die nach Spandau geht 455
ist, doch dieses riesige Polizeirevier.

Interviewerin: Weiß ich nicht.

Uwe: Das ist glaube ich die Zentrale, die Schule und was die da alles haben und so wei- 460
ter. Und, ja, Spandauer Damm, glaube ich, heißt die Straße, und dann ist auf der rechten
Seite ist denn, von hier aus gesehen auf der linken Seite, ist die Polizeikaserne, da ha-
ben sie uns dann hingebacht. Morgens um 4 Uhr konnten, mussten sie uns dann wieder
entlassen. Nix, weil gegen uns nix vorlag. Ja, das war das erste Mal, wo ich das wirklich
miterlebt habe, dass man getreten wurde, dass man geschlagen wurde und so weiter 465
und so fort. Ja, und dann habe ich kurz, war ungefähr 4 oder 5 Stunden später, kriegte
ich einen Schlaganfall. Auch durch, wahrscheinlich durch Rückwirkung von diesem
Dings, ja, und jetzt, mein Gesicht ist noch verzogen und so weiter, aber sonst, toi, toi, toi
durch Selbstauffraffen und so weiter und so fort, und dann hatte ich denn noch einen,
habe ein neues Hüftgelenk eingesetzt bekommen und so weiter. 470

Interviewerin: Auch danach dann, also deswegen?

Uwe: Ja, danach, danach ist das passiert.

475

Interviewerin: Meinst du, dass das damit zusammenhängt?

Uwe: Nee, nee, nee, das, das, mit dem Hüftgelenk, meinen Sie? Nein, nein, nein, das ist
praktisch sagen wir mal ein Hausunfall gewesen.

480

Interviewerin: Ach so.

Uwe: Mußte damals Kohlen vom Keller hoch holen, und im Keller ist unten so eine Stoß-
leiste drin, und die habe ich nicht gesehen oder habe nicht mehr darauf geachtet, trete
darauf, rutsche aus und knalle mit der Hüfte voll darauf. Da habe ich gedacht, mein 485
Gott, das kann ja nur eine Prellung sein oder sonst irgend etwas, na ja, und dann habe
ich mich noch 3 oder 4 Tage in der Wohnung bewegt, rumgelaufen, aber am 4. Tag es
aus, vorbei. Ich konnte nicht mehr kriechen und dann Schmerzen, unheimlich. Habe das
Handy genommen, habe die 112 angerufen, die waren direkt in 2 Minuten da, da haben
sie mich denn ins Krankenhaus gebracht in Spandau und nach dem Röntgen sagte der 490
Arzt zu mir, „Tja, Herr Krug, wären sie direkt nach dem Fall gekommen, hätten wir da
noch den alten Knochen mit wieder zusammen, aber jetzt ist der 4 cm auseinander, da

müssen wir Ihnen ein neues.“ Ich sag, „Machen Sie das, aber machen Sie das so, dass ich nachher wieder laufen kann.“ Ja nun, da haben sie ein neues amerikanisches Verfahren hatten sie da rausgebracht, da wird so eine Flüssigkeit, ich weiß nicht, der Arzt sagte zu mir, das ist Beton, was da reinkommt, ja das haben die dann da reingespritzt, und nach 6 Tagen bin ich schon wieder auf Krücken rumgelaufen. Auf Krücken gegangen, und dann kam die Therapeutin, die mir das Laufen wieder beibrachte, morgens in Zimmer rein und fragte den anderen, den anderen Patienten der noch mit mir im Zimmer lag, „Ja, wo ist denn der Herr Krug?“ - „Och“, sagte der, „der ist schon eine halbe Stunde die Treppen rauf und runter am laufen.“ Da bin schon mit der einen Krücke die Treppe rauf und runter gelaufen. Ja, und wieder Bewegung und ja, dann bin ich denn ungefähr 4 oder 5 Tage später haben sie mich denn ins Rehabilitationszentrum, wo ich wieder schwimmen oder sonst irgend etwas machen konnte, aber das war denn auch nur tagsüber, ich war schon dann wieder in meiner Wohnung. Wurde dann in meine Wohnung gebracht, abgeholt morgens, und ja, da hab ich denn so langsam mich wieder aufgerappelt. Ja, und denn nach 14 Tagen oder 3 Wochen bin ich dann schon wieder am Stock gegangen. Da konnte ich am Stock schon gehen und so weiter und so fort, und 4 Wochen später habe ich dann zum ersten Mal wieder versucht, Rad zu fahren, aber das war noch zu früh, aber keine Komplikationen gehabt, irgend welche Nachoperationen oder sonst irgendwas, wie das bei anderen Menschen so ist, nichts.

Interviewerin: Gut verheilt.

Uwe: Ich hatte ja auch den Willen, ich wollte ja selber wieder ans Laufen kommen. Das richtige Laufen geht jetzt auch noch nicht so hundertprozentig, aber wenn ich langsam gehe, dann kann ich kilometerweit laufen, nur schnell darf ich noch nicht laufen oder gehen. Ja und mit dem Radfahren klappt es auch schon wieder. Und so habe ich mich selber, aber man muss den Willen zu irgend etwas haben, und man muss selber mitarbeiten. Wenn man das nicht macht, dann kann man direkt sagen, lass die Finger davon, du schaffst das sowieso nicht. Ja, so ist das doch. Und die meisten, die hier sind die haben diese Einstellung, und die wollen sich auch nicht helfen lassen. Und wenn man zu denen schon mal sagt, so und so, dann kommt, 'Ach, du hast doch keine Ahnung', sagt er zu mir und so, ja was will man denn noch sagen. Solche Menschen, die kann man nicht mehr helfen, und die wollen sich nicht helfen lassen, sie wollen hier in ihrem, na ja, in ihrem Dreck, sagen wir mal so, wollen sie ersticken. Aber das ist... Nee. Ich will es hoffen, dass es klappt, dass ich nicht mehr auf die Straße brauche, da habe ich eine unheimliche Angst vor. Weil ich weiß, das zweite Mal schaffe ich es nicht mehr, wenn ich mal wieder drin bin, dann lasse ich mich treiben. Ja, was soll ich denn sonst auch noch machen?

Interviewerin: Also, du hast Angst, dass das alles wieder von vorne losgeht mit dem Alkohol und so? Dass du nicht mehr da raus kommst? 530

Uwe: Ja, das ist es dann eben, und wenn das einmal da ist, dieses Gefühl und man kann und man will dann nicht mehr, dann würde ich sagen, innerhalb von 4, 5 Tagen ist man auf dem Punkt angelangt, wo man schon einmal war. 535

Interviewerin: Also das geht dann richtig schnell?

Uwe: Ja, auf alle Fälle, auf alle Fälle. Da kann man sich noch so dagegen wehren, wenn es dann dran ist, dann schaltet das hier oben ab und dann denkt man nur noch an den nächsten Tag, wie es weiter geht. Ja, so ist das. Und das ist auch die Befürchtung. Ich kenne welche, viele, die das hier auch gemacht haben wie ich. Und dann ging das los mit der Wohnung, das war das erste. Dann war die Wohnung weg, und dann fingen sie schon wieder an. Und die Befürchtung habe ich, also ich zittere davor. 540

545

Interviewerin: Wann erfährst du es denn, weiß du das?

Uwe: Bitte?

Interviewerin: Wann du das erfährst ob es klappt? 550

Uwe: Ja, das weiß ich jetzt nicht, ich habe gestern diesen Vor., die Bewerbung, sagen wir mal, für den Mietvertrag, den habe ich gestern abgegeben bei der Frau Nebel vom GSW. Aber ich glaube, da ich ja 8 1/2 Jahre bei der GSW gewohnt habe und nie Schwierigkeiten hatte mit denen, dass das eventuell klappt dass ich die Wohnung da übernehmen kann. Wenn ich dann den Mietvertrag habe, dann muss ich erst zum Amt gehen, damit die auch die Kosten übernehmen, und dann kann ich denen sagen, so oder so. Die werden direkt dann vom Amt überwiesen, dass ich erst gar nicht in Versuchung komme, an dieses Geld ranzugehen. Denn das habe ich auch zu befürchten, ich habe schon meine, diese Scheckkarte für die Automaten, die habe ich der Bank schon zurückgegeben, weil ich befürchte, wenn ich die Karte habe, dass ich dann auch irgendwann unbewusst mal an den Automaten rangehe und hole mir denn noch Geld, trotzdem ich dann mein Konto überziehe. Und das will ich jetzt, das will ich vermeiden, dass das überhaupt, deswegen gehe ich immer zur Bank hin, wenn es da ist und hole mir dann mein Geld von der Bank, aber nie mehr Automatenkarten, das weiß ich. Denn ich kann nicht so mit Geld umgehen, sagen wir mal, wie ein Bankier oder sonst irgendetwas und so fort. Sicher, ich kann mir das einteilen. Wenn ich das habe, und ich weiß, so und so viel hast du, 555
560
565

du musst damit den ganzen Monat auskommen, dann komme ich auch damit den ganzen Monat aus. Also das schaffe ich schon. Aber wenn ich dann sehe oder denke dann
570 manchmal, ach ja, du kannst ja mal zur Bank gehen, kannst ja mal ruhig die Karte reinschieben, drückst mal einen Hunderter raus – die Versuchung kann dann auch kommen. Aber das will ich vermeiden. Und bis jetzt habe ich es geschafft. Na ja, hoffentlich kriege ich die Wohnung.

575 Interviewerin: Ich drücke die Daumen.

Uwe: Ja, das wäre gut.

Interviewerin: Ich habe noch ein bisschen zum Schluss noch eine bisschen ungewöhnliche Frage vielleicht. Wenn du dir was wünschen könntest, was würdest du dir denn wünschen?
580

Uwe: Ich mir persönlich?

585 Interviewerin: Ja.

Uwe: Für mich persönlich Gesundheit und, na ja, so allgemeine Wünsche wären jetzt...

Interviewerin: Ja, ruhig was dir spontan jetzt in den Sinn kommt, sag ruhig.
590

Uwe: Ja, dass ich meinen Lebensunterhalt bestreiten kann, dass man mir auf den Ämtern auch mal entgegen kommt, und dass ich meine Wohnung bekomme. Ja, das wäre im Moment das dringendste Bedürfnis, was ich persönlich habe. Und dann wünsche ich mir, dass man den Leuten, die zwar praktisch manchmal durch Eigenschuld und viel durch
595 nicht Selbstverschulden, also durch ungewöhnliche Situation in diese Lage gezwungen werden, dass es denen auch einmal besser gehen soll. Ja, und vor allen Dingen Frieden auf der Welt, das wäre noch das Schönste. Ja, das wär das.

Interviewerin: Ja, dann danke ich dir, war sehr interessant.
600

Uwe: Ja, manchmal ist es interessant, trotzdem es so traurig ist.

Interviewerin: Ich muss mir noch dein Alter aufschreiben, du hattest am Anfang gesagt, wie alt bist du?

Uwe: 66, am 24.1. 66 geworden.

605

Interviewerin: Ok.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, daß ich die vorliegende Dissertation selbständig verfaßt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe.

Die Dissertation ist bisher keiner anderen Fakultät vorgelegt worden und wurde in keinem früheren Promotionsverfahren angenommen oder abgelehnt.

Bielefeld, April 2008

Unterschrift

